

H. Leutemann gez. Stich u. Druck aus der Kunst-Anstalt von Alexander Alboth in Leipzig.

„Für wen mag es wohl sein?"

J. D. Sauerländer's Verlag

Katholischer
Anekdoten-Schatz

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. Hungari.

Sechster Band:
Friedliche Stunden.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1858.

Friedliche Stunden.

Ein

katholisches Anekdoten-Büchlein

zur

Unterhaltung und Belehrung

für

alle Stände.

Gesammelt und herausgegeben

von

A. Hungari.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1858.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Fest-Bilder.

Das heilige Kreuz des Erlösers.

Das allerheiligste Sakrament des Altars.

Ave Maria!

Tiara und Mitra.

Aus der Seelsorge.

Fürsten-Kronen.

Künstler und Dichter.

Blumen aus der Wüste.

Krieg und Sieg.

Reliquien von Heiligen.

Ehrwürdige Pflanzen.

Wundersames.

Religiöses Still=Leben.

Merkwürdige Orte.

Aus dem Kloster.

Kloster-Entstehung und Kloster-Trümmer.

Bunte Welt.

Werke der Barmherzigkeit.

Wohlthätigkeits-Anstalten.

Aus den Missionen.

Merkwürdige Geschichts-Stationen.

Alte Dome.

Aus der Revolution Frankreichs.

Sinniges und Gemüthliches.

Dunkle Thaten.

Fromme Gebräuche.

Martyrer-Fahnen.

Anmuthige Sagen.

Kreuzträger und Krankentröster.

Die Stunde des Todes.

Ehrwürdige Sterbe-Bilder.

Nach dem Tode.

Friedliche Stunden

in

katholischen Anekdoten.

---

1. Das heilige Osterfest in Zytomierz.

(Nach: Briefe aus Südrußland von Marie Förster.)

1. Zu der Stadt Zytomierz in Volhynien gehört auch ein katholisches Elisabethiner-Kloster, das am Rande der Bergebene liegt, hoch über dem Teterew, umgeben von Linden und dunklen Tannen, die seine Kuppeln und Thürme überragen. Wir fahren oft zur Frühmesse in die Kapelle, wo uns der Gesang der Nonnen und ihrer kleinen Zöglinge erfreut, und wo eine gute Copie der Sixtinischen Madonna uns vom Hochaltar hernieder wie eine liebe Bekannte grüßt. Die vierzehn Nonnen sind mit der Erziehung armer Kinder und der Pflege von Kranken verschiedener Confessionen beschäftigt. In Küche, Waschhaus, Krankensälen, Garten, Apotheke, Todtenkammer sind sie unaufhörlich thätig; die unter weißer steifer Haube verborgenen Gesichter sehen mild und friedlich aus. —

An der hohen Tanne vorüber, die bei einem Besuch des Kaisers Alexander I. am Bergrand gepflanzt wurde, kommt man zu einem niedern strohbedeckten, von alten Bäumen umschlossenen Hause, in dem ein ehrwürdiger heiliger Mann lebt: der Seelsorger des Klosters, der Abbé O., ein wahres Ideal von Priester, der sein Vermögen wie seine Kenntnisse, die sich über alle Reiche des Wissens erstrecken, am Altare Gottes niedergelegt und sein ganzes Leben dessen Dienste geweiht hat. In dunkler Morgenfrühe geht er durch Schnee und Kälte, um dort die heilige Messe zu lesen; dann fährt er in ärmlicher, mit Stroh gefüllter Britschka da und dort hin, zu Reichen und Armen, um Kranke und Sterbende zu trösten, Rathlosen zu helfen, Unwissende zu belehren. Dünnes Silberhaar bedeckt sein Haupt; Nachtwachen, Arbeit und Entbehrung haben sein Gesicht durchfurcht; aber ein höheres Licht als das der Jugendfrische ist darüber ausgegossen; es ist, als ob im Antlitz selbst etwas von jenem Heiligenschein strahle, der sonst im Bilde das Haupt der Auserwählten Gottes umgiebt. — —

2. Diese letzten zwei Wochen glänzen wie ein helles Kleinod in meiner Erinnerung: die neuerwachten Frühlingsfreuden und die rührenden kirchlichen Feierlichkeiten vereinten sich, um aus ihnen ein so harmonisch schönes Ganze zu bilden, daß es mir schwer scheint, es wieder in Details aufzulösen und davon zu erzählen. Kaum weiß

ich, ob ich zuerst von den Gärten und Thälern voll Blumen und Vögelgesang oder von den Kirchen voll Weihrauchduft und Orgelklang reden soll. Eins gehörte zum Andern und verschönerte und heiligte das Andere, und der beseligende Gedanke der Auferstehung war hier wie dort lebendig. —

Acht Tage vor der heiligen Osterwoche begannen die geistigen Vorbereitungen, welche der Abbé O. im Kloster für einen großen Kreis von jungen Mädchen und Kindern hält. In früher Morgenstunde versammeln sich Alle am Bergrand vor dem Kloster und erwarten das Kommen des ehrwürdigen Priesters. Alles sieht heiter und poetisch aus: der blaue Fluß zu unseren Füßen glänzt in der Morgensonne, das junge Grün schimmert auf den nahen und fernen Bergen und goldiges zartes Laub an manchen Bäumen. Ueber uns singen Lerchen, unter uns in den knospenden Eichen Pirolen und Amseln. Die Kinder pflücken Blumen auf dem Berghang und überall zwischen den dunkeln Stämmen schimmern ihre hellen Gewänder. Alle die Zerstreuten vereinigen sich, als der Abbé aus der Pforte seines nahen kleinen Hauses tritt, und Kinder und Erwachsene eilen ihm mit dem frohen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ entgegen. Der ehrwürdige Greis mit dem gütigen Lächeln und heitern Antlitz unter spärlichem Silberhaar ist im Einklang mit dem Frühlingsmorgen und die ganze Umgebung erscheint geheiligt durch seine Erscheinung. Alle folgen ihm in's Kloster, wo er im Saale der Priorin die religiösen Uebungen und Prüfungen hält. Diese Vorbereitungen dauern bis Ende der Woche, wo die meisten dieser jungen Mädchen mit den Nonnen vereint am heiligen Abendmahle theilnehmen und auch die Kinder ihre ersten Beichten halten. — Es ist ein rührender Anblick, wenn der ehrwürdige Priester im weißen Gewande sein silberhaariges Haupt zum blonden Lockenköpfchen eines kleinen Mädchens neigt, das, im Beichtstuhl kniend, ihm ihr kindliches Bekenntniß zuflüstert. Es ist wie ein Bild vom guten Hirten, der auch für das Kleinste seiner Heerde liebend sorgt.

Diese Blumen und Kerzen auf dem Altar unter dem schönen Abbild der Sixtinischen Madonna, die kleinen Chorknaben in ihren weißen Kleidern, die gleich hellen Wolkenstreifen zwischen dem Priester und den Knienden schwanken, der Gesang der Nonnen, die Andacht und Rührung der Kinder — Alles ist erhebend, feierlich, wie ein Traum aus einer andern Welt!

Auch in den übrigen katholischen Kirchen finden wochenlange Vorbereitungen für die heiligste Osterfeier Statt, vor welcher Familienglieder und Bekannte sich gegenseitig um Vergebung bitten und nach welcher sie sich mit freudigen Glückwünschen begrüßen. Man ist unermüdet

im Besuche dieser täglichen, stundenlang dauernden Vorbereitungen, und bei aller sonstigen Eßlust und Gourmandise äußerst streng in der Beobachtung der strengen Fasten, die ihnen nur Brod und in Oel gekochte Gemüse und Fische zur Nahrung gestatten. —

3. In der Osterwoche werden täglich in den katholischen Kirchen die uralten Lamentationen gesungen, in denen das Weh der ganzen Welt wiederzuklingen scheint.

Am heiligen Charfreitag ist unter Blumen, Zierath und Kerzen der todte Heiland im Grab ausgestellt. An den Kirchthüren wird von je einer Dame und einem Herrn aus der Gesellschaft für die Armen gesammelt. —

Am Charsamstag, des Nachmittags, wird die „Pasqua" im größten Zimmer des Hauses aufgestellt und von einem Priester gesegnet und mit Weihwasser besprengt. Dieß Ostermahl mit seinen eigenthümlich nationalen Fleischspeisen und Bäckereien, mit den hohen Torten (babas), auf denen Osterlämmchen thronen, mit seinem Schmuck von Blumen und grünen Zweigen, bleibt während der Feiertage in allen Häusern stehen und ladet jeden Besuchenden zum Genuß. —

Um Mitternacht ertönen alle Glocken und rufen zur Auferstehungs-Feier, die in allen Kirchen gehalten wird. In den russischen Kirchen dauert sie bis zum Morgen.

4. In der Frühe des ersten hochheiligen Ostertags beginnen die glückwünschenden Besuche, die man seinen Vorgesetzten und Bekannten nothwendig machen muß. Der fröhliche Ostergruß: „Cristos woskräs! Christus ist erstanden!" durchtönt alle Straßen und Häuser. Vornehme und Geringe, Freunde, Verwandte, Diener und Herren begrüßen sich mit dem Rufe und küssen sich gegenseitig mehrere Male auf beide Wangen. Alles scheint durch die heilige Osterfreude in Liebe und Glück verbunden. Auch Geschenke werden ausgetheilt. Diener und Dienerinnen bringen am Morgen mit dem Gruße: „Christus ist erstanden!" buntbemalte Eier, und erhalten als Gegengeschenk Bänder, Tücher oder Geld. Auch die Vornehmen beschenken sich gegenseitig mit Eiern, die oft schön bemalt und verziert sind. Mit den nächsten Verwandten theilt und ißt man Eier unter gegenseitigen Glückwünschen.

Die ganze Stadt hat ein festliches Ansehen. Ueberall erblickt man bunte helle Kleider, die Bauern tragen ihre besten Kaftane, die Bauernmädchen haben ihr Haar mit Blumen geschmückt und mit ihren besten bunten Bändern, die lang über den Rücken herabhängen. Die Goldhauben und Ketten der vornehmen Frauen, die Helme und Uniformen der Offiziere blinken in der Sonne, die kleinen schnellen Droschken und die reichen Equipagen rollen unaufhörlich durch die Straßen, die heute in noch ungesehener Reinheit erglänzen.

Aber nicht allein in Kirchen, Häusern und Straßen war es festlich; die ganze Natur erschien gehüllt in Frühlingsduft und Sonnenschein, und gerade in diesen Tagen erblühten uns ungeahnte Schönheiten in der Gegend. Nicht blos Blumen und Kräuter, sondern Wälder, Thäler, Felsen, Wasserfälle, deren Dasein die dichte Schneehülle verborgen hatte, erstanden plötzlich im neuen Sonnenschein und verklärten die Welt, die uns umgiebt. Am schönen Ostersonntag-Nachmittag, nachdem wir dem Gottesdienst in der Klosterkirche angewohnt, stiegen wir zum ersten Mal von der Bergfläche, auf der die Stadt sich ausbreitet, durch den knospenden Eichenhain hernieder in's reizende Thal des Teterew, das wie ein erschlossenes Paradies vor uns lag. Sanft geschwellte Berge mit grünen Abhängen, waldigen Schluchten und Felsenvorsprüngen ziehen sich zu beiden Seiten des Flusses hin, der kleine Inseln und Felsenblöcke umrauscht und höher oben mit glänzenden Schaumwellen über ein breites Wehr sich stürzt. Grüne Hütten sind auf den Höhen und am Ufer zerstreut, Kähne gleiten über die Wellen; von den Bergen rechter Hand sieht man die Thürme der Stadt schimmern und näher dem Abhang erheben sich die großen Gebäude des Elisabethiner-Klosters; Mühlen, Felsenblöcke und alte Weiden schmücken hier und da das Ufer. Das Thal erscheint gar lieb überall. Wir erblicken es von der Höhe eines Hügels, auf dem die Osterblümchen, Veilchen und Primeln, blühen, und sehen dahin wie auf ein neugeschenktes Reich. Unsere Augen folgen den Windungen des blauen Flusses, der sich rechts, mit der ihm entgegenschäumenden Kamionka verbunden, in ein neues waldiges Felsenthal verliert und links zwischen sonnigen Höhen hinzieht, auf denen kleine Dörfer und junge Saaten schimmern. Weiden und Birken lächeln im ersten goldigen Grün, Ziegen klettern auf den Höhen und suchen Frühlingskräuter; am Ufer und auf den Bergpfaden leuchten die hellen Kleider vieler Spaziergänger. Aus der Stadt tönen Vesperglocken, aus der Luft Gesänge der Lerchen und vom Flusse leise Ruderschläge. — Alles, ja Alles ist froh im Frühlingssonnenglanz und geheiligt von der Feiertagsruhe. Es war Festtag, Auferstehungstag, und Alles neugeboren: — die Natur im milden Ostersonnenstrahl, und die Herzen der Menschen in dem Oster- und Friedens- und Lebensfürsten **Jesus Christus!** —

---

2. Das Fest der heiligen Agnes zu Rom.

Das Fest der heiligen Agnes ist mit einem jener sinnigen Gebräuche ausgestattet, wie sie im Leben der katholischen Kirche, besonders am Sitz des Oberhauptes der Kirche ohnehin nicht selten,

ein so beredter Ausdruck des Geistes und des Glaubens der Kirche sind.

An diesem Fest, das man am 21. Januar begeht, werden in der der genannten Heiligen gewidmeten Kirche von uralter Zeit her alljährlich zwei Lämmer geweiht. Es bilden diese Lämmer eine Art Zins, den die Regular-Canoniker, denen diese Kirche übertragen ist, dem Kapitel von St. Johann im Lateran zu leisten haben.

Die Weihe geschieht in der Art, daß nach beendigtem Hochamte die beiden Thierchen, reich mit Blumen und Bändern geschmückt, auf den Hochaltar gelegt und da durch den Abt des Kapitels von St. Agnes unter besonderen Gebeten geweiht werden. Alsdann werden sie dem Ceremonienmeister der Lateran-Kirche überreicht, der als Bevollmächtigter des Kapitels dieser Hauptkirche zu deren Uebernahme abgeordnet ist. Dieser übergiebt sie einem Beneficiar der Lateran-Kirche, der sie auf ein mit reichen seidenen Decken und Kissen geschmücktes Pferd legt und sie zum Papste bringt, um sie auch von diesem segnen zu lassen.

Hierauf werden sie von dem Cammerlengo der apostolischen Subdiakonen in Empfang genommen und an ein Frauenkloster, das der Papst hierzu bestimmt, in Pflege gegeben — eine Vergünstigung, um welche sich die Klöster auf das Lebhafteste bewerben, und, wie sich denken läßt, durch die sorgsamste Pflege zu vergelten sich bemühen. —

Es ist aber dieser Gebrauch ungemein reich an schönen, sinnbildlichen Mahnungen!

Schon der Name der heiligen Agnes bedeutet — „agnus, ein Lamm," und erinnert unwillkürlich an jene Unschuld und Reinheit der Seele, die schon das Kind geradezu und so gern in dem Lämmchen versichtbart findet. So ist denn die Verwendung der Lämmer an diesem Tage an sich schon eine Huldigung, welche die katholische Kirche jener Jungfrau und Martyrin, die im zartesten Alter ihr Leben für den göttlichen Heiland hingab, und in ihrer Person der Tugend unbefleckter Jungfräulichkeit bringt. — Durch die Weihe der Lämmer aber ist auch dargethan, wie diese Tugend nur in der Kirche des göttlichen Lammes, dem, nach dem Ausspruche der heiligen Schrift, die Jungfrauen folgen, wohin es geht, hochgeachtet ist, und ihre Pflege, ihre göttliche Weihe findet. — Daß die Lämmer der Obsorge einer religiösen Genossenschaft übertragen werden, ist für diese und in ihnen für alle religiösen Genossenschaften der katholischen Welt eine Mahnung, wie sie nicht eindringlicher gegeben werden könnte, die durch die heilige Agnes geübten und in diesen Lämmern versinnbildeten Tugenden zum Gegenstand ihrer eifrigsten Uebung und sorgfältigsten Bewahrung und Ausbildung zu machen.

Gegen Ostern werden die Lämmer geschoren und aus der Wolle die Pallien gefertigt. — Bekanntlich ist das Pallium eine Auszeichnung der Patriarchen und Erzbischöfe, und besteht aus einem weißen breiten Bande mit einigen eingewirkten schwarzen Kreuzen, und es reicht der Gebrauch desselben bis in die ältesten christlichen Zeiten zurück. — Der Papst weiht die Pallien am Vorabend des Festes der Apostelfürsten in der St. Peterskirche. — Am Morgen dieses Tages nämlich werden dieselben auf die „Confessio" des heiligen Petrus gelegt und am Nachmittage, nach der Vesper, holt sie Einer der apostolischen Subdiakonen daselbst ab, um sie unter Vortritt von zwei Stabträgern und zwei Auditoren des obersten geistlichen Gerichtshofes, der Rota u. s. w. dem heiligen Vater zu überbringen, der sie unter Gebeten, die zuletzt unter Papst Benedikt XIV. hierfür festgesetzt wurden, weiht, mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch beräuchert. — Nach vollzogener Weihe werden sie, in einem Kästchen aus Metall verschlossen, an die Basilica von St. Peter zur Verwahrung übergeben, wo sie bei der „Confessio" niedergelegt werden, bis man derselben bedarf. — Die Kirchenfürsten, welche ein Recht auf das Pallium haben, müssen in den drei ersten Monaten nach ihrer Consecration darum bitten, und es geschieht die Verleihung desselben in einem Consistorium, wobei die damit Belehnten oder die von ihnen hierzu beorderten Stellvertreter einen durch das Ceremonial vorgeschriebenen Eid in die Hände des ersten Cardinal-Diakons abzulegen haben. Die Worte der Verleihung lauten: „Nimm hin das Pallium von dem Leibe des heiligen Petrus!" — Es sind auch gewisse Festtage des Jahres bestimmt, an denen die Erzbischöfe neben ihren sonstigen erzbischöflichen Gewanden auch das Pallium anzulegen haben. — Stirbt ein Erzbischof, so ist es Vorschrift, daß das Pallium mit ihm beerdigt wird, und es muß der Nachfolger dasselbe jedesmal auf's Neue verlangen. —

Wiederum eine Reihe von Uebungen, die den reichsten Inhalt zeigen! —

Daß gerade um Ostern von jenen Lämmern die Wolle entnommen wird, um daraus das erzbischöfliche Schmuckgewand zu fertigen, weist auf das göttliche Lamm zurück, das die Sünden der Welt auf sich genommen und der Welt die Reinheit von Sünden erworben hat, deren — in Folge der Verdienste Christi — durch die apostolische Wirksamkeit die einzelnen Gemeinden und in ihnen die einzelnen Mitglieder theilhaftig werden sollen.

Diese Wirksamkeit gleicht einem schützenden Mantel (denn Pallium heißt Mantel und war ursprünglich wohl, was sein Name bedeutet, bis — ähnlich wie bei der priesterlichen Stola — nur noch

der Saum, gleichsam als Andeutung des ursprünglichen Gewandes, übrig blieb), unter den sich bergend die Mitglieder der Kirche Christi ihr Heil gewinnen sollen. Von Einem Mittelpunkt aber, dem heiligen Petrus, dem der Herr die Schlüssel des Himmelreichs übergeben, hat diese Wirksamkeit ihren Ausgang zu nehmen und in der Einheit mit derselben zu verharren, auf daß sie als eine apostolische bezeichnet werden könne. „Selig, wer ausharret bis an das Ende!“ Diese Worte gelten auch den Kirchenfürsten, als ernste Mahnung, in der Einheit mit dem apostolischen Stuhle zu leben und zu sterben — darum haben sie das Sinnbild der Einheit und Verbindung mit demselben selbst im Grabe noch zu tragen, und jeder ihrer Nachfolger hat in der neuen Erwerbung des Sinnbildes auch die erneuerte Mahnung zu erkennen, daß er nach dem Willen des ewigen Hirten fest und ausdauernd in derselben Einheit zu verharren habe. *) —

3. Das St. Lubentius-Feuer.

Der heilige Lubentius, ein Zeitgenosse Sanct Castor's, hat mit dem größten Eifer und sichtbar von Gott mit dem reichsten Erfolge gesegnet, das Christenthum in den Gegenden an der Mosel ehedessen ausgebreitet.

Aus Dankbarkeit führte man nun in den früheren Zeiten am jährlich wiederkehrenden Lubentius-Feste den Gebrauch ein, daß auf allen Bergkuppen längs der Mosel hin Freuden-Feuer angezündet wurden, die in ihrem Sinnbild den Einwohnern dieser Gegenden in's Gedächtniß rufen sollten: „Wie dieses Bergfeuer die Nacht ringsum erhellt, so hat ehemals der heilige Lubentius mit dem Lichte des Evangeliums die Nacht des Heidenthums in den Herzen unserer Vorfahren auch erhellt!“ Und diese Feuer-Zeichen nannte man die „Gott-sei-Dank-Feuer“ oder auch die „Lubentius-Feuer.“ —

4. Das St. Theobalds-Fest zu Neu-Thann.

(Aus: Sagen des Elsasses von August Stöber.)

Theobaldus oder Ubaldus, auch Dieboldus genannt, ein frommer Bischof, lebte zu Eugubin in Umbria, **) zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, in sonderbarer Andacht und Heiligkeit; also

*) Das Martyrthum der heiligen Agnes ist zu lesen Seite 272 im zweiten Bande des Anekdoten-Schatzes.

**) Umbria, ein altes Gebiet in Mittel-Italien, jetzt zum Kirchenstaate gehörig. Die Stadt Eugubin heißt heutzutage Eugubio oder Gubbio.

zwar, daß er auch die bösen Geister nur mit seiner Gegenwart erschreckte und auf seinen Befehl von Stund an aus den besessenen Leibern weichen machte. Alles, was er hatte, gab er den Armen; für sich aber behielt er nichts, als für die höchste Nothdurft, und ein einziges schlechtes Ruhebettlein, auf welchem er bei achtzehn Jahre mit dem Fieber hart geplagt und krank daniedergelegen. —

Nun hatte Theobaldus einen Knecht, der ihn in diesem mühseligen Zustand mit vieler Liebe und Treue versorgte, ohne daß derselbe, außer Kost und Obdach, irgend etwas als Lidlohn empfangen hätte; auch war wenig für ihn zu hoffen, worüber er sich manchmal Gedanken machte, wenn er an sein eigenes Alter gedachte und an die Beschwerlichkeiten, denen er vielleicht noch ausgesetzt würde.

Solches vermerkte nun Theobaldus im Geiste an seinem Diener, und sagte einstmals zu ihm: „Mein lieber und getreuer Knecht, sei getrost und laß dich meine Armuth, so ich mir freiwillig und Gott zu lieb aufgebürdet habe, nicht bekümmern; der Herr, dem du und ich dienen, wird dir den Lohn, den ich dir nicht bezahlen kann, mit zeitlichen und ewigen Mitteln reichlich ersetzen. Jedoch damit du nicht gar leer und unbelohnt von mir abscheidest, so nimm dir, wenn ich auf dem Todesbett liegen werde in meinem bischöflichen Ornate, den goldenen Ring von meinem rechten Daumenfinger hinweg und gehe damit in Gottes Namen davon in deine Heimath; Gott wird dein Geleitsmann sein und Belohner."

Theobaldus starb, wie er es vorhergesagt hatte, am 16. Mai **1161.** Der treue Diener wachte und betete allein bei dem Leichname seines seligen Herrn und Bischofs, und seines Wortes eingedenk wollte er ihm unter vielen Thränen und Zittern den Ring vom Daumen abstreifen. Er zog daran; aber wie groß war sein Schrecken, als nicht nur der Ring, sondern auch das obere Gleich (Gelenke) des Fingers in seiner Hand blieb! Er faßte sich jedoch und dachte, daß dieß der Wille Gottes und ein Zeichen sei, daß die Worte seines Herrn in Erfüllung gehen sollen.

Er nahm nun das Heiligthum zu sich und verschloß es sorgsam in den obersten Knopf seines Stabes; that ein Pilgerkleid an und zog getrost durch Welschland, über das hohe Alpengebirge und kam den ersten Heumonat glücklich bis in den Flecken Alt-Thann. Als er denselben durchschritten hatte und noch denselben Tag über die Steig oder das lothringische Gebirg bis Urbis gelangen wollte, fühlte er, in der großen Hitze, Mattigkeit und Schlaf. Er stellte seinen Stab an einen Tannenbaum, mitten im Walde, der sich damals zu beiden Seiten des Thals und südlich hin bis in die Ebene erstreckte, und legte sich nieder, um eine Weile in der Kühlung auszuruhen.

Die Sonne wollte schon untergehen, als er wieder aufwachte und nach seinem Stabe griff, um seine Reise fortzusetzen. Allein, o Wunder! der Stab ließ sich nicht bewegen und war wie am Baume angewachsen; auch versuchte es der Diener vergeblich, den Knopf zu öffnen und sein heiliges Kleinod herauszunehmen. Er gerieth in Schrecken und verzweifelte beinahe an der Wahrhaftigkeit seines Herrn. Er lief in großen Aengsten im Walde umher und rief die Wald= und Bauersleute zusammen, die auch bald in großer Menge herbeiströmten, das Wunder anzusehen. —

Gegen der Stelle über, wo dasselbe geschah, auf dem nahen Bergschlosse, Engelburg genannt, residirte dazumalen der Landesherr Graf Engelhard oder Friedrich der Jüngere von Pfirt. Derselbe sah zu einem Fenster seines Gemaches hinaus und gewahrte drei hell glänzende Lichter über einem großen Tannenbaum im Walde hinschweben. Da däuchte es ihn, es möchte sich daselbst etwas Seltsames begeben, und ehe der Tag zu bleichen begann, eilte er mit seinem ganzen Ingesinde zu dem Orte hin, wo er eine Menge Volks, von nahe und fern her, um den Baum versammelt fand. Er vermerkte alsobald mit seinen Geistlichen, daß dieses Wunder und die ganze Begebenheit, die ihm der traurige und verwirrte Pilgersmann erzählte, ein Fingerzeig des Himmels sei.

Er gebot also der ganzen Versammlung, auf die Kniee zu fallen, und nachdem er laut gebetet hatte, gelobte er, **Gott** und dem heiligen Theobaldus zu Ehren eine Kapelle oder Kirchlein an dem Orte zu bauen und das Heiligthum darin zur allgemeinen Verehrung auszusetzen. Mit diesem Gelübde und mit glaubensvollem Herzen stand er auf und ergriff den Stab, der sich sogleich wegnehmen und öffnen ließ.

Die heilige Reliquie wurde unterdessen in der Pfarrkirche von Alt=Thann aufbewahrt und sodann nach der neuerbauten Kapelle gebracht, an deren Stelle sich später das wundervolle Münster erhob.

Den Pilger aber behielt der Graf lange Zeit in seinem Schlosse und entließ ihn endlich mit reichen Geschenken, als er begehrte, in seine Heimath zurückzukehren.

Die Wunderzeichen, welche bei der Reliquie geschahen, zogen immer mehr und mehr Pilgrime aus allen Ländern, „selbst bis aus den nordischen Seeländern,“ herbei. Nach und nach wurde der ganze Wald an der Thalmündung gelichtet und Häuser gebaut, und es entstand die Stadt Neu=Thann, jetzt nur geradeweg Thann genannt, welche, zur Erinnerung an das wundervolle Ereigniß, eine Tanne im Wappen führt; auch auf den daselbst von **1418** bis **1628** geschlagenen Münzen ist eine Tanne abgebildet. —

Das jetzige Münster von Thann wurde im Jahr 1430 angefangen. Im folgenden Jahr gab es eine solche Menge Wein, daß man, aus Mangel an Fässern, viel desselben zu dem Mörtel gebrauchte, welcher zur Befestigung des Baues gebraucht wurde. Es wurde im Jahr 1516 vollendet. Nach der kleinen Chronik eines Franziskaners hätte Erwin von Steinbach 1275 bereits den Riß und den Anfang zu diesem Gebäude gemacht, „als er noch mit den Straßburger und Freiburger Kirchengebäuden zu thun hatte." —

Zwei Feste erinnerten jährlich, bis auf die jüngste Zeit, an die in der Legende erzählte Begebenheit: Den 16. Mai, von Mitternacht an, gingen zahlreiche Gruppen aus allen katholischen Familien dreimal um die Stadt herum und beteten. Am folgenden Tage wurde sodann eine große feierliche Prozession gehalten, wozu viele Tausende aus den umliegenden Ortschaften herbeiströmten. Das größte und originellste Fest wurde jedoch in der Nacht des letzten Junius, dem Vorabend des St. Theobaldustages, der auf den ersten Julius fällt, gefeiert. Abends um acht Uhr begaben sich der Pfarrer mit seinen Vikarien, der Friedensrichter, der Maire und die übrigen Ortsvorgesetzten, mit der Nationalgarde, und im Gefolge einer unzählbaren Volksmenge, mit brennenden Kerzen aus dem Münster und zündeten nach und nach drei, von dem Stadtpfarrer geweihte, große Tannenbäume an, die von oben bis in die Mitte herab geschlitzt und mit Holzspänen ausgefüllt waren und vor dem Kirchenplatze aufgestellt wurden. Sowie die brennenden Holzsplitter herabfielen, stürzte sich das Volk in Andacht und Eifer darauf; Jedes wollte einen Span oder eine Kohle davon zum lieben Andenken haben. —

Der Municipalrath hat im Jahr 1847 bei Gelegenheit des Auflaufs gegen die Bäcker diese Feierlichkeit abgeschafft und durch eine andere, im Innern der Kirche, ersetzt; man zündet an dem Orte, wo Theobaldus Finger sich zeigte, drei große Kerzen an, als Sinnbilder der drei wunderbaren Flammen, welche einst über dem Tannenbaum schwebten. —

---

5. Das St. Johannisfest zu Béarn.

(Nach: Aus den Pyrenäen von Claire von Glümer.)

Johannes der Täufer erfreut sich unter dem Landvolke von Béarn einer besondern Verehrung, — er ist gleichsam der Schutzpatron ihrer Fluren geworden, und jedes Dorf beeifert sich, den ihm geweihten Festtag würdig zu begehen.

Schon acht Tage vorher ist ganz Juraçon in Bewegung, und

wer Jean oder Jeanne heißt, geht mit besonders freudiger Miene umher.

Der Tag bricht an, — aber es hat gewittert; jedoch der Morgenwind vertreibt das Gewölk, die Sonne überfluthet das blüthenreiche Thal mit Licht und Wärme, und Alles heißt sie freudig willkommen; die Bäume rauschen feierlich in der Sonntagsstille und schütteln glänzende Tropfen auf den Rasen. Sperlinge, Finken und Schwalben glätten emsig das Gefieder. Die Kühe brüllen im Stalle; des Nachbars Gänse, die heute nicht auf die Weide getrieben werden, schauen neugierig durch den Lattenzaun; von den Bergen kommt schon eine Schaar junger Bursche zurück, mit grünen Reisern beladen, die den Kirchweg zieren sollen. Wahrscheinlich sind die jungen Mädchen mit dem Bekränzen des Gotteshauses beschäftigt, denn nur Männer, Frauen und Kinder sind bei der Toilette zu sehen. Vor jedem Hause steht ein Waschgefäß mit Wasser, das sich im Sonnenschein wärmen soll; vor jedem Haus ist die zum heutigen Gebrauche bestimmte Leibwäsche auf Stühlen ausgebreitet — zum Auslüften vielleicht, oder zur Ansicht für Freunde und Nachbarn; auch besorgen vor der Hausthür die Frauen den eigenen und der Kinder Kopfputz. Dann zieht man sich auf kurze Zeit in's Innere des Hauses zurück, um im Feierkleid wieder zu erscheinen. Wie viel Schönes kommt da zu Tage! Wer hätte nicht ein neues Kleidungsstück auf Sanct Johannis einzuweihen: Rock und Schärpe, Kleid und Schürze, Barett und Kopftuch? —

Und nun kommen die jungen Mädchen mit Kränzen und Guirlanden, um „Stationen“ für die Prozession zu schmücken. Welche bunte, heitere Schaar! Mit fröhlicher Emsigkeit werden unter den Bäumen des Platzes und am Ausgange des Dorfes kleine Altäre errichtet. Das unansehnliche Heiligenbild, das sie schmückt, ist halb versteckt von Blumen. Was an glänzenden Leuchtern, Vasen, Schalen nur aufzutreiben ist, die prächtigsten Bänder, die buntesten Decken sind zum Schmucke des Festes herbeigetragen und alle Mädchen wetteifern in geschmackvoller Anordnung der Kostbarkeiten.

Es läutet — aber zur heiligen Messe kann das noch nicht sein! — Die Burschen und Mädchen sind plötzlich verschwunden — bald darauf sieht man verhüllte Frauengestalten dem unteren Ende des Dorfes zueilen. Mit gemessenen Schritten und ernstem Blicke folgen die Männer.

Es läutet fort.

Auf der staubigen Straße kommt ein Trauerzug daher — ein „Memento mori!“ in das glänzende Sommerfest gerufen. Voran geht der Träger des Kreuzes, ein Chorknabe im weißen Gewand, ihm zur Seite wandeln zwei Mädchen, die lang herabfallenden Flöre des Kreuzes

zu halten. Aus den geschwungenen Rauchfässern wirbelt blauer Dampf auf, umhüllt die Gestalt der singenden Priester und scheint auf die Blumenkränze des Sarges niederzusinken. Halb unterdrücktes Schluchzen antwortet dem „De profundis!"

Es muß ein junges Mädchen sein, das sie zu Grabe tragen. — Der Kranz von Orangeblüthen und weißen Rosen liegt zu Häupten der Todten, daneben die Insignien der frommen Verbrüderung „zum heiligen Herzen Mariä;" die Brüder des Ordens tragen den Sarg, von dem ein schwarzes Tuch mit silbernen Todtenköpfen niederhängt. Matt und trübe scheint das flackernde Licht der Wachskerzen im Sonnenglanz; traurig, mit gesenkter Stirn begleiten die Gespielinnen ihre frühverblichene Gefährtin — sie haben das übliche Kirchengewand der älteren Frauen, die lange dunkle Kaputze, die vom Kopf bis zum Fuße die Gestalt verhüllt, über ihren Festtagsschmuck geworfen; die Schulgenossen, die Nachbarssöhne, die Spielkameraden der Verstorbenen schließen den Zug, und auch in ihrer Reihe flattert keine rothe Schärpe, glänzt kein buntgeschmücktes Barett.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für ihre arme Seele!" beten die Frauen und Männer, bis der frische Grabhügel neben der Kirchenthüre sich erhob. — —

Die heilige Fest-Prozession tritt nun ihre Wallfahrt an; es flattern die Kirchenfahnen, man singt im Kirchenton; und wieder wallt der Weihrauchduft empor — aber dießmal gelten Gesänge, Fackeln und Blumenspenden dem Leben — dem Frühlingsleben der Erde, dem Jugendleben des Menschen. Jetzt lächelt der Mund, jetzt lächelt das Auge wieder, die Heiligen beschützen die schöne Welt.

Durch das Dorf geht der feierliche Zug über den großen Platz und dann in's Feld hinein. Auch die wogenden Saaten, die Wiesen und Weinberge sollen den Segen der Kirche empfangen.

Ueber sonnige Höhen, durch grüne, schattige Gründe wallt die betende Schaar; und es müssen weichen die bösen Geister und die schädlichen, Krankheit und Tod bringenden Nebel vor der erflehten Gnade des Herrn; und der Mais reift schneller, und die Traube wird voller, und das Obst giebt reichere Ernte, wenn sie der Fürbitte und dem Schutze des heiligen Johannes durch das Gebet der Waller empfohlen sind, — und deutlich antwortet der Wald mit mächtigem Rauschen auf die Melodien, die durch das Thal hinziehen. Nur die Sonne könnte sich etwas milder zeigen — aber sie brennt und strahlt, als sollte heute noch des Jahres Ernte reifen.

Die Füße ermüden auf den steinigen, brennenden Wegen, die Zunge klebt am Gaumen, leiser singt der Chor. Endlich winken sie näher und näher die grünen Bäume von Juraçon.

Es raucht aus allen Essen und in jedem Haus ist der Tisch gedeckt. Dem Festtage zu Ehren ist ein weißes Tuch mit rothen oder blauen Kanten darauf gebreitet. Der rothe Wein von Juraçon ladet zum Genusse; die stark gewürzte Maismehlspeise, die braune Suppe mit den vielen Kräutern, Kohl und Rüben stehen schon dampfend bereit. In wohlhabenderen Häusern ist wohl auch ein Lamm geschlachtet, oder der Hühnerhof hat Contribution geben müssen; nirgends aber fehlt der Festtagskuchen und der Nachtisch von Erdbeeren und frischem Obst. Auch viel Besuch ist gekommen. Wer nur irgend einen Bekannten auf dem Lande hat, verläßt die Stadt — das schöne Fest muß draußen gefeiert werden.

Verkäufer aller Art haben sich eingefunden. — Da sind Tische und Eßwaaren, der Bandkrämer und Puppenspiele; da laden Flöten und Geigen zum Tanz, und Knaben mit bunten Körben drängen sich durch die Menge. „Deux sous et demi la pièce!" „Deux sous et demi la pièce!" schreien sie unermüdlich im höchsten Diskant. Eine Orangen-Verkäuferin will ihnen den Rang streitig machen, und preist ihre Waare im singenden Dialekt des Gascogners. Murmelthiere, abgerichtete Vögel und Mäuse nehmen die Aufmerksamkeit des Publikums gefangen. Das Gewühl eines Jahrmarkts ist wie durch einen Zauberschlag über Juraçon gekommen. — —

Die Schatten werden länger und kühler, milderes Licht zittert auf Blumen und Laub; aus dem Buschwerk am Bach antwortet die Nachtigall auf den Lerchengesang.

Und wieder läutet es zum Ave Maria — zum Abendsegen.

Der Lärm verstummt, der Tanz ist zerrissen, die Burschen eilen auf den Anger hinter dem Dorf, um den Scheiterhaufen zu besichtigen, den sie gestern schon aufgebaut haben. Alles ist im Stande — bald lodert das Feuer lustig empor und wirft seinen flackernden Schein in die wachsende Dämmerung hinaus.

Wieder kommt ein langer Zug vom Dorfe her. Der Pfarrer mit den Chorknaben geht voran; ihm folgen Bursche und Mädchen, die große Stechpalmensträuche im Arme tragen. Sie singen und gehen langsam um das Feuer herum. Von Pau herüber hallt der Glockenklang, aus allen Dörfern tönt die Antwort, auf allen Höhen flackern die Feuer. Der Geistliche spricht den Segen und sprengt Weihwasser in die lodernde Glut. „St. Jean! St. Jean!" ruft Alles voll Frohlocken und schlägt mit den Palmen in's Feuer. Nun sind sie geweiht. Bei Hochgewittern wirft man ein Blatt davon in's Kamin, auch weichen alle böse Träume, wenn man mit frommen Gebeten den Strauch unter das Kopfkissen legt.

Der Geistliche kehrt in's Dorf zurück — in der Ferne wehen

die weißen Chorhemden der Knaben; in der Ferne verhallt der Glockenklang. „St. Jean! St. Jean!" schreien die Kinder, und Alles tanzt um das Johannis-Feuer, und noch lange tönt und jauchzt das Frohlocken durch die Abendstille.

Wir gehen zum Dorfe zurück; hier wandeln in ruhigen Gesprächen die alten Leute unter den Bäumen. Sie gedenken wohl auch ihrer Jugendzeit, erzählen sich Dieses und Jenes aus vergangenen Tagen, machen schöne Pläne für die Zukunft, für ihre Kinder und Kindeskinder — wer gedenkt des Todes in solcher Nacht!?

Die Glocken verstummen — die Feuer verglimmen. Dann und wann grüßt noch das Lied heimziehender Männer und Frauen. Aber der Tag hat Alle erschöpft — die Nachtruhe ist erwünscht. Früher als sonst ist es einsam auf dem grünen Platze von Juraçon, und nur die Grillen und Nachtigallen plaudern mit den Bäumen und Wassern. —

6. Der St. Crispinstag, das Fest der Schuhmacher.

Der 25. October im Kirchenjahre, der St. Crispinstag, ist an vielen Orten ein großer Festtag für die Schuhmacher.

Der Ursprung dieses Festtages soll folgender sein:

Zwei Brüder, Crispin und Crispinianus, beide zu Rom geboren, reisten nach Soissons in Frankreich, um die christliche Religion dorthin zu verpflanzen. Da sie jedoch von den wohlthätigen Spenden Anderer nicht abhängig sein wollten und übrigens vorsichtig zu Werke gehen mußten, so erwarben sie sich ihren Unterhalt durch Schuhmachen. — Allein als der Commandant der Stadt entdeckte, daß sie insgeheim das Christenthum lehrten, so ließ er sie ergreifen und enthaupten. — Dieß geschah im Jahre 308. — Von dieser Zeit an haben die Schuhmacher die erwähnten Heiden-Bekehrer zu ihren Schutzheiligen erkoren. —

In Bezug auf den St. Crispinstag nun erzählt die Volkssage aus dem Leben des Kaisers Carl V. das nachstehende Ereigniß:

Dieser Monarch pflegte in geschäftsfreien Zeiten sich nach Brüssel zurückzuziehen; und da ihm viel daran gelegen war, die Gesinnungen der untersten Volksklassen gegen seine Person und zugleich auch ihre Ansichten über seine Regierung kennen zu lernen, so ging er oft verkleidet umher und mischte sich in solche Gesellschaften und Unterhaltungen, die ihm zu besagtem Zweck am geeignetsten erschienen. — Eines Abends, als er eine solche Wanderung machte, bemerkte er, daß einer seiner Stiefel zerrissen war; man wies ihn auf sein Gesuch zu einem Schuhflicker. Unglücklicherweise war gerade St. Crispinstag,

und statt den Schuhflicker zur Arbeit geneigt zu finden, feierte derselbe ein kleines Fest mit fröhlichem Trunk und fröhlicher Unterhaltung. Der Kaiser trug ihm sein Anliegen vor und bot ihm ein gutes Trinkgeld. „Was, Freund!" entgegnete ihm der Schuhflicker, „wißt Ihr denn nicht, daß heute St. Crispinstag ist, und daß an diesem Tage Niemand, der zu unserer Zunft gehört, ein Stück Leder anrührt? Und verlangte es der Kaiser Carl selbst, ich würde jetzt keinen Stich thun; aber wollet Ihr Euch zu uns setzen und mit uns zu Ehren des heiligen Crispin trinken, so seid Ihr schönstens willkommen!" — Der Kaiser nahm das Anerbieten huldvoll auf und feierte ein recht heiteres Abendstündchen. —

In Erwiederung ihrer Gastfreundschaft verlieh Carl V. den Schuhflickern alsbald ein eigenes Wappenschild, das in seinem Feld „einen Stiefel mit einer Kaiserkrone darunter" zeigt. —

In Flandern sieht man noch heutzutage eine Kapelle, die mit diesem Wappenschilde geziert ist, und bei allen feierlichen Aufzügen gehen dort die Schuhflicker den Schuhmachern voraus. —

---

7. Das St. Brigitten-Volksfest zu Wien.

Die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges gingen an der lebensfrohen Stadt Wien bis auf Ein Ereigniß vorüber, das zugleich den Anlaß zu einem Volksfeste gab, dessengleichen wohl kein zweites in Deutschland zu finden ist.

Nach dem Siege bei Jankau zog der kühne Protestant Torstensohn in Eilmärschen nach Wien. Der Erzherzog Leopold Wilhelm konnte ihm nur eine geringe Heeresmacht entgegenstellen; doch die Studenten und Bürger Wiens halfen, wie immer rüstig zur That, dem Erzherzoge getreulich, Torstensohn's Handstreich zu vereiteln. Leopold's Lager war in der Wolfsau, am alten Tabor; von da aus hielt er die kühnen Schweden in Schach.

Da geschah es, am Morgen des St. Brigitten-Tages, daß, als Leopold im Gebete kniete, eine schwedische Kanonen-Kugel in sein Zelt schlug, aber, wie durch ein Wunder von seinem Leib abgelenkt, ohne ihn zu verletzen, — zu seinen Füßen niedersank.

Zum Gedächtniß der Gefahr und der wunderbaren Rettung ließ Leopold auf derselben Stelle, wo sein Zelt gestanden, eine Kapelle „zu Ehren der Schutzheiligen des Tages" erbauen, und seit jener Zeit ward in der Brigitten-Au am St. Brigitten-Tage das Volksfest: „Der Brigitten-Kirchtag" begangen.

Zu diesem Feste strömen denn alljährlich viele Tausende zusammen, reich und arm, jung und alt; kein Unterschied des Ranges und

Standes gilt; Alle huldigen nur der Freude des Augenblicks und Jeder fühlt sich vergnügter als ein König auf seinem Thron. Auf dem grünen Rasen schlagen ganze Familien Bivouacs auf, während Andere in vielen tragbaren Tabernen, oder in dem bei der Kapelle erbauten Jägerhause sich gütlich thun. Da lacht's und singt's und springt's und jubelt's und scherzt's bunt und bunter durcheinander; es ist eine Welt im Kleinen, und doch groß genug, um Aug' und Ohr zu betäuben; es ist ein Karneval mitten im Sommer. —

Und in diese phantastisch bunte Welt sieht man an irgend einer freien Stelle der Au den St. Stephansthurm ernst hereinschauen, und er scheint einem Jeden der Frohen ein ernstes „Memento mori!" zurufen zu wollen, mit den Worten: „Vergiß es nicht, der du eben noch so froh dort unten dich einhertummelst, daß ich, wie ich ehedessen auf deine Wiege geblickt, auch über ein Kleines auf dein Grab blicken werde!" —

8—17. Ein Blumenkranz um das heilige Kreuz.

1. Der heilige Chrysostomus jauchzt voll Begeisterung unter dem heiligen Kreuze, dem Baum, an dem die Frucht der Erlösung der Menschen hängt: „Das Kreuz hat den Zorn Gottes gegen die Menschen getilgt, die Versöhnung bewirkt, die Erde in einen Himmel verwandelt, die Menschen mit den Engeln verbunden, den Stachel des Todes zerstört, die Kraft des Teufels gebrochen, die Macht der Sünde getilgt, die Welt vom Irrthum befreit, die Wahrheit zurückgebracht, die bösen Geister verscheucht, die Götzentempel zerstört, ihre Altäre umgestoßen, den Rauch der Opfer verweht, die Tugenden gepflanzt und die Kirche gegründet! — Das Kreuz hat die Handschrift, die gegen uns zeugte, zerrissen, den Kerker des Todes zernichtet und uns die göttliche Liebe im vollsten und schönsten Lichte gezeigt; „„denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Eingeborenen Sohn dahin gab, damit Jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe!"" Und St. Paulus sagt: „„Da wir noch Feinde waren, sind wir mit Gott durch den Tod seines Sohnes versöhnt worden!"" — Das Kreuz ist eine unüberwindliche Vestung, ein unbesiegbarer Schild, die Sicherheit der Reichen, das Glück der Armen, der Schutz für die Verfolgten, die Rüstung der Angegriffenen, die Befreiung von Leiden, die Grundlage der Tugend, das herrliche, wunderbare Zeichen! — Das Kreuz hat das Paradies wieder aufgeschlossen, den Schächer hineingelassen, und das menschliche Geschlecht, das schon im Begriffe stand, verloren zu gehen, und der Erde nicht

einmal mehr werth war, in das Himmelreich eingeführt. — So viel Gutes wurde und wird uns durch das Kreuz zu Theil!“ —

2. Der heilige Eusebius vernahm einst unter dem Kreuzes-Baume die rührenden Worte des lieben Heilandes: „Der Mensch streckte seine Hand ungehorsam nach dem verbotenen Baum aus, deßhalb gab ich meine Hände hin, um an den Baum des Leidens geheftet zu werden, und war gehorsam bis zum Tod am Kreuz! Am Holze hat der Mensch gesündigt, am Holze hab' ich für ihn gebüßt! Am süßen Holze ist der Mensch gefallen, am bittern Holze hab' ich ihn erlöst!“ —

3. Der heilige Bernardus bezeugt: „Sicher ist das Kreuz unseres Erlösers anmuthig; das Kreuz muß geliebt werden; das Kreuz bringt Freude! — Ja, so ist's! — Wer immer das Kreuzholz verehrt, dem sproßt das Leben, dem bringt es Heiterkeit, dem träufelt es das Oel des Friedens, dem giebt es den Balsam der geistlichen Gnadengaben! Das Kreuz ist kein wilder Baum; es ist für Den, der es umfasset, der Baum des Lebens, jener fruchtreiche, jener heilbringende Baum; wie könnte er sonst die Erde des Herrn einnehmen!?“ —

4. Die heilige katholische Kirche begrüßt am gnadenreichen Charfreitag, im frommen Aufblick zu dem Lamme Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt, das Marterwerkzeug der Erlösung mit den tiefsinnigen Worten:

„Treues Kreuz, du aller Bäume.
Einzig Edelster!
Dir, an Laub und Blüth' und Keime,
Gleicht in Wäldern Keiner mehr!
Süßer Stamm, du trägst mit Würde
Süße Nägel, süße Bürde!“ —

5. Der heilige Augustinus sagt von dem Kreuze des Erlösers: „Lignum pendentis factum est cathedra docentis! Sein Kreuz ist sein Lehrstuhl geworden!“ — Und im Aufblicke zu demselben ruft er aus: „Das Kreuz Christi nützt mir wahrhaft, denn nur durch das Kreuz Christi ist die Welt mir gekreuzigt, und ich der Welt! Ist mir durch das Kreuz die Welt gekreuzigt, so weiß ich, daß sie mir gestorben ist; ich habe keine Liebe zu ihr; ich verlange nicht nach Dem, was in ihr noch glänzt! Ich weiß, daß all ihr Glanz vorübergeht! Ich weiß, daß das Verderben der Zeit die Welt aufzehrt! Ich gehe darum ihr aus dem Wege wie einer giftigen Seuche, welche durch den Pestgeruch vor sich warnt! Ich trenne mich von ihr, als einem Feinde, der über meinen Untergang brütet! Ich halte mich zu dem Heil im gekreuzigten Christus!“ —

6. In ihrem zehnten Lebensjahre hörte die heilige Brigitta eine Predigt über das bittere Leiden und Sterben Jesu, und sah in der nächsten Nacht den Heiland am Kreuz der Art lebendig und zermartert und voll Wunden und Blut vor sich, als wäre er eben daran geschlagen worden, und hörte ihn deutlich sagen: „Sieh', so bin ich zugerichtet!“ — Brigitta wähnend, es sei erst vor Kurzem geschehen, fragte, vom innigsten Mitleid bewegt: „„O Herr! wer hat dir dieß gethan?““ Und der Herr antwortete: „Jene thun es, die Mich verachten und gegen Meine Liebe lieblos sind!“ — Und von dieser Nacht an fühlte Brigitta die zärtlichste Andacht gegen das Leiden des Erlösers, und konnte ohne zu weinen nicht mehr daran denken. Der Gekreuzigte blieb ihre einzige Liebe und der Gegenstand ihrer täglichen Betrachtung; nur Ihm lebte sie und Ihm wünschte sie auch zu sterben. Sie hatte ja die Stimme des himmlischen Bräutigams vernommen: „Setze Mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm!“ (Cant. 8, 6.) —

7. Der heilige Bonaventura sagt: „Keine größere Ehre ist mir bekannt, als das Kreuz Christi und ein Träger dieses Kreuzes zu sein!“ —

8. Eine stets große Ehrfurcht bezeigte dem Bilde des Gekreuzigten der Kaiser Heinrich II., der Heilige; seine Krone lag an dem Fuß eines Crucifixes, das er in seiner Schlafkammer aufgestellt hatte; und vor diesem Denkmal der Erlösung brachte er mehrere Stunden der Nacht, und wohl auch des Tages, wenn es die Regierungsgeschäfte ihm gestatteten, im Gebete zu. —

9. Die fromme Maria Claudia von Pontaliers mußte aus ihrem Vaterlande Burgund eine Reise in weite Ferne unternehmen. — Als sie gefragt wurde: „Ob sie nicht große Traurigkeit empfunden hätte bei der Beurlaubung von ihren liebsten Freunden und Bekannten in der Heimath, von denen sie schied?“ gab sie zur Antwort: „„Seit ich die allerheiligste Wohnung in den Wunden Jesu am Kreuz erwählt, habe ich auch Burgund, mein Vaterland, und alle meine lieben Freunde und Bekannte darin gefunden, und zwar mit einer solchen Wonne, daß ich nicht einmal eine halbe Stunde, ja keinen Augenblick eine Langeweile oder eine Trennungs-Wehmuth verspürte!“ —

10. Der Marschall von Viomenil lag in den letzten Zügen. Er hatte bereits die heilige Oelung empfangen, und ergeben in den Willen Gottes segnete er noch in Liebe seine Kinder. — Da sprach Einer seiner Kriegs-Genossen: „Es ist nur bedauerlich, daß ein so großer Feldherr nicht auf dem Schlachtfeld und unter der Fahne der Ehre stirbt!“ Da erhob sich der Sterbende, der ein Crucifix

in der Hand hatte, und sprach mit hohem Muthe zu dem Kriegs-Genossen, indem er ihm das Zeichen der Erlösung entgegenhielt: „„Mein Herr! ist das nicht die schönste Fahne?““ —

18. Der sichere Wegweiser.

Auf seinen Wanderzügen durch Italien im Jahr 1850 richtete A. Charon auch den Blick seiner Sehnsucht nach der berühmten Abtei des Monte-Cassino. —

Das Thal San-Germano im Königreiche Neapel, die Schwelle des Klosters (schreibt er), ist auf jeden Fall die schönste Landschaft von ganz Italien, vielleicht die schönste Landschaft auf der ganzen Erde. — Welche Bäume! welches Grün! welche Bäche! welch bewunderungswürdiger Himmel! welch glänzender Horizont! — Es war schon spät, als ich zu San-Germano ankam; die Abendlüfte bewegten die kleinen duftenden Perlen der Orangenbäume; die Blumen wiegten sich sanft auf ihren Stengeln, nachdem sie den ganzen Tag über prächtig geschimmert; trotz der annähernden Nacht zeigten sich noch Vögel und sangen gleich Furchtsamen, die ein nicht mehr fernes Gewitter ahnen. Plötzlich stand ich vor einem Baum, an dem ein Crucifix angeheftet war; in seinen Zweigen hing eine Aeols-Harfe, und der darüber hinstreichende Wind, der die Harfe bewegte, entlockte ihr mit dem ganzen Schmerz einer mysteriösen Elegie ein rührendes Seufzen, Weinen und Schluchzen.

An dem Fuße des Crucifixes, inmitten des grünen Dickichts, kniete und betete ein wunderliebliches Landmädchen.

Ich trat leise zu ihr und fragte sie, indem der Himmel immer tiefdunkler wurde: „Mein Kind! fürchtest du denn nicht die Schrecken des so nahen Gewitters?“ Und sie antwortete beherzt: „„Nein! Ich stehe ja unter dem Schutz eines Engels und knie zu den Füßen meines lieben Heilandes!““ — Und ich fragte auf's Neue: „Wo finde ich wohl die Abtei des Monte-Cassino?“ Und sie entgegnete: „„Da oben zwischen Himmel und Erde! Seht nur ... dort!““ — „Aber, mein Kind! wer zeigt mir sicher den Weg dahin?“ Sie versetzte: „„Blicket nur recht auf, und der sichere Wegweiser grüßt Euch freundlich!““ — „Aber, mein Kind! es ist ja schon Nacht.“ — Sie rief: „„Was thut's? Ein heiliges Kreuz sieht man immer!““

Ich sah forschend hin, und erblickte indessen Nichts, was einem Kloster glich; — das junge fromme Mädchen sollte jedoch bald Recht bekommen: ein heftiges Gewitter brach über dem Thale los; der

Donner brüllte; es kam mir vor, als habe die Erde so eben gebebt; Blitze erleuchteten den Gipfel eines nahen Berges — und ich nahm in der That sehr hoch und entfernt zwischen zwei Blitzstrahlen das Kreuz der Abtei von Monte=Cassino wahr. —

Nach einer Stunde gelangte ich an den Fuß des Klosters; ein schmaler Weg, der, von San=Germano ab, sich längs dem Gipfel des Gebirges schlängelt, führt dahin; das in der Gewitternacht hell blinkende **Kreuz** war mir ein sicherer Wegweiser geblieben. —

19. Das letzte Kreuz.

Auf einer Anhöhe jenseits Soest in Westphalen erhebt sich „das letzte Kreuz." — Im Jahre 1834, gelegentlich einer Fußreise in's Sauerländische Gebirge, schrieb der fromme Priester Eduard Michelis daselbst das folgende rührende Gedicht:

Unter einer Linde
Steht ein Kreuz erhöht,
Von dem Abendwinde
Kühl umweht.
Von den Bergeshöhen
Kann man weit das niedre Land
Zu den Füßen ausgebreitet sehen,
Das vom Väter=Glauben sich gewandt. —
Wenn im Thale sich die Schatten neigen,
Und auf allen Höh'n die Abendglocke klingt,
Herrscht da unten tiefes Schweigen,
Das nur fern der Höhen Klang durchdringt.
Oft sieht man hier fromme Schaaren wallen
Zu dem Muttergottesbild,
Das in eines fernen Tempels Hallen
Lacht den Pilgern wunderhold und mild.
Zieh'n sie dann von diesen Bergeshöhen
Langen Zugs hinab in's niedre Thal,
Sieht man keine Fahne mehr im Winde wehen,
Ihre Lieder tönten hier zum letzten Mal.
Trauernd ziehen sie mit flücht'gem Fuße
Schweigend durch das glaubenslose Land;
Keine Glocke tönt zu ihrem Gruße,
Eingeengt fühlt sich das Herz, gepreßt, verbannt,
Bis auf fernen Höh'n die Fahnen wieder wallen,
Und in Jubel sich das Herz ergießt,
Und des lang ersehnten Tempels Hallen
Jeder Pilger freudenvoll begrüßt. —

20. Die Kreuzes-Zertrümmerung.

In seinem Büchlein: „Der Tröster," erzählt P. J. Lambillotte: Am Ende der ersten französischen Revolution arbeitete ein achtungswürdiger Geistlicher am Heile der Seelen in einem Spital und spendete den Verwundeten, welche sich in großer Zahl daselbst befanden, die Heilmittel und Tröstungen unserer Religion. Man berichtete ihm von einem Soldaten, der so verstümmelt sei, daß man sich wundern müsse, wie er noch leben könne. Neugierig, ihn zu sehen, läßt er sich zu ihm führen und bemerkt einen Menschen, dessen Aeußeres große Ruhe verrieth. „Mein Freund," sprach er zu ihm, „man hat mir gesagt, daß deine Wunden sehr bedeutend seien." Der Kranke lächelte. „„Mein Herr!"" antwortete er, „„heben Sie nur die Decke auf."" Er hebt sie auf und bebt vor Schauder zurück, da er sieht, daß dieser Unglückliche keine Arme habe. „„Wie!"" sagt dann der Verwundete, „„Sie erschrecken wegen einer solchen Kleinigkeit. Nehmen Sie die Decke an den Füßen weg!"" Er nimmt sie weg und sieht, daß er keine Füße hat. „O mein Kind," rief der mitleidige Priester aus, „wie beklage ich dich!" — „„Nein,"" erwiederte unter plötzlichen Thränen der Soldat, „„mein Vater! beklagen Sie mich nicht; es ist mir geworden, was ich verdiene; gerade so habe ich ein Crucifix behandelt. Ich begab mich mit meinen Kameraden zur Armee. Da sahen wir am Weg ein Crucifix, das der Wuth der sogenannten Vaterlandsfreunde entgangen war; sogleich machte man sich daran, es zu vernichten. Ich war Einer der Thätigsten; ich stieg hinauf und zerschlug mit meinem Schwerte Hände und Füße des Crucifixes, und es fiel herab. Nicht lange nach meiner Ankunft auf dem Schlachtfeld wurde ein Treffen geliefert, und bei der ersten Salve kam ich in den Zustand, in dem Sie mich sehen. Aber Gott sei gepriesen, er straft mein gottloses Verbrechen auf dieser Welt mit einer leichten Züchtigung seiner Barmherzigkeit, um mich in der andern mit den Strafen seiner Gerechtigkeit zu verschonen; das hoffe ich wenigstens von seiner Barmherzigkeit!"" —

21. Das Crucifix zu Valladolid.

Im Kloster St. Benedikt zu Valladolid wird ein Crucifix aufbewahrt, von dem man allgemein glaubt, es sei nicht geschnitzt, sondern aus einem Weinstocke gewachsen, daher es auch den Namen: „Das Crucifix vom Rebstocke" hat. Wenn man dasselbe genau untersucht und betrachtet, so kann nicht leicht ein Zweifel bleiben, daß es nicht durch die Hand eines Künstlers

geschnitzt, sondern von Natur aus selbst so gewachsen ist. Andererseits aber hat dasselbe solche Eigenthümlichkeiten, daß wohl kein Künstler dieselben nachmachen könnte. Das Haupt des Erlösers ist mit langen Haaren bedeckt, deßgleichen haben die Barthaare eine Zartheit und Feinheit, als wären sie natürlich. Wer es in der Nähe betrachtet, muß gestehen, das Angesicht des Bildes habe etwas Göttliches und Majestätisches, das Jeden mit Ehrfurcht und Andacht erfüllt. Die Höhe des Crucifixes sammt dem Holze mag etwa anderthalb Ellen betragen.

Man weiß nicht eigentlich, wann dieses Crucifix gefunden worden; nur so viel ist bekannt, daß es dem Kloster vom Erzbischof von Toledo, Sanchio de Rosas, um's Jahr 1415 geschenkt wurde, und daß die allgemeine Sage ist, dasselbe sei kein Werk der Kunst, sondern der Natur. —

22. Das Crucifix auf dem Friedhofe zu Baden.

Markgraf Carl von Baden hatte um das Jahr 1462 mit einigen geistlichen und weltlichen Fürsten einen Bund geschlossen gegen die heiligen westphälischen Gerichte, obgleich unter seinen eigenen Räthen sich einige Wissende befanden, wovon er jedoch nichts ahnte. Da fand man eines Morgens an dem Thore des Schlosses zu Baden einen Brief angeschlagen, worin Markgraf Carl vor den heimlichen Richterstuhl zu Walldorf vorgeladen wurde. Darob entstand bei Hof und in der Stadt große Bewegung, und man forschte streng nach dem Thäter. Unter Andern wurde auch ein Fremder eingezogen, der sich des Nachts aus seiner Herberge heimlich entfernt hatte und erst gegen Morgen wieder dahin zurückgekehrt war. Dieser sagte im Verhör aus, er sei ein reisender Bildhauer, Meister Niklas mit Namen, und es wandle ihn manchmal des Nachts die Lust an, im Freien umherzuschweifen und seinen Gedanken nachzuhängen. Dießmal sei er, ohne zu wissen wie, auf den Kirchhof gekommen, wo er unter dem Oelberg eine Flamme in der Gestalt eines Kreuzes vom Boden aufsteigen gesehen, worauf er alsbald gelobt habe, ein steinernes Kreuz zu verfertigen und es an diesem Platz aufzurichten.

Der Markgraf maß dieser Aussage wenig Glauben bei; da er aber im Begriff stand, zu dem unglücklichen Zuge gegen den Pfalzgrafen Friedrich V. abzureisen, so befahl er, dem Gefangenen einen Stein, wie er ihn verlangen werde, und Werkzeuge zu geben, damit er das Kreuz beginnen und vollenden könne. Sollte derselbe aber damit nicht zu Stande kommen, so erwarte ihn der Tod durch den Strick.

Der Mann legte Hand an das Werk und es gelang ihm wunderbar. Als der Markgraf später aus seiner Gefangenschaft zurückkehrte und das herrliche Werk sah, fand er an demselben großes Wohlgefallen und ließ es auf dem Friedhof aufstellen; dem Meister Niklas aber schenkte er die Freiheit und behielt ihn in seinen Diensten, obgleich er sich niemals überzeugen mochte, daß derselbe nicht als Frohn im Dienste der heiligen Vehme gestanden. Wahrscheinlich hatte man den Markgrafen nur abschrecken wollen, noch ferner gegen jene Gerichte mit Ernst einzuschreiten. —

Noch jetzt ist dieses Kreuz eine Zierde des Badener Friedhofs und erregt durch seine kunstvolle Arbeit die Bewunderung des Kenners. Es trägt die Inschrift: Nikolaus von Leyden, mit der Jahrzahl 1462; auch ein Wappen ist dabei angebracht. —

23. Das Crucifix zu Lesina.

(Aus: Aus Dalmatien von Ida von Düringsfeld.)

In der Cathedrale zu Lesina hatte am Sonntage die Prozession des „wunderthätigen Kreuzes" Statt gefunden, welches den schönsten Altar, den mit kostbaren Säulen von Verde antico, hat. —

An dieses Krenz knüpft sich eine geschichtliche Ueberlieferung:

Die Communità oder der Adel war es, welcher die Insel Lesina regierte, die Statuten entwarf und die Einkünfte verwaltete. So blieb es auch, als er sich San Marco unterworfen hatte. Venedig behielt sich nur das Recht vor, den Rektor zu ernennen, dessen Einkünfte von den drei Inseln Lesina, Lissa und Brazza bestritten wurden. — Die Volks-Partei strebte jedoch unaufhörlich nach einer Theilnahme am Regiment, und Venedig, welches, wie bekannt, die Politik des Gleichgewichts besaß, gestattete diesem Andringen eine Freiheit nach der andern. Dadurch wurde das Volk nach und nach übermüthig, und schon 1415 mußten alle Patrizier, die nicht ermordet sein wollten, sich auf's Festland flüchten.

Die Republik versuchte vermittelst fünf sogenannter Friedens-Artikel die Einigkeit wiederherzustellen; es schien zu gelingen, und die Nobili kehrten zurück. Aber das Vertrauen und der gute Wille kamen nicht mit ihnen wieder. Die ganzen nächsten hundert Jahre dauerten die Reibungen fort. Endlich leisteten, 1510 am 6. Februar, im Hause eines Bevilaqua die Popolari auf ein kleines Crucifix in die Hände des seiner Priesterweihe und seines kirchlichen Amtes vergessenen Kanonikus Matteo Luccari den schweren Eid: abermals alle Nobili zu ermorden. — Am Abend wollte die Enkelin des

Hafen-Admirals, in dessen Haus die Verschwörung geschehen war, das Crucifix abstäuben, und nahm es deßhalb von der Wand. Mit Erbeben bemerkte sie, daß aus dem Mund und den Wunden Blut gedrungen ist und die Wand bespritzt hat. Das Mädchen rief ihren Großvater Niccolo und ihren Vater Tommaso herbei und theilte ihnen das Wunder mit, welche Kunde mit Blitzesschnelle durch die Stadt lief und eine unerhörte Aufregung hervorbrachte, eine Aufregung, der sich bei den Verschwornen die Furcht beimischte: der Himmel wolle die angelobten Verbrechen strafen, noch ehe sie begangen worden. — Es blieb nicht bei diesem Einen Zeichen. Drei Erdbeben nacheinander erschütterten die Stadt. Bei dem einen Erdbeben stürzte das halbe Dach der Kirche von der Beata Virgine Annunciata ein, bei welcher Matteo Luccari als Kaplan wirkte. Sein Haus lag neben der Kirche; war es Schreck über den Einsturz, war es Reue über den Eid, den er empfangen, genug, Matteo Luccari stürzte sich wahnsinnig in's Meer. — Noch war es damit nicht genug; der alte Bevilaqua fiel von einem Baum auf ein Beil und verletzte sich tödtlich.

Das Volk ging in sich.

Das Kreuz, in die Cathedrale gebracht, wurde als ein „wunderthätiges" verehrt, und Rom gestattete, daß jährlich am 6. Februar, dem Tage des Mirakels, und am zweiten Sonntage nach Ostern feierliche Prozessionen gehalten würden. —

---

24. Das Crucifix im Kloster Niederschönenfeld.

(Aus: Archiv von A. Steichle.)

Im Jahre 1646 rückten die Franzosen und Schweden gegen Bayern vor. Die Klosterfrauen von Schönenfeld flüchteten sich nach verschiedenen Seiten, ein Theil nach Freising, der andere nach Chiemsee und Salzburg, etliche auch nach Rain.

Bei dem Einpacken der unentbehrlichsten Geräthschaften fiel es der Laienschwester Eva recht schwer auf's Herz, ihr geliebtes Crucifix-Bild, das sie auf ihrer Zelle hoch verehrte, weil es ein Geschenk ihres Pfarrers gewesen, der sie zum Klosterleben vorbereitet und herangezogen, nicht auch mitnehmen zu können. — Da soll sie nun in ihrer Herzensangst zum Kreuze sich wendend gesagt haben: „Lieber Jesu! Sieh', ich kann dich nicht mitnehmen und retten vor der Wuth der Feinde; rette du dich selbst!" Dann habe sie das Crucifix aus ihrer Zelle in die Küche an einen verborgenen Winkel getragen, Brennöl in einer Eierschale vor dasselbe hingestellt und

angezündet, und — nach zwei vollen Jahren bei ihrer Rückkehr in's Kloster — das Crucifix unverrückt, das wenige Oel nicht vermindert und noch brennend gefunden. —

Allum verbreitete sich bald der Ruf von diesem Ereignisse und den Wundern, die bei diesem Crucifixe geschahen. Deßhalb befahl der geistliche Rath zu München dem Baumeister Bader, das Crucifix an dem Pfeiler in der Küche zu belassen und darüber eine Kapelle zu erbauen, zu der — von nun an — Tausende von Wallfahrern aus den entferntesten Gegenden strömten. —

Noch jetzt findet sich zu Niederschönenfeld ein Gemälde: wie Lahme, Krumme, Leidende aller Art in Betten und Wagen zum heiligen Kreuz gebracht werden, und allda Befreiung ihrer Leiden finden. — Das darüber angefertigte Wunderbuch allein enthält eine Liste von 2000 Heilungen. — Das Volk hat bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an die ihm zu Theil gewordenen Wohlthaten noch nicht verloren, und in seinem Munde lebt noch immer die Sage von den Wundern, von dem goldenen Altar und dem großen Wallfahrtsstadel. —

25 — 27. Der Priester und das Allerheiligste.

(Von Dr. Franz Joseph Schermer.)

1. Vorzüglich war es das Hochgeheimniß des heiligen Altarssakraments, dessen Betrachtung dem frommen Pater Johann von Avila, dem Apostel Andalusiens, unaussprechliche Erquickung bereitete. Die stete Nähe des heiligen Altarssakraments im Tabernakel war deßhalb ein Gegenstand seiner heißesten Sehnsucht. „Ich wünsche," so sprach er oft, „immer in einem Haus zu wohnen, von welchem eine Thür zum geweihten Tabernakel geht." — Als daher einer von seinen Schülern äußerte, er hege den Wunsch, an jenen Orten zu weilen und zu sterben, wo der Erlöser gewandelt und gestorben, da entgegnete Johann von Avila so bedeutungsvoll: „Haben Sie nicht dort im Tabernakel das allerheiligste Altarssakrament? Wohlan, wenn ich daran denke, so habe ich sonst nach nichts auf Erden ein Verlangen!" —

Mit unbeschreiblicher Andacht und Rührung feierte er daher das heilige Meßopfer. Da weinte er oft unzählige Thränen, so daß das Corporale getrocknet werden mußte. Am reichlichsten aber flossen seine Thränen bei dem Gebete vor der heiligen Kommunion: Domine Jesu Christe! „Wenn ich," sagte er oft, „den Leib des Herrn empfangen habe, dann möchte ich den Mund nicht mehr öffnen." — „„Er wollte,"" bemerkt der heilige Ludwig von Granada über diese

Worte, „„entweder den Mund nicht öffnen, damit das Feuer, welches sich in seinem Herzen entzündet hatte, nicht heraustrete; oder es sollte durch den Mund, wodurch Gott eingegangen, nichts Anderes mehr eingehen.““ —

Nach der heiligen Messe zog er sich in sein Oratorium zurück, — schloß die Pforte seines Herzens und betete (um damit zu bezeichnen, welch einen Schatz er jetzt in seinem Herzen trage) mit der glühendsten Andacht: „O ihr heiligen Engel, bleibt draußen und haltet Wacht!“

Gleich der Sinnpflanze erbebte daher sein Herz bei dem leisesten Hauch, der sich auf dieses Hochgeheimniß bezog; und es erfüllte ihn entweder mit seliger Freude, oder mit Leid und bitterm Schmerze. Merkwürdig ist in dieser Beziehung folgendes Ereigniß: Am heiligen Frohnleichnamsfest begab er sich einmal nach dem Karthäuserkloster in Granada. Als er, in Gebet versunken, an das Elvira-Thor kam, — da war es ihm, als sehe er Christum mit dem Kreuz auf den Schultern, mit der Dornenkrone auf dem blutigen Haupt, — tiefen Schmerz in seinem Antlitz. „An einem solchen Tage,“ sprach er verwundert, „bist du, o mein Erlöser! so traurig?“ Und er hörte die Worte, die so wehmuthvoll tönten: „„Ich traure über die vielen Sünden, welche an diesem Tage begangen werden!““ — Und der Trauernde verschwand, und Thränen rollten über die bleichen Wangen des Johann von Avila. —

2. Als er einmal beim Eintreten in die Kirche Santa Clara zu Montilla die Eilfertigkeit sah, womit ein Priester, der an einem Altar nächst der Sakristei die heilige Messe las, den Kelch mit dem Kreuz bezeichnete, — trat er hinzu, als wollte er das Velum zurechtlegen, und sprach leise: „O behandeln Sie Ihn doch gut; ist Er ja der Eingeborene Sohn eines gar guten Vaters!“ —

„Wenn Sie,“ schrieb er an einen Priester, „des Nachts erwachen, dann möge es Ihnen sein, als hörten Sie die Worte: „„Der Bräutigam kommt; gehet ihm entgegen!““ Wenn es den Empfang eines Gastes gilt, — zumal wenn es ein hoher Herr ist, — — da ist Derjenige, der ihn zu empfangen hat, voll banger Erwartung und Sorge: um wie viel mehr muß der Gast unser Herz beschäftigen, den wir heute empfangen, ein Gast, der so groß ist und so erhaben, daß ihn die Engel anbeten!?“ —

„Denken Sie,“ schreibt er an einen andern Priester, „ich gehe hin, das heilige Meßopfer zu feiern und Gott in meine Hände zu nehmen, und mit ihm zu sprechen und ihn zu bewirthen in meinem Herzen. Wer sollte da nicht von Liebe entflammen, wenn er denkt: Ich will das allerhöchste Gut empfangen? Wer sollte da nicht beben

von liebender Ehrfurcht gegen Ihn, vor dem die Himmelsmächte beben und zittern?!" —

Daraus entsprang jener Schauer, womit ihn die Priesterwürde ihrer schweren Verpflichtung und Verantwortung wegen durchdrang und erfüllte. — Lorenzo Garcia in Montilla starb ein Jahr nach seiner Priesterweihe. Einige Priester überbrachten Johann von Avila die Nachricht. „Ein Jahr ist es also," sprach derselbe, „daß er die erste heilige Messe feierte? Da hat er große Rechenschaft zu geben! Beten wir für den Verstorbenen! Flehen wir darum, daß wir im Stande seien, Rechenschaft zu geben über so viele Jahre, seit wir Priester sind." Die Priester entfernten sich schweigend, und Johann von Avila ging in sein Oratorium — und betete. —

Daher jene herzergreifenden Worte in seinen Synodalreden: „Welch ein Gericht, ehrwürdige Brüder, wird über **uns** ergehen, wenn wir ohne die erforderliche Vorbereitung den Leib des Herrn in den Mund nehmen! Ich kenne, o ehrwürdige Brüder, nichts Jammervolleres, und — es überläuft mich wie eine Ohnmacht, wenn ich daran denke, — ein Priester, der von Gott so geehrt ist, daß er auf seinen Ruf vom Himmel herabsteigt, — soll in die Hölle kommen! — O mögen wir aus dem Schlaf erwachen, ehrwürdige Brüder, mögen wir erwachen bei diesem grauenvollen Donnerwort: Priester sollen in die Hölle kommen! — Laßt uns unsere Vermessenheit beweinen, laßt uns beweinen die Uebel, die durch **uns** entstanden sind! Würden sich in der Kirche Gottes Priester finden mit einem Mutterherzen, o wie bitter würden sie es beweinen, wenn sie sähen: ihretwegen liegen ihre geistlichen Söhne — der Seele nach — eine Leiche — vor ihnen! Der Herr, der barmherzig ist, er würde ihnen die Worte zurufen, die er einst zur Wittwe in Naim gesprochen: „‚Weine nicht!'" Und er würde euch die vom Seelentod Auferweckten wiedergeben, gleichwie er jener Wittwe den Sohn, welchen er vom leiblichen Tod auferweckte, so mitleidvoll wiedergegeben!" —

„O welch ein Amt ist es," so rief er oft tiefbewegt aus, „o welch ein Amt, das heilige Meßopfer darzubringen, Brod darzubringen, welches höhern Werth hat als Erde und Himmel und Alles, was Erschaffenes darin ist!" —

3. Diese unendliche Liebe zu dem heiligen Altarssakrament, diese grenzenlose Ehrfurcht gegen dasselbe war auch die reiche Quelle, der seine *unvergleichlichen Predigten auf dieses Hochgeheimniß* entströmten.

Da zeigt er jetzt die Wunder der Liebe, jetzt die Wunder der Barmherzigkeit. Da sehen wir jetzt in diesem Geheimniß den Lebensbaum mitten im Paradies der Kirche, jetzt die Frucht des allerschönsten

Baums, der seligsten Jungfrau Maria. Da führt er das heilige Frohnleichnamsfest vor unsere Seele — als ein Siegesfest, als ein Fest des Jubels und der Freude, und wieder als ein Fest des mahnenden Ernstes.

Jetzt stellte er das heilige Altarssakrament dar als den Reichthum und Schmuck, dann als die schützende Mauer und die liebestarke Kette der Kirche; jetzt als den Vorgenuß der himmlischen Seligkeit, als eine himmlische Musik; jetzt als ein Feuer, welches vom Himmel flammt, welches die Liebe ausströmt und die Herzen entzündet. Bald beschrieb er so unübertrefflich, wie dieses Sakrament von dem Irdischen loskette und der Seele Flügel gebe, um himmelan zu fliegen; bald zeigte er, wie die Seele dadurch die ursprüngliche Unschuld erlange, und Muth und Kraft, alle Hindernisse zu besiegen und dem Herrn für und für treu zu bleiben.

Jetzt zeigte er, wie der Leib und das Blut Christi die zwei himmlischen Gedächtnißsäulen der Kirche sind; wie dieses Hochgeheimniß der Brautring ist, den der Priester weiht zur Vermählung der Seele mit dem himmlischen Bräutigam.

Jetzt stellte er den staunenden Zuhörern dar, gleichwie der gewöhnliche Adler seine Jungen prüfe an den Strahlen der sichtbaren Sonne, so prüfe der göttliche Adler seine Kinder an den Strahlen der verborgenen göttlichen Sonne; jetzt zeigte er, wie durch diese himmlische Speise die Erdenwanderer den Seligen im Himmel gleichkommen; wie die Engel (wenn es möglich wäre) die Menschen darum beneiden würden. —

In unendlicher Fülle strömen Hochgedanken über dieses Geheimniß aus seiner Seele; daher er betheuerte: würde er auch sein ganzes Leben hindurch über dieses Geheimniß sprechen und reden, nie würde es ihm an Stoff fehlen. Seine Seele gleicht da einer harmonisch gestimmten Leier, die mit kostbaren Steinen geschmückt und mit goldnen Saiten versehen war; da verkündet er der Welt erhabene Dinge, die er aus den Abgründen des Geistes heraufgeholt! —

---

28 — 31. Die Erscheinung Jesu in der heiligen Hostie.

Nach glaubwürdigen Berichten kommt es in dem Leben vieler Heiligen und frommer Seelen vor, daß sie in der consekrirten Hostie den Gottmenschen Jesum Christum als Kind erblickten.

1. Der Cistercienserin Ida erschien der liebe Heiland in der Gestalt eines Kindes zu Weihnachten dreimal; und zwar in dem „Engelamt" zur Mitternacht, in dem „Hirtenamt" bei der Morgen=

dämmerung und im „Hochamt" am hellen Tage; und dann jedes folgende Mal größer als zuvor, dabei erquickende Gespräche mit ihr führend. Vierzig Tage lang war sie darauf anhaltend mit himmlischer Süße übergossen. —

2. Der Cistercienser Bualen sah, wie die Ordens-Chronik vom Jahre 1143 erzählt, Jesum in der heiligen Hostie als Knaben; er trug eine goldene, mit herrlich glänzenden Edelsteinen besetzte Krone in der Hand; er ist weißer als Schnee, seine Augen lächelnd, sein Angesicht heiter; Engel umschwebten ihn und beteten ihn an. —

3. Bei der heiligen Catharina von Siena wechseln die Erscheinungen Jesu in der heiligen Hostie vielfach; immer sieht sie Engel dabei, die einen goldnen Schleier, das Symbol des Geheimnisses, mit Händen fassen; in der Mitte die Hostie mit der Gestalt des Knaben. Bisweilen waren es Engel und Heilige, die ihn auf dem Altar anbeteten; bisweilen sind es drei Angesichte, von denen Eines hernach umgestaltet wurde; bisweilen stand ihr der ganze Altar im Feuer, und sie sah den Jesusknaben, den Priester und sich selbst in den Flammen. — Manchmal ging ihr ein Licht vom Altar aus, das die ganze Kirche erleuchtete. — Ein ander Mal wurde ihr, wenn der Priester die Hostie theilte, gezeigt, wie jeder Theil doch wieder ein Ganzes sei. — Wieder sah sie die Trinität unter verschiedenen Zeichen und Symbolen; dann auch erschien ihr Christus in der Hostie in dem verschiedenen Alter seines Lebens. —

4. Die heilige Maria von Dignys sah gleichfalls oft bei der Aufhebung der heiligen Hostie den Herrn in der Gestalt eines Knaben, viele Engel um ihn her. Wenn der Priester dann die Kommunion empfing, sah sie im Geiste den Herrn in seiner Seele bleiben und sie mit wundersamem Glanz erleuchten; hatte er aber unwürdig genossen, dann gewahrte sie, wie, da der Herr erzürnt weggegangen, seine Seele leer und dunkel zurückgeblieben. — Bisweilen sah sie den Herrn auch wohl in der Gestalt eines zahmen Lammes, dann auch als Taube. — Bei seinen verschiedenen Festen zeigte er sich ihr immer der Feier entsprechend: Als Kind an der Brust der Mutter zu Weihnachten; zu Lichtmeß erblickte sie ihn in Simeon's Armen, und da ihr bei diesem Fest einst die Kerze, welche sie trug, erloschen, zündete sie sich von selbst, wie in einem höhern Lichte, wieder an. — Zur Leidenszeit erschien er ihr am Kreuze. — Sie betete oft für einen Priester; und als dieser in ihrer Gegenwart eine heilige Messe gehalten und aus Dankbarkeit diese Messe ihr angelobt, sagte sie ihm, als er geendet: „Diese heilige Messe war mein!" Als er verwundert fragte: wie sie das erkannt, erwiederte sie: „Ich sah eine lichte Taube über Euerm Haupt auf den

Altar herabsteigen, die im Fliegen ihre Flügel gegen mich ausstreckte, und erkannte nun, daß der heilige Geist die Messe auf mich übertrug." — Und wenn immer die heilige Messe von den Priestern mit Andacht gefeiert wurde, sah sie stets die Engel dabei fröhlich mitwirken. —

32. Das heilige Blut zu Wasserleben.

(Nach: Unterharzische Sagen von Dr. Heinrich Pröhle.)

Es haben im Dorffe Wasserleben zwei Schwestern gewohnt, die eine reich, die andere arm; die arme hieß Armgart; selbige fragte ihre Schwester, wie es doch kommen möchte, daß, ob sie sich es schon sauer werden liesse, sie dennoch immer sehr arm bliebe, sie aber hingegen reich würde, und doch nicht halb so sehr arbeitete; worauf die reiche geantwortet und gesagt: „Ich habe unsern Herrn Gott im Kasten."

Wie nun diese Armgart am heiligen Ostertage zum Sakrament gegangen und die Hostie in ein rein Tüchlein ausgespeiet mit sich nach Hause genommen, und in selbigem Tüchlein in ein klein Schränklein gethan und in einen großen Kasten verschlossen, hernachmals aber zu einer Zeit danach sehen wollen: hat sie die Hostie mit dem Tüchlein gantz blutig befunden und sich dafür entsetzet, es aber ihrem Manne gezeiget, der sich denn noch mehr darüber erschreckt, es auch sofort dem Pfarrherrn geklagt, welcher sich nicht wenig mit Schrecken darüber verwundert und dem Bischofe Friederico hinterbracht; worauf derselbe mit aller seiner Geistlichkeit in einer großen Prozession nach Wasserleben gekommen, Gott zu Lob und Ehren allerhand geistliche Lobgesänge, unter andern auch sonderlich dieses gesungen:

„Christe, du bist mild und gut,
Hilff uns durch dein heilig Blut,
Durch deine heilige fünff Wunden,
Daß wir im rechten Glauben stets werden erfunden!
Kyrie, Eleison!"

Und wie die Ersten zu Wasserleben einkamen, waren die Letzten noch zu Halberstadt im Thurm.

Als nun der Bischof Friedrich das wunderbarliche Sakrament mit dem blutigen Tüchlein in aller Ehrerbietung und mit gebogenen Knieen empfing, legte er es in einen silbernen vergüldeten Kelch und wollte solches mit der Prozession nach Halberstadt in den Thurm tragen; wie er aber zu Heudeber in die Kirche kommt, daselbst man etliche Lobgesänge gesungen, und den Kelch vom Altar wieder aufnehmen und nach Halberstadt tragen wollte, hat das heilige Blut

im Kelch angefangen zu quellen, als wollte es gar übergehen, worüber der Bischof und seine Clerisey sammt dem Volke sehr erschrocken, und vermahnte sie alle mit Thränen: Gott um seine Gnade zu bitten, und daß er ihnen hierin seinen Willen offenbaren wollte, wie sie sich in diesem großen Mirakel und Wunderwerke verhalten sollten, damit sie selbigem recht nachkommen möchten.

Und es sprach der Bischof: „Es dünkt mich billig zu sein, daß dieß Wunderblut an dieser Stätte bleibe, da Gott also seine Wunder gezeigt und erwiesen hat zu seinem ewigen Gedächtniß!“

Liessen es also dar, und ward hernach solche große Walfart und Zulauff des Volkes aus allen Landen, daß daselbst geopffert wurden sechs Himten Pfennige, wovon der Bischof das Jungfrauen-Kloster zu Wasserleben zu bauen angefangen, welches nach dessen Tode von Bischof Rudolpho grösser gemacht, und vollends ausgebauet worden. —

Es mißfiel aber dem Thurm-Probsten Johanni Semecae dieser Concurs des gemeinen Volkes allezeit, und hätte ihn gerne gestillet, darum mußte noch ein Priester die blutige Hostie sumiren, den Kelch aber ließ er im angefangenen neuen Thurm zu Halberstadt in einen Pfeiler vermauren.

Das blutige Tuch aber blieb zu Heudeber und Wasserleben vor Heiligthum; doch kriegten die Braunschweigischen Herren auf dem Grubenhagen etwas davon, welches sie nach Eimbeck in St. Alexanders-Münster brachten, und allda in grossen Ehren hielten, in einer sonderlichen Kapelle. —

---

33. Die Sakraments-Linde zu Assche.

(Aus: Die Sagen Belgiens von Maria von Plönnies.)

Im Jahre 1356 saßen an einem trüben Winterabende mehre flämische Offiziere zechend und singend in einem Wirthshause zwischen Aelst und Assche bei Brüssel. Graf Ludwig von Male hielt damals gerade mit seinem sieggewohnten Heer einen großen Theil von Brabant besetzt; Brüssel hatte ihm die Thore geöffnet und das umliegende platte Land seufzte unter seinem Drucke. Schon glaubten die Fläminge sich ganz Meister der schönen Länder des Herzogs Wenceslas; doch aus der Brabanter Brust stieg mancher Seufzer über die geschändete Freiheit und mancher Fluch über den Grafen und mancher Schwur, sich einst blutig dafür zu rächen. Unsere Offiziere hatten über dem Zechen Alles vergessen, selbst ihre Soldaten, die auf einer nahen Weide in Zelten gelagert waren und nach denen sie seit dem Mittage gar nicht mehr umgeschaut hatten. Sie sprangen

und sangen wie toll in Frau Iselindens Schenke, und die Wirthin konnte kaum die großen Kannen immer gefüllt halten, so rasch waren dieselben geleert. Das war natürlich nichts weniger als betrübend für Frau Iselinde, aber sie machte doch den ganzen Abend auch nicht einmal eine freundliche Miene. Das ärgerte die Offiziere, und gegen Mitternacht sprach einer derselben zu ihr:

„Aber Frau Wirthin, warum schauet Ihr so trübselig darein? Es ist wahr, wir machen ein wenig Spektakel, aber wir trinken dafür auch tapfer und zahlen wie Herren, und darum meinen wir, Ihr hättet Euch nicht allzu sehr zu beklagen. Des Käufers Stimme klingt immer süß. Sind wir Euch aber lästig, dann sagt's grade heraus, Frau Iselinde, und wir tragen zu dem Wirthe Michaels hier nebenan unser Gold." Das war ein tödtlicher Schrecken für Iselinde, und sie entgegnete rasch: „„Gott bewahre, edle Herren! eure Gegenwart ist mir äußerst angenehm, und ich bin gar nicht wenig stolz darauf, so schmucken Reitern schenken zu dürfen. Aber ich habe heute Abend gebeichtet, und morgen früh mit Sonnenaufgang muß ich zur heiligen Kommunion gehen, und da erschrecken mich denn eure Flüche gar sehr und....““ Da brachen die Offiziere alle in ein schallendes Gelächter aus und überschütteten Frau Iselinde mit Spöttereien und Gotteslästerungen. Es wäre nun wohl ihre Pflicht gewesen, mit Würde darauf zu antworten und die Krieger ernstlich zurechtzuweisen; doch das that sie nicht, aus Furcht, sie möchten ihre Schenke verlassen und zum Nachbar trinken gehen. Dieß Schweigen machte die Reiter noch verwegener, und endlich sprach Einer von ihnen gar: „„Höret, Frauchen, gehet Ihr nur zur heiligen Kommunion, doch statt die Hostie zu empfangen, bringet sie uns; wir möchten gar zu gerne eine solche sehen.““ — „„Ja, das thuet,““ rief ein Anderer, „„und ich gebe Euch zur Stunde drei blanke Goldstücke.““ — Recht so, schrien die Uebrigen, einen alten Edelmann ausgenommen, welcher erst unlängst in die Dienste des Grafen getreten war. Obgleich ergraut in dem Harnische, hatte er doch inmitten der vielen Kämpfe, welche er in Frankreich, Italien und Deutschland mitgefochten, und inmitten der wilden Soldatenhaufen, ein frommes und gottesfürchtiges Herz unter dem rauhen Kriegskleide bewahrt; darum konnte er diesen gräßlichen Vorschlag auch nicht gleichgiltig anhören und er tadelte die Reiter auf's Heftigste darob. „Ich habe alle Freuden dieses Abends mit euch getheilt," sprach er, „mit euch gesprungen und gesungen und getrunken und gelacht; hier aber ziehe ich mich zurück, denn ihr stehet auf dem Punkte, das abscheulichste Verbrechen zu begehen, euch an Gottes heiligem Leib und Blute zu versündigen. Wollet ihr nicht, daß ich euch verlasse,

dann schweiget und denket nicht weiter an die gräßlichen Worte, welche ihr eben gesprochen.“ Ein spottendes Lachen war der Offiziere einzige Antwort; sie drangen nun noch mehr in Iselinde und so lange, bis diese versprach, ihren Willen zu thun und ihnen die heilige Hostie zu bringen. Da hielt es der brave Krieger nicht länger aus und er enteilte dem gottvergessenen Kreise. —

Eine Stunde nach Sonnenaufgang verließ Frau Iselinde die Kirche und kehrte des Weges zurück, der zu ihrer Schenke führte, wo die Offiziere noch lärmend und tobend saßen. Die Hostie, welche sie eben empfangen, hatte sie aus dem Mund in ihre Schürze fallen lassen. Sie ging, ohne zu sehen, noch zu hören, einer Ruhelosen gleich, die sich von einem schrecklichen Gebilde verfolgt sieht. Die Reue beschlich ihr Herz schon, und die drei Goldstücke, welche ihr vor einer Stunde noch so verführerisch zugelacht, waren vergessen. An einer großen Linde angekommen, welcher der Herbst längst schon alle Blätter abgestreift hatte, blieb sie stehen; sie konnte keinen Schritt weiter, und wie von unsichtbarer Macht war sie gehalten. Das Haupt mit der Hand haltend, stand sie lange da, tief in Gedanken versunken; endlich schien ein frommer Entschluß sich Bahn gebrochen zu haben in ihr Herz. Sie öffnete die Schürze, kniete andächtig nieder, faßte die Hostie vorsichtig und mit heiliger Scheu, und legte sie in eine Höhlung des Baumes. Dann erhob sie sich rasch, eilte zur Kirche zurück und warf sich dort zum andern Male zu den Füßen ihres Beichtvaters nieder, dem sie offenherzig und unter Thränen herzlichster Reue die ganze Sache entdeckte.

Wenige Augenblicke später kam der alte Krieger, gefolgt von zwei Schildknappen, an der Linde vorbei; doch wie erstaunten sie, als sie, mitten in dem schneebedeckten Winterfelde, den Baum in frischem Laube sahen und umgeben von lichtem Schein und Tausenden von Vöglein, welche durch sein Laub hüpften und sangen. Während sie noch verwundert da standen, naheten Priester und Gläubige in Schaaren, und die standen nicht minder erstaunt. Einer der Priester aber trat zu dem Baum und nahm die heilige Hostie heraus und trug sie in die Kirche zurück. Zugleich streute der Baum seine Blätter nieder und flogen die Vögel wieder weg von seinen kalten, eisigen Zweigen. —

Diese Linde hat man seitdem in hohen Ehren gehalten. Zum Andenken an diese wunderbare Begebenheit findet noch jetzt jährlich ein Fest in Assche Statt, wobei die heilige Hostie ausgestellt wird und große Pilgerschaaren ihre Andacht verrichten. —

---

34. Die Sorge für's Meßbuch.

Hildeboldus war der neunzehnte Bischof von Cöln; im Jahre 784 wurde er also gekoren. — Nachdem sein Vorgänger Nicolphus gestorben war, entstand ein langer Streit über die Wahl eines neuen Bischofs. Davon hörte Kaiser Carl in Aachen. Er setzte sich auf sein Pferd und ritt gen Cöln. In der Nähe der Stadt hörte er in einem Kirchlein zur heiligen Messe läuten, der wollte er zuvor beiwohnen und dann nach Cöln ziehen. Als er in die Kapelle trat, hatte er einen Hornfäßer umhängen, gleichwie die Jäger zu haben pflegten, und er opferte auf dem Altar einen Gulden. Als die heilige Messe zu Ende war, nahm der Priester, welcher Hildebold hieß, den Gulden und sprach zu dem Kaiser, den er nicht kannte: „Freund, nehmet den Gulden zurück, man opfert hier nicht mit Gulden." Er glaubte nämlich, der Kaiser habe sein spotten wollen, denn es war ein gar einfaltvoller Mann. Darauf antwortete der Kaiser: „„Herr, behaltet den Gulden, ich gebe ihn Euch gern."" Hildeboldus sprach: „Ich sehe wohl, Ihr seid ein Jäger; darum bitte ich Euch, schicket mir doch die Haut von dem ersten Reh oder andern Wilde, welches Ihr erjaget; mein Meßbuch bedarf eines Ueberzuges sehr; Euern Gulden aber wollet behalten." Als der Kaiser diese offene gerade Rede hörte, fragte er die Umstehenden aus über des Priesters Lebensweise und vernahm, daß es ein frommer und rechtschaffener Mann war. Dann ritt der Kaiser weiter gen Cöln und erforschte den Streit, und als die Wähler nicht einig werden konnten, sprach er: „„Ich will euch einen Bischof wählen."" Da ließ er den Priester Hildeboldus herbeiholen und gab ihnen den zu einem Bischof, und der regierte vier und dreißig Jahre; und da Kaiser Carl's Sohn Ludwig Kaiser wurde, krönte er diesen. Als er starb, begrub man ihn in St. Gereon zur rechten Hand neben dem ersten Altar. —

---

35. Der plötzlich gestillte Aufruhr.

Schon vor mehr als dreihundert Jahren war es in der ganzen Schweiz und somit auch in Zug üblich, fremden, ausländischen Herren um Geld Kriegsdienste anzubieten. Da nun aber gerade damals die größten Herren der Christenheit, — der römische Kaiser und der König von Frankreich miteinander im Kriege lagen, und auf jeder Seite Schweizer fochten, so mußte es sich natürlich treffen, daß gar oft Schweizer gegen Schweizer selbst in den Krieg zogen. Jedenfalls entstanden dadurch heftige Parteiungen im Vaterlande selbst.

So zogen eines Tags (im Jahr 1522) die Hauptleute Schönbrunner und Stokar von Zug, Beide im Dienste von Frankreich, mit ihrem angeworbenen Volk in das genannte Städtchen. Feierlich marschirten sie einher mit Pfeifen und Trommeln, und hielten dann mit ihren Leuten, wie es gebräuchlich war, einen fröhlichen Trunk. — Aber in derselben Stadt hielt sich auch der Menzinger Hans Volsinger, früher Hauptmann päpstlicher Hilfstruppen, mit seinen Leuten auf. Als er den lustigen Zug der „französischen Kronenfresser," wie man sie nannte, erblickte, meinte er und die Seinigen, man habe ihm das zum Trotze gethan, schickte schnell zu seinen Anhängern, und als diese bewaffnet erschienen, zogen sie zusammen, ebenfalls mit Pfeifen und Trommeln, durch die Stadt. Da gab's böses Blut bei den Andern und sie ließen sich solchen Trotz auch nicht gefallen, griffen zu den Waffen und zogen vom Trunke weg durch eine andere Gasse dem Volsinger und seiner Schaar entgegen. — Es war aber gerade Wochenmarkt in der Stadt und die vielen Leute machten große Augen und waren voll Erwartung über die Dinge, die da kommen sollten. Als die beiden Parteien gegeneinander kamen, wollte keine der andern weichen, keine die andere vorbeiziehen lassen. Darüber entstand schreckliches Getümmel und Aufruhr; zwei bis dreihundert Krieger stunden bewaffnet gegeneinander und hielten es für Ehrensache, einander vom Platze zu treiben oder todtzuschlagen.

Da liefen angesehene Bürger und Geistliche, da liefen auch Ammann und Räthe herbei, baten und flehten, ermahnten und belehrten, wiesen auf den geschworenen Bürgereid hin und wollten Frieden gebieten. Aber drei Stunden lang, in denen von Bürgern und Priestern alle Beredsamkeit vergebens aufgeboten wurde, waren schon verflossen und man verzweifelte beinahe an der Möglichkeit, die Wüthenden zu besänftigen.

Da hörte man bei dem allgemeinen Tumult ein Glöcklein ertönen. Alles schaute nach dem Orte, wo der Schall herkam; dort wichen die Leute ehrfurchtsvoll auseinander, und Viele riefen: „Macht Platz — weicht zurück!" Es kam nämlich ein Priester mit dem Allerheiligsten in der Monstranz herbei. Hoch empor hob er diese, und rief mit lauter Stimme: „„Brüder, Christen, um des Gekreuzigten willen lasset ab vom Blutvergießen! Stecket die Schwerter in die Scheide und begebet euch ruhig nach Haus!"" Als das die erbitterten Kriegsleute hörten und sahen, fielen sie Alle, auf beiden Parteien, sowie das auf dem Markte versammelte Volk zur Erde auf die Kniee, beteten das heiligste Geheimniß als gläubige Christen in Demuth an und verrichteten einige übliche Gebete. An's Schlagen und Streiten dachte Keiner mehr und Viele folgten

dem Priester in die Kirche, in welche er das Hochheilige zurücktrug, um dort auch mit ihm zu beten zum Gott des Friedens. —

So mächtig war damals der Glaube, daß eine ganze Masse bis zur Wuth erhitzter Soldaten auf den einzigen Anblick des größten Wunders der Liebe Gottes aus Löwen in Lämmer verwandelt wurde. —

---

36. Maria, die geistliche Rose.

(Von Dr. Johannes Theodor Laurent, Bischof von Chersones.)

In der Lauretanischen Litanei wird die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria unter Anderm auch mit dem Lobspruche begrüßt: „Rosa mystica, ora pro nobis! Geistliche Rose, bitt' für uns!“ —

Warum nennt die Kirche die jungfräuliche Gottesmutter selbst die „mystische, geistliche, geheimnißvolle Rose?“

Antwort:

Die Rose ist die Königin der Blumen, vor allen durch die Pracht ihrer rothen Farbe, welche die Sättigung und Vollendung der Farben ist, die Farbe des Feuers und des Blutes, der wahre Lebensschein. Diese Blut- und Feuer-Farbe erweist sich als das Sinnbild der heiligen Liebe, die wie eine Flamme das Herz zum Brandopfer im Dienste Gottes verzehrt. — Die Rose ist die Königin der Blumen auch durch die Fülle ihres Wohlgeruches, der durch Kraft und Milde sich auszeichnet unter allen Düften, ebenso durchdringend als labend. Dieser Wohlgeruch erweist sich, nach der heiligen Schrift, als das Sinnbild des Gebets, das aus dem Menschenherzen wie der Duft aus einem Blumenkelch oder Rauchfaß zum Himmel empor steigt und das Herz Gottes erfreut. —

Vor allen Menschenherzen aber war das Herz Mariä ein Altar Gottes, auf dem die Liebesflamme nicht erlosch; war ein Blumenkelch, ein Rauchfaß, aus dem unabläßig der Blüthenduft, die Rauchwolke des Gebets hinaufstieg zu Gott, und hinwiederum als Gnaden-Regen sich herniedersenkte auf die Erde. Darum wird Maria „die mystische Rose“ genannt, das heißt: die unabläßig betende Seele, die große Beterin, die wie eine ewig blühende Rose immerfort ihren Duft zu Gott hinauf haucht, ja wie der siebenfarbige Wolkenbogen sich von der Erde zum Himmel erhebt und vom Himmel wieder zur Erde senkt. —

An ihrem Gebet aber sollen wir unser Gebet entzünden, mit dem ihrigen das unsrige verbinden; die heilige Mutter-Rose soll sich in einem unverwelklichen Flor von Tochter-Rosen fortpflanzen; das Gebet Mariä soll das Gebet der ganzen Kirche gleichsam tragen

und mitnehmen zu Gott; das Gebet Mariä soll dem unsern Kraft und Anmuth vor Gott verleihen. —

Darum wird denn nach dem Vorbilde der betenden Gottesmutter die betende Kirche selbst zur „geistlichen Rose;“ ihre Gebete zur heiligen Muttergottes werden auch von ihr mit dem Namen „Rosen“ bezeichnet, und die beständige Wiederholung und Zusammenfügung dieser Gebete heißt sie „Rosenkranz.“ —

37 — 41. Der neue St. Joseph.

1. In der Stadt Cöln steht ein stattliches Gotteshaus, von Linden umschattet, „zu St. Marien im Capitol“ genannt, weil einst die Stelle desselben der Römer Capitol eingenommen haben soll. An der süd-östlichen Seite desselben befindet sich ein niedliches Thor im Spitzbogen-Style, mit vier Nischen überbaut, in welchen, in alten Steinbildern, die Anbetung der heiligen drei Könige dargestellt ist.

Neben diesem Thore, vom Volke „Dreikönigen-Thörchen“ genannt, wohnten vor langen Jahren arme, aber sehr brave und gottesfürchtige Leute. Der Mann, ein Schuhmacher, suchte mit seiner Hände Arbeit seine kleine Familie, so gut er konnte, zu ernähren. Der Eltern höchste Freude war ihr einziges Söhnlein Hermann; denn fromm, gesittet und tugendhaft suchte der Kleine durch Gehorsam und kindliche Anhänglichkeit Das zu vergelten, was sie mit sorgender Liebe für ihn thaten.

Hermann wurde von seinen Eltern zur Schule geschickt, und nie ging er dahin, ohne zuvor vor einem steinernen Muttergottes-Bilde in der nahe gelegenen Kirche sein kindliches Gebet zu verrichten. An Spieltagen, wenn die anderen Knaben sich auf den Plätzen und Straßen herumtummelten, eilte er zu seinem lieben Plätzchen im Münster und erzählte dem freundlich blickenden Jesuskinde, das die heilige Mutter auf dem Arme trug, was er Alles gelernt und was er noch lernen wollte. —

Einst als ihm die Mutter einen wunderschönen Apfel geschenkt, eilte er, freudigen Muthes, zu seinem Muttergottes-Bild und bot ihn dem Kindlein mit den Worten dar: „Da hast Du meinen Apfel!“ Der kleine Jesus reichte mit freundlichem Blicke zu ihm herab und nahm den Apfel. Unbeschreiblich war des Knaben Freude; und wenn er nur immer etwas zum Geschenk erhielt, Obst oder Kuchen, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als es dem Jesuskindlein zu bringen, welches die Gabe auch immer mit Dank hinnahm. —

2. Als Hermann einst an einem Nachmittag wieder in das Münster Unserer Lieben Frauen trat, da gerade sonst Niemand an

dieser ehrfurchtgebietenden Stätte verweilte, jubelte er mit Einem Male hoch auf, denn was sah er? Droben über dem Lettner saß die heilige Muttergottes und lächelte wundersam und lieblich, und vor ihr her spielte das Jesuskind und der heilige Johannes. Dabei hätte er auch gern sein mögen, denn er hatte gar keine Furcht vor dem göttlichen Herrn. Die heilige Muttergottes winkte ihm aber und sagte: „Hermann, komm' nur herauf!" Er jedoch sagte: „„Ich kann ja nicht, denn der Chor ist geschlossen und ich habe keine Leiter."" — „Nun, versuch' es nur, ob du nicht kannst, ich will dir die Hand geben!" erwiederte huldvoll die Gebenedeite. Da versuchte er es denn, hinaufzusteigen, Madonna reichte ihm gütig die Hand herab und er stieg hinauf, und droben durfte er mit dem Jesuskind und dem heiligen Johannes spielen bis zur Vesperzeit. Dann half sie ihm wieder herab. — Er aber verspürte in seinem Herzen einen tiefen Schmerz wie von einem stechenden Nagel, und er dachte, er werde für das göttliche Kind und seine heilige Mutter viel zu leiden bekommen. —

3. Hermann sollte, da er größer wurde, auch Schuhmacher werden, denn seine Eltern konnten die Kosten nicht mehr bestreiten, und ihn daher nicht länger zur Schule schicken. Betrübten Herzens, denn er hätte so gerne noch mehr gelernt, schlich er nun eines Nachmittags nach der Kirche, um dem Jesuskindlein sein Leid zu klagen. Als er so mit Thränen im Auge zu Maria und ihrem Sohne hinaufschaute, frug ihn die Hochgebenedeite: „„Was ist Dir, Hermann?"" und er erzählte seinen Kummer, wie er ja noch so gerne in die Schule ginge, dieß aber seinen Eltern zu schwer fiele, und er nun Schuhmacher werden müsse. „„Das sollst Du nicht, Hermann!"" sprach mild die Trösterin; „„geh' in den Kreuzgang, dort findest Du links an der Thür einen Stein, den hebe nur auf, und Du wirst finden, was Du bedarfst!" — Mit Thränen im Auge dankte Hermann seiner gütigen Beschützerin und eilte nach dem Steine, den er, wenn auch ziemlich gewichtig, ohne Mühe forthob, und unter demselben auch so viel des Geldes fand, als ihm gerade nöthig war. Er konnte jetzt, auch ohne seinen Eltern im Geringsten zur Last zu fallen, ferner am Unterrichte Theil nehmen, denn was er nur immer bedurfte, fand er unter diesem Steine. Nie ließ er aber auch ab, seiner Beschützerin zu danken, immer blieb sein liebstes Plätzchen vor dem gnadenvollen Bild in St. Marien im Capitol.

Hermann studirte nun auf's Fleißigste, und Alles, was er nur angriff, gelang ihm durch den Beistand der heiligen Muttergottes. —

4. Als er nun das Alter erreicht, wo man sich einen Stand zu wählen hat, beschloß er, sich dem geistlichen Stande zu widmen und

in den Orden der Benediktiner zu treten. Er ersah sich dazu das Kloster zu Steinfeld in der Eifel, wo man den gottesfürchtigen Jüngling auch gern aufnahm. Mit allem Eifer oblag er daselbst dem Studium der Philosophie und Theologie, und ließ Tag und Nacht nicht ab von seinen Bemühungen, so daß er seine Fürsprecherin Maria beinahe darüber vergaß. Aber, siehe! alle seine Anstrengungen waren umsonst; er konnte keine Fortschritte in den Wissenschaften machen, so ernstlich er es sich auch angelegen sein ließ. Da nahm er seine Zuflucht wieder zum Gebet; und als er nun eines Nachts auf dem Chore voll inniger Andacht saß, von den Arbeiten des Tages ganz erschöpft, kam ein süßer Schlaf über seine Augen und er träumte einen schönen Traum. Er befand sich in einem wundervollen Garten, in dem die lieblichsten Kräuter dufteten, und die herrlichsten, von ihm nie gesehenen Früchte auf den Bäumen prangten, deren Aeste von tausend Vögeln belebt waren. Ein nie vernommenes liebliches Klingen durchbebte die Luft, süße Stimmen sangen dazwischen Lobgesänge dem Herrn, und anmuthige Brünnlein rieselten durch blumenreiche Matten. Endlich erschien die Muttergottes, sowie er sie in den Tagen seiner Kindheit unzählige Male zu St. Marien im Capitol gesehen, das Jesuskindlein an der Hand führend, welches ihn mit freundlicher Geberde einlud, jetzt auch einmal mit ihm zu speisen, da er ihm so manchen schönen Apfel und andere schöne Sachen geschenkt habe. Hermann nahm die Einladung dankend an; und als er nun an der reichen Tafel, von wunderholden Englein bedient, sich des Himmels Kost recht schmecken ließ, erwachte er — und des Traumes Erscheinungen waren duch verschwunden. Er fühlte sich aber auf eine eigene Weise gestärkt und in seinem innersten Wesen ganz verändert. Seine Studien hatten jetzt raschen Fortgang. — —

5. Im Kloster mußte er dem im Refectorium dienenden Bruder Hilfe leisten; er mußte deßhalb nicht mit den übrigen Brüdern zu Tische sitzen, sondern er durfte vor dem Essen oder nachher allein seine Mahlzeit genießen. Weil er aber gern Fasten hielt, so konnte er da leichtlich nur ein wenig Brod essen und einen Trunk Wasser nehmen, ohne daß es Jemand sah oder merkte. — Gleicher Abtödtungen befliß er sich auch beim Schlafen; sein Bettlein war ein wenig Stroh und sein Kopfkissen ein Stein. — So wollte er auch keine neue Kleider und Schuhe anziehen; wenn er derselben bedurfte, dann nahm er nur solche, welche die anderen Klosterbrüder schon abgetragen, und in diesen Kleidern blieb er freiwillig so arm, daß er sie zusammenflickte, wie lange es nur immer gehen wollte. — Die schönste Glorie seiner Tugenden war aber seine Keuschheit. Der Mönch, der seine Lebensgeschichte zu allererst aufgezeichnet, und der

mit ihm selbst in Steinfelden gelebt, sagt: daß man Ihn mit allem Recht „einen Edelstein unter den jungfräulichen Seelen, eine Blume der Jungfrauschaft, eine Lilie der Keuschheit, ein auserwähltes Gefäß der Reinigkeit und ein unschuldiges Lamm im Dienste Mariens“ nennen müsse, denn er war jungfräulich im Herzen, jungfräulich im Blick, jungfräulich in all seinem Wesen. Seine Klosterbrüder nannten ihn deßhalb nur „**Joseph**,“ wiewohl er Hermann hieß. Es fiel ihm auf, daß man ihn allenthalben „Joseph“ nannte, und er wollte im Convent, zur Zeit, wo die brüderliche Zurechtweisung stattfindet, jene Brüder angeben, die ihn „Joseph“ riefen; aber dieß konnte er nicht mehr verhindern, daß man ihn allgemein „Joseph“ hieß, denn er war ja, wie ehedessen der heilige Joseph, ein Gespons Unserer Lieben Frauen. Sie verließ ihn auch nicht, und begnadigte ihn zuweilen mit ihrem Erscheinen, wie ihm dieses Heil schon öfter in den goldenen Tagen seiner Kindheit gar erhebend und beseligend war zu Theil geworden. —

Nachdem er nun so heilig gelebt, ward er krank und seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab; nie klagte oder jammerte er in seinen Schmerzen, er fühlte sich vielmehr wie auf Rosen gebettet; die ganze Fastenzeit hindurch genoß er fast nichts mehr, und im frommen Anblick zu Jesus und Maria ging er, vermuthlich im Jahr 1225, heim in das Land des Schauens und der Verklärung. —

In der Abtei zu Steinfeld, wo er gestorben, wird noch jetzt sein Grab gezeigt.

In der Kirche zu St. Marien im Capitol zu Cöln ist zu rechter Hand am Ende der Nebenhalle Hermann Joseph, der später selig gesprochen wurde, in Stein abgebildet, wie er als Schüler dem Jesuskind einen Apfel darreicht — zum ewigen Gedächtniß dieses frommen Mannes. —

---

42. Ein geistlicher Sohn Maria's.

Wie groß, zärtlich und wahrhaft die Liebe des heiligen Benedikt Joseph Labre zur seligsten Jungfrau Maria war, kann man aus der feurigen Liebe ermessen, die er zu ihrem göttlichen Sohne Jesus Christus trug. „Die Liebe zu Jesus und Maria ist nie voneinander getrennt. Wir können Jesus nicht lieben, ohne zugleich auch seine Mutter zu lieben; und ebenso können wir nicht wahrhaft die Mutter lieben, ohne Jesus zu lieben!“ So sagt der ehrwürdige P. Ludwig de Ponte, indem er über die Worte des Evangeliums betrachtet: „Sie fanden das Kind mit Maria, seiner Mutter.“ (Matth. 2, 11.) Sie schreiten auf gleiche Weise miteinander vor,

nur mit dem Unterschiede, die Liebe Mariens wird stärker, wenn unsere Liebe zu Jesus wächst. —

„Von seiner zarten Jugend an erwählte er Maria zu seiner Mutter, seiner Fürsprecherin und besonderen Beschützerin, und auf sie setzte er nach Gott all seine Hoffnung mit voller Sicherheit;" so berichtet sein Beichtvater P. Temple. — Als er auf Gottes Eingebung seine strenge Lebensweise begonnen hatte, dachte er nicht mehr an seine irdische Mutter, und er sagte ihr in seinem letzten Briefe, daß er sie niemals mehr sehen werde, außer im Thale Josaphat; und er bekräftigte mit noch größerem Eifer die Wahl Mariens, als seiner geistigen Mutter, indem er sich gänzlich ihrer mütterlichen Sorgfalt überließ. Er bekannte sich vor der Welt als ein „Sohn Mariens," indem er stets bis in den Tod um seinen Hals, gleichsam als ihre Livrée, einen Rosenkranz trug; er that sich offenbar darauf etwas zu Gute, und schätzte sie weit höher, als Edelleute ihre Auszeichnungen, wodurch sie sich vor der Menge unterscheiden. Er trug den Rosenkranz stets auf den öffentlichen Straßen, auf seinen Pilgerfahrten, in den Kirchen und anderswo.

Er betete den Rosenkranz täglich zu Ehren Mariens, nicht nach gewöhnlicher Weise, sondern mit inniger Betrachtung der Geheimnisse, in einer andächtigen, eingezogenen und ehrfurchtsvollen Stellung. — Wenn er im Hospiz des Signor Mancini jeden Abend den Rosenkranz mit den anderen Armen betete, so unterschied er sich von ihnen gleichwie der Mond von den Sternen. Die Anderen recitirten ihn sitzend, weil es ihnen vom Aufseher wegen Krankheit oder Schwäche erlaubt war; Benedikt that es knieend, obgleich man ihn wegen seiner vielen Leiden und geringen Kräfte zum Sitzen nöthigen wollte. Er unterschied sich auffallend von den Anderen: durch ihr häufiges Gähnen, ihre unehrerbietige Stellung, manchmal auch sogar, daß sie zu schlafen begannen, so daß der Vorsteher bald den Einen, bald den Andern zurechtweisen mußte. Hingegen war Benedikt's Aufmerksamkeit und Andacht beim Beten des Rosenkranzes so groß, daß der Vorsteher bezeugt, er habe sich an ihm ungemein erbaut. Man sah ihn so ganz in sich versammelt, und innerlich durchdrungen, daß Mancher von den Armen, der ihn vor seinen Augen hatte, zu einem andern mit leiser Stimme sagte: „Sieh' auf Benedikt, er kommt in Verzückung!" —

Wenn er in Rom war, ging er jeden Freitag Morgens in der Kirche von St. Markus zum Altare der schmerzhaften Jungfrau, und betete da, nachdem er lange Zeit ihre Leiden betrachtet hatte, mit den andern Leuten den Rosenkranz, der dort gewöhnlich verrichtet wird; und er entfernte sich nicht eher, als bis er den Segen mit dem heiligsten Sakrament empfangen hatte; überzeugt, daß ihn Maria

mit ihrem Sohne segne. — Jeden Abend beeilte er sich, der Litanei der seligsten Jungfrau beizuwohnen, welche täglich in der Kirche von St. Maria dei Monti gehalten wird. — Wo immer er war, in Loretto oder anderswo, erbauten sich die Gegenwärtigen an seiner außerordentlichen Ehrfurcht, Sittsamkeit und Aufmerksamkeit, welche um so größere Verwunderung erregte, als man an ihm einen zerlumpten, armen und abgemagerten Menschen sah. — Er hatte sich angewöhnt, öfters während des Tages seine Liebe zu Jesus und Maria zu erneuern, indem er ihre heiligen Namen anrief. Ein Beichtvater, der dieß nicht wußte, gab ihm den Rath, es zu thun, und Benedikt erwiederte ihm, daß er dieß bereits übe, jedoch wolle er es noch öfter thun, um ihm zu gehorsamen.

Diese feurige Liebe zu Maria veranlaßten ihn, stundenlange vor den berühmtesten Bildnissen derselben in Rom und anderen Städten zu verweilen und ihre Vorzüge zu betrachten. Diese Betrachtungen hatten manchmal ihre unbefleckte Empfängniß, die er auf besondere Weise verehrte; manchmal ihre Schmerzen, wobei er von denselben sein Herz durchdrungen fühlte; manchmal ihre erhabene Würde als Mutter Gottes, ihre Größe im Himmel, und die Geheimnisse ihres irdischen Lebens zum Gegenstande. — Wenn das heilige Bild der seligsten Jungfrau, das in der Kirche von St. Maria in Via lata auf dem Altare steht, der öffentlichen Verehrung ausgestellt war, blieb er andächtig knien, das Angesicht und die Augen auf seine geliebte Mutter geheftet, indem er sie anschaute und betrachtete, ganz in diese Uebung versenkt, Allen, die ihn beobachteten, zur Verwunderung und Erbauung.

Es wird nicht nothwendig sein, hier abermals davon zu sprechen, daß er ganze Tage im heiligen Hause zu Loretto zugebracht, ohne nur an eine Speise zu denken; welchen erhabenen Betrachtungen er auf seinen Knieen dort oblag, wie viele Thränen der Zärtlichkeit er vergoß, welche Liebesaffecte und Ergießungen seiner Andacht er dort vollbrachte, wenn er erwog, daß er sich in demselben Hause befinde, welches der Mutter Gottes zur Wohnung gedient. — Es wurde ihm eines Abends gesagt, daß die Diener des heiligen Hauses Morgens und Abends Brod und Wein an arme Leute austheilten, und daß er auch an der Liebesgabe Theil nehmen könne; da zeigte er sich ganz gleichgiltig, daran Theil zu nehmen, und niemals sah man ihn unter denselben, so ganz in Liebe verzehrt war er im heiligen Hause; er blieb vielmehr den ganzen Tag in der Kirche, zufrieden mit der geistlichen Speise und mit der Gesellschaft seiner lieben Mutter. —

Es war schon genug, wenn ein Bild der seligsten Jungfrau in sein Auge fiel, um in seiner Seele Verehrung, Andacht und die zärt-

lichsten Gefühle zu erwecken. — Das ausdrucksvolle und schöne Gemälde Mariens, *) welches in der Kirche der Patres Pii Operarj (fromme Arbeiter) auf dem Hochaltar ausgestellt ist, und das Santa Maria dei Monti genannt wird, verehrte er mehr, als jedes andere. Vor demselben brachte er mehrere Jahre hindurch beinahe den ganzen Morgen auf den Knieen zu, in beständiger Betrachtung, die Augen auf dasselbe geheftet; er schien in Liebe aufgelöst zu sein, und konnte es nicht verhindern, daß seine inneren Affecte in gewisse Worte ausbrachen, welche seine Liebe bezeugten, und von Personen, die sich geflissentlich in seine Nähe gestellt hatten, erwähnt werden. „Meine Mutter!“ sagte er, „Maria, meine Mutter!“ — und Anderes dergleichen, was von den Zuhörern nicht genau verstanden werden konnte. Ja, er lag vor diesem Bild auf seinen Knieen mit so vieler Sittsamkeit und Andacht, daß es schien, als sei er bewegungslos und eine Statue; und seine Augen waren so liebevoll und unbeweglich auf Maria geheftet, daß er sie niemals von ihr abwendete, wenn auch ein Geräusch in der Kirche entstand, oder sonst ein Umstand eintrat. Jedermann, der ihn sah, fühlte Zerknirschung und Andacht. Viele gingen geflissentlich in diese Kirche, und nachdem sie eine kurze Zeit das heiligste Sakrament angebetet, nahmen sie dann eine Stellung an, wo sie Benedikt beobachten konnten, da sie in ihrem Herzen die Affecte der Zerknirschung, der Liebe und Andacht überaus lebendig angeregt fühlten, wenn sie den liebenden Diener der seligsten Jungfrau beten sahen.

Endlich zeigte sich seine Liebe zu Maria in den vielen Pilgerfahrten, welche er ihr zu Ehren unternahm; so nach Loretto, Einsiedeln, Rom und an andere ehrwürdige Plätze.

Noch klarer aber als irgend etwas Anderes zeigt dieß seine Nachahmung ihrer Tugenden; sein untadeliges Leben, seine engelgleiche Reinheit, die Verachtung der Welt und seiner selbst, und die wahrhaft christliche Nächstenliebe; denn er suchte, so viel es ihm

*) Dieses Gemälde, das an der Mauer einer Straße Roms, „dei Monti“ genannt, gemalt war, ehrte der allmächtige Gott durch viele Wunder; vom 26. April 1579 an durch so viele und große Wunder, daß viele Leute reichliche Almosen gaben, um eine schöne Kirche dafür zu bauen, welche jetzt Santa Maria dei Monti genannt wird. In dieser Kirche wurde das Bild auf den Hochaltar gesetzt, nachdem es von der Mauer abgenommen war; sie war zuerst von Weltpriestern besorgt, dann wurde sie von Papst Clemens XI. den Vätern, genannt „Pii Operarj,“ übergeben, welche die Andacht gegen dasselbe mit großer Sorgfalt und vielem Eifer aufrecht erhielten, und es ist deßhalb täglich von vielen, sehr vielen Gläubigen verehrt. —

möglich war, ein lebendiges Abbild der Tugenden Mariens zu sein, und seine Liebe zu ihr bestand nicht hauptsächlich in seinen Pilgerfahrten, Besuchen und Gebeten, sondern in der Nachahmung ihrer Tugenden, sowie der heilige Hieronymus schreibt: „Mein Geliebter! ehre Maria aus Liebe, welche du gegen sie hast; aber dann zeigst du wahrhaft deine Liebe, wenn du Diejenige, die du liebst, nachzuahmen suchest!" —

43. Die Kapelle zu Maria-Ablaß in Cöln.

Diese noch dermalen von den Andächtigen häufig besuchte Kapelle wurde dicht an die ehemalige uralte Pfarrkirche, auch „Maria-Ablaß" genannt, erbaut. Südwärts stützte dieselbe Mauer beide Gebäude. Vor Errichtung dieser Kapelle war die Pfarrkirche rund umher von einem Leichenhof umgeben, und das auf die gemeinschaftliche Mauer auswärts gemalte alte Marienbild in Freskomanier befand sich bis zur Erbauung der Kapelle ohne Bedeckung, dem Regen und Wetter völlig preisgegeben.

Die Legende schreibt die Erbauung der im siebzehnten Jahrhundert erneuerten Kapelle folgendem Ereigniß zu.

Zur Zeit, als der heilige Bernardus wider die Sarazenen und Ungläubigen das Kreuz predigte, zog auch ein cölnischer Ritter, Bruno von Mauenheim, vom Glaubenseifer befeuert, nach dem heiligen Lande. Der Kreuzzug Kaiser Konrad's III. lief jedoch unglücklich ab, die Waffen der Sarazenen siegten, und auch der cölnische Ritter fiel bei Laodicäa in ihre Hände. Lange hatte er die schmählichste Gefangenschaft erduldet, ohne daß ihn sein Muth und Gottvertrauen verlassen. Man bot ihm die Freiheit an, wenn er seinen Glauben ändern wolle; er widerstand aber diesen Zumuthungen und betete inbrünstig zur Mutter des Herrn, daß sie ihn in seinem Glauben stärken und aus den Fesseln der Ungläubigen erlösen möchte.

Da träumte ihm in einer Nacht, wie die heilige Maria in ihrer Glorie an seinem Lager erscheine und ihm die Ketten löse. Als er erwachte, fühlte er sich wunderbar gestärkt und seiner Bande wirklich entledigt. Die Thür des Kerkers war geöffnet, und er entkam ohne irgend eine Gefahr. Im Pilgergewande nach der Heimath ziehend, gelobte er feierlich, in Cöln zu Ehren der Muttergottes ein Kirchlein zu bauen, und führte diesen Vorsatz sogleich aus, als er daheim angelangt war.

Kaum war das Kirchlein fertig, als ihm dasselbe so klein erschien, daß er es abzubrechen beschloß. Die Bauleute hatten schon begonnen,

eine Seitenmauer einzureißen, als sie in derselben ein schön gemaltes Muttergottesbild fanden. Sie meldeten es dem Ritter, der in dem Bilde die heilige Maria erkannte, wie sie ihm in seiner Gefangenschaft im Traum erschienen war. Das Kirchlein blieb nun so klein, wie es noch heutzutage ist, und der Ritter hing an dem Bilde seine Ketten und Sporen zum ewigen Andenken auf.

Seitdem zogen aus allen Landen Pilger nach Cöln, um die Vermittelung der himmlischen Fürsprecherin zu erflehen, und Keiner, sagt die Legende, ging unerhört von dannen. Einst kam auch eine Kaiserin zu demselben Zwecke; sie wollte jedoch das Bild nicht eher sehen, als bis es von Neuem bemalt wäre. Der cölnische Senat bot nun die ganze cölnische Malergilde auf, das Bild wieder aufzufrischen. Fleißig gingen sie ans Werk und boten ihre ganze Kunst auf, das Bild in der schönsten Farbenpracht wiederherzustellen. Als es vollendet war, wollte die Kaiserin die Kapelle besuchen; indem sie aber zur Thüre hineintrat, war das Bild ganz in seinem alten Zustand, als ob kein Pinselstrich daran versucht worden sei. Noch zweimal übten die Maler ihre Kunst, und noch zweimal fand die Kaiserin das Bild, wie es ursprünglich gewesen. Da erkannte Jedermann, wie es der Wille Gottes sei, daß es bleiben solle, wie es war; und so hat es bis auf unsere Tage seine alte Gestalt behalten.

Die Benennung „Maria-Ablaß" leitet sich von der Freisprechung oder dem Nachlaß der zeitlichen Sünden-Strafen, sowie von der Verehrung des Marienbildes her. Nach dem Grundsatze der ersten Christen wurden in der also genannten Kirche diejenigen Sünder, welche öffentlich kanonische Verbrechen begangen, daher der öffentlichen Buße unterworfen waren, auch öffentlich vom Priester freigesprochen. —

Schön ist, was der 604 verstorbene Papst Gregor I. Epist. 7, 110 der Verehrung der Bilder wegen sagt: „Die Bilder sollen bei Denen, welche nicht lesen können, die Stelle der Bücher vertreten." —

---

44. Das Marienbild über dem Stadt-Thore.

An dem Abhang eines Hügels, dessen Fuß die klaren, reinen Wellen der Epte umschlängeln, erhebt sich amphitheatralisch die kleine, hübsche Stadt Gisors, deren mildes Klima, patriarchalische Sitten, unbefangene Jugend einem glauben machen könnten, man sei tausend Meilen von der Hauptstadt entfernt, obgleich sie von Paris aus bequem in achtzehn Stunden erreicht wird.

Gisors ist hauptsächlich wegen der bewundernswerthen Ruinen seines unermeßlichen Schlosses merkwürdig, dessen prächtige Conturen

die Stadt überragen und ihr einen wahren Glorienschein verleihen. — Es war unter der Regierung des Königs Robert, im Jahre Eintausend, daß der Grund des Schlosses von Gisors gelegt wurde, welches hundert Jahre später von Guillaume-le-Roux bedeutend vergrößert und befestigt wurde. — Unter die historischen Begebenheiten dieses Schlosses gehört der Empfang Papst Calisto's II. durch Heinrich I., König von England, im Jahre 1119. Dieser geistliche Oberhirt kam hierher, um zwei christliche Könige zu versöhnen und von Heinrich zu erlangen, daß er seinem Bruder Robert das ihm unrechtmäßig entrissene Herzogthum Normandie, sowie seine Freiheit zurückgebe. — —

Später unterlag das Schloß Gisors dem siegreichen Philipp August. Zwei Stunden von hier, in dem Dorfe Courcelles, hätte dieser König beinahe seine glorreiche Laufbahn beendigt. Von Feinden umgeben, gelang es ihm, sich mit seinem Degen einen Weg zu bahnen, worauf er die Richtung, mit verhängtem Zügel davonjagend, nach der Stadt Gisors nahm. Seine Leibwache stürzte sich in solcher Unordnung ihm nach, daß die hölzerne Brücke, welche über die Epte geworfen war, unter der Last der schwerbepanzerten Ritter zusammenbrach. Als der König die Brücke fast schon hinter sich hatte, sank auch er hinab in die Fluthen, doch sein guter Normänner entriß ihn, schwimmend, dieser neuen Gefahr und trug ihn ans Ufer frisch und gesund, und, wie immer, unbesiegt.

In dieser Bedrängniß rief er die Hilfe der heiligen Jungfrau Maria an, deren Bild sich über dem Thore der Stadt befand; und zur Erinnerung an seine Befreiung ließ er das Thor in seiner ganzen Höhe und Breite vergolden, woher es den Namen „goldene Pforte" erhielt. Jetzt existirt dieses Thor nicht mehr, aber die Brücke, welche massiv von Steinen gebaut ist, trägt noch den Namen „Goldbrücke," und das Bild der heiligen Jungfrau, gewissenhaft und fromm aufbewahrt, ist noch immer ein Gegenstand der Verehrung.

Die großartigen Ruinen des Schlosses von Gisors dehnen sich auf einer Anhöhe, nach der Landstraße von Rouen zu, aus; sie sind umgeben von dem Laubdache hundertjähriger Eichen und Buchen und ihr lindes Rauschen und Geflüster wird dem dort Wandelnden zur wehmüthigen Predigt von der Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Pracht und Größe. —

---

45. Maria Treu in der Josephstadt zu Wien.

Im Jahre 1713, als die Pest in Oesterreich schreckliche Verheerungen anrichtete, wurde auch Joseph Herz, ein armer Maler, welcher es in seiner Kunst nicht gar weit gebracht hatte, sammt

seiner Gattin von dieser Seuche ergriffen. Er war schon seit Jahren her im Besitz einer papierenen Abbildung der heiligen Jungfrau, wie sie in der Kirche der frommen Schulen bei St. Pantaleon in Rom verehrt wird. In diesem gefahrvollen Zustande setzte er sein ganzes Vertrauen auf die Hilfe des Allerhöchsten, und that das Gelübde, diese Abbildung in Oel auszuführen, wenn er durch die Fürbitte der göttlichen Mutter von der Pest befreit werden würde. Seine Gattin starb noch in derselben Nacht, aber seine Pestbeulen brachen auf, und er entging der drohenden Gefahr und wurde wieder gesund. Aus freudiger Dankbarkeit für die augenscheinliche Rettung, womit Gott sein Vertrauen und seinen Glauben belohnen wollte, säumte er keinen Augenblick, das gemachte Gelübde gewissenhaft zu erfüllen. Die Freude über die wunderbare und schnelle Genesung bemeisterte das dankerfüllte Herz des sonst ruhmlosen Malers so sehr, daß er im eigentlichen Sinne des Wortes sich selbst übertraf; er verlieh dieser Nachbildung so viel Leben, Reiz und Milde, wie es ihm bei allen seinen Arbeiten zuvor und nachher nie gelungen war. Dieses Gemälde opferte er nun der Josephstädter-Kapelle, welche unter dem Namen Mariä Vermählung eingesegnet worden war. — Oft wurde dieses Bild in jener Trauerzeit dem häufig zuströmenden Volke zur Verehrung aufgestellt, bis es im Jahre 1719, bei der feierlichen Einsegnung der neuen Kirche, auf den Hochaltar übertragen wurde. Von nun an hieß die Kirche „zu Maria Treu," und für das jährliche Kirchenfest wurde der erste August angeordnet; aber auch das Bildniß wurde seit dieser Zeit unter eben diesem Namen von zahlreichen Gläubigen andächtig verehrt. — Die vielen Weihgeschenke, welche aus frommer Dankbarkeit ununterbrochen dargebracht, und die häufigen Opfertafeln, welche daselbst aufgehangen wurden, beweisen genugsam, wie viele Kranke und Leidende Trost und Erquickung in der gläubigen Verehrung der göttlichen Mutter gefunden haben. —

---

46. Der „Stoß in den Himmel" zu Wien.

(Nach einer Erzählung von A. v. Sternberg.)

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Wien eine gar hochmüthige und eitle Frau. Sie trieb einen unerhörten Luxus mit Kleidern aus schönen Stoffen. Den ganzen Tag über saß sie am Spiegel, versäumte ihren Haushalt, den Gottesdienst und den Empfang der heiligen Sakramente und das Ueben guter Werke, und vor Allem aber Messe und Predigt. Tag und Nacht dachte sie nur darauf, wie sie ihre Nachbarinnen an Putz und Flitter übertreffen könnte.

Und dieser Hochmuth stieg immer höher und blähte sich immer mehr auf; der Säckel aber fing bald an, an der Schwindsucht zu laboriren.

Eines guten Tages geht diese Putznärrin an einem Bilde der heiligen Mutter Gottes vorüber. Da vermißt sie sich in ihrem sträflichen Leichtsinn, die Himmelskönigin wegen des einfachen Kleidchens, welches das Bild anhatte, zu verhöhnen und sie aufzufordern, ob sie's ihr an Kleiderpracht nachthun könne. Dieser entsetzliche Hochmuth schrie zum Himmel, und die heilige Jungfrau konnte nicht anders, sie mußte es geschehen lassen, daß schon in der nächsten Nacht das gottlose Weib für die Lästerung gestraft wurde.

Um die Mitternachtsstunde klopft es an der Thür der eitlen Frau. Sie macht auf, da steht eine Bettlerin vor ihr. Hartherzig, wie sie war, schimpfte sie auf die in Lumpen gehüllte Person und wollte sie davonjagen. Diese ließ sich aber nicht so leicht wegtreiben, sondern erhob ihre Krücke wie einen Scepter, und so stolz und würdevoll wie eine Königin sprach sie: „Armselige, du bist eine Bettlerin! Was ist denn an deinen Lumpen dort in den Schränken? Ich könnte dir andere Schätze zeigen! Hier hast du gleich ein Gewand, so schön, wie es nie eine Königin getragen hat. Willst du's?"

Die eitle Frau glaubte der Bettlerin nicht und wollte sie mit Grobheiten abspeisen, als z. B. „„Unverschämte! Ist man so gekleidet, wie du, wenn man solche Prachtgewänder hat, von denen du sagst? Fort von meinem Hause, Lügnerin!""

Die Alte lächelte und zog aus einem schmutzigen Deckelkorb, den sie am Arme trug, ein von Gold und Sammt flimmerndes Gewand hervor, das sie vor den erstarrten Augen der Kleidernärrin ausbreitete. Nach dem Kleide kam noch ein Schleier, der vor lauter Glanz aussah wie das lichte Firmament. Endlich lagen noch ein Gürtel, eine Haube und ein Paar Schuhe im Korbe; Alles zusammen mußte mehr werth und prachtvoller sein als der Putz einer Königin. —

Bei dem Anblick dieser Kostbarkeiten fiel das eitle Weib der Alten zu Füßen und beschwor sie, ihr das Gewand zu verkaufen; sie wolle ihr dafür geben, was sie habe. „Was du hast?" sagte die Alte, „du hast ja nichts mehr. Du hast dein Gut vergeudet!"

„„Das ist ja all wahr!"" entgegnete die Eitle. „„Ich will aber Alles, was ich habe, zu Gold machen und dir geben. Dieses Kleid muß ich haben."" Die Alte erwiederte darauf mit einer sonderbaren Freundlichkeit: „Ich will dir einen Vorschlag machen. Dein Geld kümmert mich nicht, ich selbst hab' dessen genug. Ich will dir das Kleid auf drei Tage und drei Nächte leihen, und zum Lohn dafür giebst du mir Das alsdann, was in der dritten Mitternacht von dem Kleide bedeckt sein wird."

Die Weltsüchtige merkte vor lauter Freude gar nicht mehr auf die letzten Worte, die sie nur hörte, aber nicht verstand; sie versprach der Alten Alles und bekam das Kleid. Jetzt stieg sie also drei Tage mit diesem kostbaren Anzuge durch die Stadt und wurde von allen vornehmen Damen beneidet. Niemand wußte, wo ein so herrlicher Stoff, ein so wunderschönes Gewebe zu haben sei; in ganz Wien war nichts dergleichen zu finden. —

In der Mitternachtstunde der dritten Nacht saß die Frau in ihrer Stube und dachte endlich darüber nach, was das Weib mit seiner seltsamen Forderung eigentlich gewollt habe. Je mehr sie aber nachsann, desto unheimlicher kam ihr der ganze Handel vor. Es stiegen ihr allerlei finstere Besorgnisse und schreckbare Einbildungen auf, daß es mit dem Kleide nicht recht richtig, daß es wohl gar aus der Hölle und ein Präsent des Bösen sei. Da es ihr immer schlimmer und bänglicher zu Muth wurde, wollte sie das Gewand so schnell als möglich vom Leibe haben. Aber das ging nicht so, wie sie meinte. Das Gewand hing sich wie angenietet an ihren Körper und war nicht wegzubringen. Sie hätte es gern in Fetzen heruntergerissen, wenn sie nur gekonnt hätte. Ueberdieß kam die Mitternachtstunde immer näher. Die Unglückliche rannte wie irrsinnig in ihrer Stube auf und ab, einer Königin ähnlich geputzt, aber jammernd und heulend wie eine Bettlerin.

Um zwölf Uhr war richtig die Alte da, gerade so zerlumpt, wie drei Nächte zuvor, und sagte grinsend: „So, mein Schätzchen, du hast mir Das zum Lohne versprochen, was um diese Stunde von meinem Kleide bedeckt sein wird. Das bist **Du selbst**, und darum gehörst du mir!"

Mit diesen Worten verwandelte sich die Alte in den Teufel. Auch das Kleid wurde verwandelt: der rothe Sammt wurde Blut, die Goldstickerei Feuer, das Silber der Sterne züngelte herunter und herauf als weißes feines Schwefellicht; so brannten und so knisterten die höllischen Flammen um den Körper des in tödtlicher Noth ringenden Weibes. Schon streckte der Böse seine Klauen nach der Unglücklichen aus, **da** gab ihr Jemand allplötzlich einen Stoß; — das brennende Kleid fiel zu Boden, und in einem weißen Gewande wurde die Sünderin, die zuletzt nichts mehr gethan hatte, als daß sie unter heißesten Thränen ihre Hoffart bereute, gegen Himmel gehoben und so der Gewalt des bösen Geistes entzogen. —

Wie sie zu der wunderbaren plötzlichen Rettung gekommen ist? Die heilige Jungfrau Maria hat's erwirkt vom lieben Gott. Die Kleidernärrin hatte immer, auch unter dem höllischen Gewand, ein Kreuzchen und ein Bild der heiligen Muttergottes, das ein Andenken

von ihrer seligen Mutter gewesen, auf der Brust getragen; sie stand daher, trotz ihrer Sünden, noch immer unter dem Schutze der Gebenedeiten des Herrn. Die heilige. Maria gab ihr in dem so gefährlichen Augenblick sozusagen „einen Stoß in den Himmel.“ Die eitle Frau that jetzt ernstlich Buße, ging in ein Kloster; und nachdem sie aller Eitelkeit bar und ledig noch lange ein musterhaftes Leben geführt hatte, wurde sie in Frieden und Freuden zu den Geretteten aufgenommen. — —

Zum Andenken an diese Begebenheit und zum Nutz und Frommen der eitlen Wienerinnen, deren ziemlich viel sein sollen, hat man an dem Hause, wo die Geschichte sich zugetragen, eine Steintafel angebracht, auf welcher eine Frau dargestellt war, die sich in die Lüfte erhob, aber von einer Gestalt mit einem Pferdefuß und Hörnern auf dem Kopf zurückgehalten wurde. Diese Tafel ist schon lang nimmer vorhanden, aber die Gasse, in welcher sich das Wunder begeben, heißt heute noch „Stoß in den Himmel“ oder kürzer „Stoß im Himmel.“ —

47. Maria, die Zuflucht der Sünder.

Vater und Mutter waren gestorben und hinterließen eine einzige Tochter, Beatrice mit Namen. Sie hatten nicht versäumt, in das Herz des geliebten Kindes den Keim der Tugend und Frömmigkeit zu legen und ihr mit allem Eifer eine herzliche Andacht zur göttlichen Mutter einzupflanzen, wie sie nur immer eine lebhafte Italienerin auffassen konnte. Was die guten Eltern begonnen, gereichte auch dem Kinde zum größten Troste für das Leben, und erwarb ihm noch die besondere Gnade, in der Hand Gottes ein Werkzeug zu sein zur Bekehrung eines großen Sünders; denn kaum sah sich das fromme Mädchen verwaist, so eilte es in kindlicher Andacht zu einem Bilde Mariens, und bat die göttliche Mutter, daß sie nun an ihr Mutterstelle vertreten möchte. Beatrice nannte auch von nun an Maria stets „ihre Mutter“ und unterließ niemals, täglich die Marien geweihte Kapelle, die am Saume des Waldes lag, zu besuchen, selbe mit Blumen zu schmücken und ein frommes Lied zu singen. —

So kniete sie einmal, einfach gekleidet, vor dem heiligen Bilde. Betrübniß schien in die kindlichen Züge des Mädchens ihre Spuren gegraben zu haben und melancholisch klang ihr Abendgesang. Plötzlich hielt sie inne, ihr Gesang verstummte: „Mutter meines Herrn!“ rief sie, „hörte ich nicht Tritte?“

Sie hatte sich nicht getäuscht. Sie hörte etwas im Gebüsche rauschen, Zweige brachen und plötzlich stand ein ältlich aussehender

Mann vor ihr. — Beatrice sprang auf, ein halberstickter Schrei des Schreckens entwand sich ihrer Brust und ängstlich blickte sie nach der fremden Gestalt. Der Fremde war gut gekleidet, aber Leidenschaften und Sorgen schienen in seine Stirne die tiefen Furchen gegraben und die heißen Sonnenstrahlen sein Antlitz gebräunt zu haben. Er heftete sein blitzendes schwarzes Auge auf das zitternde Kind: „Habe ich dich erschreckt, mein Kind!“ fragte er mit sanftem Tone, der ihm keineswegs natürlich schien.

„„Nicht gar sehr,““ antwortete harmlos das Mädchen. „„Täglich komme ich hierher, um mit frischen Blumen das Bild meiner lieben Mutter zu schmücken und mein Abendlied zu singen. Kommt auch Ihr, um hier zu beten?““

„Einst war ich auch so ein Thor, wie du!“ entgegnete mit spöttischem Hohn der Fremde. „Auch ich habe vor solchen Bildern gesungen und gebetet. — Diese Zeit ist vorüber! — Es ziemt dem Manne nicht, vor einem Weibe seine Kniee zu beugen!“

„„O sprecht nicht so von meiner Mutter! Sie ist so gut gegen Alle, die sie lieben.““ — „Gut, mein Kind! Ich will nicht so reden, wenn es dich kränkt. Aber kennst du mich?“ — „„Nein Herr!““ antwortete bebend das Mädchen.

„So wisse denn: Ich bin Carlo Benzoni,“ entgegnete er stolz. — Beatrice fiel vor Entsetzen auf ihre Kniee und streckte flehend ihre Hände nach ihm aus.

„Warum zitterst du, thörichtes Mädchen? Hast du von mir gehört?“

„„Gehört von Euch?““ rief das Mädchen und sprang auf wie von neuem Muthe beseelt; „„welcher Italiener hat nicht gehört von Carlo Benzoni? — Carlo Benzoni, dessen Leidenschaft und Rache keine Grenzen kennt, dessen Name Schrecken, dessen Freunde die schrecklichste Geißel sind für uns! Gehört von Euch? Ja oft um Mitternacht schreckte mich die Erinnerung an Euere schwarzen Thaten aus dem Schlaf, und nur wenn ich mich in Angst bekreuzt und Euch „**Maria,** der Zuflucht der Sünder,“' empfohlen, konnte ich Ruhe finden.““

„Halt ein!“ rief der Räuber unmuthig, „reize den Löwen nicht zum Zorn, mich kostet es nur ein Zeichen, und aus des Waldes Dickicht stürzen meine Genossen hervor, um dich wie einen Wurm im Staube zu zertreten!“

„„Das wirst du nicht thun, Carlo Benzoni. Denk' an deine Jugendzeit, die Zeit deiner Unschuld! Hast du keine Mutter mehr?““

Da verzogen sich die schwarzen Gewitterwolken auf des Banditen Stirn, eine Thräne glänzte in seinem Auge, die Reue erwachte, der

versiegte Thränenquell rieselte wieder. Beatrice bemerkte die Bewegung, Hoffnung beseelte sie und betend warf sie einen Blick auf Maria.

„„O diese Thräne ist Zeuge und Beweis, daß die Erinnerung an Euere Jugendzeit Euch zur Reue erweicht! O erinnert Euch an unserer Mutter Liebe, an unserer Mutter Schmerz! Bereuet Euere Sünden! Maria betet für Euch. O kniet mit mir nieder, betet mit mir!"" — Und das fromme Kind warf sich auf seine Kniee und ein Crucifix, das sie in den Händen hielt, hoch erhebend, betete sie mit Inbrunst das herrliche Memorare des heiligen Bernardus: „„Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, daß von Ewigkeit her nicht erhört worden, daß Jemand, der zu dir seine Zuflucht nahm, deinen Beistand anrief, und um deine Fürbitte flehte, von dir sei verlassen worden! Durch solches Vertrauen ermuntert, nehme ich meine Zuflucht zu dir, o Maria, Jungfrau über alle Jungfrauen, und Mutter Jesu Christi! Zu dir komme ich, zu dir eile ich, vor dir stehe ich, als sündiger Mensch, seufzend und zitternd! Herrscherin der Welt, Mutter des ewigen Wortes, wolle doch meine Worte nicht verschmähen, sondern höre mich gnädig an, und erhöre mich Armseligen, der ich zu dir aus diesem Thale der Zähren um Hilfe rufe! Stehe mir bei in allen meinen Nöthen, jetzt und allezeit, und am allermeisten in der Stunde meines Todes, o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria!"" — Als sie beim letzten Worte sich umwandte, da sah sie, — wer wird ihr freudiges Erstaunen beschreiben? — da sah sie den stolzen Mann auf seinen Knieen, Thränen strömten aus seinen Augen in den Staub herab. — Plötzlich sprang er auf, riß das Crucifix aus ihren Händen, und war im Gebüsch verschwunden. Beatrice eilte gedankenvoll und unabläßig betend nach Hause. — —

Jahre, lange Jahre waren verflossen. Beatrice war Nonne geworden. Ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit wegen hatten ihre Mitschwestern sie zur Oberin gewählt. Eines Tages rief sie die Pförtnerin in's Sprachzimmer. Dort erwartete sie ein fremder Mönch und begrüßte sie mit den Worten: „Gott segne dich, meine Tochter! Kennst du mich nicht mehr?" Er schob seine Kapuze zurück, sein schwarzes Auge begegnete dem ihrigen — das war Carlo Benzoni, der blutbefleckte Bandit.

Er zog ein Crucifix aus seiner Brust hervor und reichte es ihr mit den Worten: „Carlo Benzoni nahm es von dir — **Pater Franziskus** giebt es zurück. Gott segne meine Retterin!" — —

O wunderbares Wirken der göttlichen Gnade auf die Fürbitte Mariens! —

---

48. Das Lichtlein vor dem Marienbilde.

Franz August Graf von Chateaubriand bespricht in seiner „Reise nach Jerusalem" eine stürmische Meeresfahrt, indem er sagt:

Wir machten uns am 1. August (1807) um ein Uhr des Morgens zu Triest segelfertig. Die Winde waren uns schon zuwider, als wir aus dem Hafen fuhren. Istrien streckte in's Meer seine langen flachen Küsten hinaus, die weiter landeinwärts zu einer Bergkette ansteigen. Das Mittelmeer, in der Mitte gesitteter Länder gelegen, und besäet mit lachenden Eilanden, und von Küsten umgeben, wo Myrthen, Palmen und Oelbäume grünen, erweckt die erhabensten Begriffe von Gottes Größe und Allmacht. —

Am 2. August um Mittag ward der Wind günstig, aber die Wolken, welche sich im Westen sammelten, verkündigten uns einen Sturm. Auf den Küsten von Kroatien hörten wir die ersten Donnerschläge. Um drei Uhr zog man die Segel ein, und zündete ein kleines Licht vor einem Marien-Bildchen in der Kajüte des Schiffshauptmanns an. — Wie rührend, dachte ich bei diesem Anblick, ist der fromme Glaube, der die Herrschaft über den Sturm, oder die Macht, ihn zu besänftigen, der Fürbitte einer demüthigen Jungfrau ertheilt! Seeleute können auf dem festen Lande Freigeister werden, so gut wie jeder Andere, der sich vom Unglauben und der Sittenlosigkeit verführen läßt; aber Gefahren sind es, welche die menschliche Weisheit in Verwirrung bringen. In solchen Augenblicken wird der Mensch fromm, und mitten unter den Schrecknissen des Sturms giebt ihm die Fackel der Philosophie weniger Beruhigung, als ein brennendes Lichtlein vor einem Bilde der heiligen Jungfrau! — Um sieben Uhr des Abends wüthete der Sturm am heftigsten. Unser österreichischer Schiffshauptmann fing an zu beten, während der Regen in Strömen goß und der Donner tobte. Wir beteten für Kaiser Franz II., für uns und für die Seeleute, die in diesem Meere begraben lagen. Die Matrosen, einige mit entblößten Häuptern aufrecht stehend, andere auf den Kanonen knieend, antworteten dem Hauptmann.

Nie in meinem Leben habe ich je so andächtig die „Lauretanische Litanei" gebetet, als hier auf dem Meere, und ganz besonders die Begrüßung: „Virgo fidelis, ora pro nobis! Du getreue Jungfrau, bitte für uns!" —

Der Sturm dauerte noch während eines Theiles der Nacht, dann kehrte Stille wieder, und wir hatten am Morgen eine fröhliche Fahrt. Maria hatte sich auch uns als „Auxilium Christianorum, Hilfe der Christen," und als „Stella matutina, Morgenstern!" liebevoll erwiesen. —

49. Friedliche Gänge.

In der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts berief der Apostel der Deutschen, der heilige Bonifacius, den heiligen Burkard aus England nach Deutschland, um ihm bei der Verbreitung des Christenthums Hilfe zu leisten. Der heilige Burkard folgte willig dem Rufe und kam in die Maingegend, wo ihm und Einigen seiner Gefährten der Major Domus Carl Martell ein den fränkischen Königen gehöriges Jagdhaus zur Wohnung einräumte; es hieß Rorlaha und stand auf dem Hügel, wo jetzt die dem heiligen Michael geweihte Kirche zu Neustadt am Maine herunterschaut. Der heilige Burkard errichtete eine Schule, und lehrte da und in der Umgegend das Christenthum, und der Ruf seiner Frömmigkeit verbreitete sich weit umher. —

Damals wohnte die heilige Gertrude, die Schwester Carl Martell's, zu Carlburg. Sie hatte wahrgenommen, daß den frommen Männern zu Rorlaha ein Gebäude zur Abhaltung des Gottesdienstes fehlte; sie ließ deßhalb die Kirche bauen, deren Ueberreste jetzt noch neben dem alten Pfarrhause zu Neustadt sichtbar sind. Die heilige Gertrude leitete den Bau selbst und kam häufig mit einer Magd, welche Wein und Brod für die Bauleute trug, nach Rorlaha; sie ging meistens demüthig zu Fuße. — Einst an einem Sommertage kam sie mit ihrer Magd wieder des Wegs. Die Sonnenstrahlen fielen versengend hernieder und kein Lüftchen kühlte die Gluth; die heilige Gertrude glaubte verschmachten zu müssen, und etwa in der Mitte des Wegs zwischen Waldzell und Erlach konnte sie vor Mattigkeit nicht weiter. Sie stützte sich auf ihren Stab und flehte zu dem Herrn um Stärkung — und wo der Stab den Boden berührte, sprang eine frische Quelle hervor und mit neuer Kraft konnte die heilige Gertrude ihren Weg fortsetzen.

Die Quelle führt heute noch den Namen „Gertrudis-Quelle" und ihr Wasser hat Manchem, der im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn und die Fürbitte der heiligen Gertrudis sich damit wusch, ein körperliches Uebel hinweggenommen. Bei der Quelle steht die Gertrudis-Kapelle. —

So oft die heilige Gertrude nach Rorlaha kam, pflegte sie vor dem Kreuze, welches der heilige Burkard an der Stelle des Hochaltars der jetzigen Michelskirche errichtet hatte, knieend zu beten; und wo ihre Kniee und Füße den Boden berührten, wächst heute noch kein Gras, obgleich der Rasen ringsum die Erde deckt. — Ein Mann von Neustadt, der sich um Gott und seine Heiligen nicht viel kümmerte, ärgerte sich über die Verehrung, welche fromme Christen den Spuren der heiligen Gertrude widmeten. Er schlich Nachts mit einer Haue

hin, um sie zu vertilgen. Als er die Haue zum Schlage hob, entfuhr sie seinen Händen, und eine Windsbraut toste daher und warf den Frevler zu Boden, daß er gelähmt bis zum Morgen liegen blieb. Der Mann führte später ein gottgefälliges Leben. —

Außerhalb der Michelskirche, hinter dem hohen Altare, befindet sich in einer Nische die heilige Getrude abgemalt, wie sie vor dem Bilde des Gekreuzigten betet. Darunter ist in den Stein gehauen:

„D. O. M.

Intuere atque imitare isthaec, o lector, D. Gertrudis vestigia sub an. dom. DCC. orandi assiduitate impressa posterisque ad exemplum pietatis tot Saeculis divinitus conservata.

Julius Schultes piet. ergo fac. cur. 1586.

G. d. A. Beschaue und nimm als Vorbild, o Leser, diese Merkmale der heiligen Gertrude, die um das Jahr 700 durch anhaltendes Gebet eingedrückt und der Nachwelt als ein Beispiel der Frömmigkeit so viele Jahrhunderte durch göttliche Zulassung erhalten wurden.

Julius Schultes hat aus frommem Herzen dieses machen lassen 1586.“ —

Die heilige Gertrude starb in dem Kloster, welches sich damals zu Carlburg befand. Carl der Große stiftete später zu Neustadt eine Benediktiner-Abtei, die sich bis zu dem Jahre 1803 erhielt; die Klosterkirche wird jetzt als Pfarrkirche benützt. Der weißseidene Mantel der heiligen Getrude kam nach Neustadt und wird noch daselbst aufbewahrt; ein viereckiges Stück, welches aus demselben geschnitten ist, ward der Kaiserin Maria Theresia übersendet. — Neustadt bewahrt ferner die Feldbinde Carl's des Großen, die aus gelber Seide gewebt ist und den schwarzen einfachen Reichsadler mit rothen Krallen in schöner Stickerei trägt. Die goldenen Sporen und Steigreife der heiligen Gertrude und Carl's des Großen, welche sich auch in Neustadt befanden, wurden im Jahre 1631 von den Schweden geraubt. —

---

50. Die Gabe der Jubilation.

(Aus: Die christliche Mystik von Dr. Joseph von Görres.)

Alles und jegliches Höhere in der christlichen Mystik wird als ein Ausfluß von Oben betrachtet; so wird auch das Vermögen, den innern Seelen-Affect hier in Thränen, dort in Jubel auszulassen, als eine Gabe des höheren Geistes erachtet und geehrt.

Die Gabe der Jubilation hat aber vor vielen Andern der Maria von Dignys beigewohnt, und — als sie dem Tode nahte — ihr Herz mit Freude, ihre Lippe mit Gesang gefüllt. — Sie begann nämlich mit hoher und klarer Stimme zu singen, und hörte nicht auf, drei Tage lang Gott zu preisen, ihm Dank zu sagen, und den

lieblichsten Gesang vor ihm, den Engeln, der heiligen Jungfrau und den anderen ihr befreundeten Heiligen in süßer Modulation zu singen. Sie hatte in dieser Zeit niemals angehalten, um irgend auf den Inhalt sich zu besinnen und den gefundenen rythmisch zu setzen; sondern Gott gab es ihr, als ob der Seraphim Einer seine Flügel über ihrer Brust ausbreitete, unter dessen Beistand ihr der Sang ohne Anstrengung eingegossen wurde. So war es denn ein Jubel ohne Unterlaß; und da sie den ganzen Tag mit hoher, heller Stimme gesungen hatte, wurde sie heißer, so daß sie beim Einbruche der Nacht kaum mehr einen Laut hervorzubringen vermochte. In der Morgenfrühe des andern Tages aber begann sie wieder auf's Neue höher noch und heller ihren Sang: denn der Engel des Herrn hatte all ihre Heiserkeit hinweggenommen, und so ließ sie mit erneuten Kräften nicht ab, den ganzen Tag hindurch Gottes Lob zu singen.

Der Prior von Oignys, Aegidius, ein trefflicher Priester, hatte, die Thüren der Kirche, wo sie lag, verschließend, Niemand zugelassen, und war mit ihr allein in der Kirche zurückgeblieben; die draußen hörten nur den Jubel, verstanden aber nichts vom Inhalt. — Maria hatte aber zuerst im höchsten Tone ihre Antiphone mit dem Gruße der allerheiligsten Dreifaltigkeit begonnen; die Dreiheit in der Einheit und die Einheit in der Dreiheit hoch preisend, und Wundersames und Unaussprechliches ihrem Gesang einfügend. Einiges deutete sie auch in dem Lied in neuer und wunderbarer Weise; aus den heiligen Schriften, in den Evangelien, den Psalmen, dem Alten und Neuen Testamente, die sie nie gehört, Vieles mit Scharfsinn auslegend. — Von der allerheiligsten Dreifaltigkeit stieg sie dann zur Menschheit des Erlösers hinab; sofort zur heiligen Jungfrau; von den Engeln und Aposteln und andern Heiligen Vieles erzählend. — Dann ging sie gleichsam zu unterst auf ihre noch lebenden Freunde über, gar Manches von ihnen beibringend, sie der Reihe nach dem Herrn empfehlend und viele Gebete für sie darbringend, und das Alles rythmisch und in lateinischer Sprache.

Maria sagte unter Anderm: Vom Lichte der allerheiligsten Dreifaltigkeit hätten die Engel alles Verständniß; im Lichte des Leibes Christi glorificirt, wirkten sie in heiligen Seelen Furcht und Freudigkeit. — Auch die heilige Jungfrau, sang sie, sei schon in der Leiblichkeit glorificirt worden; und die Körper der Heiligen, die beim Leiden Christi auferstanden, seien nie wieder zum Staube zurückgekehrt. — Sie bezeugte auch und freute sich dessen höchlich: der heilige Geist werde bald seiner Kirche reichlicher als gewöhnlich Arbeiter senden, um das Heil der Seelen zu wirken, und die Welt zum größten Theile zu erleuchten. — Sie bekannte vom heiligen

Stephanus, den sie den „Rosengarten des Paradieses“ nannte, als sie von ihm sang: da er im Tode gebetet, habe Gott ihm den heiligen Paulus geschenkt; und als dieser nun die Martyrer-Krone erlangt, sei der heilige Stephanus zugegen gewesen und habe seine Seele Gott dargebracht, sprechend: „Diese edle Gabe hast du mir geschenkt; ich gebe sie dir mit vielfältiger Frucht zurück!“ — Sie ging dann auf ihren Beichtvater über, viele Gebete für ihn opfernd, und bat Gott: ihn zu bewahren, damit sie im Tode gleichfalls seinen Geist ihm darbringen, und die Gabe, die ihr Gott gegeben, mit Wucher ihm zurückerstatten könne. Sie zählte dabei in wunderbarer Weise alle seine Versuchungen und beinah' all seine Sünden, die er ehemals verschuldet hatte, auf; immer Gott bittend, daß er ihn davor bewahren möge. — Der Prior, der dessen Gewissen kannte und seine Beichte jedesmal vernommen, hörte ihr zu, und es war ihm, als ob der Beichtvater seine Sünden der Singenden entdeckt hätte, denn sie sang sie alle der Reihe nach, als hätte sie dieselben in einem Buche vor sich geschrieben liegen. —

Da sie das Lied der gebenedeiten Jungfrau Maria, das „Magnificat“ nämlich, rythmisch und lateinisch sang, wiederholte sie es oft und empfand viele Süßigkeit und Lieblichkeit. — Als sie dann am Ende des Hymnus zu dem Liede des greisen Simeon gekommen, da empfahl sie dem Herrn auf's Angelegentlichste ihre Freunde und Freundinnen in Lüttich, Nivelle und im ganzen Bisthum; und für ihren Frieden betend, fügte sie jedem Abschnitt das: „Nunc dimittis servum tuum!“ etc. bei, und endete Gottes-froh, nachdem sie drei Tage also gejubelt hatte. —

---

51 — 53. Liebe bis zur Verwundung.

(Aus: Leben der Heiligen Gottes von J. Holzwarth.)

1. Zur guten Betha (Elisabetha) nach Reute wallfahrtet das fromme Volk von Oberschwaben gern mit Andacht und mit großer Liebe. — Reute ist ein Dorf bei Waldsee, und in diesem Dorfe stand einst ein Frauenkloster vom dritten Orden des heiligen Franziskus, und in diesem Kloster hat die selige Elisabetha Bona sich die ewige Krone der jungfräulichen Bräute Christi verdient.

Sie erblickte am St. Katharinentage (25. November) des Jahres 1386 zu Waldsee das Licht der Welt. Ihre armen Eltern waren ehrsame Bürgersleute daselbst und ihr Geschlechts-Name hieß Achler. In Frömmigkeit und christlicher Zucht wuchs die Tochter heran. Elisabeth erhielt von den Ihrigen keine Unterstützung; in Hunger und Kummer flossen vielfältig ihre Tage dahin; sie lernte das Weben, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Im Jahre 1407 wurde zu Reute ein Kloster gebaut und auch Elisabeth trat in dasselbe ein. Hier begann sie noch viel inniger im religiösen Leben zu gedeihen. Durch die fortwährende religiöse Uebung hatte sich ihr Gewissen zur höchsten Reinheit gesteigert, und in erschreckender Gestalt traten die Fehler ihrer Kindheit, welche sie zuvor für keine Sünden erachtet, vor ihre Seele. Und sie übte schwere Buße. Am bittersten empfand sie, daß sie so viele Jahre ohne Betrachtung und mitleidsvolle Liebe des bittern Leidens Jesu Christi zugebracht hatte, und mit heroischem Entschlusse wollte sie jetzt die verlorene Zeit ersetzen. Sie führte sich das Leiden und die Marter des Herrn so oft zu Gemüthe, daß sie desselben niemals, auch nicht bei den geringsten Beschäftigungen, vergaß. Wenn sie, zum Beispiele, Holz trug, erinnerte sie sich der großen Schmerzen und schweren Bürde, die der Herr empfand, als er die Last des Kreuzholzes auf den Kalvarienberg schleppen mußte; wenn sie spann, gedachte sie des Leibrockes, der dem Heiland so grausam abgerissen worden; wenn sie sich mit Weben beschäftigte und das Schifflein hin und her ging, da stellte sich ihr das Zerren, Hin- und Herführen Jesu von einem Gerichte zum andern vor Augen. Mit Einem Worte — was sie that und erblickte, ob sie ruhte oder arbeitete, so stand der Mann der Schmerzen vor ihr. —

2. Durch diese immerwährenden Betrachtungen aber entflammte sich immer mehr das Feuer der göttlichen Liebe in ihrem Herzen, und sie gelangte zu einem wahren Mitleiden mit ihrem göttlichen Bräutigam, so daß ein brennender Schmerz ihre Seele zerriß und der Leib in Abtödtung und Krankheit dahinsank. Es entstand ein Getön und Geräusch in ihrem Leibe, als ob alle Gebeine gebrochen würden, und bisweilen wurde sie so schwach, daß ihre Schwestern es für eine Todeskrankheit hielten, die heiligen Sterbsakramente ihr reichen ließen und die Kerzen anzündeten. — Als aber diese Krankheit länger währte und die ehrwürdige Mutter des Klosters einst das Angesicht der Jungfrau nach der heiligen Kommunion mit Glanz übergossen schaute, kam man zu der Einsicht, daß diese Krankheit keine natürliche, sondern ein Siechtag war, der aus der zärtlichsten Liebe zum leidenden Heiland hervorging. — Nach einiger Zeit brach ihr die linke Seite auf und es erschien eine tiefe Wunde, aus der das rothe Blut hervorfloß; und wieder nach einiger Zeit öffnete sich auch an der rechten Seite eine Wunde, also daß es schien, als ob die heilige Braut Christi mit einer Lanze durchbohrt wäre. In dieser Marter aber flammte die Liebe zum Gekreuzigten immer höher und heller auf, und nach und nach öffneten sich auch Füße und Hände mit rothen Wunden, und auch das Haupt schmerzte ihr und stach und

blutete, als ob es um und um mit Dornen umwunden wäre. Und zu Zeiten erschien ihr ganzer Leib von dem Haupte bis zur Ferse also zerrissen und zermartert, als ob er ganz von scharfen Geisseln geschlagen worden wäre, und man konnte die Wunden nicht zählen, so viele waren ihrer. Die fünf Wundmale erschienen zuweilen an Einem Tage mehrmals, aber an den Freitagen und in den Fasten täglich brachen sie auf und es floß Blut daraus hervor. Dazu öffneten sich dann auch am Haupte die sieben großen Wunden mit stark ausfließendem Blute.

Und in all diesen Schmerzen und Peinen verhielt sich die gute Betha mit kindlicher, hingebender Geduld. Wenn die Schmerzen zu Zeiten etwas nachließen, so betete sie um ihre Erneuerung und Vermehrung, und die göttliche Liebe füllte ihr wieder den bittern Kelch des Leidens mit reichlichen Tropfen. Aber die stärkende Gnade blieb auch nicht aus. Wenn ihr heiliger Leib von Blut gänzlich überronnen war, so blühte er immer in der Schönheit eines Engels auf und süße Düfte erfüllten das Gemach. Sie hörte oft die himmlischen Stimmen der Engel, besonders während ihrer Verzückungen nach dem Empfange der heiligen Kommunion. Da wollte ihr vor Liebe und Süßigkeit das Herz im Leibe zerspringen. In den Zeiten, wo die Klosterfrauen ihr nicht so abwarten konnten, haben die heiligen Engel selbst sie von ihrem Bettlein gehoben und sie so sanft wieder hineingelegt, daß sie ohne Schwachheit es ertrug, während sie sonst, wenn Menschenhände sie hoben und legten, fast immer in eine Ohnmacht fiel. Der Herr selbst würdigte sich, in der lieblichen Gestalt eines Kindes zu ihr zu kommen, das sich zu ihr auf das Krankenlager setzte und die ewigen Freuden des Himmels in ihr armes, zermartertes Herz ausgoß. —

Gleich wunderbar ist, daß die Selige zwölf Jahre ohne alle andere Speise als den hochheiligen Leib des Herrn zugebracht hat. Das steht mit ausdrücklichen Worten auf ihrem Grabstein zu Reute. —

3. Elisabetha war vier und dreißig Jahre alt, als der Herr kam, seine heilige Braut aus diesem Jammerthale heimzuholen. — An ihrem Geburtstage des Jahres 1420 hat sie, um die Zeit der Metten, ihre Schwestern zusammenrufen lassen. Es wurde die Sterbekerze angezündet. Der gerade anwesende Beichtvater las die Passion des Herrn, und als er an die Worte kam: „Und er gab den Geist auf!“ hat sie den St. Johannes-Segen begehrt, drei Tröpflein davon getrunken, und nachdem sie dem Beichtvater und den Schwestern ihren herzlichsten Dank gesagt, opferte sie ihre unschuldige Seele ihrem Schöpfer, Heiland und Erlöser auf, und ging dann in die himmlischen Wohnungen des Lammes Gottes ein. —

Man begrub sie in der Kirche. —

Der Beichtvater Propst Konrad Kügelen zeichnete ihr Leben, ihre Tugenden und die Gnaden, die ihr zu Theil geworden, auf und schickte den Bericht an das bischöfliche Ordinariat zu Konstanz. Und Viele verehrten sie, noch ehe die Kirche einen Ausspruch that, als eine Selige. —

Am 6. August 1623 ließ der Propst Michael Geiger von Waldsee das Grab öffnen, und ein wunderbar großes Vertrauen kam damals in die Herzen der Gläubigen. Man rief Elisabetha an in allen Nöthen, wallfahrtete zu ihr, und weil so Vielen geholfen wurde, ward sie im Volke gerade nur die „gute Betha“ genannt, und laut wurde durch ganz Oberschwaben hin ihr Name gepriesen. — Da dachte man daran, auch äußerlich ihr Gedächtniß zu ehren, und es wurde eine schöne Kirche über ihrem Grabe erbaut und auch ihr Geburtshaus in Waldsee verwandelte man in eine Kapelle. Unter den vielen Wallfahrern kam auch der Erzherzog Leopold von Oesterreich; er blieb vierzehn Tage und ließ einen schönen Altar bauen. Er und sein Bruder, der Kaiser Ferdinand II. und der Kurfürst von Bayern Maximilian I. und der Bischof von Konstanz legten dem heiligen Stuhle zu Rom die angelegentlichste Bitte vor, das Leben und die Wunder Elisabeth's zu untersuchen. Aber erst am 19. Juni 1766 erfolgte der letzte Spruch von Rom; es wurde die Verehrung der Seligen bestätigt und der Fürstbischof von Konstanz ermächtigt, ihren heiligen Leib zu erheben und der öffentlichen Verehrung auszusetzen. Und das geschah unter großen Feierlichkeiten, und der 14. November wurde als Festtag der Seligen bestimmt. —

Noch jetzt ist die Verehrung der „guten Betha von Reute“ groß im Volke, und mit vielen Tausenden sagen auch wir: „O du selige Elisabetha Bona, du auserwählte Braut des gekreuzigten Heilandes, du Freundin von Pein und Schmerzen, um Jesu willen, bitt' für uns!“ —

---

54. Berufs-Erfüllung mindert nicht die Liebe zu Gott.

Gottes väterliche Huld gegen die Menschen ist gut mit dem Guten, herzlich mit dem Herzlichen und zärtlich mit dem Zärtlichen. Ja, trifft seine Liebe reine Seelen an, die durch liebevolle Einfalt gleich zarten Kindlein mit ihm wandeln, so läßt er sich zuweilen zu wunderbaren Tröstungen herab und spielt gleichsam auf eine heilige Weise mit ihnen.

So, zum Beispiele, betete einst die heilige Franziska von Chantal die kirchlichen Tageszeiten zu Ehren Unserer Lieben Frau.

Wie es nun zu geschehen pflegt, daß oft ein Geschäft gerade zur Zeit des Gebets vorfällt, so erging's auch hier. Die ehrwürdige Frau wurde ob einer häuslichen Angelegenheit viermal nacheinander von ihrem Gemahl abberufen; und eben so oft wollte sie dann ihr Gebet bei demselben Vers fortsetzen, den sie jedesmal hatte unterbrechen müssen, bis das häusliche Geschäft erledigt war. — Als sie nun zu ihrem Brevier zurückkehrte, siehe, da war derselbe Vers, den sie aus Gehorsam so oft unterbrochen und eben so oft aus Andacht wieder angefangen, mit schönen goldenen Buchstaben gedruckt. — Der heilige Apostel Paulus offenbarte später in einer Erscheinung der frommen Beterin, daß ihr heiliger Schutzengel diesen Vers mit goldenen Buchstaben geschrieben habe. — —

Wie überaus lieblich ist diese Güte des himmlischen Bräutigams gegen Franziska's andächtige und treuliebende Seele! Es zeigt uns aber auch dieses Ereigniß, daß die nothwendigen Geschäfte, denen ein Jeder seinem Berufe gemäß obliegen muß, die Liebe Gottes nicht vermindern, sondern daß sie das Werk der Andacht vielmehr vergrößern und gleichsam — vergolden. Die Nachtigall liebt bei ihrem Gesang ihre Pausen nicht weniger als ihre Melodie; so liebt auch das fromme Herz die Liebe nicht minder, wenn es zu nothwendigen äußerlichen Werken sich wendet, als wenn es betet; und bei frommen Seelen singt Alles: ihr Stillschweigen und ihre Stimme, ihre Handlung und ihre Betrachtung, ihre Beschäftigung und ihre Ruhe — den Gesang ihrer Liebe zu Gott! —

55. Belohntes Vertrauen auf Gott.

(Von Dr. Johann Emanuel Veith.)

Als eine treu bewährte Heldin des Gottvertrauens und der aufopfernden Liebe mag als Beispiel eine fürstliche Jungfrau, Maria von Braganza, genannt werden, die im sechzehnten Jahrhundert lebte. Mehr als die ungewöhnliche Fülle von Kenntnissen, die sie sich erworben, indem sie in den alten Sprachen, in der Philosophie ihres Zeitalters und in der heiligen Schrift wohl bewandert war, schmückten sie eine hohe Reinigkeit der Sitte und eine seltene Güte des Herzens. In ihrer aufrichtigen und lautern Frömmigkeit hatte sie sich's zum Brauche gemacht, manche auserlesene Stellen der Schrift und der Väter auf kleine Papierblättchen zu schreiben, die sie auf ihren Arbeitstisch legte, um oftmals ihr Auge darauf zu wenden, und in gottgefälliger Gesinnung sich zu befestigen. Was sie damit gewonnen und wie lebhaft und innig diese Uebung gewesen, gab sich bald zu erkennen, als sie dem berühmten Alexander Farnese verlobt und, von

einem zahlreichen Gefolge begleitet, die Reise nach Italien antrat. Kaum war die Flotille, die diesem Zuge diente, auf hoher See, als ein Orkan losbrach, der die Schiffe zerstreute, und nur Eines von denselben, vielfach beschädigt und mit zertrümmerten Masten, in die Nähe des Hauptschiffes trieb, in welchem die Prinzessin sich befand. Das lecke Fahrzeug begann schon zu sinken; das Geschrei der Unglücklichen, die ihre Hände zum Himmel erhoben, ging ihr zu Herzen, sie rief dem Grafen Mansfeld, der die Flotte befehligte, und bat ihn dringend, sich den Verunglückten zu nähern und sie in's Schiff aufzunehmen, bevor sie versänken. Der Befehlshaber versicherte trocken, daß ein solcher Versuch nicht ausführbar sei, ohne sie selbst und ihre Begleiter in die augenscheinlichste Gefahr zu stürzen; der Capitän und die übrigen Führer bestätigten seine Aussage als Sachkundige, die hier die erste Stimme hatten. Was sollte die geängstigte Fürstin thun? Mochte sie sich damit begnügen, den Untersinkenden ihr Mitleid zu weihen, ihnen eine milde Thräne nachzusenden in die salzigen Fluthen? Ihre große Seele wendete sich mit Vertrauen zu Gott empor; auch hier, auf den Höhen der Wellen und Wasserberge, behauptete sie den Standpunkt von Moriah; wie Abraham einst, nach dem Ausdrucke des Apostels, hoffte sie gegen die Hoffnung. „Mir aber," sprach sie zu den Lenkern des Schiffes, „weissaget mein Geist, sofern wir mit Muth unseren Gefährten zu helfen suchen, werde Gott dieses Werk so wohlgefällig sein, daß seine Güte dadurch sich aufgefordert sehen wird, uns Alle zu retten!" Sie sprach aber diese Worte mit so innigem, freudigen Vertrauen, daß der Befehlshaber, einer höhern Art von Weisheit nachgebend, nichts mehr einzuwenden wagte, sondern schleunigst die Anstalten traf, um die Verunglückten in Booten abzuholen. Kaum waren sie Alle an Bord, als das zertrümmerte Schiff schon in die Fluthen versank; aber fast in derselben Minute legte sich auch der Sturm, und die zerstreute Flotte sammelte sich wieder, um ohne ferneren Unfall die Fahrt fortzusetzen. —

Welch' eine selige Freude mochte nun das Herz dieser wahrhaft fürstlichen Frau belohnen, dafür, daß sie das Opfer ihrer eigenen Sicherheit nicht gescheut, zur Rettung so Vieler, die schon als Opfer des Todes zu betrachten waren! —

---

56. Ein Lied zu Ehren der heiligen Lucia.

Im Jahr 1857 erschien zu Mainz, im Verlage der Franz Kirchheim'schen Buchhandlung, ein Bändchen Gedichte von Joseph Pape, theils weltlichen, theils religiösen Inhalts. In demselben begegneten wir auch einem recht lieblichen Lied zu Ehren der heiligen

Lucia, der Patronin der Bauern, das hier eine Stelle finden möge. — Es lautet:

Es trägt den Segen in ihrer Hand
Lucia;
Sie trägt ein himmlisch Lichtgewand
Und wandelt über alles Land,
Und segnet Korn und Aehre;
Drum loben wir die hehre,
Lucia!

Thut uns die Lerche den Frühling kund,
Lucia!
Vertrauen wir die Saat dem Grund;
Ausgeht der böse Feind zur Stund',
Das Unkraut drein zu säen:
Laß gnädig es verwehen,
Lucia!

Schlägt drauf die Wachtel im Saatenfeld,
Lucia!
Mit Dürre schlägt der Feind die Welt;
Dann nahe du, zum Schild bestellt
Den Saaten und zum Segen,
Mit Thau und süßem Regen,
Lucia!

Daß deinen Namen der Schnitter preist,
Lucia!
Wenn durch das Feld die Sichel kreist —
Doch ach! noch wird der böse Geist
Des Sturmes Fesseln lösen;
Beschirm' uns vor dem Bösen,
Lucia!

Und wenn der himmlische Schnitter naht,
Lucia!
Uns selber dann nach Gottes Rath
Zu ernten, seine beste Saat:
Die Garben bind' zusammen,
Behüt' uns vor den Flammen,
Lucia! —

---

57. Der Glocken-Anschlag in St. Vigil.

In dem kleinen Enneberg (auch Abtei-Thal) erblickt man zum Erstenmale Tirols erhabenste Eigenthümlichkeit, die es vor der Schweiz und Savoyen voraus hat, seine wunderbaren Dolomit-Gebirge. Nichts giebt dem merkwürdigen Land einen so außerordentlichen Charakter als diese. In keinem andern Gebirg ist Aehnliches gefunden worden. Dolomieu beobachtete sie zuerst im Jahr 1789 und beschrieb sie dann. Es sind hohe, weiße, zackige Felsen, die aus dem Innern der Erde vulkanisch emporgehoben wurden. So sind alle vom Vesuv ausgeworfenen, sogenannten Kalksteine eben solcher Dolomit. Wer immer die Dolomit-Gebirge erblickt, wird sich seltsam überrascht fühlen. Bald sind es Obelisken, Thürme oder glatte Wände, die sich senkrecht viele tausend Fuß hoch über die anderen Gebirge erheben. Gewöhnlich sind sie blendend weiß; manchmal sehen sie gefrorenen Wasserfällen gleich. Die Klüfte in diesen Gebirgen sind den Zerberstungen ähnlich, wie man sie am Kalkstein in ausgebrannten Kalköfen sieht; man glaubt in den ungeheuern Herd eines solchen Ofens versetzt zu sein.

Der ganze Boden von Enneberg ist vulkanisch und verlängnet seine Natur keinen Augenblick. Er ist in einer fortwährenden Bewegung begriffen. Ueberall bildet sich Gerölle in wulstähnlichen Massen, und über Nacht sieht man oft starke Bäume, durch die Gewalt der Bewegung, voneinander gerissen, Felsen getrennt, die früher zusammenhingen, und bodenlose Schluchten dazwischen. —

Und trotz dieser Gefahren, die diesem Thale früher oder später den Untergang bereiten, ist es von zahlreichen, sehr fleißigen und gottesfürchtigen Menschen bewohnt, die den Boden lieben, den sie in steter Lebensgefahr bebauen, und ihn mit keinem andern vertauschen möchten.

In St. Vigil erinnert ein, nach jedem Abendgeläute, wiederholter Glocken-Anschlag, daß dieses auf Kalkgrund lagernde Dorf schon zweimal, vor uralter Zeit, durch Ablösung des ihm nordwestlich liegenden Kalkgebirgs Nachts begraben wurde. — Und die frommen Leute hören den schaurigen Glockenton wie eine Todtenglocke, die zur Bereitschaft zum baldigen Gang in die Ewigkeit ermahnt, erforschen redlich ihr Gewissen, erwecken eine vollkommene Reue, sprechen ihr Abendgebet und legen sich ruhig — weil im Namen Jesu — nieder. Und sollte einst der Morgen tagen, wo der eingestürzte Fels auf ihnen ruhen wird, und sie keine Warnung mehr vernehmen werden, und Kirchthurm und Glocke und die freundlichen Wohnungen dann verschwunden sind, und dort nur eine Stätte gräßlicher Ruinen zu sehen ist — sie starben getrost, indem ihre Seelen ja im Gebet und Gottvertrauen wohl vorbereitet von dieser Welt der Mängel den Abschied nahmen. —

58. Die stets offenen katholischen Gotteshäuser.

Es ist eines der rührendsten Gebräuche in unserer heiligen katholischen Kirche, daß die Tempel und Kapellen, auf deren Altären der Gottmensch Jesus Christus unter der demüthigen Brodsgestalt in geheimnißvoller und gnadenreicher Gegenwart wesentlich und wirklich stets wohnt und thront, den ganzen Tag über bis in die späte Nacht offenstehen, und so in ihnen jeder Mühselige und Beladene allstündlich eine wahre Frei- und Ruhestatt findet, wo er ungestört seinen Gott anbeten und sein Herz mit all seinen Anliegen vor ihm ausschütten kann; von dem Troste des Gebets gestärkt, geht er dann gewiß weiter, und trägt sein Kreuz mit Geduld und im seligsten Frieden des Herzens; er hat sich ja seinem Herrn und Heiland, dem guten Hirten, auf's Neue kindlich anvertraut, und was dann Gott thut, das ist wohlgethan; „Herr, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!“ —

Man liest nun S. 366 im I. Bande der Alpenreise von Kohl, die im Jahre 1849 erschien, über die in den katholischen Ländern in der Regel geöffneten Kirchen die folgenden eben so schönen als wahren Betrachtungen: „Zugleich kam mir der Gedanke, wie weit wir Protestanten uns von dieser so natürlichen Idee entfernt haben, da wir noch nicht einmal, wie die Katholiken überall, die Gotteshäuser zu allen Zeiten des Tages offen erhalten, sondern sie die Woche über schließen, als wäre nur zu bestimmten Zeiten das Bedürfniß, in Gottes Haus zu treten, in uns lebendig, als wäre es nicht heilsam, daß die Pforten der Gotteshäuser, wie die des Himmels, stets offen ständen, als Asyle der Gnade und der Erbauung für die Bedrängten, und für Die, welche (nach dem Heile) dürsten.“ —

Auch liest man ein Aehnliches S. 64 im II. Bande der im Jahre 1848 erschienenen Briefe des verstorbenen Königlich Preußischen Staatsministers Wilhelm von Humboldt an eine Freundin, die seiner Zeit großes Aufsehen machten, und der gleichfalls ein Protestant gewesen: „Was Sie mir aus seiner (Jakobi's) Reise über die Pracht der katholischen Kirchen und des Gottesdienstes sagen, ist sehr wahr und begreiflich, wie hinreißend es für ein wahrhaft frommes weibliches Gemüth erscheinen muß, zu jeder Zeit in den offenen Kirchen eine Zuflucht und „„Freistatt,““ wie Sie sagen, für seine tiefsten Bedürfnisse zu finden. Ich bin durch Ihre Bemerkungen an Etwas erinnert. Vielleicht haben Sie wohl von Fernow gehört, der Mehreres über Kunst und Literatur und eine sehr geschätzte italienische Grammatik geschrieben hat. Dieser war viele Jahre in Rom, und heirathete daselbst eine Frau, die von geringem Stande war und als Wirthschafterin gedient hatte. Nach mehreren Jahren der Heirath kehrte er nach Deutschland zurück und lebte in Weimar. Der Frau mißfiel der dortige Aufenthalt ungemein; sie starb sogar bald, woran das Heimweh mit Ursache sein mochte. Sehr merkwürdig war, was sie selbst beständig sagte und immer wiederholte: „„Wie arm und wie dunkel!““ Das Letzte begriff man leicht, da es auf das Sonnenlicht gehen konnte. Aber das „„arm““ begriff man nicht, da sie in Rom unmittelbar nur armselige Umgebungen gehabt haben konnte. Es bezog sich aber offenbar auf die Kirchen, die hell, groß, prachtvoll und in jeder Art reich ausgestattet sind. Diese sah sie als zu ihrem Leben, als zu ihrer täglichen Umgebung gehörend an, und konnte es. Die Kirchen in den italienischen Städten, und es ist wohl in allen katholischen Ländern nicht anders, sind den ganzen Tag offen, vom frühen Morgen bis späten Abend, und Jeder kann ungehindert hineingehen und darin bleiben, so lange er will. Jeder im Volke kann sie also — als sein Eigen-

thum ansehen, und so that es diese Frau. Wie ärmlich es in ihrer Stube aussehen mochte: der Reichthum und die Pracht der Kirchen gehörten zu ihrem Genuß. Es ist aber auch in anderer Hinsicht, wie Sie es bemerken, und wie es mir scheint, eine lobenswürdige Sitte: daß man Jedem Gelegenheit giebt, in jedem Momente, wo er Stimmung dazu hat und fühlt, an einen Ort zu gehen, wo er Stille und Einsamkeit oder zu seiner Stimmung passende Verrichtungen findet, einen Ort, der ihm schon an und für sich, sobald er ihn betritt, Ehrfurcht und eine gewisse Linderung einflößt. Unsere evangelischen Kirchen werden viel zu sehr als Orte, die zum Predigen bestimmt sind, angesehen, und auf die religiöse Erhebung des Gemüthes in Gebet und Nachdenken wird zu wenig gedacht." —

Bei der Erwähnung der Rückkehr des Grafen Friedrich von Stolberg zur katholischen Kirche sagt derselbe Schriftsteller S. 260 des II. Bandes seiner Briefe an eine Freundin: „Es ist indeß sehr wohl möglich, daß auch Stolberg's italienische Reise wesentlich zu seinem Eintritt in die Kirche beigetragen hat. Die Schönheit und Pracht der Kirchen kann wohl ein ernsthaftes Gemüth nicht zu einem andern Glauben verführen; allein sehr erfreulich und in gewissen Momenten erhebend ist sie unläugbar. Etwas anderes damit Verbundenes hat mir aber immer noch einflußreicher geschienen, ich meine den in den meisten katholischen Ländern herrschenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offenstehen zu lassen. Der Geringste im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einsam sitzen *) und seinen Gedanken und Gefühlen ungestört nachhängen kann, und gleichsam neben seiner, von allen irdischen Mühseligkeiten durchwimmelten Wohnung eine von diesem Allen entblößte Freistatt findet, in der ihn Alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beständige sorgfältige Verschließen unserer protestantischen Kirchen hat etwas — Trübes. In jenen Ländern nimmt das ganze Volk einen freiern und freudigern Antheil daran, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindsam wäre." —

So äußert sich der Protestant, der von dem protestantischen und aufgeklärten Deutschland so hoch gefeierte Königlich Preußische Staatsminister Wilhelm von Humboldt!

Wie sehr muß diese Aeußerung eines Protestanten gar manchen lauen Katholiken beschämen! —

---

*) Der Katholik kniet vor dem im Allerheiligsten des Hochaltars gegenwärtigen Gottmenschen Jesus Christus, „dem ein Name gegeben, der über alle Namen ist, vor dem sich beugen die Kniee Derer, die in dem Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind." Phil. 2, 9.
A. H.

59. Die Erbauerin des Doms in Gurk.

„Maria Elend“ heißt ein Wallfahrtsort im Rosenthale in Kärnthen. Hier sind Spuren von Bergstürzen, und die ersten Christen Carataniens flüchteten vor dessen noch heidnischen Fürsten hierher. Später wurde in einer Kapelle auf steiler Höhe ein Marienbild verehrt. —

Auch die selige Hemma, dem Mutterwerden nah', wallfahrtete an diese geweihte, aber düstere Stätte, konnte sie indessen vor Ermattung nicht erreichen. Da trugen, während sie am Fuße des Berges eingeschlafen, Engel die Kapelle zu ihr nieder, so daß sie an den Stufen des Altars erwachte. Der Teufel ergrimmte deßhalb, spaltete einen Berg und schleuderte die Trümmer desselben der Kapelle nach; aber diese blieb beschirmt von ihren Engelträgern, und die selige Hemma konnte ihr Gelübde erfüllen. —

Hemma's Gemahl, der Graf Wilhelm von Friesach und Zeltschach, besaß auf dieser Herrschaft sehr reiche Silbergewerke. Aus ihnen zog er seine Schätze, zugleich aber erwuchs in ihren Tiefen das grauenvolle Geschick seines Hauses. Die Bergleute waren, weil im Ueberflusse lebend, wüst und wild geworden und verletzten in ihren Schwelgereien sogar die Ehe. Die beiden Söhne Wilhelm's und Hemma's ließen nun, während ihre Eltern auf ihren Gütern in Krain sich aufhielten, mit der eifervollen Gerechtigkeit der Jugend einen Ehebrecher hängen. Die Bergleute erschlugen dafür die beiden Jünglinge im Schachte. Graf Wilhelm ließ nach seiner Heimkehr auf dem Platze von Friesach die ganze Rotte hinrichten. Die gestillte Rache ward indessen für ihn bald zur Reue; er pilgerte, Ruhe suchend, nach Rom, und auf dem Rückwege starb er.

Auch die sonst so fromme Hemma ließ sich auf eine Zeitlang von Rache-Gesinnungen entflammen. — Am Ende des Glödnitzthales heißt der letzte Bauer, der dort in der Höhe wohnt, der „Bauer im Ort.“ — Noch höher ist die „Stier-Trotte.“ Einst zogen Hirten einem lebendigen Stiere die Haut ab, trieben ihn so zu Markt und würfelten dann, auf der ausgespannten Haut sitzend, um das gelöste Geld. Auf der Stelle der Trotte oder Weide, wo das geschehen ist, wächst seit jener Stunde kein Grashalm mehr. — Und noch höher steht ein kolossaler Kalkfelsen; das ist der „Hemma-Ofen.“ In seiner Höhlung saß sie und sah zu, wie im gegenüberliegenden Silberbergwerk und bei der nahen Salzpfanne gearbeitet wurde. Nach der Ermordung ihrer Söhne aber warf sie ihren Trauring in den kleinen Teich unten und sprach: „Bis dieser Ring nicht wiedergefunden wird, sollen die Silberadern dort unsichtbar werden, und die Salzquelle soll versiegen!“ — Und so geschah es auch. —

Doch, ähnlich ihrem Gatten, bereute Hemma diesen ihren Unmuth, entsagte der Welt und opferte zuletzt ihr ganzes Besitzthum der Ehre Gottes auf. Sie erbaute in Gurk einen herrlichen Dom und zwei Klöster und wurde in einem derselben aus der reichen Herrin eine arme, arme Nonne. —

60. Die St. Simeons-Arche zu Zara.

Die Kirche von S. Simeone zu Zara, der Hauptstadt Dalmatiens, besitzt den heiligen Körper desselben. —

Ein Wunder veranlaßte die Schenkung der kostbaren silbernen Arche, in welcher bis auf diesen Tag die Reliquien des Heiligen beigesetzt sind. —

Königin Elisabeth, die Gemahlin des Königs Ludwig von Ungarn, welche S. Simeone besonders verehrte, hatte unbemerkt einen Finger von dessen Leichnam entwendet, konnte jedoch aus Gewissensangst die Kirche nicht verlassen, ohne ihn zurückgegeben zu haben; auch bemerkte sie, wie sie das thun will, da, wo sie den Finger auf der Brust verborgen, eine große Wunde. Bestürzt wandte sie sich mit demüthigster Abbitte an den Heiligen, wurde augenblicklich gesund und gelobte ihm nun aus Dankbarkeit eine silberne Arche, mit deren Herstellung sie fünf Nobili aus Zara beauftragte. — Der Goldarbeiter Francesco di Antonio aus Mailand unternahm am 5. Juli 1377 die Arbeit und vollendete sie in drei Jahren. Ganz von Silber, reich vergoldet, mit lauter Darstellungen aus dem Leben des Heiligen, wird sie auf 28,000 Dukaten geschätzt. Die Zaratiner fügten noch vier große silberne Engel als Träger des Sarges hinzu; aber bei Gelegenheit der Steuer von 30,000 Golddukaten, welche die Stadt im Jahre 1390 an König Sigismund zahlen mußte, theilten sie das Schicksal vieler sonstiger Kostbarkeiten, und wurden später durch vier andere ersetzt, von denen 2 aus Stein, 2 aus Bronze sind, letztere ein Geschenk Venedigs und 1647 aus dem Metall der im Türkenkrieg eroberten Kanonen gegossen. —

61. Die Gelübde-Kapelle zu Torfou.

Ein Vendeer Landmann, Namens Retailleau aus Torfou, hatte, als er vom Hause wegzog zum Kampfe gegen die blutdürstigen Republikaner Frankreichs, seine Familie und seine Wohnung dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau Maria übergeben; und als nach der Schlacht von Torfou das Dorf angezündet worden, war sein Dach unversehrt geblieben. Als aber später die Mainzer Armee, über ihre Niederlage ergrimmt, Alles, was noch aufrecht stand, verwüstete

und verbrannte, mußte Retailleau zum zweiten Male seine Heimath verlassen, und er that es mit dem Gelübde, der heiligen Jungfrau eine kleine Kapelle zu erbauen, wenn er glücklich wieder nach Hause zurückkäme.

Er kam zurück, aber sein Haus lag in Trümmern; nur die gesprungenen, von der Glut geschwärzten Mauern standen noch. Es war, als wenn Gott ihn prüfen wollte; der ergebene Christ bestand jedoch die Prüfung vor dem Herrn. Unter den Trümmern seines Hauses, in welchem sein Vater und Großvater waren geboren worden, stand Retailleau nur wenige Augenblicke ernst und sinnend, dann blickte er gestärkt zum Himmel empor und rief: „Gott hat mich auf die Flur zurückgeführt, wo ich das Licht erblickte, auf die Flur, die meine Väter bebaut haben. Der Wille des Herrn geschehe! Unverzüglich will ich die Kapelle aufbauen, welche ich Derjenigen gelobt, die mich in den Gefechten beschützt hat."

Und seinem Gelübde getreu, wählte der Vendeer Kriegsmann bei seinem Maierhof eine besonders in die Augen fallende Stelle an der Hauptstraße, und erbaute hier seine kleine Kapelle, die in einem Gewölbbogen aus Granit bestand, in dessen Hintergrund er eine kleine Bildsäule der Jungfrau Maria anbrachte.

Der Pfarrer von Torfou hat dieses Bethaus im feierlichen Zuge, das Kreuz und die Fahne an der Spitze, und im Gefolge sämmtlicher Pfarrkinder eingesegnet; und oft findet seitdem der Reisende gegen Abend einige Vendeer diesem ländlichen Denkmal gegenüber an der Straße knien. Die jungen Mädchen bringen am Vorabend eines jeden Festes Blumen, und schon die kleinen Kinder gehen dahin, um zur göttlichen Mutter des Jesuskindes zu beten. Und auch der Bettler, welcher sich am Thore des benachbarten Schlosses eine Gabe erfleht, geht selten vor dem Bethäuschen des Vendeers vorüber, ohne niederzuknien; denn er hat Gott dafür zu danken, daß er mildthätige Reiche auf der Welt leben läßt, welche in der Liebe Jesu Christi den Hilflosen wie eine zweite Vorsehung erscheinen. —

---

62. So fördert man Großes durch Kleines.

(Aus: Erinnerungen der Schwester St. Louis, von L. Veuillot.)

Die Liebe ist erfinderisch, besonders die tiefsinnige, wahrhaft kindliche Gottes- und Nächstenliebe. Folgendes liefert einen freundlichen Beleg hierzu.

1. In einem Winkel des schönen Languedoc, nicht weit von einer großen Stadt, befindet sich eine alterthümliche Wohnung, umgeben von Wiesen, Gehölzen und Bächen. Dort wohnt friedlich eine

alte Familie, vergessen von der Welt und von Gott gekannt. Im Schatten dieser vollkommenen Einsamkeit und unter den Blicken dieses allmächtigen Freundes ist ein Mädchen fromm herangewachsen. Wer sie gesehen hat, sagt, sie sei schön, wer sie kennt, sagt, sie sei heilig; Letztere bewundern allein die Schönheit ihrer Seele, welche in ihren Augen alle andere Schönheiten verdunkelt. Diese himmlische Seele bildet die Majestät des jugendlichen Gesichtes, die Harmonie der sanften Stimme, den Frieden und den Glanz der unschuldigen Blicke. Geht zu den Armen der Pfarrgemeinde, sprecht ihnen von Fräulein Mathilde: die Züge entfalten sich, die Herzen sind gerührt. „O!" sagen sie, „wie gut ist sie! wie liebt sie Gott! wie wacht sie über alle unsere Bedürfnisse!" Sie sind erkenntlich, und gewiß, sie haben Recht, es zu sein; Mathilde verwendet ihr Leben, um ihnen Gutes zu thun. Wenig beschäftigt mit Anzug und Putz, opfert sie ihre Einkünfte, um ihnen Kleider zu kaufen, welche sie sodann mit ihren eigenen Händen verfertigt. Jeden Morgen, vor dem Beginne dieser heiligen Arbeit, versammelt sie ein Häuflein Kinder, deren rühigen Verstand sie durch liebevollen Unterricht zu fesseln versteht; sie lehrt ihnen unsere göttliche Religion und eine ihrem Alter angemessene Ausübung der Tugenden des Glaubens. Sonntags versammelt sie die jungen Mädchen: sie weiß es einzurichten, daß sie mehr Vergnügen daran finden, von Gott sprechen zu hören, als an allen ländlichen Zerstreuungen. Sie erzählt ihnen schöne Geschichten, läßt sie schöne Lieder singen, und die Sitzung endigt mit Rundtänzen nach dem Takt ihrer fröhlichen Gesänge. Nichts soll so entzückend sein, als zu sehen, wie sie stets Hand in Hand sich auf der Wiese drehen, unter den Ulmen verschwinden und von Neuem erscheinen. Wenn unter der Menge Eine fröhlicher und glücklicher als die Anderen ist und mit zufriedenerem Herzen singt, so ist es Mathilde. — —

2. Indessen kam ein schöner Sonntag, wo man nicht tanzte. Vergebens ließen die Vögel in dem Laub und die Bäche im Gras ihr gewöhnliches Flüstern hören; vergebens zeichnete die Sonne am Fuße der Eichen breite Spitzen von Schatten und Licht; vergebens ernteten die Bienen summend ihren Honig von Blume zu Blume; vergebens wiegte die Abendluft die Kornfelder. Nichtsdestoweniger sah man Glück auf den Gesichtern; aber es war das ruhige, gesammelte Glück, welches auf ernste Gedanken schließen läßt. In der That hatte die Erzählung (Missions-Berichte enthaltend) einer rührenden Geschichte aus den „Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens" die Herzen ergriffen, und Mathilde hatte alle die Begeisterung, welche das ihrige entflammte, auf jene übertragen. Die armen jungen Mädchen, zum größten Theile selbst so dürftig,

daß sie Brod und Kleider nur von ihrer Wohlthäterin erhielten, verlangten dringend, in das Verzeichniß der Mitglieder geschrieben zu werden, welche wöchentlich (oder monatlich) kleine Beiträge zur Unterstützung der Missionen leisten. Auch **sie** wollten so viele heldenmüthige Missionäre unterstützen, welche Alles verlassen, tausendmal ihr Leben aufs Spiel setzen, oft es verlieren, um in weiter Ferne das Kind der Wilden zu taufen, um die Seelen Gott zu gewinnen. Bald bedeckt eine Menge von Namen die weiße Seite; das geforderte Gebet wird mit Inbrunst vorgetragen, und Mathilde übernimmt es, die Gaben einzusammeln. Aber ach! woher den armen Sou nehmen, welcher jede Woche den apostolischen Schatz vergrößern soll? Wie gesagt, viele der neuen Mitglieder sind in gewisser Art selbst genöthigt, von Almosen zu leben; ist aber die Liebe je in Noth? Hat sie nicht manchem beschränkten Geist erhabene Eingebungen gesendet? Könnte sie nicht durch einen schwachen Arm die Welt bewegen? Durch die Gnade des lieben Gottes, durch das sanfte Licht der heiligen Liebe werden diese armen Kinder plötzlich gewahr, daß sie jeden Sonntag auf — Schätzen umhertanzen, und daß sie sich nur bücken dürfen, um den kostbaren Sou zu nehmen, den sie nicht zu finden wußten.

Jeden Sonntag Nachmittag, wenn der pfarrliche Gottesdienst beendigt ist, geht nun Mathilde, einen Weidenkorb in der Hand und umgeben von einem Schwarm kleiner Bäuerinnen, der sie plaudernd umgiebt, auf das Feld hinaus. Für Keine derselben handelt es sich mehr davon, zu tanzen und die Stunden zu verlieren. Desto schlimmer für die armen Schmetterlinge, desto schlimmer für die armen Bienen: sie haben Flügel und mögen ihr Glück anderswo suchen! Jedes der Bauernmädchen macht ihnen die Blumen, die Heilkräuter der Wiesen und Wälder streitig. Man zerstreut sich, man hascht nach Beute. Die Abenddämmerung bricht herein, und man kommt in Gruppen zurück, den Korb voll duftender Ernte tragend. Es sind Malven, Immergrün, Linden, wilde Veilchen. Die gütige Fürsehung hat diesen Pflanzen nicht nur die ungekünstelte Schönheit gegeben, welche wir bewundern; sie hat Säfte in dieselben gelegt, deren Kraft Schmerzen beruhigen kann, und darauf rechnen unsere Schnitterinnen, welche nicht säumten, es zu lernen, um den glücklichen Sou daraus zu gewinnen, den man durchaus erwerben muß; sie wollen sie an Apotheker verkaufen, deren Wissenschaft Heilmittel für den Körper daraus ziehen wird; den Erlös aus dem Verkaufe legt die Liebe in einen andern Destillir-Kolben und verwandelt ihn zu einem Heilmittel für die Seele. Aber sie haben noch andere Beute gebracht: Diese da bringt schöne Blumensträuße zurück, eine Andere legt geschickt

auf einem Bette von Moos geschmückte Champignons zurecht. Alle diese Reichthümer werden sodann der Muthigsten anvertraut, welche sie am andern Tag auf dem Markte der nahen Stadt ausbreitet. — O Ihr, die ihr vorübergehet! weiset das arme Kind nicht zurück, wenn es euch schüchtern seine Blumen gegen einige Liards anbietet! Leider, man muß es sagen, stößt man sie oft, sehr oft zurück; aber sie läßt sich nicht abschrecken, und Gott schickt ihr am Ende Käufer: sie macht Glück. O, wie sie siegreich mit ihrer Tasche voll Sous herankommt! Ihre jungen Gespielinnen drängen sich um sie und rufen, in die Hände schlagend: „Jesus, wie reich sind wir! Noch einige Sträuße, und wir können den armen Wilden eine Kirche bauen! Nicht wahr, Fräulein, es ist viel Geld da? . . .“ Und voll Eifer beginnen sie von Neuem ihre Blumen-Ernte.

Endlich am Schlusse des Jahres sind sie dahin gekommen, eine kleine Summe zusammenzubringen, welche Mathilde voll Vergnügen ihrem Pfarrer einhändigt. —

Wen soll die fromme Lust nicht anwandeln, Mathilden nachzuahmen? Wer möchte noch die wohlriechenden Blüthensträußchen, welche von den Linden fallen, oder andere Blumen und Kräuter mit Füßen treten? — Und lebst du nicht in Verhältnissen, worin dieselben Mittel, wie Mathilden, dir zu Gebote stehen; die Liebe, die wahre Gottes- und Nächstenliebe ist erfinderisch, sie wird schon andere dir zeigen und an die Hand geben. Siehe, auf dem also durch fromme Kindeshand und Kindesliebe gewonnenen Gelde ruht Gottes Segen siebenfach! Es führt den Missionär in die Tiefe der Wüsten, wo andere arme Knaben und Mädchen im Schatten des Todes sitzen. „Kinder,“ sagt der muthige Missionär zu ihnen, „eure Brüder und Schwestern im fernen Lande schicken mich zu euch, damit ich euch zu Gott führe!“ Und die Neugetauften beten mit ihm für alle Diejenigen, welche in der weit, ja weit entfernt gelegenen Fremde vergängliche Blumen sammelten u. s. w., um ihnen ein Glück zu bereiten, das unvergänglich ist. —

63 — 68. Das fromme Ehepaar.

1. Die heilige Elisabeth, Tochter des Königs von Ungarn Andreas II. und der Gertrude von Meran, mußte schon in ihrer Kindheit die väterliche Heimath mit einem weitentlegenen Lande vertauschen; denn im vierten Jahr ihres Alters (1211) wurde sie für den thüringischen Prinzen Ludwig, dessen Gemahlin sie einst werden sollte, — in ein seidenes Gewand gehüllt, in einer silbernen Wiege, mit einer silbernen Badewanne, mit Ringen, Kronen, Halsgeschmeide, einem

silbernen Becher und schönen seidenen Polstern versehen und mit tausend Mark Silbers ausgestattet, — nach der Wartburg abgeholt, weil der damals regierende Landgraf Hermann ihr mit seinem Sohn eine gleiche Erziehung zu ertheilen wünschte.

Die königlichen Eltern gaben dem Kinde dessen Amme zur Begleiterin und Pflegerin mit an den thüringischen Hof. Beide Eltern empfingen die heilige Kommunion, und küßten mit den so durch das allerheiligste Sakrament geweihten Lippen ihr Kind und hauchten ihm mit diesem Kusse die Liebe Jesu Christi, des Gottheilandes, in's Herz, und riefen der Amme zu: „Schwöre uns, daß du unsere Tochter zu einer Heiligen erziehen willst!" Und die Amme, die gleichfalls das allerheiligste Sakrament empfangen, rief in diesem hochfeierlichen Augenblick: „„Ich schwöre auf die heilige Kommunion und zu meinem seligen End', daß ich mit der Gnade Gottes Euer Kind zu einer Heiligen heranbilden werde! Möge hierzu die heilige Muttergottes den Segen ihres Sohnes erbitten!"" —

Die Amme hielt ihren Schwur getreulich; denn sie führte bereits von dem ersten Augenblick an das Königskind in die Schule des heiligen Kreuzes, und prägte ihm tief die Liebe zu Gott ein und die christliche Barmherzigkeit gegen Arme und Unglückliche.

Elisabeth verlebte die lieblichen Jahre ihrer Kindheit und Jugend in der Gesellschaft Ludwig's, ihres künftigen Lebensgefährten. Schon frühzeitig neigte sie sich zu einem stillen und beschaulichen und wohlthätigen Leben hin. — Bereits als kleines Mädchen, das noch nicht lesen konnte, ging sie in die Kirche, legte da einen Psalter vor sich hin, und machte mit inniger Freude alle Geberden einer Andächtigen nach, faltete ihre Hände, beugte ihre Kniee, und that so, als ob ihr Alles in dem Psalter verständlich wäre. Selbst ihre Spiele trugen einen Anstrich dieser frühzeitigen Religiosität. Unmerklich führte sie oft ihre Gespielinnen zu einer Kapelle, und wenn sie nicht hineintreten konnte, so küßte sie wenigstens demüthig deren Schwelle und Mauern. — Unanständige Reden konnte sie nicht hören; und wenn sie mit anderen Kindern spielte, und Eins oder das Andere that etwas Unrechtes, so mußte es zur Strafe irgend ein Almosen geben, das dann alsbald unter die Armen vertheilt wurde. — Gewann sie Etwas im Spiele, so schenkte sie den Gewinn immer den ärmeren Mädchen, legte ihnen aber dabei die Verbindlichkeit auf, das „Vaterunser" und den „Engels-Gruß" zu beten. — Ueberraschend zeigte sich bei ihr der Geist der Selbstüberwindung; mitten in ihren kindlichen Spielen hörte sie oft plötzlich auf, auch wenn sie im größten Vortheil gewesen, um ihren Eigenwillen im Willen Gottes zu brechen; am liebsten gesellte sie sich zu ihren Dienerinnen, und fand ihre ange-

nehmste Unterhaltung bei den Armen und Niedrigen, und ging gewöhnlich mit demüthig-gebeugtem Haupt einher; gar oft besuchte sie mit ihren Gespielen den Gottesacker, zeigte nach den da ruhenden Todten hin und sagte: „Diese lebten auch wie wir; nun aber sind sie todt, und ihre Seelen sind von Gott gerichtet; wohl ihnen, wenn sie mit dem gütigsten Heiland nur nach dem Himmlischen getrachtet! So wird es auch uns widerfahren; darum sollen wir Gott über Alles lieb haben, und demüthig vor ihm wandeln, weil wir Erde sind! Was will sich denn auch die arme Erde erheben?!“ — Den heiligen Apostel und Evangelisten Johannes wählte sie ganz besonders zum Beschirmer ihrer Jungfräulichkeit. — Vor Allem aber lernte sie unterm Kreuz auf Golgatha die Armen in dem armen Heiland hochschätzen, der so feierlich die Mühseligen und Beladenen mit den Worten der heiligsten Annahme an seine Statt eingesetzt: „„Was ihr dem Geringsten der Brüder in meinem Namen gethan, das habt ihr mir gethan!““ In dem nackten, wundzergeisselten, hilflos angenagelten, schmerzlichst dürstenden und verschmachtenden Lamme Gottes sah sie das Elend seiner Armen, und ihm in ihnen zu helfen blieb ihr festester Entschluß, der ihr ganzes Leben nur mit Thaten der Barmherzigkeit krönte. — Gott begnadete sie deßhalb mit Ahnungen um die Armen, so daß sie oft inmitten der Unterweisungen, welche sie empfing, von ihrem Sitz aufsprang und rief: „Ach, der arme Jesus steht wieder draußen vor dem Burgthor und bittet um ein Almosen! O, lassen wir den armen Jesus nicht unerquickt weiterziehen!“ Und jedesmal fand man dann einige oder mehrere Arme. Einst stand ein Großmütterchen draußen, das um etwas Wein für ihr Enkel-Kind bat. Elisabeth überreichte ihr mit Freuden den Wein und geleitete die Greisin noch bis in's Thal hinab, die dann drunten ihre fromme Begleiterin segnete. Als Elisabeth in der Burg oben wieder angekommen, rief sie mit unaussprechlicher Fröhlichkeit: „Ach, noch nie ist mir der Gang vom Thal herauf so leicht geworden, als heute! Wie wohl ist's Einem um's Herz, wenn ein Armer uns segnet! Mir war's, als hätte mich mein süßer Heiland selbst gesegnet! Solche süße Gänge will ich mir recht oft bereiten!“ —

2. Schon damals, als für Elisabeth der Zeitpunkt nahte, daß Ludwig sie wirklich zu seiner Braut erwähle, mußte sie manchen Kummer und Kränkung erfahren; sie aber, die Schuldlose, stand inmitten ihrer Verfolger wie eine Lilie unter den Dornen, die von allen Seiten verletzt wird, die aber dennoch den süßen Duft der Demuth und Geduld verhaucht. — Ihre eigene Schwiegermutter Sophie und andere Hofleute behandelten sie ohne alles Zartgefühl; ja Sophie ging so weit, sie eine „Thörin“ zu heißen und ihr in's Angesicht zu sagen·

„Du, Elisabeth, hättest nicht sollen unter die Zahl herrschender Fürstinnen gerechnet werden, sondern unter die Zahl der dienenden Mägde!“ Einige Hofleute wollten sogar den Bräutigam bereden, diese Elisabeth entweder in ein Nonnenkloster zu schicken, oder sie ihrem Vater heimzusenden und eine andere Braut zu wählen. Elisabeth betrachtete diese Leiden als heilsame Mittel zu ihrer Seelen-Läuterung; und Ludwig widerstand all diesen boshaften Zumuthungen mit den Worten: „„Wenn ich auch große, goldene Berge gewinnen könnte, so wollt' ich doch eine solche Untreue an meiner frommen Braut nicht begehen!““

Im Jahr 1220, da Elisabeth ihr vierzehntes und Ludwig sein ein und zwanzigstes Lebensjahr erreicht, wurde die Trauung des fürstlichen Paares vollzogen; Beide hatten sich durch mehrtägige Andachts-Uebungen auf diesen so wichtigen Augenblick vorbereitet; innige Liebe zu Jesus Christus und das heißeste Gebet um seinen Gnaden-Beistand, und gegenseitige Hochachtung führte sie zum Altare. — Die Hochzeit wurde nach alter Sitte mit aller Pracht gefeiert, die Trauung fand in der Kirche zu Eisenach Statt. Der ganze feierliche Zug der Theilnehmenden begab sich, das junge Brautpaar nicht ausgenommen, zu Fuß dahin. Es wurden dann große Gastereien, ein Ball und ein Turnier angestellt. Drei Tage lang dauerten die Festlichkeiten, deren Höhepunkt aber darin bestand, daß die Armen der ganzen Umgegend neu gekleidet und reichlich bewirthet wurden. „„Wir dürfen nicht vergessen, den lieben Heiland, als unsern allerbesten Hausfreund — in den Armen vor Allen einzuladen!““ hatte Elisabeth gesprochen. —

Beide Ehegatten liebten sich einander zärtlich, und ihre Verbindung war ein Muster heilig-ehelicher Zuneigung. Tugend, Liebe und Treue machten ihre Gemüther für die reinsten Lebens-Genüsse empfänglich. Bei der Tafel saß Elisabeth stets an der Seite ihres Gemahls. Bei ihren persönlichen Unterhaltungen bedienten sie sich, mit freundlichster Vertraulichkeit, des süßen Bruder- und Schwester-Namens.

Ludwig war aber auch ein preiswürdiger Fürst; tapfer und bieder, Gerechtigkeit liebend, mild, fromm und freudig; aus allen seinen Handlungen blickte eine tief-religiöse Sittlichkeit hervor; seine fürstlichen und häuslichen Tugenden liehen sich wechselseitig Glanz und Glorie, und standen miteinander in der reinsten Harmonie. Sein einnehmendes Aeußere war der Widerschein seines gottesfürchtigen Sinnes und edlen Gemüthes. Die Chronisten schildern ihn als einen schönen jungen Mann, von mittlerer Größe, voll Freundlichkeit in seinen Augen, voll Sanftmuth in seinen Mienen und voll Liebenswürdigkeit in seinen Sitten. Er erwarb sich im vollsten Maaße die Liebe seiner biederen Unterthanen und die Hochachtung der angrenzenden Völker. Sein Wahlspruch lautete: „Pie! caste! juste! Fromm!

Keusch! Gerecht!" Sein gegebenes Wort band ihn, wie der feierlichste Eid, und im kirchlichen Leben ging er dem Hof und dem Volke mit dem herrlichsten Beispiele voran. Er war ein Held im Kampf, ein zärtlicher Gatte und Vater, biederer Freund, Hort und Schirm seiner Unterthanen und die Stütze aller Nothleidenden. Seine Untergebenen nannten ihn nur den „frommen und tugendsamen Ludwig."

Elisabeth zog ihn aber auch, wie mit Schutzengels-Gewalt, fortwährend auf den Weg der freudigsten Nachfolge Jesu Christi. Gemeinschaftlich auf dem Boden kniend, verrichteten sie ihre Morgen- und Abendgebete; gemeinschaftlich gingen sie an Sonn- und Feiertagen zum Tische des Herrn; gemeinschaftlich legten sie an dem ersten Quatembertag eine General-Beichte ab; gemeinschaftlich fasteten sie an jedem Freitage, dem Tage der Schöpfung und Erlösung des Menschen, und an welchem der Gottmensch am Kreuz auf Golgatha so peinlich gedürstet hat; gemeinschaftlich gingen sie barfuß am gnadenreichen Charfreitag zum Grabe des Welterlösers; und gemeinschaftlich besuchten sie die Hütten des Armen und Kranken, um durch die sorgsamste Unterstützung in ihnen dem lieben Heiland mit stets kindlicher Dankbarkeit zu dienen. —

Während der Abwesenheit ihres Gemahls legte Elisabeth gewöhnlich allen Schmuck ab und ging wie eine religiöse Wittwe gekleidet, und sagte öfter: „So will ich gehen, wenn ich einst Almosen einsammeln und Elend um Gottes Willen ertragen werde!" — Kehrte aber ihr Gemahl zurück, dann schmückte sie sich wieder auf's Schönste, „um ihm," nach ihren eigenen Worten, „gar keine Veranlassung zur Sünde zu geben, wenn ihm Etwas an ihr mißfallen sollte." —

Wenn Elisabeth nach einer Niederkunft zum Erstenmale wieder ausging, so geschah dieß nicht in festlichem Pomp; sondern — in eine wollene Kleidung gehüllt, ging sie mit bloßen Füßen über Klippen und auf rauhen Wegen nach einer entfernten Kirche hin, und trug ihren Säugling auf ihren eigenen Armen und opferte ihn, und dazu ein Lämmlein und viele Kerzen, dem gekreuzigten Heiland und der schmerzhaften Muttergottes auf; nachher verschenkte sie ihre wollene Kleidung nebst einem Almosen an irgend eine arme Wöchnerin. —

3. Die Ehre des heiligen Kreuzes gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, war damals das glänzendste Ziel eines jeden braven Ritters. — Landgraf Ludwig beschloß darum auch, an dem vom Kaiser Friedrich II. beschlossenen und seinem religiösen Sinn und Heldenmuth zu großen Waffenthaten die leuchtendste Aussicht bietenden Kreuzzug sich zu betheiligen.

Bevor er jedoch diesen Zug unternahm, versammelte er seine thüringischen und hessischen Stände, that ihnen sein Vorhaben kund, reisete in die Klöster seiner Provinzen, bat sich deren Fürbitte beim hochheiligen Meßopfer aus, und verordnete, wie es in seiner Abwesenheit mit den Landes-Angelegenheiten gehalten werden sollte. —

Lange getraute er sich nicht, seiner geliebten Elisabeth sein Vorhaben zu eröffnen. Auch trug er anfangs das Kreuz eines Kreuzritters, das er von dem Bischof Conrad von Hildesheim empfangen, nicht öffentlich, sondern in der Brusttasche. — Einst aber zog er solches unvermuthet in Elisabeth's Gegenwart heraus, und diese errieth nun sogleich das ganze Geheimniß. Sie erschrack zuerst über das Vorhaben ihres Gemahls; da Ludwig ihr jedoch die religiöse Absicht des beschlossenen Zuges darstellte, wurde sie in Gott beruhigt.

Ludwig traf hierauf die näheren Anstalten zu dem Kreuzzug, den er ganz aus seinen Mitteln bestritt. Er versah zuvor auch alle seine Schlösser mit guten Befehlshabern und Besatzung. Er empfahl sich nochmals dem Gebet der Klosterbewohner. Rührend war namentlich sein Abschied in dem Kloster Reinhardsbrunn, für welches er stets gar freundlich gesinnt gewesen; er nahm nicht nur von einem jeden Mitgliede des Klosters besondern Abschied, sondern hob auch die kleinen Kinder, welche die Klosterschule besuchten, auf seinen Arm und küßte sie.

Hierauf begab er sich mit seiner Gemahlin und ganzen Familie nach Schmalkalden, ließ dorthin seine Geheimen Räthe und vertrauten Freunde kommen, übertrug seinem Bruder Heinrich Raspe die Landes-Regierung, empfahl ihm die Seinigen, und nahm sodann von Allen den rührendsten Abschied. Seine kleinen Kinder küßten ihn unter Vergießung vieler Thränen und lallten: „Gute Nacht, lieber Vater! Vieltausend gute Nacht, herzgüldener Vater!" —

Seine Gemahlin begleitete ihn noch einige Tagereisen; ihr Herz ward immer schwerer, je mehr sie sich dem Augenblicke des Scheidens näherte. Rudolph von Vargula, dieser wackere Held und edle Mann, ein Begleiter des Landgrafen auf seinem Kreuzzuge, ermahnte zuletzt die zärtlichen Ehegatten, sich zu trennen. Sie schieden unter unaussprechlichen Schmerzen von einander. Ludwig beschenkte seine Elisabeth beim Scheiden mit einem kostbaren Fingerringe, und sagte beim Darreichen desselben mit den Worten voll der rührendsten Wehmuth: „Nehmet hin, allerliebste Schwester, diesen Fingerring sammt diesem Edelgesteine, vergraben mit dem Lamme Gottes; dieses soll Euch ein Wahrzeichen sein Eures Trostes, wenn Ihr etwas von mir erfahret, es sei meines Lebens oder meines Sterbens! Gott gesegne Euch und unsre Kinder!" —

Ahnungen sollen, wie die Chroniken versichern, es dem Landgrafen gesagt haben, daß er Thüringen nie wieder sehen werde. Auch Elisabeth kehrte trauernd, wie eine einsame Wittwe, nach der Wartburg zu ihren Kndern zurück. —

4. Ludwig trat — am St. Johannistage 1227 — als oberster Befehlshaber der aus Lothringen, Schwaben, Franken, Sachsen, Thüringen und Hessen herbeiströmenden Kreuz=Soldaten, mit einem eigenen ansehnlichen Gefolge von fünf Grafen, worunter auch Burkhard von Mühlberg und Heinrich von Stolberg, mehreren Edelleuten, fünf Priestern u. s. w., seinen Zug nach Palästina an. — Auch Berthold, der Geschichtschreiber des Landgrafen, war Einer seiner Begleiter.

Kaiser Friedrich II. befand sich gerade in Apulien, in der Stadt Klein=Troja; er war höchlich erfreut über Ludwig's Ankunft und empfing ihn mit vieler Auszeichnung.

Es war im Julius des Jahres 1227, als Ludwig mit seinem Gefolge in Italien ankam, und sodann nach Brundis ging, um sich dort einschiffen zu lassen. Allein hier riß ein hitziges Fieber unter dem deutschen Heer ein, das wahrscheinlich die ungesunde Gegend, die übermächtige Hitze und das ungewohnte Klima erzeugt haben mochten. Viele Menschen wurden von dieser Seuche aufgerieben, und eine noch größere Zahl wenigstens außer Stand gesetzt, weiter zu gehen. Viele verließen ihre Fahnen und kehrten in ihre Heimath zurück; dennoch segelte eine noch ziemlich große Anzahl wirklich ab.

Am 9. August hatte Ludwig eine geheime Unterredung mit dem Kaiser Friedrich II. auf der St. Andreas=Insel, und hier ergriff auch ihn ein wüthendes Fieber. Der gute Fürst erlebte die Freude nicht, die Mauern der heiligen Stadt Jerusalem zu sehen; er fühlte den Tod in seinen Adern wühlen, ließ sich aber doch nach der neapolitanischen Stadt Otranto überschiffen, wo seine Krankheit tödtlich wurde. Nach Berthold's Versicherung waren die letzten Auftritte seines Lebens sehr erbaulich; der Patriarch von Jerusalem gab ihm die letzte Oelung; der Sterbende sah sich von weißen Tauben umflattert, die ihn aufwärts riefen, und er verschied lächelnd, mit dem Blicke eines Verklärten, am 11. September im achtundzwanzigsten Jahre seines Daseins, beklagt und beweint von dem ganzen Heere. —

Gar bald kam die traurige Botschaft hievon nach Thüringen. —

Elisabeth's süßeste Hoffnung, einst wieder mit ihrem gottseligen Gemahle vereinigt zu leben, wenn er als Sieger über die Ungläubigen aus dem heiligen Lande zurückkehren würde, war nun dahin! Die Chroniken melden: Gerade damals, als Ludwig gestorben, sei auch der Stein des Siegelringes, den er seiner Elisabeth zum Andenken verehrt hatte, aus seiner Einfassung gesprungen; hierüber

sei die gute Fürstin von Herzen erschrocken, habe sich von Stund' an keiner guten Zeitung versehen, sondern geahnt, daß ihr Gemahl gestorben; sie suchte sich vielmehr mit der Vermuthung zu trösten, daß er wohl nur in die Gefangenschaft gerathen sei. „Ist mein Bruder," sprach sie, „in die Gefangenschaft gerathen, so wird er durch Gottes und seiner Freunde Hilfe in Freiheit gesetzt werden!" —

Gar bald überzeugte sie sich jedoch von dem wirklichen Tod ihres Gemahls. — Ihre Schwiegermutter Sophie und Andere ihrer Verwandten, welche sie auf diese peinliche Nachricht erst vorzubereiten gesucht hatten, gingen ihr, der in den tiefsten Schmerz Versenkten, nach, setzten sich zu ihr und suchten sie zu trösten. Da faltete die fromme Fürstin ihre Hände, sank auf die Erde und rief: „Nun ist mir die Welt gestorben, und Alles, was sich darin liebt!" Dann brach sie unter heißesten Thränen-Ergüssen in die Worte aus: „Weh' mir armen trostlosen Wittwe und elenden Frau! Nun tröste mich Derjenige, der da Wittwen und Waisen mit seinem Troste nicht verläßt!" — —

5. Heinrich Raspe, der Vormund ihrer Kinder und jetzt Regent des Reichs, bedrückte Elisabeth gar sehr und verstieß sie auch von der Wartburg. Sie ertrug mit ihren Kindern die schwersten Mühsale mit Gottergebenheit, wandelte bettelnd einher, schlief oft auf freiem Feld oder in einem Stalle, bis ihr Eckbert von Meran, Bischof von Bamberg, ihr Oheim, auf dem Schlosse Bottenstein eine Zufluchtstätte darbot.

Der entseelte Körper des Landgrafen Ludwig war sogleich einbalsamirt, bis zu der Wiederkunft der Seinigen in Otranto beigesetzt und alsbald nach Thüringen geführt worden. Er ruhte in einem mit schwarzem Tuche bedeckten Sarge, und auf dem Sarge lag ein Crucifix.

Kaum waren die Begleiter ihres Gemahls mit den Resten seines Körpers in der Gegend von Bamberg eingetroffen, so ging ihnen Elisabeth mit einem gemischten Gefühle von Wehmuth und Freude, nebst dem Bischof und der ganzen Geistlichkeit und den Schülern unter Vortragung des Kreuzes, der Trauerfahnen und vieler brennender Kerzen entgegen. Das Gebein des Landgrafen fand man weiß wie Schnee, und auf seiner Brust ein wohl geziertes Kreuz mit des gekreuzigten Heilands gekröntem Bild. Elisabeth sah gen Himmel, seufzte und sprach: „Ich danke dir, himmlischer Vater, daß du mir den Trost verliehen hast, meinen lieben Herrn und Gemahl, wenn nicht lebendig wiederzusehn, so doch wenigstens im Tode! Nun du weißt, wie ich ihn lieb gehabt, und wie ich ihn gern bei mir behalten bis an mein Ende, hätte ich auch mein Brod mit ihm bitten sollen;

nun du aber ein Besseres über ihn beschlossen, und ihn in dein himmlisches Reich aufgenommen, begehre ich nicht, aus solchem ihn wieder herunterzubeten, und kostete es mir auch nur Ein Härlein meines Hauptes! **Nur** erbarme dich seiner Seele, und laß dir solche wohl empfohlen sein!" — Indem sie so betete, wurde ihr die Versicherung in's Herz gegeben, daß ihr Gemahl zu Gnaden angenommen sei. Darüber verschwand alles Trauern aus ihrem Herzen. Ihr Antlitz ward voll Glanzes und ihr Mund voll von demüthigen Danksagungen. —

Die Leiche wurde hierauf nach dem Benediktiner-Kloster Reinhardsbrunn gefahren, in einen steinernen Sarg gelegt und sodann unter feierlichen Ceremonien und Begleitung der Elisabeth, ihres unmündigen Sohnes und Reichs-Erben Hermann, ihrer Schwiegermutter Sophie, der beiden Brüder ihres Gemahls Heinrich und Konrad, und einer unzähligen Volksmenge bei den Särgen seiner Vorfahren beigesetzt. —

Elisabeth söhnte sich mit Heinrich Raspe aus; ihr ältester Sohn wurde in sein Erbrecht und ihre übrigen Kinder in ihr väterliches Besitzthum wieder eingesetzt; sie selbst erhielt als Witthum die Stadt Marburg und jährlich 500 Mark Silber Leibgeding.

Nachdem sie die ihr zur Vermählung dargebotene Hand des Kaisers Friedrich II. zurückgewiesen, begab sie sich, wie bekannt, nach Marburg, und lebte dort nur in dem unausgesetzten Ueben der Werke der Barmherzigkeit. —

6. Als nun die Zeit erschienen war, wo der Herr seine Auserwählte aus dem Kerker dieses Leibes erlösen und in sein ewiges Freudenreich versetzen wollte, erschien ihr der Herr Christus, und sprach zu ihr: „Komm, meine Auserkorne, ererbe das Reich, das dir bereitet wurde von der Welt Beginn her!" — Sofort ließ sie ihren Beichtiger zu sich kommen, und begehrte des heiligen Sakramentes: „„Ich bin nicht krank,"" sprach sie, „„aber der Erlöser hat mir gerufen!"" Der Beichtvater ward sehr betrübt, versah sie jedoch mit dem heiligsten Leib Jesu Christi, fiel ihr dann zu Füßen, und bat, für ihn zu bitten, auch ihm zu vergeben, dafern er ihr wehe gethan, oder sie nicht treu genug gelehrt hätte. Sie aber sprach: „„Stehe auf, wir sind erhört, gleicher Lohn harret deiner und meiner!"" — Alsbald ward sie von einem heftigen Fieber überfallen, also, daß sie sich augenblicklich zu Bette legen mußte. Während ihrer Krankheit verhielt sie sich fein stille, lag ruhig da und heiter, und fast lächelnd. — Einst, da sie lag, das Angesicht zur Wand gewendet, hub sie an zu singen mit einer überaus lieblichen und fast englischen Stimme. Danach sprach sie zu den Anwesenden: „„Es hatte sich ein Vöglein

gesetzt zwischen mich und die Wand; das sang so anmuthig, daß ich mich nicht habe erwehren können, mit einzustimmen!““ — Bisweilen bekannte sie, daß sie in ihrem Leben so sehr wenig Gutes gethan, und weinte darüber gar bitterlich. — Am Tage vor ihrem Verscheiden sprach sie zu den Anwesenden: „„Was würdet ihr thun, wenn ihr sterben solltet, und euch der Feind erschiene?““ Und als sähe sie ihn wirklich, und wolle ihn verscheuchen, rief sie zu dreien Malen: „„Weg, weg, weg von mir!““ Gleich darauf sprach sie: „„Siehe, es naht die Nacht, in welcher Christus sich gebären ließ und in der Krippe ruhte!““ — Als die Mitternacht herannahte, und mit derselben die Stunde ihres Hingangs, sprach sie diese letzten Worte: „„Die Mitternacht naht. Es naht der Bräutigam, die Braut zu holen zur himmlischen Hochzeit!““ Sie nahm das ihr dargereichte Crucifix, hob es hoch empor und sprach: „„Ich setze **Jesum Christum** in der Person der Armen als meinen Erben ein!““ — Hierauf ward sie immer stiller, und nach einigen leisen Athemzügen entschlief sie in Frieden. —

Obgleich ihr heiliger Leichnam vier Tage unbegraben liegen blieb, äußerten sich dennoch an ihm keine Spuren der Verwesung; vielmehr ging ein würziger Geruch von ihm aus, welcher Jedermann erquickte. Auch versammelte sich eine Menge Vöglein, dergleichen sonst Niemand je gesehen hatte, auf dem Dache der Kirche, die alle auf eine so liebliche Weise sangen und mit einer so anmuthigen Abwechslung der Melodien, daß Jedermann glaubte, sie wären absichtlich gesandt, um der entschlafenen Heiligen ein Requiem zu singen.

Es entstand auch ein gar großer Zulauf des Volks zu dem edlen Leichnam. Es beeiferte sich Jedermann, von ihrem Hauptthaar, oder von den Gewändern, die sie getragen, Einiges zu erlangen, und achtete solches als einen Schatz, welcher mit keinem Golde zu bezahlen wäre. Hierauf ward sie begraben zu Markborg in Hessenland, und ruht daselbst in einer Kapelle, darin zwei Altäre ihr zu Ehren gewidmet wurden.

Es ist aber die fromme Elisabeth im Herrn entschlafen im Jahr Christi Eintausend Zweihundert ein und dreißig, ihres Alters im vier und zwanzigsten Jahr. —

---

69. Große Freud' und nahes Leid.

Vom Kreuz der Born der Liebe quillt,
Das Kreuz auch ihre Thränen stillt.
Amaranth von Oscar v. Redwitz.

Im freundlichen Aschaffthale, zunächst am untern Gartenhofe und eine halbe Stunde von Aschaffenburg liegt ein kegelförmiger waldbewachsener Hügel, der einige unbedeutende Mauertrümmer trägt.

Das ist Alles, was von der stolzen Burg Kugelnberg, dem Wohnsitze der reichen Edlen gleichen Namens, übrig geblieben ist — und doch sind diese morschen Reste ein ehrwürdiges Denkmal der innigsten Braut- und Bräutigams-Liebe. —

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hauste auf dem Kugelnberg ein Ritter, der zwar mehrere Söhne, aber nur eine einzige Tochter hatte. Sie war der früh dahingeschiedenen Mutter Ebenbild und darum schon des Vaters Liebling; ihre Herzensgüte, ihre Sanftmuth, ihre Mildthätigkeit erwarben ihr aber auch die Liebe ihrer Brüder und den Segen aller Armen und Preßhaften der Umgegend.

Veit von Helmenroth, ein junger ehrenhafter Ritter aus der Nachbarschaft, war dem Burgfräulein verlobt. Der Segen der Kirche sollte sie verbinden, sobald die Fehde beendigt war, an der Ritter Veit zur Erfüllung seiner Lehenspflicht hatte Theil nehmen müssen. Sie war geendet; siegreich kehrte Veit mit seinen Reißigen zurück und freudigen Herzens: sollten ja doch seine Heimkehr und seine Vermählung zugleich gefeiert werden. Wie fröhlich flattert das Panner im Morgenwinde, wie hell klingen die Trompeten durch die Au, wie leicht eilen die Rosse der Heimath zu! Bald ist Veit am Fuße des Kugelnbergs angelangt. Er hört bereits den Willkommen, den ihm das Horn des Thurmwächters entgegenruft, — und auf dem Söller erscheint die liebliche Gestalt der Braut, die dem Bräutigam den Gruß der Liebe zuwinkt. Da fliegen Herz und Sinne der holden Maid zu, er vergißt, daß das Roß auf der steinigen Bahn den Zügel braucht, und das Roß strauchelt und häuptlings stürzt Veit in der schweren Rüstung so hart auf ein Felsstück, daß er todt bleibt. — Durch das Burgthor, das zum festlichen Empfange des Bräutigams mit Laubgewinden geschmückt war, brachten die trauernden Knappen auf ihren Lanzenschaften die kalte Leiche.

Das Burgfräulein, obgleich namenloses Weh im Herzen, trug das herbe Loos in frommer Ergebung. Auf dem Gesteine, welches das Blut des Bräutigams getrunken hatte, ließ sie ein Kreuz aufrichten mit dem Bilde Dessen, der für die Sünden der Welt freiwillig den bittersten Tod gestorben. Wenn sie ihr Schmerz übermannte, wandelte sie zu dem Kreuze und flehte in heißem Gebete zu dem Allbarmherzigen um den Frieden ihrer Seele — und er ward ihr gewährt. Sie sagte sich los von der Erde und nahm den Schleier in dem Kloster der Cisterzienserinnen im Hain, das die Edlen von Kugelnberg kurz vorher, im Jahre 1218, gestiftet hatten. —

Mit der Jungfrau war die Freude aus der Burg geschieden; sie gab nur noch traurige Erinnerungen. Darum verließen sie die

Edlen von Kugelnberg und erbauten sich oberhalb Fechenbach am Main eine neue Burg, die zuerst gleichfalls Kugelnberg, später Kollenberg genannt wurde. Das alte Kugelnberg blieb unbewohnt und verfiel allmählich.

Die Landleute hatten an dem harten Schicksale des Burgfräuleins innigen Antheil genommen. Ehrerbietig wichen sie ihr aus, wenn sie tief trauernd zu dem Kreuze wandelte; aber sie beugten in der Ferne mit ihr die Kniee und gemeinschaftlich stieg ihr Gebet mit dem der Jungfrau zum Himmel auf. Sie waren Zeuge, wie wunderbar gestärkt das Fräulein die Stätte verließ — und als sie sich in das Kloster eingeschlossen hatte, ward das Kreuz die Zuflucht vieler Bedrängten. Das Gebet, welches ein gläubiges Herz vertrauensvoll zum Himmel sendet, verhallt ja nicht ungehört; und so fanden und finden Viele bis zum heutigen Tag Trost in geistigen und körperlichen Leiden im Gebete vor dem Kreuze, das deßhalb den Namen „Wunderkreuz“ erhielt. —

Die Aufschrift des Kreuzes, welche jetzt die Zeit verlöscht hat, war:

1221.
Uf fr Velde
blieb hie tod
Der vest Mann
Veit von Helmenroth
Bitt Gott für sein Seel. —

70. Die Geburt eines Kur-Prinzen.

(Aus: Die Brüder Hämmerlein von Dr. Ludwig Lang.)

1. Am 28. März des Jahres 1727 gegen Mittag war in der Nähe der kurfürstlichen Residenz in München eine große, dichtgedrängte Anzahl von Menschen, allen Ständen angehörend, versammelt. Anstatt aber, wie es die Menge gewöhnlich zu machen pflegt, großen Lärmen zu erregen, gingen die Leute in lautloser Stille ab und zu, sprachen nur leise unter sich und hatten erwartungsvoll die Blicke auf die geschlossenen Thore des Palastes, an welchen die vier Schildwachen ebenso lautlos auf- und abwandelten, gerichtet.

Da erschien ein hoher Geistlicher in der Straße; ehrerbietig und mit abgezogenen Hüten und Mützen machte man ihm Platz, als er mit gedämpfter Stimme zu einigen Bürgern, die ihm zunächst standen, sagte: „Liebe Leute, wollt ihr nicht lieber in die Kirche gehen, wo für eine glückliche Entbindung der Frau Kurfürstin das allerheiligste Sakrament ausgesetzt ist, und für die gnädigste Landesmutter beten, als müßig hier stehen? Wenn es euch auch zur Ehre gereicht, daß

ihr alles Geräusch vermeidet, um die hohe Frau nicht zu beunruhigen, so möchte es doch noch für euch ehrenvoller und für jene ersprießlicher sein, wenn ihr die Gnade Gottes und die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau in dieser schweren Stunde für sie anruft!" — Willig und die Wahrheit der Worte erkennend, welche der Geistliche gesprochen hatte, und deren Inhalt bald allen in der Straße Versammelten bekannt wurde, entfernten sich die Leute und eilten in die Kirchen. Diese aber waren schon von Andächtigen gefüllt, welche auf den Knieen Gott baten, die heißen Wünsche des Landes zu erhören und ihrem Kurfürsten einen Sohn zu schenken.

Am Vormittage war der Himmel mit Wolken bedeckt, und ein feuchter Südwind drohte Regen zu bringen; doch kaum hatte es auf dem Thurme der Liebfrauenkirche Ein Uhr nach Mittag geschlagen, als sich plötzlich der Wolkenschleier öffnete und eine herrliche Frühlingssonne auf die Hauptstadt herniederschien. Die treuen Münchener nahmen dieß für ein günstiges Zeichen, daß Gott ihr Gebet erhört habe. Ihre Zuversicht auf des Himmels Gnade täuschte sie auch nicht, denn plötzlich ging wie ein Lauffeuer von dem einen Ende der Stadt bis zum andern die frohe Kunde: „Die Kurfürstin hat ihrem Gemahl einen Prinzen geboren!" und erfüllte die Bewohner von München mit unbeschreiblichem Jubel. —

Nachdem die Kurfürstin Maria Amalia, Tochter des deutschen Kaisers Joseph I., ihrem Gemahle, dem Kurfürsten Carl Albert, zwei Prinzessinnen, und zwar am 18. Juli 1724 Maria Antonie Walburga und am 6. December 1725 Therese Benedikta Maria, geboren hatte, wurde sie am 28. März 1727, Nachmittag drei Viertel auf zwei Uhr, von einem Prinzen entbunden. — Abends sechs Uhr versammelten sich die kurbayerischen und auswärtigen Minister und Gesandten, der Adel, die Vorstände und Räthe der Regierungs- und Gerichts-Stellen, die Generalität, die Hofkriegsräthe, der Stadt-Commandant mit dem Offizier-Corps der Garnison, dann die adeligen Damen im Rittersaal bei Hof, worauf sie, eingeführt von dem ältern Bruder des Kurfürsten, dem Herzoge Ferdinand, in den Thronsaal sich begaben, um dem Kurfürsten ihre herzlichen Glückwünsche darzubringen. Von hier aus ging unter Vortretung der Kammer- und Hof-Fouriere der feierliche Zug nach der Residenz-Hofkapelle, um der vom infulirten Probste des Canonicalstifts zu Unserer Lieben Frau in München, Freiherrn von Ow, angestimmten und von der Hofmusik ausgeführten Hymne: „Herr Gott, dich loben wir ꝛc." beizuwohnen, während welcher die Kanonen von den Bastionen donnerten, die Glocken auf den Kirchenthürmen ertönten, und das freudetrunkene Volk die Straßen mit fröhlichem Gejauchze erfüllte.

Der Vice-Oberstallmeister, Freiherr von Mayerhoven, wurde sogleich nach Bonn abgesandt, um dem dort residirenden Kurfürsten und Erzbischof von Cöln, Clemens August, einem Bruder des Kurfürsten von Bayern, die Geburt des Prinzen anzuzeigen und ihn einzuladen, den feierlichen Taufact in München persönlich vorzunehmen. Der Erzbischof traf in München ein, und die heilige Taufhandlung wurde von ihm in der Stifts- und Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau am 27. Mai in Gegenwart des Kurfürsten, der Prinzen und Prinzessinnen, der Minister und Großbeamten, des hoffähigen Adels, der höheren Regierungs- und Gerichtsbeamten von München und anderen Städten Bayerns, der Generäle und der Bürgermeister von München und noch vieler Personen, die aus dem ganzen Land entweder berufen oder von ihren Mitbürgern als Abgeordnete gesandt worden waren, in feierlicher Weise vorgenommen, wobei ihm sein Bruder Johann Theodor, Bischof von Freising und Regensburg und Cardinal, und der Weihbischof von Augsburg, Jakob von Mayr, assistirten.

Der Täufling wurde in Begleitung der dem Kurprinzen gegebenen Oberhofmeisterin, der Gräfin von Preuner, von seiner Aya, der Freiin von Lerchenfeld, zum Taufstein getragen. Seine Taufpathen waren der römisch-deutsche Kaiser und dessen Gemahlin, deren Stelle der Bruder des Kurfürsten, Herzog Ferdinand, vertrat. Der Kurprinz erhielt in der heiligen Taufe die Namen: „Maximilian, Joseph, Leopold, Ferdinand, Maria, Anton, Franz Xaver, Johann Nepomuk, Alexander, Ignaz, Heinrich, Adam."

Als der feierliche Taufact vollendet war, wurde von dem infulirten Probste des Kanonicatstiftes zu Unserer Lieben Frau ein solennes Hochamt in der Residenz-Hofkapelle gehalten, was an den folgenden Tagen nicht nur in den übrigen Kirchen der Haupt- und Residenzstadt, sondern auch in allen Kirchen des Landes mit feierlichem Te Deum laudamus ꝛc. Statt hatte. —

2. Eingedenk eines abgelegten frommen Gelübdes unternahmen die erlauchten Eltern des Neugeborenen, als es der Gesundheitszustand der hohen Mutter gestattete, eine Wallfahrtsreise zum Grabe der heiligen Walburga nach Eichstädt, wo sie in einem einfachen Gasthause („zur goldenen Krone") ihre Wohnung nahmen. In der Kirche zur heiligen Walburga wohnten Beide einer heiligen Messe, welche in der kleinen Kapelle, die Gruft genannt, gelesen wurde, andächtig bei, dankten Gott, daß er ihnen einen Prinzen geschenkt habe, baten den Allmächtigen, daß er denselben in seinen heiligen Schutz nehmen und zu ihrer Freude und zu des Landes Wohl erhalten wolle, und empfingen dann die heilige Kommunion.

Als dankbares Opfer gaben die fürstlichen Eltern der Walburga-Kapelle eine silberne Ampel, viertausend Gulden an Werth, der großen Kirche aber ein silbernes Antependium, besuchten hierauf die Nonnen im Kloster und schenkten jedem Armen der Stadt Eichstädt einen Marx'or (sieben Gulden zwanzig Kreuzer) als Almosen. Eine Einladung zur Tafel am Hofe des Fürstbischofs lehnten der Kurfürst und seine erhabene Gemahlin ab, indem sie diese Reise als einfache demüthige Wallfahrer gemacht und dabei, wie es sich geziemt, alles fürstliche Gepränge beseitigt hatten.

Wir führen diese Einzelheiten in der Absicht an, um zu zeigen, von welcher tiefen Religiosität die erhabenen Eltern des Prinzen beseelt waren. —

Insbesondere wird die Frömmigkeit der Kurfürstin Marie Amalie hoch gerühmt. Im Kloster der Karmelitinnen ließ sie sich ein eigenes Zimmer einrichten, in welchem sie jährlich acht Tage hindurch der Betrachtung und dem Gebet oblag. In der Nähe des Bürgersaales an der Neuhauser-Gasse erbaute sie ein eigenes „Exercitienhaus" und schenkte demselben ein Vermögen von siebenzigtausend Gulden. Leute jeden Standes sollten darin unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung drei Tage hindurch und Jeder ein eigenes Zimmer finden, um von der Welt ungestört durch geistliche Betrachtung und Gebet sich zu einem frommen Leben anzueifern. Den barmherzigen Schwestern, die im Jahr 1750 zum ersten Mal als Krankenpflegerinnen in München auftraten, schenkte sie ein Kapital von vierzigtausend Gulden. — Ihr erlauchter Gemahl wetteiferte mit ihr in religiöser Gesinnung. Alljährlich wohnte Carl Albert nach dem Vorbilde seiner ruhmwürdigen Vorfahren mit seiner Gemahlin der Frohnleichnams-Prozession bei, und folgte mit brennender Wachskerze in der Hand, von dem Hofstaat umgeben, dem Allerheiligsten. Ebenso nahm das kurfürstliche Paar gern an der Prozession in der Charwoche und an den Kirchenfesten in der Liebfrauen-, Jesuiten-, Johannes-, Kapuziner-, Paulaner- und anderen Kirchen bei. — Ein ausdrückliches Zeugniß seines entschiedenen katholischen Glaubens legte Carl Albert schon in den ersten Jahren seiner Regierung ab. Er stiftete nämlich den „Ritterorden des heiligen Georg," dessen Mitglieder alle von altem deutschen Adel sein und die Pflicht übernehmen mußten, die fromme Meinung der Kirche, daß die jungfräuliche Gottesmutter Maria von der Erbsünde nicht befleckt gewesen sei, gegen Jedermann zu vertheidigen, der katholischen Religion überhaupt treu zu bleiben, den heiligen Stuhl zu Rom und die sichtbare Kirche Gottes hienieden zu schützen, Wittwen und Waisen zu schirmen, Werke der Barmherzigkeit zu üben und einen sittlichen und tugendhaften christlichen Lebenswandel

zu führen. Der Stifter setzte zwei jährliche Ordensfeste ein, die heute noch, und zwar das eine am St. Georgstag (24. April), das andere am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä (8. Dez.) in München feierlich begangen werden. Nach erfolgter päpstlicher Genehmigung wurde die Einführung des Ordens und das erste Ritterfest am 24. April 1729 gefeiert. Ein anderes Zeugniß der religiösen Gesinnung ist außer seinen verschiedenen Wallfahrten, daß er am 16. Mai 1733 den Grundstein zu der auf seine Kosten zu Ehren des heiligen Johann von Nepomuk erbauten Kirche in der Sendlingergasse in München legte. —

71. Der gute Vater.

Jean de Racine, Verfasser der vorzüglichsten französischen Trauerspiele, war am Hofe Ludwig's XIV. sehr beliebt und wurde deßwegen oft zur Tafel geladen. Aber noch vergnügter war er bei seinen Kindern. Zuweilen nahm er auch an den Spielen derselben Antheil. Wenn sie z. B. Prozessionen anstellten, war er mitten unter ihnen, sang und trug das Crucifix. — Ebenso war er einst von Versailles nach Paris zurückgekommen, als ein Bedienter des Prinzen von Condé ihn zur Tafel einlud. Er entschuldigte sich, daß er die Ehre nicht haben könnte, denn schon seit acht Tagen habe er seine Frau und Kinder nicht gesehen, die sich heute ein Fest daraus machten, einen schönen Karpfen mit ihm zu verzehren: er könne ihnen unmöglich diese Freude verderben. Als nun der Bediente versicherte, daß es der ganzen Gesellschaft und dem Prinzen sehr leid sein werde, wenn er nicht komme, so ließ Racine den Karpfen bringen, zeigte ihn dem Bedienten, und sagte: „Jetzt urtheilet selbst, ob ich, mit Fug und Recht, meinen armen Kindern diese Gesellschaft entziehen darf, da sie sich meinetwegen in Unkosten gesetzt haben, und ihnen ihre Freude ganz verdorben sein würde, wenn sie das Gericht ohne mich verzehren würden? Ich bitte Euch also, dieß dem Prinzen vorzustellen.“ — Der Bediente hinterbrachte Alles treulich. Je mehr er den schönen Karpfen lobte, desto mehr freute man sich über den guten Vater, der sich verpflichtet hielt, ihn mit seiner Familie verzehren zu helfen. —

72. Rührender Gebrauch beim Abschiede.

Das Dorf Halsbach ist eine Stunde von der Stadt Dinkelsbühl entfernt. Der Weg aus demselben nach der Stadt führte (noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts) beinahe durch lauter Tannenwälder, und man sah da nichts als dicht stehende Tannenbäume. Nur

links am Wege befand sich eine Brunnquelle, über welche eine steinerne Nische erbaut war, mit einem Gemälde, das Jesum vorstellte, wie er vor seinem Leiden von seiner weinenden Mutter Abschied nahm.

Wenn nun ein junger Mensch aus dem Dorfe Halsbach in die Fremde ging, so pflegten gewöhnlich Eltern und Geschwister ihn bis hieher zu begleiten. Zum letzten Abschiedsworte sagte man dann, im frommen Hinblick nach dem rührenden Bild auf dem Brunnen: „Auf ein fröhliches Wiedersehen! — Und, wenn nicht mehr hienieden, doch jenseits bei Jesus Christus und seiner gebenedeiten Mutter!“ —

73. Eine Mutter auf den Knieen.

Wandelt man aus Wiesbaden auf der Schwalbacher Landstraße ins Freie, so stellt sich, auf einer üppigen Wiesenfläche gelegen und von fruchtbaren Obstbäumen umkränzt, das ehemalige Nonnenkloster St. Claren-Thal mit seinem dunkelgrünen waldigen Hintergrund in reizender Bescheidenheit dar.

Von dem deutschen Kaiser Adolph von Nassau und seiner Gemahlin Imagina im Jahr 1296 gestiftet, waren seine einsamen Mauern nicht nur der stille Aufenthalt der kaiserlichen Schwester Richardis als Nonne und der kaiserlichen Tochter Adelheid als Priorin, sondern es führte fortan auch noch manches gräfliche und adelige Fräulein aus den nassauischen und benachbarten Häusern hier, von der Welt abgeschieden, ein ascetisches Leben, bis das Kloster im Jahr 1553, da die Pest so furchtbar wüthete, bis auf Eine Nonne ausstarb. —

Im Jahr 1610 wurde es von dem Grafen Ludwig in ein Landeshospital verwandelt. — Von 1635 an befand es sich im Besitze des Jesuiten-Ordens. — Der westphälische Friede gab es an Nassau zurück, das seine Gefälle zu Stipendien und Lehrer-Besoldungen bestimmte. — Ums Jahr 1700 hatte St. Claren-Thal eine bedeutende Glashütte, an deren Stelle später eine Papierfabrik trat. — Jetzt ist es eine Meierei mit ländlicher Wirthschaft. —

Von den alten Kloster-Gebäuden sind nur spärliche Reste übrig geblieben; eine kleine Dorfgemeinde aber hat sich neben denselben angesiedelt. —

Das Kloster St. Claren-Thal ist die letzte Ruhestätte der Wittwe des Kaisers Adolph von Nassau, der so unglücklichen Imagina. — Noch lebt in der Geschichte jener rührende Zug ihrer Mutterliebe, da, bekanntlich, ihr Sohn Rupert von Albrecht gefangen genommen worden war. — Der Kaiser Albrecht hielt (wie Johannes von Geissel, Cardinal und Erzbischof von Cöln, in seiner

Schrift: „Die Schlacht am Hasenbühl“ *) erzählt) einen glänzenden Reichstag zu Nürnberg. In Trauerkleidern und von Jammer gebeugt, kam Imagina nach Nürnberg, trat demüthig vor den Thron, auf dem Albrecht mit seiner neugekrönten Gattin Elisabeth im kaiserlichen Schmucke saß, warf sich vor Beiden mit beklommenem Herzen auf die Kniee und sprach mit thränenden Augen: „Hohe Königin! Erlaubt, daß ich Euch an die hohe Ehre mahne, die Euch Gott geschenkt, da er Euch auf den Thron erhoben, den ich vordem eingenommen. Bei dieser Ehre beschwöre ich Euch, daß Ihr Euern Rath und Eure Hilfe einer Flehenden nicht versagt! Laßt Euch erbarmen, Frau, und stoßet eine Unglückliche nicht zurück, die noch vor weniger Zeit an Eurer Stelle saß und nun gedemüthigt vor Euch kniet! Eine Königs-Wittwe — eine **arme Mutter** liegt zu Euern Füßen! Hab' ich nicht schon des Jammers genug, daß mir Gott den Ehewirth genommen, und soll ich auch noch kinderlose Wittwe sein? Mein Sohn Rupert liegt in Fesseln gefangen, weil er mit seinem Vater in den Streit zog. Soll aber das Kind büßen, weil es den Vater nicht in Todesgefahren verläßt? — Darum sehet zu, Frau, daß Ihr Euern Herrn und Gemahl bewegt, daß er mir den gefangenen Sohn wiedergebe! Königin, gebt mein Kind mir frei — unser Haus trägt ja ohnehin des Elends übergenug!“ — Elisabeth war von dem Jammer der unglücklichen Wittwe tief gerührt, und wendete sich an ihren Gemahl mit der dringenden Bitte: das Flehen der Armen zu erhören. Allein Albrecht hatte den Gefangenen bereits an den Erzbischof von Mainz abgetreten. Er antwortete daher kurz: „„So ich Euern Sohn von dem Mainzer, in dessen Haft er ist, wiedergewinnen mag, will ich Mich und Eure Bitte bedenken!““ — „Ach,“ rief die trostlose Mutter, „wenn der Mainzer über seine Freiheit zu bestimmen hat, dann ist Alles verloren!“ — Mit blutendem Herzen erhob sie sich und sagte scheidend zu Elisabeth: „Frau, schaffet bei Euerm Gemahle, daß er mir mein Kind aus den Ketten löse, und ich will ihm gern alles Unglück vergessen, das er über mich und die Meinen gebracht hat! Schaffet mein Kind mir wieder, damit Euch **Gott** an Euerm Gemahle nicht den Jammer erleben lasse, den ich an den Meinen erlebt habe!“ — Erst später ließ sich der Mainzer bereden, den jungen Fürsten auf freien Fuß zu stellen und der unglücklichen Mutter den Sohn, um den Preis mehrerer Burgen, wieder zurückzugeben. —

Imagina's letzte Anrede an Elisabeth aber enthielt, wie die

---

*) Diese großartige, meisterhafte Erzählung findet man Seite 227 im V. Bande des Anekdoten-Schatzes.

Zukunft es in grauenvollster Weise bestätigte, wahrhaft prophetische Worte, indem zehn Jahre nachher — am 1. Mai 1308 — im Angesichte des Schlosses Habsburg, der Kaiser Albrecht von seinem Neffen Johann von Schwaben meuchlings ermordet wurde. —

Der Grabstein der Kaiserin Imagina soll bei der Zerstörung des Klosters in die Stadtkirche zu Wiesbaden gebracht worden sein. —

74. Der Bogenschütze.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaues, stehen die Ruinen der ehemaligen Burg Fürsteneck. Ritter Oswald, Besitzer dieser Veste, ein ausgezeichneter Bogenschütze, lebte in bitterer Feindschaft mit Wilm von Saneck, einem benachbarten Edelmann, und dieser trachtete durch allerlei hinterlistige Nachstellungen ihn in seine Gewalt zu bekommen. Das gelang denn auch, indem er aus einem Hinterhalt Oswalden überfiel, als dieser einst, von nur einem Knechte begleitet, auf dem Rückwege nach Hause begriffen war. Der Gefangene nach Saneck geschleppt, wurde daselbst in einen tiefen Thurm geworfen und bald hernach aufs Grausamste seines Augenlichtes beraubt.

Auf Fürsteneck glaubte man anfänglich, der vermißte Ritter sei von Räubern erschlagen; da sich indeß von einer solchen That keinerlei Spuren und Anzeichen ergaben, so stieg in Edwin, Oswald's einzigem Sohne, der des Saneckers Bosheit und Tücke kannte, der Verdacht auf, der Vater könne in dessen Gewalt gerathen sein.

Entschlossen, Alles zu wagen, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, verkleidete Edwin sich in einen fahrenden Sänger, wobei ihm eine große Fertigkeit im Saitenspiele sehr zu statten kam, und wanderte gen Saneck. In der Nähe der Burg lagerte er sich unter einen Baum, und richtete seine Blicke vorzüglich nach einem großen Thurme der Veste, der, wie eine Ahnung ihm sagte, seines Vaters Kerker war.

Nicht lange hatte der Jüngling hier gelegen, als sich ein Mensch zu ihm gesellte, welcher ein Landmann aus der Umgegend zu sein schien und ihn also anredete: „Was betrachtet Ihr doch, Herr Sänger! so genau jenen gewaltigen Thurm? Das ist ein Käfig, in welchen man die Vögel sperrt, wenn ihnen die Federn schon tüchtig ausgerupft sind.“ „„Also ist es ein Gefängniß?““ fragte Edwin leicht hin. „Allerdings,“ erwiederte Jener; und zutraulich gemacht durch des Jünglings freundliche Reden und mehr noch durch ein rührendes Lied, welches dieser sang, erzählte der Unbekannte, wie er vor einiger Zeit ungesehen Zeuge gewesen, daß in eben diesen Thurm ein Ritter und dessen Diener hinabgestoßen worden. Edwin hatte Mühe, den Ein-

druck, den diese Aussage auf ihn machte, zu verbergen, und suchte noch nähere Nachrichten einzuziehen; Alles aber, was er erfahren konnte, war, daß in einigen Tagen ein großes Gastmahl auf Saneck gefeiert werde. Er beschloß, diesen Umstand zu benutzen und, um vorerst die Oertlichkeit zu erforschen, unerkannt als Sänger die Burg zu besuchen. Am bezeichneten Festtage begab er sich also dahin. Jubel und lärmende Freude schallte ihm aus den Sälen entgegen, und als er eintrat, hatten die Köpfe der Anwesenden sich vom Weine bereits ziemlich erhitzt. Der fremde Sänger war willkommen und seine Lieder wurden gern gehört; nachdem aber das Zechen die Sinne der Gäste noch mehr umnebelt, achtete man nicht weiter auf ihn, und er blieb fortan unbemerkt. Da sprach, vom Uebermaße des genossenen Weines mehr noch, als seine Zechgenossen, berauscht, Ritter Wilm lebhaft mit seinem Tisch-Nachbarn, und der verkappte Sänger trat möglichst nahe, um die Unterhaltung zu belauschen.

„Weißt du auch, sagte der Nachbar zum Sanecker, daß man dich im Verdacht hat, du habest den Ritter Oswald von Fürsteneck niedergeworfen und ins Gefängniß gesperrt?" „„Hm,"" erwiederte der Andere, „„nicht alle Sagen sind Lügen."" „Man behauptet auch," fuhr Jener fort, „du habest ihn sogar geblendet." „„Nun,"" entgegnete Wilm, „„was wäre es denn? Ob eine Kerze ausgeblasen wird, oder ob sie erlischt, das ist im Grund einerlei."" „„Schade aber,"' sagte ein Dritter, der das Gespräch angehört, „„Schade um die Kunst des Bogenschießens, die Oswald in so hohem Grade besaß; doch ich wette, er trifft auch jetzt noch sein Ziel, wenn man's ihm bemerklich macht!"' sprach ein anderer Ritter. „Topp, ich wette dagegen," rief im Uebermuthe des Rausches der Sanecker, und gab Befehl, den Gefangenen hereinzuführen. Edwin, dem keins dieser Worte entgangen, vermochte nur mit großer Mühe sich zurückzuhalten; und Schmerz und Wuth verrückten ihm fast die Sinne, da nun des Vaters mitleiderregende Gestalt in den Saal schwankte. Alle Anwesenden sprangen von ihren Sitzen auf, um Zeuge des Ausganges der schnell bekannt gewordenen Wette zu sein. Als nun Wilm seinem unglücklichen Gefangenen dieselbe bekannt machte und ihm Bogen sammt Pfeil übergeben ließ, durchzuckte den Blinden plötzlich ein Gedanke; krampfhaft ergriff er die Waffe und sprach: „Ritter Saneck, gebt mir ein Zeichen, wohin Ihr das Ziel setzet, daß ich es vernehme." „„Hieher,"" erwiederte Jener, „„auf diesen Tisch stelle ich den Becher, den Ihr treffen sollt.""

„Ich treffe mein Ziel!" sagte in demselben Augenblicke Ritter Oswald, indem der Pfeil schwirrte und tief — in das Herz des Saneckers drang. Ein wilder Lärm erhob sich; aber jetzt sprang

Edwin aus dem Hintergrunde, trat vor seinen Vater hin und rief laut: „„Ich bin der Sohn dieses armen, gegen alle Rittersitte gefangenen und geblendeten Mannes! Wer von euch Ehre und Recht liebt, wird Wilm's von Saneck schnöde That mißbilligen; wer anders denkt, dem will ich Rede stehen mit meinem Schwerte!““

Alle staunten, aber die meisten der anwesenden Ritter erklärten sich für Oswald und Edwin, welche, vor Wehmuth und Freude weinend, einander in den Armen lagen. Frei führte Edwin den Urheber seiner Tage auf die Burg bei Lorch zurück; und vermochte auch keine menschliche Kunst, dem Vater das Licht der Augen wieder zu geben, so versüßte ihm doch kindliche Zärtlichkeit den Rest seiner Tage. —

75. Das unwillkommene Wiedersehen.

Schmerzlich ist es für jedes fühlende Herz, in Feindschaft mit Menschen zu leben, die sich auf keine Weise wollen versöhnen lassen und Beleidigungen nie vergessen können; noch schmerzlicher aber ist es, mit dem Gefühle, von solchen Menschen noch immer angefeindet und gehaßt zu sein, aus dem Leben scheiden zu müssen. —

In einem Dorfe des südlichen Frankreichs lebten zwei Schwestern, an Bauern verehelicht, deren Höfe nur eine kleine Viertelstunde von einander entfernt waren. — Zwischen Maria und Rosalien — so hießen die Schwestern — hatte schon in früher Jugend Abneigung geherrscht. Diese war noch mehr gestiegen, als Maria, die jüngere, zuerst geheirathet hatte, und von der sterbenden Mutter mit besonderer Liebe im Testamente bedacht worden war. — Auch Rosalie verehelichte sich mit einem Bauern, der ganz in der Nähe Mariens seinen Hof hatte. Dieser Bauer und Mariens Gatte hatten schon seit Langem miteinander über ein Stück Wiese gestritten, doch sich gütlich miteinander verglichen. Rosalie fachte den Streit auf das Neue an, und die Folge davon war, daß Mariens Gatte der alleinige Herr der Wiese durch richterlichen Ausspruch wurde. Von dieser Zeit an brach Rosalie allen Umgang mit ihrer Schwester ab. Alle Versuche, sie zu versöhnen, scheiterten an Rosaliens trotzigem, unversöhnlichem Gemüthe.

Da erkrankte Maria bis zum Sterben. Sehnsüchtig wünschte sie sich mit der Schwester auszusöhnen; aber Rosalie konnte durch keine Bitten und Vorstellungen bewogen werden, die kranke Schwester zu besuchen. Die Betrübniß hierüber beschleunigte Mariens Tod. Sterbend rief sie aus: „Sie muß mich sehen! Sie muß mich **doch** sehen!“

In dieser Gegend ist es Sitte, die Leichen, zumal wenn die

Pfarrkirche weit entfernt ist, zum Begräbniß zu fahren. Auch Mariens Leichnam wurde auf einen schön geschmückten, mit zwei schwarzen Pferden bespannten Trauerwagen gesetzt. — Aber die Pferde, jung und muthig, gingen durch, und warfen den Knecht ab, eilten wie wüthend den Berg hinab auf den Hof Rosaliens zu. Dort stürmten sie durch das offene Thor in den Hofraum, und warfen um, so daß der Sarg herabgeschleudert wurde, der schlecht verwahrte Deckel desselben aufsprang und herabfiel. Rosalie eilte bestürzt aus dem Zimmer heraus, und sah ihre Schwester **Maria** kalt, starr, den Todtenkranz auf dem Haupt und das Crucifix in den Händen vor ihrer Schwelle liegen. Da stürzte sie ohnmächtig zusammen. Sie hatte ihre Schwester Maria doch gesehen, aber mit Entsetzen. Am dritten Tage war auch Rosalie eine Leiche. —

76. Bruderliebe.

Im Jahr 1585 segelten die portugiesischen Carabten *) von Lissabon nach Goa, einer damals sehr reichen und blühenden Kolonie dieser Nation. Am Bord eines dieser Schiffe befanden sich nicht weniger als zwölfhundert Menschen. — Matrosen, Passagiere, Priester und Mönche. Der Anfang ihrer Reise war glücklich. Sie umschifften die südliche Spitze des großen Festlandes von Afrika, das „Vorgebirge der guten Hoffnung" genannt, und steuerten nordöstlich nach dem großen Continent von Indien. Einige der am Bord befindlichen Herren, welche mit der Erdbeschreibung und Schifffahrt bekannt waren, fanden in ihren Seekarten, daß in der Breite, in welcher sie damals segelten, eine große Reihe Klippen angedeutet sei. Sobald sie dieses gewahrten, thaten sie es dem Capitän des Schiffes kund und begehrten, er solle den Steuermann damit bekannt machen. Er that es augenblicklich und trug ihm auf, in der Nacht still zu liegen und während des Tages wenig Segel aufzusetzen, bis die Gefahr vorüber wäre. Es ist bei den Portugiesen gebräuchlich, die Fahrt des Schiffes gänzlich dem Steuermann zu überlassen, der mit seinem Kopfe für die sichere Führung der königlichen Schiffe, wie auch für die der Kauffahrer, verantwortlich ist. Auch steht er, in dieser Hinsicht, nicht unter den Befehlen des Capitäns, der sonst in jeder andern Rücksicht commandirt.

Der Steuermann, welcher einer jener mit Eigendünkel erfüllten Menschen war, die den Rath Anderer, sobald er ihr Handwerk angeht,

*) Carabten sind etwas runde, unten breite, oben aber engere Schiffe, welche so groß sind, daß nahe an zweitausend Menschen und weitausend Tonnen Ladung Raum darinnen haben.

als erniedrigend für ihren Verstand halten und wähnen, man wolle sie dadurch beleidigen; dieser Thor, anstatt der Warnung des Capitäns Folge zu leisten, setzte im Gegentheil noch mehr Segel auf als zuvor. Sie hatten nur wenige Stunden gesegelt, als ein schreckliches Unglück sie eben beim Anbruch des Tages befiel, welches verhütet worden wäre, wenn sie beigelegt hätten. Das Schiff stieß auf einen Felsen! —

Wir überlassen es der Einbildungskraft des Lesers, sich vorzustellen, welch eine Scene des Entsetzens dieses schreckliche Ereigniß auf zwölfhundert Personen machen mußte, die sich sämmtlich in gleicher unvermeidlicher Gefahr befanden, und mit fürchterlichem Erstaunen den augenblicklichen Tod, der ihnen in's Gesicht schaute, erblickten!

In dieser Noth befahl der Capitän, die Pinasse über Bord zu heben, in welche er selbst sprang, nachdem man etwas Zwieback und einige Töpfe Marmelade hineingeworfen hatte. Neunzehn Andere folgten ihm mit gezückten Schwertern, um die Uebrigen vom Nachfolgen abzuhalten, weil sonst das Boot unvermeidlich gesunken wäre. In diesem Zustande schifften sie auf dem großen Weltmeer, ohne Kompaß zum Steuern und ohne frisches Wasser, als das, welches der Himmel, dessen Barmherzigkeit sie allein retten konnte, ihnen etwa senden möchte. Nachdem sie vier Tage in dieser kläglichen Lage hin und her gerudert hatten, starb der Capitän, der schon seit einiger Zeit kränkelte. Dieß vermehrte, wo möglich, ihr Elend, denn jetzt wollte Jeder befehlen, Keiner gehorchen. Sie waren daher genöthigt, einen andern Befehlshaber aus ihrer Mitte zu wählen und kamen überein, sich dessen Geboten unbedingt zu unterwerfen. Da nun ihr geringer Vorrath an Lebensmitteln so sehr zu Ende gegangen war, daß selbst bei der allergenauesten Eintheilung sie nicht länger als noch drei Tage davon leben konnten; so that dieser neue Befehlshaber den Vorschlag, jeden vierten Mann über Bord zu werfen, und durch das Loos entscheiden zu lassen, wessen Schicksal dieses sein werde. Ihrer waren jetzt nur noch neunzehn übrig. Unter diesen befand sich ein Mönch und ein Zimmermann, welche Beide vom Loosen ausgenommen werden sollten, da der Eine die Sterbenden absolviren müsse, und der Andere die Pinasse, im Fall sie Leck bekäme, wieder in Stand setzen könnte. Das nämliche Anerbieten thaten sie ihrem neuen Capitän, da er der Ungerade war und sein Leben von der größten Wichtigkeit für sie Alle sein mußte. Er weigerte sich lange, ihre Nachsicht anzunehmen, doch nöthigten sie ihn so dringend, daß er endlich einwilligte. Auf diese Weise sollten vier von den übrigen sechzehn Personen sterben.

Nachdem die drei Ersten gebeichtet und die Absolution erhalten hatten, unterwarfen sie sich ihrem Schicksal. Der Vierte, welchen das

Unglücksloos traf, war ein portugiesischer Edelmann, dessen Bruder sich gleichfalls in dem Boote befand. — Als Letzterer nun gewahrte, daß man seinen geliebten Bruder über Bord werfen wollte, umarmte er ihn auf's Zärtlichste und bat ihn mit Thränen, er möge ihn an seiner Stelle sterben lassen. „**Er** sei," sagte er, „ein verheiratheter Mann, der nicht nur Weib und Kinder in Goa habe, sondern überdieß Sorge für drei Schwestern tragen müsse, die gänzlich von ihm abhingen. Er selbst aber sei ledig und sein Leben von keiner großen Wichtigkeit, deßhalb beschwöre er ihn, ihm zu erlauben, seine Stelle einzunehmen." — Der erstaunte und von dieser Großmuth innigst gerührte Bruder erwiederte, da die göttliche Vorsehung ihn zum Opfer auserseben hätte, so würde es gottlos und ungerecht von ihm sein, wenn er einem Andern gestatte, für ihn zu sterben, zumal einem Bruder, dem er so gar vielen Dank schulde. Der Jüngere bestand jedoch auf seinem Vorsatz und wollte keine Weigerung annehmen, sondern warf sich auf seine Kniee und hielt seinen Bruder so fest umschlungen, daß man ihn nicht von ihm losmachen konnte. Auf diese Weise stritten sie eine Zeitlang, indem der Aeltere dem Jüngern gebot, Vaterstelle bei seinen Kindern zu vertreten und sich seiner Gattin anzunehmen, und da er sein Erbe sein werde, auch für die Schwestern Sorge zu tragen. Doch Alles, was er vorbringen konnte, machte keinen Eindruck auf den großmüthigen Jüngling. Dieß war ein so rührendes Beispiel von Bruderliebe, daß jedes wohldenkende Herz von einigem Mitleid erfüllt werden mußte.

Endlich trug die Standhaftigkeit des jüngern Bruders den Sieg über die frommen Gesinnungen des ältern davon. Er gab nach und duldete, daß der hochherzige, großmüthige Jüngling seine Stelle vertrete.

Man warf diesen in's Meer.

Da er aber ein guter Schwimmer war, so kam er bald an das Hintertheil der Pinasse und faßte das Ruder mit der rechten Hand, die ihm einer der Matrosen, der dieses gewahrte, mit dem Schwert abhieb. Er fiel zwar in die See, erhob sich aber alsbald und ergriff das Ruder mit der Linken, die bald durch einen zweiten Hieb gleiches Schicksal mit der Rechten hatte. Ob nun gleich beide Hände verloren waren, so hielt er sich dennoch mit seinen Füßen auf dem Wasser und streckte die blutigen Stummel empor.

Dieser rührende, herzzerreißende Anblick erregte das Mitleid der ganzen Gesellschaft so sehr, daß Alle ausriefen: „„Es ist ja nur **Einer**, laßt uns sein Leben wo möglich retten!""

Demzufolge nahm man ihn wieder in's Boot, wo man ihm die Hände, so gut es die Umstände gestatteten, verband.

Sie ruderten nunmehr die ganze Nacht hindurch, und gleichsam

als hätte der Himmel die Großmuth und Frömmigkeit des Jünglings auf der Stelle belohnen wollen, entdeckten sie beim Aufgang der Sonne — Land, welches die Gebirge von Mozambique in Afrika waren, in deren Nähe eine portugiesische Colonie lag. Hier landeten sie sämmtlich glücklich und blieben daselbst, bis das nächste von Lissabon kommende Schiff sie nach Goa brachte. — —

Linschotten, ein glaubhafter und achtungswerther Schriftsteller, versichert uns: er selber habe sie in jener Stadt landen sehen, mit den beiden Brüdern am nämlichen Abend gespeist, die verstümmelten Hände des jüngern betrachtet und die Geschichte sowohl aus dem Munde Beider, als auch aus dem der übrigen Gesellschaft gehört. —

77. Der gesunde und frohe Greis.

Gereon, ein achtzigjähriger Greis, saß vor der Thüre seines ländlichen Hauses und freute sich des heitern Herbstmorgens. Sein Auge ruhte bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporstiegen, bald auf den muntern Urenkeln, die vor ihm spielten.

Da trat ein Jüngling aus der Stadt zu dem Greis und unterredete sich mit ihm. Als er nun die Zahl seiner Jahre aus seinem Munde vernahm, wunderte er sich seines kräftigen Alters und blühenden Aussehens. Danach befragte er den Greis, was er gethan habe, um solcher Kraft und Heiterkeit in dem Spätherbste des Lebens zu genießen?

Darauf erwiederte Gereon: „Mein Sohn, es ist, wie jedes Gute, eine Gabe, die von Oben kommt, und deren wir uns nicht zu rühmen haben; jedoch können wir hier unten auch Einiges thun, sie zu empfahen!“

Nach diesen Worten erhob sich der Greis und führte den Jüngling in den Obstgarten, und zeigte ihm die hohen herrlichen Bäume voll köstlicher Früchte, deren Anblick das Herz erfreute.

Darauf sprach der Greis: „Wunderst du dich auch, daß ich jetzt die Früchte dieser Bäume genieße? Siehe, mein Sohn, diese pflanzte ich in meiner Jugend. Hier hast du das Geheimniß meines heitern, fruchtreichen Alters!“

Der Jüngling aber winkte dem Greise; denn er verstand diese Worte und nahm sie zu Herzen. —

78. Ein Egerländisches Bauernhaus.

(Nach: Die böhmischen Bäder von Siegfried Kapper.)

1. Es ist eben Sonntag, Nachmittag nach der Segenszeit, da uns unsere Wanderung einer der egerländischen Ortschaften entgegenführt. Zwischen Wiesen und Feldern dehnt sich der Weg hin.

Vor uns und neben uns kehren die frommen Kirchgänger — denn der Egerländer ist ein sehr entschiedener Katholik — aus dem nahen Pfarrorte nach ihrem Dorfe heim.

Wir folgen ihnen.

Voran schreiten die Männer, breiten, langsamen, gemessenen Schrittes; die Einen in dunkelfarbigen, meist grünen oder braunen, rothgefütterten Ueberröcken, die Anderen in außerordentlich kurzen, meist schwarzen, schoßlosen Jacken — dabei in weitläufigen schwarzledernen Pluderhosen, die fast bis an die Schultern hinaufreichen. Das dünne schwarzflorene Halstuch tragen Alle nach rückwärts gebunden, so daß die beiden Bindezipfel jene Stelle einnehmen, die man im vorigen Jahrhundert dem unentbehrlichen Zopfe zugetheilt hatte. Die Brust dagegen verwahrt ein rother, bei Einigen auch noch reich ausgenähter praktischer Brustlatz. — Man sieht es den bedächtigen Gestalten sogleich an, daß sie Hausväter sind. —

In der Entfernung einiger Schritte folgen ihnen, die mütterliche Sorge in Miene, Haltung und Gang, die Hausfrauen. Auch in ihrer Tracht herrscht durchgehends die dunkle, meist schwarze Farbe vor. Der Rock, von glänzendem Baumwollstoff, ist stets schwarz. Deßgleichen das Mieder, das sich höchstens vorn einiger Goldborten, Sammtstreifen oder eines sonstigen kleinen bunten Zierraths erfreut. Die Jacke ist von Tuch und enge. Den Kopf umhüllt ein schwarzes, knapp bis an die Augenbraunen herab anliegendes Tuch, seitwärts in einen großen Knoten gebunden, und von da ab zwei lange Zipfel zur Schulter herabsenkend. —

Den ernsten Alten folgt das muntere, frische, zu unschuldigem Scherz und Frohsinn aufgelegte junge Volk. Bei den Jünglingen ist der Rock kürzer und die Jacke länger. An den Kleidern der Mädchen fehlt es nicht an Bändern, Goldbörtchen, Sammtstreifen, buntblumigen Kanten und reicher Stickerei an den blendend weißen Aermeln. Doch ist Alles ländlich. Die Väter setzen ihrerseits ihren Stolz darein, wenn ihnen ihre Töchter nicht städtisch „verkleidet," aber doch so kostbar angethan, daß manches Stadtfräulein sich für dasselbe Geld einen dreifachen Anzug schaffen könnte, zur Kirche folgen. —

2. Wir haben indessen das Dorf erreicht und treten in eins der Häuser. Es ist eins der ältern; noch aus mächtigem Gebälke gefügt und nur die Lücken zwischen diesem sind mit Mörtel ausgefüllt. Die alten gebräunten Balken, die weißen Streifen des Mörtels, dazu die grün und roth bemalten Fenster-Einrahmungen und sonstigen Zierathen, alles das giebt diesem und den mit ihm aus einer frühern Zeit stammenden übrigen Häusern des Orts ein freundliches, heimisches

Aussehen, durch das sie sich wesentlich zu ihrem Vortheile vor den wenigen, höchst unmalerisch nach dem modernen Unstyle erbauten steinernen Häusern unterscheiden.

Wir wollen an dem Einen Hause sehen, wie die alten Egerländer es sich in frühern Zeiten nach ihrer Weise wohnlich zu machen wußten.

Ein zwischen zwei einfachen gemauerten Pfeilern eingehängtes weites Thor öffnet sich uns und wir treten in einen umfangreichen, viereckigen Hofraum. Die rechte Seite dieses Raumes nimmt das Wohnhaus ein, die linke die Stallung. Im Hintergrunde befindet sich die Scheuer und die Tenne; in der Ecke finden wir den Brunnen; das Wohnhaus bildet nur ein einziges eben=erdiges Geschoß. — Wir gelangen, sobald wir in dasselbe eingedrungen sind, zuerst in's Vorhaus, in dessen Tiefe ein lustig prasselndes Feuer die Küche verräth. Die Thür links führt uns in die Kammer, den Aufbewahrungsort allerlei nothwendiger Vorräthe und Wirthschaftsgeräthschaften; die Thür rechts in die beiden Wohnstuben, die vordere große und die daran stoßende kleinere. Die große Stube ist der eigentliche, hauptsächlichste Wohnraum. In ihr erblickt man der Thür gegenüber rechts in der Ecke den großen Tisch, an welchem sich zu Mittag und Abend das Gesinde versammelt, um da gemeinschaftlich mit der Familie des Hausvaters und ihm selbst zu beten und die Mahlzeiten einzunehmen. Bänke ringsum dienen als Sitze. Eine solche Bank zieht sich der Thür gegenüber unter beiden Fenstern hin. — In der Ecke links steht die Truhe. — Links neben der Thür stoßen wir auf den alten, treuen Hausfreund, den schwarzbraunen Kachelofen, der, seiner Würde sich wohlbewußt, nicht weniger als nahezu den sechsten Theil des Stubenraums in Anspruch nimmt. Auch ihn umgiebt eine Bank, die unangefochtene Ruhestätte der Alten und der Sitz für den Wandersmann, der bei Sturm und Frost eintritt, um sich die halberstarrten Glieder gegen ein „Gott vergelt's!" durchthauen zu lassen, so wie des Herrn Gevatters und der Frau Gevatterin, wenn diese zur Winterszeit auf Besuch kommen. Zur Sommerszeit gehört ihnen wie allen bessern Gästen die Bank unterhalb der Fenster. — Der Schmuck der Stube ist einfach. An der einen Wand über dem Fenster, das in den Hof hinausgeht und über dem Bette, das sich dem Ofen gegenüber nächst der Thür aufgestellt findet, ist ein hölzernes Gesimse mit einigen bunten Krügen, Tellern und einer geweihten Osterweidenruthe. In der Ecke über dem Tisch ein blumenumkränztes Crucifix, umgeben von einigen Heiligenbildern, und unter ihnen ganz besonders das Bild der heiligen Muttergottes. An der Hauptthür hängt das anspruchslose Weihwasserkesselchen aus

Zinn. Ueber der Thür zur Nebenkammer hat sich in schwarzem Rahmen auch eine alte Abbildung Egers eingeschlichen. Ein paar ausgestopfte Vögel — ein specifisch egerländisches Kunstprodukt — füllen auch noch den schmalen Wandstreifen über den Fenstern aus. Ein Blick in die Nebenstube zeigt uns eine alte Garderobe und selbst den Luxus einiger hölzernen Stühle. —

Wie lieblich ist's in solch einem schlichten Hause, das von der Frömmigkeit und Arbeitsamkeit bewohnt wird! Der Friede Gottes waltet hier und versüßt und verklärt Alles! —

79. Gedeihliche Unterweisung.

Lieber Leser! wenn du je in die Lage kommen solltest, Einem oder Mehreren deiner Mitbrüder eine belehrende Unterweisung oder gar Zurechtweisung ertheilen zu müssen: dann befolge ja den erprobten Rath des heiligen Bernardinus von Siena, welcher sagt:

„Der Hauptzweck aller christlichen Belehrung ist — das Reich Gottes zu befördern! Habe dabei die größte Sorgfalt, deine Seele zu heiligen, und bewahre die christliche Liebe, damit du selbst Dasjenige zuerst übest, wozu du Andere ermahnen willst! Dann wird der heilige Geist dein Lehrer sein, und wird dir jene Weisheit und Kraft verleihen, welcher auch Niemand zu widerstehen vermag!" —

80 — 83. Das rosige Gotteskind.

(Von Isabella Braun.)

1. Im Jahre 1533 gründete der Eroberer Pizarro die Stadt Lima. Mitten in einer fruchtbaren Ebene, nicht weit von der Meeresküste entfernt, die reich mit goldgelben Blumen besäet ist, halbkreisförmig von Bergen umschlossen, auf deren Höhe die silberschimmernden Narzissen prangen, ruht Lima. *) Und dort, wo zuerst das Christenthum über die heidnische Bevölkerung zu leuchten und zu siegen begann, rief Gott ein Kindlein in's Leben, an dem sich seine Gnade so recht bewunderungswürdig offenbarte. Durch liebliche Beispiele erzieht, belehrt, ermuntert Gott die Seinen; durch glänzende Beweise der Heiligkeit siegt das Christenthum über seine Widersacher! Solch ein Werkzeug der göttlichen Gnade war das Kind, welches im Jahre 1586 einem vornehmen, spanischen Ehepaare, Caspar de Floribus und Maria von Oliva geboren wurde.

*) Daher das Peruanische Sprichwort: „Gold an der Küste, Silber auf den Bergen!"

Bewundernd umstanden die Eltern und ihre Anverwandten die Wiege, wo die kleine Isabella, so wurde sie in der heiligen Taufe genannt, lag. Ihre äußere Lieblichkeit entzückte alle Herzen. Goldgelockte Haare umflossen das rosige Gesichtlein; klare Augen leuchteten gleich Himmelssternchen daraus, und das kleine Mündchen verzog sich fast nie zu einem grämlichen Weinen. Das liebe Kindergesicht glich in der That einer aufquellenden Rosenknospe, und so kam es, daß man sie, statt Isabella, stets — „Rosa" nannte.

Und Gott der Herr, der dieses Kind mit einer so seltenen äußerlichen Anmuth ausgestattet, hat es auch innerlich mit edleren, geistigen Gaben reichlich bedacht, so daß man hier wohl mit tieferer Bedeutung fragen konnte: „Was wird aus diesem Kinde werden?" —

2. Rosa, von ihren Eltern mit heiligster Sorgfalt in der Schule des Gekreuzigten erzogen, wuchs heran, und von Jahr zu Jahr mehrte sich auch ihre innere und ihre äußere Liebenswürdigkeit. Nie hörte man sie mit ihrem Bruder streiten; immer war sie sanft und nachgiebig, und verzichtete Andern zu Liebe gern auf Alles. Sie liebte die Einsamkeit, sprach wenig und hielt sich gerne im Garten und in der freien Natur auf. Die erhabene Schöpfung blieb ihr ein offenes Buch, aus dem sie Gottes Allmacht, Weisheit und Güte herauszulesen verstand. Jedes Geschöpf schien mit ihr vertraut zu sein; die Vögelein sangen gleichsam zu ihren Gebeten; die Muskito's umschwärmten sie, ohne sie ihren Stachel fühlen zu lassen; kein Thierlein fürchtete sich vor ihrem Tritte, gleichsam als hätten sie es ahnen können, daß nur Liebe und Schonung gegen jegliches Geschöpf das milde Herz der kleinen Rosa erfüllte.

Rosa betrachtete ihre Kinderjahre als eine Schule fürs spätere Leben. Täglich übte sich das fromme Kind in Selbstverläugnung und Abtödtung, und Alles, Alles ihrem Heiland zu Liebe! Wenn sie im Garten ruhte, gequält von dem versengenden Sonnenbrande, so daß die Lippen nach Erfrischung und Kühlung schmachteten, — die Chirimoja aber, diese Königin der peruanischen Bäume, ihre buschigen Aeste bis zum Rasenteppiche niederbeugte, an denen die köstliche, herzförmige Frucht hing, die in ihrer Mischung des Süßen und Sauren zum kühlenden Genusse ladet, und Rosa nur die Hand nach ihr auszustrecken brauchte, — wandte sie sich ab, und freute sich des Durstes, und brachte ihn dem lieben Jesus, der am Kreuze rief: „Mich dürstet!" zum freudigen Opfer dar.

Durch eine kleine Veranlassung lernte Rosa auch die Eitelkeit auf körperliche Zier verachten. — Bei heiterm Kinderspiele streute ihr Bruder einst Sandkörner in ihr schönes, lockiges Haar. Erzürnt ging sie von dannen; aber derselbe eilte ihr nach, suchte sie zu besänftigen,

und sprach halb ernst, halb scherzend: „Wie magst du mir böse sein, Röschen! daß ich dir dein Haar bestaubte? Weißt du nicht, daß in den schönen Locken der böse Engel der Eitelkeit lauert?“ Rosa ward von dieser Rede tief betroffen. Mit Zähren der Reue und mit innigem Danke fiel sie dem Bruder um den Hals, eilte fort und schnitt sich im einsamen Kämmerlein die wallenden schönen Locken ab. —

3. Von dieser Stunde an unterdrückte Rosa siegreich jedes Aufstreben der Eitelkeit in ihrem Herzen. Nur mit Wehmuth gehorchte sie dem Willen der Mutter, schöne Kleider zu tragen; und als diese bei einer besonders festlichen Gelegenheit ihr einen Kranz von Rosen in das Haar flocht, weinte sie und drückte mit wahrem Heldenmuthe der Abtödtung den spitzen Dorn in das zarte Haupt.

Die rosige Blüthe ihrer Wangen, worüber sie tausend Schmeicheleien erntete, welche andere Kinder wonnetrunken gemacht hätten, blieb nur Gegenstand ihres Schmerzes, und oft rieb sie heimlich die blühenden Wangen mit dem scharfen, indischen Pfeffer, um sie zu bleichen. Gott aber erhielt sein liebes Röslein und ließ es immer anmuthiger aufblühen, als wolle er ein Engelein hienieden wandeln sehen. Zwar sandte er körperliche Leiden über das zarte Kind, um es frühzeitig in der Geduld und Standhaftigkeit zu üben, und Rosa harrte geduldig und standhaft in der Ergebung in den Willen des Herrn aus, ja zuckte nicht einmal mit der Lippe, wenn tiefe Einschnitte des ärztlichen Messers das zarte Fleisch verwundeten. Der Schmerz that ihr freilich weh; das Gedenken jedoch an die Qualen des sterbenden Erlösers machten sie gegen das eigene Leiden unempfindlich, und jauchzend opferte die begeisterte Seele alle ihre Marter dem Lamme Gottes am Kreuze auf.

So verfloß Rosa's selige Kindheit, und alle Bewohner Lima's zeigten ihren Kindern die kleine Rosa und stellten sie ihnen zum Beispiel auf. Jedermann liebte sie der Art, daß man ihr gar nicht mehr den Namen ihrer Eltern gab, sondern sie gleichsam zum Eigenthume der ganzen Stadt machte, indem man sie nur „Rosa von Lima“ nannte. — —

4. Aber auch auf diese Familie senkte sich die Nacht des Unglücks herein. Die Eltern Rosa's verarmten. Obgleich nun Rosa's Hände früher nicht an die rauhe Arbeit gewöhnt wurden, so schämte sie sich nunmehr nicht, um das tägliche Brod zu arbeiten. Sie verdingte sich als niedere Magd in dem Hause des Schatzmeisters Consalvo, mühte sich in der drückenden Glut dieses heißen Landes rastlos ab, und da sie nie die Vereinigung des Gebets mit der Arbeit vergaß, ruhte der Segen Gottes auf all ihren Werken. Wonnestrahlend brachte

sie am Abend den Eltern ihren Erwerb, und segnend schlossen diese ihre Tochter an das gerührte Herz. *) —

Nach einigen Jahren starben Rosa's Eltern; ihre Lebensaufgabe für irdische Pflichten war mit deren Tode gelöst, und sie hinfort einzig auf den Dienst der Ehre Gottes und das Heil ihrer unsterblichen Seele bedacht. Jedes Werben zum Eintritt in eine eheliche Verbindung hatte sie ohnehin mit Entschiedenheit stets zurückgewiesen, und die bildschöne Jungfrau blieb ihrem Seelenbräutigam Jesus Christus, dem sie sich ja angelobt hatte, bis an ihr letztes Stündlein getreu. Sie erbaute sich deßhalb in ihrem Garten eine ganz kleine, ärmliche Hütte, in der sie viele Stunden des Tages und der Nacht betete. Ihre Freunde und Bekannten erboten sich mit Freuden, für sie ein größeres Haus aufzubauen, aber sie wehrte ihrem Vorhaben ab und sprach mit einem seligen Lächeln: „Für meinen lieben Heiland und mich ist diese Hütte groß genug!" —

Endlich schickte Gottes Huld eine schwere, langwierige Krankheit über sie, und nun erst erprobte sich recht glänzend ihre Frömmigkeit. In den heftigsten Schmerzen rief sie: „Herr! vermehre meine Leiden; aber vermehre auch meine Liebe zu dir!" —

Endlich schied ihre Seele, diese unbefleckte Christusbraut, von ihrer irdischen Hülle, und die sonst so blühende Rosa lag welk und blaß da; in ihren milden Zügen spiegelte sich jedoch der Wiederschein der seligen Himmelsglorie, welche jenseits der Heimgegangenen geworden ist.

Ganz Lima trauerte um die Abgeschiedene; die Reichsten und Vornehmsten der Stadt trugen ihren Leichnam; der Erzbischof selbst senkte ihn in die Gruft hinab. Am 30. August jährlich feiert die Kirche ihr heiliges Angedenken. —

84. Vom Büble, das nicht beten wollte.

(Sage vom Lechrain, von Fr. Lentner.)

Ein Bauer und eine Bäuerin am Lechrain hatten ein einziges Kind, ein schönes, feines und lustiges Büble, ein Christkindle mit gekraustem Haar und glatter Haut schier wie ein Prinz, und sie hießen es darum auch das „seidene Gräflein." Das Kind sollte nach der Eltern Meinung auch nichts Geringeres werden als ein Graf, denn sie waren reich und hatten noch mehr zu erben; darum ward das Büble auch gehätschelt, mit Ulmer Brod und

*) Rosa wäre gern in ein Kloster eingetreten, aber, weil den Ihrigen in ihrer Noth unentbehrlich, opferte sie willig diesen Herzenswunsch der kindlichen Pflicht.

Nürnberger Leckereien gefüttert, mit Milch gewaschen, im Flaumenbettlein vergraben, und kostbar gekleidet in Sammt und Seide und mit allerlei Bändlein.

Auch witzig und gelehrig war das Büble; es schwätzte wie ein Alter; auch ein paar Liedlein hatte es von der Magd singen gelernt und vom Knecht ein bischen fluchen. Was es aber nicht konnte, das war das **Beten.** Noch hatte es nicht einmal das Kreuzmachen erlernt, sich nicht ein Wörtlein gemerkt vom Vater unser und Ave Maria. Vater und Mutter thaten zwar, als sollte das „seidene Gräflein" ein guter Christ werden; aber wenn seine alte Ahnfrau es hart anließ, weil es des Abends beim Schlafengehen nicht einmal die Hände aufheben und falten wollte, wenn sie ihm vorbetete, so nahmen sie es in Schutz gegen die alte Frau, herzten es, und es brauchte wieder gar nicht zu beten. Die fromme Alte plagte sich viel mit dem Kind, sagte ihm tausendmal Gebetlein und Sprüche vor; aber nicht Einen wollte es behalten, und leider! schien für das Büble kein Birkenreis gewachsen zu sein auf der weiten Welt, obwohl auf den Bergen umher gar schöne Bäume der Art genug standen; das „seidene Gräfl" wollte eben nicht beten. —

In jener Zeit, wo der Bauer und die Bäuerin lebten, war ein wilder Krieg im Land; den „Schwedenkrieg" heißt man ihn. Zu ihnen herauf war die Furia noch nicht gekommen, und meinten Alle sicher zu sein. Auf einmal aber ging ein Nothschrei durch das Dorf, es sei der Feind nicht fern, und der gewaltige Schwedenfürst „Oxasteara" sei aufgebrochen über den Lech mit zahllosem Kriegsvolk. Alle Menschheit lief in die Kirche und kniete und schrie zu Gott; nur das kleine Büble wollte wieder nicht beten, obwohl seine Ahnfrau ihm drohte mit dem Oxasteara und den wilden Soldaten.

Und siehe da! in einer Nacht fiel der Schwed in's Dorf, und es war ein heilloses entsetzliches Wesen. Die Bauern wurden todtgeschossen, die sich wehrten, Weib und Kind nicht verschont, der Ort angestoßen mit Brand und Plünderung. Auch der reichen Bauersleute Haus ward von den Kriegsknechten angefallen und Alles unterst zu oberst gekehrt, Kisten und Kästen ausgefegt und zu guter Letzt Feuer angeschürt. Die Leute waren entlaufen in Wald und Feld, nach allen Seiten, und auch die Eltern des Büble wurden auf der Flucht getrennt; Jedwedes meinte, es würde wohl das Andere das Kind mit sich haben.

Wie aber die Soldaten schnell gekommen, waren sie auch schnell davon, und die Leute getrauten sich wieder zurück in die Trümmer des halbverbrannten Dorfes. Da suchten der Bauer und die Bäuerin einander und fanden sich auch: aber vom Büble wußte Keines eine

Spur. Darob ward ein großer Jammer, und wollten Beide schier verzweifeln, und Beide rennen hinüber nach der nahen Kirche, ein Verlöbniß zu thun für das verlorene Büble. Wie sie aber aufschauten zum Himmel, von dem sie Hilfe begehrten, da sahen sie auf dem hohen Kirchendach das „seidene Gräfl" sitzen und mit ein paar Kalksteinen spielen.

Freud' und Schreck erfaßte sie zugleich; denn das Büble stand bald auf und kletterte auf und nieder am steilen Dache, bis hinauf zum First. Ein Fehltritt, und es war verloren; darum getrauten sie sich gar nicht einmal, es anzurufen, damit es nicht erschrecke; auch wollte Niemand hinauf, es zu holen, denn sicher hätte es sich nicht fangen lassen und wäre herabgestürzt. In ihrer Trostlosigkeit erschien unversehens die alte Ahnfrau, die wunderbar den Schweden entgangen war, obwohl sie sich nicht hatte flüchten können. Man zeigte ihr das Kind in der schwindelnden Höhe und sagte ihr, wie man es nicht zu retten wüßte. Die Ahnfrau aber kniete hin auf den Boden, und mit ihr alle Leute, und sie hob die Hände und betete. Mit Einem Male sah das Büble vom Dach herab auf die Betenden. Und wieder hob die Alte ihre Hände und zeigte ihm, wie es sie fromm falten sollte. Und siehe da! das Büble, welches sonst immer eine Faust gemacht hatte, faltete die Hände und blieb so stille sitzen eine lange Zeit, und blickte ernsthaft herab vom Kirchendache. Dann kroch es ruhig zurück zum nächsten Dachfenster und schlüpfte hinein.

Heil und wohlbehalten brachte man es von dort den erfreuten glücklichen Eltern. Das Büble aber erzählte, wie der Schwede gekommen, sei es aus seinem Bettlein gesprungen und habe davon laufen wollen; aber ein wilder Mann habe es gesehen und den blinkenden Frauendukaten, der an seinem Halse hing, der hat es verfolgt. Es wußte nicht, wie es in der Angst in den Kirchthurm und aufs Dach hinausgekommen. Erst als es die Ahnfrau bemerkt und auch die Hände zum Beten aufgehoben, habe es erkannt, wo es wäre, aber durchaus sich nicht gefürchtet, denn ein schöner goldener Engel habe es im Arm gehabt und dann zurückgetragen durch die Lücke. — Von da an hatte das Büble das Beten gelernt, und es ward mit der Zeit noch ein frommer geistlicher Herr und Bischof. —

---

85. „Für Wen mag es wohl sein?"

Im Lichte der Abendsonne glänzte noch der Wipfel des Lindenbaums, der vor der Hütte des frommen Landmanns Martin stand. Er saß mit seiner Frau Elisabeth auf der Holzbank im traulichen

Zwiegespräch. Er streichelte mit Wohlgefallen seinem Töchterchen, dem fröhlich aufblühenden, die frischen Wangen. „Für Wen mag es wohl sein," sprach er, traulich zu seiner Frau gewendet, „daß wir dieß unser Kind Maria erziehen?" —

„„Für den lieben **Gott**!"" antwortete — sich an die Mutter schmiegend und mit leuchtendem Blick des Vaters liebenden Blick erwiedernd — das kleine Mädchen mit dem Engelssinn. —

86. Die Geburtstagfeier.

Als ein in jeder Beziehung gottesfürchtiges Ehe-Paar erwies sich der römische Kaiser und Herr Maximilian II. und Maria, eine Tochter des großmächtigsten Kaisers Carl V. Aus der frommen, glücklichen, von Gott gesegneten Ehe dieser kaiserlichen Majestäten gingen fünfzehn Kinder hervor. Und ihren Kindern allen leuchtete namentlich die Mutter mit dem schönsten Beispiele der getreuesten Nachfolge Jesu Christi lieblich und erquicklich voran.

Ein sinniger Gebrauch bestand nun in dieser Familie auch darin, wie man den Geburtstag eines jeden der kaiserlichen Kinder zu feiern pflegte. — So viele Jahre nämlich dasjenige Kind, dessen Geburtstag begangen wurde, zählte: ebenso viele arme Kinder wurden an den Hof berufen, und noch Eines darüber, um nicht nur für die bereits zurückgelegten Jahre Gott zu danken, sondern auch für das künftige Jahr das Kind unter den besonderen Schutz Gottes zu stellen. Die armen Kinder wurden köstlich gekleidet und bewirthet, und bei Tische bediente sie das kaiserliche Kind, dem zu Ehren und zur Freude man das Fest beging. —

Margaretha, das vierzehnte Kind dieser Ehe (später bekannt und allgemein verehrt unter dem Namen „Schwester Margaretha vom Kreuz"), erklärte noch in ihren alten Tagen: daß ihre Geburtstage in Wien, an welchen sie die eingeladenen Kinder bedienen durfte, die glücklichsten und fröhlichsten Tage ihres Lebens gewesen seien. „Ich weiß die Freude nicht auszusprechen," sagte sie, „in welcher meine Seele frohlockte, wenn ich mich einfand, jene Kinder zu bedienen, die so arm und unschuldig waren, daß mir die Armuth und Unschuld Jesu Christi jedesmal dabei vor die Augen trat!" —

87. Der Schiffer und sein Sohn.

(Parabel von Georg Joseph Keller.)

Ein Fischer, dessen ärmliche Hütte auf Islands unwirthbarem Felsen hing, war in einem stark gebauten, wohl ausgerüsteten Fahrzeug auf den Fischfang in die hohe See gegangen. Er hatte zu

dieser Fahrt seinen jüngsten Sohn, der an der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters stand, mitgenommen, obgleich die Kräfte desselben noch zu schwach waren, um etwas zum Zwecke der Fahrt Dienliches zu leisten.

Als Einer der Genossen dieß dem Vater bemerklich machte, sagte er: „Man kann nicht frühzeitig genug den Menschen an die Entbehrungen und Mühseligkeiten gewöhnen, durch die sein künftiger Lebenslauf ihn auf die Probe stellt. Je früher sich mein Oskar an die Schrecken und Gefahren des Meeres gewöhnt, desto kühner wird er denselben entgegengehen, und desto besonnener wird er sich aus denselben retten. Je früher er seine Kunst zu üben anfängt, desto mehr wird sie wachsen und ihn desto treuer in seinen Unternehmungen unterstützen!“ —

Als das Fahrzeug schon eine große Strecke weit die Meereswogen durchfurcht hatte, zeigte sich ein Sägefisch von ungewöhnlicher Größe, und der Fischer warf seine Harpune nach ihm. Sie traf zwar ihr Ziel, aber nicht so tief, daß das Seeungeheuer davon verendet wäre. Von Schmerz gestachelt machte es die heftigsten Bewegungen; und weil der Harpune Widerhaken nicht tief genug eingedrungen war, riß sich die Eisenspitze durch das Ungestüm des verwundeten Thieres los, und Der, welcher das Wurfgeschoß abgeschleudert hatte, sagte unmuthig zu seinen Genossen: „„Besser als eine halbe Arbeit ist gar keine!““ — Der Sägefisch war aber durch seine Verwundung so sehr von Wuth entbrannt, daß er nicht, um sich zu retten, die Tiefe des Meeres suchte, sondern mit größter Kraftanstrengung auf das Fahrzeug, von dem her seine Verwundung gekommen, im blinden Zorne losstürzte. Das gereizte Thier fuhr mit solcher Wuth und Kraft auf das Schiff los, daß die ihm von der Natur verliehene Waffe so tief in die Planken des Schiffes eindrang, daß es nicht im Stande war, sie wieder zurückzuziehen. — (Oft benutzt der Unbesonnene Das, was ihm Gott zu seinem Heile verliehen, zu seinem Verderben!) — Schnell entschlossen schleuderten die Schiffer von Neuem ihre Wurf-Lanzen auf den Sägefisch, und trafen ihn so gut, daß er bald, an Blutverlust verendend, eine reiche Beute der Fischer ward. —

Als mit den scharfen Schiffsbeilen der Sägefisch zertheilt wurde, um ihn zum Thran-Aussieden nach Island zu bringen, sagte der Eigenthümer des Schiffes zu seinem Sohne: „Dieses Meer-Ungeheuers Ende kann für dich sehr lehrreich sein. Groß ist die Kraft, die ihm der Schöpfer verliehen; aber sie gereichte ihm zum Verderben, weil es keinen guten Gebrauch davon machte. — Ehe man eine Handlung unternimmt, muß man wohl überlegen: ob die uns

innewohnende Kraft dazu ausreicht. Ueberschätzt man diese, so geht man zu Grunde. Nichts aber stürzt uns leichter in's Verderben, als wenn wir uns vom glühenden Sporn des Zorns treiben lassen; er macht uns blind und schleudert uns in den Abgrund!" —

88. Geben ist seliger denn Nehmen.

Ein Knabe ging eines Tages mit seinem Lehrer spazieren. Sie sahen neben dem Weg ein paar schmutzige Schuhe stehen, die, wie sie vermutheten, einem auf einem nahen Feld arbeitenden Manne gehörten, welcher, wie es schien, bald mit seiner Arbeit zu Ende war.

Der Knabe machte dem Lehrer den Vorschlag, sich einen Spaß zu machen, indem sie die Schuhe versteckten und seitwärts im Gebüsch abwarteten, um über die Verlegenheit des Bauers sich zu belustigen, wenn er seine Schuhe nicht mehr finde. Er erhielt aber natürlich nicht die Zustimmung des Lehrers, der vielmehr zu ihm sagte: „Man muß sich nie auf Unkosten der Armen lustig machen. Du bist reich und daher im Stande, dir und dem armen Manne zugleich eine viel schönere Freude zu machen. Lege du in jeden dieser Schuhe einen Thaler und dann wollen wir uns verstecken und abwarten."

Der Knabe that, wie ihm der edle Lehrer vorgeschlagen, und verbarg sich mit demselben in das nahe Gebüsch.

Bald hatte der Bauer seine Arbeit vollendet und ging den Acker entlang zu der Stelle, wo er Schuhe und Wamms hingelegt hatte. Während er das letztere anzog, fuhr er auch mit dem einen Fuß in einen Schuh, zog ihn aber rasch wieder zurück, als er etwas Hartes darin fühlte. Er bückte sich und fand den Thaler. Erstaunen und Verwunderung malte sich auf seinem Gesicht; er besah den Thaler, wandte ihn um und besah ihn nochmals und wieder. Er blickte sich nach allen Seiten um, sah aber Niemand. Nun schob er den Thaler in die Tasche, zog den Schuh an und auch den andern. Aber wie wuchs sein Erstaunen, als er auch in diesem einen Thaler fand! Da überwältigte ihn das Gefühl, er fiel auf die Kniee und rief: „„O Herr, so ist's doch wahr, daß du die Deinigen nicht verlässest, die auf dich bauen! Du wußtest, daß mein Weib krank daheimliegt, meine Kinder kein Brod haben und daß ich ohne Rath und Hilfe war! Da hast du mir, du lieber himmlischer Vater, durch ein wohlthätiges Herz dieses Geld zugesendet, damit mir geholfen würde! O segne das Werkzeug deiner Güte!""

Tief gerührt, das Auge thränenfeucht, stand der Knabe da.

„Nun," sagte der Lehrer, „bist du jetzt nicht vergnügter, als wenn du deinen Streich ausgeführt hättest?" — „„Ach, mein theurer

Freund,"' erwiederte der Student, „,Sie haben mir hier eine Lehre gegeben, die ich nimmer vergessen werde. Jetzt fühle ich die Wahrheit der schönen, bisher aber nie verstandenen Worte: Geben ist seliger denn Nehmen!"' —

89. Der Stein, der im Wege liegt.

Ein Geistlicher, welcher von der Liebe zu Gott, von dem Vertrauen auf Gott und von der Geduld vor Gott herzlich zu predigen gewohnt war, trat zu einer würdigen Matrone, deren Augen sich mit Thränen gefüllt hatten.

„Ich finde dich weinend," sprach er, „und du hast doch so vieles Glück auf deinem Lebenswege gefunden! Warum sehe ich die Zeichen der Betrübniß in deinen Zügen? Wenn du dein vergangenes Leben betrachtest, so findest du Ursache dich zu freuen, und auch die Gegenwart ist dir freundlich gestaltet. Du bist Mutter wohlgerathener Söhne, welche der Welt Achtung erworben haben. Nahrungssorgen drücken dich nicht und du erfreust dich deiner Gesundheit. Du hast den Herrn gefunden und ruhst zu seinen Füßen und darfst beseligt in sein Mittlerauge schauen!"

Die Matrone, zu welcher der Geistliche also gesprochen, hatte stillweinend zugehört; bei dem Schlusse der Rede aber flossen ihre Thränen noch stärker.

Nachdem sie sich gefaßt hatte, erwiederte sie: „„Du hast wahr geredet, Freund! Ich habe viel Glück erfahren während meines langen Lebens; aber es liegt dennoch Ein Schmerz in mir, der mir zum bittern Kelche geworden ist! Die Söhne, welche Gott mir gegeben hat, sind allerdings nach dem Ausdrucke der Welt „,brav"' und genießen die Achtung der Welt; aber es fehlt ihrem Innern die Glückseligkeit und der Friede des Himmels, die allein in unserm Herrn und Heiland zu finden sind. Der Weg zum Herrn, der Weg des heiligen Kreuzes, ist ihnen verschlossen! Was ich auch zu thun versuche, sie zu Ihm zu führen, das mißlingt mir! Siehe, das betrübt mich bitterlich, und ich habe keine Ruhe, denn ich meine, ich sei noch immer berufen, ihnen das Heil der Seele zu reichen!"" —

Der Geistliche, tief gerührt von dieser heiligen Muttersorge, entgegnete: „Als die Frauen zum Grabe Jesu Christi gingen, sprachen sie untereinander: „,Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Thür?"' und sie sahen dahin und wurden gewahr, daß der Stein bereits abgewälzt war. — Meine Tochter, du bist schwach wie die Frauen, welche zu jenem Grabe gingen; aber Er, der den Eingang öffnete, ist stark! Er ist die Allmacht! Er kann auch andere

Steine, welche den Weg zum Herrn verschließen, aus dem Wege räumen! Darum vertrau' auf Ihn und thue du nur immer das Deinige!" —

90—95. Einige Züge aus dem Leben des gefeiertsten Jugendschriftstellers Christoph von Schmid.

(Auszug aus: Töchter-Album von Thekla Gumpert.)

Der mit Auszeichnung zu nennende Dichter Albert Werfer, katholischer Pfarrer und Schulinspektor zu Essendorf im Königreich Würtemberg, Neffe des seligen Christoph von Schmid, hat uns einige Züge aus dessen Leben aufbewahrt, die hier folgen:

1. Aus der Kinderzeit.

Christoph Schmid wurde am 15. August 1768 in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Dinkelsbühl geboren und stammte aus einer unbemittelten katholischen Familie. Sein Vater Friedrich Schmid war ein Deutsch-Ordens-Beamter und ein sehr edeldenkender, religiöser und kenntnißreicher Mann; seine Mutter Theresia eine vortreffliche Hausfrau, sehr fromm und von großer Schönheit. Die Eltern hatten außer ihrem ältesten Sohne Christoph noch sechs Söhne und zwei Töchter, und sie gaben sich alle Mühe, ihren Kindern eine möglichst gute Erziehung und Bildung zu geben. Der Vater sagte öfters zu seinen Kindern: „Der einzige Reichthum, den ich euch hinterlassen kann, ist eine gute Erziehung und ein sorgfältiger Unterricht, und ihr werdet euch dabei besser befinden und weiter kommen, als manche Andere mit vielem Gelde. Es kommt nicht so viel darauf an, was der Mensch hat, als was er ist, was er weiß und kann!" —

Christoph war von Natur ein sanftes, sinniges Kind. Er beobachtete Alles aufmerksam und hatte schon frühe eine besondere Freude an den Schönheiten Gottes in der Natur. — Als sich im Jahre 1770 ein Komet sehen ließ, weckte ihn der Vater um Mitternacht und trug ihn an's Fenster; er war damals etwa zwei Jahre alt. Er selbst schrieb später darüber in seinen Erinnerungen: „Der lange Kometenschweif, einem bleichen Wolkenstreife ähnlich, ließ mich gleichgiltig; aber die unzähligen hellfunkelnden Sterne am dunkeln Himmel machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich ihn bis zu dieser Stunde nicht vergessen habe. Wenn ich zu Nacht den Sternenhimmel betrachte, kommt mir fast allemal jene Nacht zu Sinne!" — Zu einer andern Zeit führte ihn die Mutter an ein Rasenplätzchen in der Stadt, unweit der Stadtmauer, das mit Maaslieben wie über-

säet war. Er selbst sagt hierüber: „Die unzähligen Blümchen, gleich weißen Sternchen auf grünem Grund, entzückten mich. Auch dieser Anblick blieb mir unvergeßlich. Ich behielt immer eine Vorliebe für diese Blümchen. Oft fiel mir als Knabe ein: wie der liebe Gott den blauen Himmel mit Sternen, so hat er die grünen Ebenen der Erde mit Blumen geziert!“ —

Auch große Freude an der Einsamkeit, am Lernen und am stillen Nachdenken blieb dem Knaben eigen. — Einmal an einem schönen Sommertage führte ihn ein frommer Geistlicher nach einer Kapelle, welche vor der Stadt auf einer Anhöhe lag. Neben der Kapelle befand sich eine kleine Klause, in welcher ein alter Eremit mit langem Bart einsam wohnte. Die reinliche Zelle desselben, ein hübsches Klausner-Gärtchen, das reichlich mit Gemüsen versehen und mit Blumen verziert war, die süße Stille und Einsamkeit umher entzückten den Knaben so sehr, daß er in kindlicher Einfalt die Lebensweise des Einsiedlers nachahmen wollte. Sobald er nach Hause gekommen, macht er einen Versuch dazu. „Ich wählte,“ schreibt er, „das äußerste Ende des bedeckten Ganges an unserm Hause. Mit einem Vorhange, wozu ich einen großen alten Teppich benutzte, verschloß ich das enge Plätzchen, brachte ein Tischchen, einen Stuhl, meine Bücher und Schreibereien dahin, betete, las und schrieb da und dünkte mich in kindlicher Einfalt ein wirklicher Klausner zu sein. Die Mutter hatte mich vermißt, mich überall gesucht, und als sie mich endlich so einsam, still und zurückgezogen fand, fürchtete sie, ich möchte irgend einen großen Fehler begangen haben; als sie aber die wahre Ursache vernahm, war sie sehr zufrieden. Ich habe in diesem abgelegenen Winkel manche freie Stunde vergnügt, ja selig zugebracht.“ —

Eine besondere Freude hatte er an schönen Erzählungen; am liebsten las er die biblischen Geschichten und erzählte sie seinen Geschwistern dann aus dem Gedächtnisse. Wenn er irgend ein leeres Blättchen Papier oder einen Briefumschlag fand, schrieb er kleine Denkreime, die er auswendig wußte, darauf. — Der künftige große Schriftsteller steckte bereits in dem kleinen Knaben! —

2. Der schwergeprüfte Student.

Nachdem Christoph die deutsche Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, schickte ihn sein Vater einige Male in der Woche zu einem Pater im Karmeliter-Kloster zu Dinkelsbühl, der ihn in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete. Der Knabe machte bei seinen vortrefflichen Anlagen und seinem großen Fleiße so rasche Fortschritte, daß der Vater beschloß, ihn studiren zu lassen. Er sandte ihn nach der nunmehr bayerischen Stadt Dillingen, woselbst sich

ein Gymnasium und eine Universität befanden. Er schreibt über seinen Abschied vom elterlichen Hause: „Es ist mir unvergeßlich, wie mein Vater, als ich in die Kutsche gestiegen war, mir noch einmal die Hand reichte und seine Ermahnungen mit den wenigen Worten noch einmal kurz wiederholte: „„Behalte Gott vor Augen, meide alles Böse, bete und studire fleißig!““ Sein väterliches Angesicht voll liebevollen Ernstes und nicht ohne Wehmuth sehe ich noch jetzt im Geiste!“ —

Leider! sollte er diesen guten Vater nur zu bald verlieren und ihn in dieser Welt nie mehr sehen. Denn kaum waren zwei Monate verflossen, so starb derselbe. — Die Voraus-Ahnung, welche der Sohn von dem Tode seines Vaters in einem Traumgesicht hatte, ist bemerkenswerth. Er schreibt darüber in seinen Erinnerungen: „Zwei Monate nachher (das ist — nach seiner Ankunft in Dillingen) träumte mir, ich wandle durch eine der düstersten Straßen meiner Vaterstadt Dinkelsbühl. Einer meiner liebsten Jugendfreunde begegnete mir im Traum und sprach zu mir: „„Dein Vater ist sehr krank!““ Ich erwachte und war sehr betrübt. Ich schlief wieder ein. Da sah ich im Traume zwei Geistliche, die mir als unsere Hausfreunde bekannt waren, in schwarzen Mänteln, die sie bei gewöhnlichen Besuchen nicht trugen, in unser Haus hineingehen. Ich erwachte wieder, noch bekümmerter. Ich schlief noch einmal ein. Da sah ich im Traum eine Todtenbahre aus dem Hause heraustragen; Geistliche und angesehene Herren begleiteten sie; eine Menge Volkes erfüllte die Straße; Trauergesänge und Posaunen erschollen. Ich erwachte noch betrübter und blieb es den ganzen Tag über.“

Nach ein paar Tagen wurde Christoph Schmid zu seinem Professor berufen, und dieser sagte ihm, er habe leider! ein Schreiben mit der Nachricht erhalten, daß sein Vater sehr krank sei. Christoph erschrack und entgegnete erschüttert dem Professor: „Sagen Sie es nur gerade heraus — mein Vater ist gestorben!“ Betroffen fragte der Professor: „„Wer sagte Ihnen das?““ „Niemand,“ versetzte Christoph, „genug, ich weiß es!“ Nun erst las ihm der Professor nach einigem Zögern den Trauerbrief vor, worauf der tiefbetrübte Jüngling in heftiges Weinen ausbrach. —

Der frühe Verlust des Vaters war für Christoph und die Seinigen eine schwere Heimsuchung. Es waren neun unerzogene Kinder; der Gnadengehalt, den die Wittwe erhielt, fiel sehr gering aus, und Vermögen war auch keines da. Als daher Christoph nach Hause gekommen, zeigte seine Mutter zwar eine große Freude über die vorzüglichen Zeugnisse, die er mitgebracht, sagte ihm aber zugleich: „„Lieber Christoph, ich bin außer Stand, dich fortstudiren zu lassen;

unsere Hausfreunde sind der Meinung, du solltest dich dem Schreiberfache widmen. Der Herr Obervogt, unter dem dein seliger Vater arbeitete, ist bereit, dich in seine Kanzlei zu nehmen, wo du bald hinreichendes Brod wirst verdienen können!““

Christoph, der sehnlichst verlangte, fortzustudiren, schrieb an seinen Jugendfreund Brentano in Dillingen, der unter allen seinen Mitschülern immer das meiste Wohlwollen gegen ihn gezeigt hatte, daß er zu seinem großen Leidwesen das Studiren aufgeben müsse und nun nicht mehr nach Dillingen kommen werde. Zugleich empfahl er seine Angelegenheit Gott und flehte herzlich zu ihm, er wolle Alles so leiten, wie es für ihn am besten sei. Und siehe! Gott half; seine heilige Vorsehung hatte den Jüngling zu etwas Höherem auserſehen. Sogleich mit umgehender Post kam ein Brief seines Freundes — des Inhalts: Christoph solle auf der Stelle nach Dillingen kommen — Geheimerath von Weber daselbst wünsche ihn zum Hauslehrer für seine Kinder; er werde in dem Hause desselben nicht nur ganz freie und vollkommene Verpflegung erhalten, sondern auch eine sehr edle Behandlung finden; auch bleibe ihm noch neben seiner Hauslehrer-Stelle so viele freie Zeit, um seine Studien fortsetzen zu können. — Christoph und seine Mutter waren über diese Nachricht hocherfreut. Er packte sogleich sein kleines Kofferchen, übergab es einem fahrenden Boten, und trat, obgleich bereits große Kälte herrschte, seine Reise zu Fuß nach Dillingen an. *) —

3. Der junge Priester.

Nachdem Christoph zwei Jahre in diesem Hause zugebracht und sich viele Kenntnisse erworben, entschied er sich für einen bestimmten Beruf. Er beschloß, ein Geistlicher zu werden. Sein frommer, stiller Sinn neigte sich zu diesem Stande.

Er unterzog sich daher einer Prüfung um Aufnahme in ein Seminar zu Dillingen, das zur Ausbildung junger Priester bestimmt war. Dieselbe fiel vorzüglich aus und er wurde in dieses Institut aufgenommen. Auch hier genoß er zum größten Theile freie Verpflegung, was seiner Mutter zur großen Erleichterung diente. Ueberdieß gewann er hier noch einen väterlichen Freund, der auf seine ganze künftige Geistesrichtung und sein Lebensschicksal den entschiedensten und segensreichsten Einfluß übte. Es war dieß der nachmals so berühmte Bischof von Regensburg Johann Michael von Sailer, damals Professor der Theologie an der Universität zu

*) Brentano opferte die ihm selbst bereits zugedachte Hauslehrerstelle aus Liebe dem schwer bedrängten Freunde! Wie edelsinnig!

Dillingen. Dieser wahrhaft edle und fromme Mann nahm sich Christoph Schmid's mit der uneigennützigsten Liebe an und unterstützte ihn auf alle Weise. Er durfte viele Stunden in dem geistvollen Umgange des geliebten Lehrers zubringen, und aus diesem Verhältniß entstand später ein unzertrennliches Freundschafts-Bündniß.

Im Jahre 1791 hatte Christoph seine Studien vollendet und wurde am 17. August dieses Jahres zum Priester geweiht.

Nun begab er sich in seine Heimath. — Welche Seligkeit empfand die gute, vielgeprüfte Mutter, als ihr geliebter Sohn als Priester in ihr armes Wittwen-Stübchen trat, sie in seine Arme schloß und ihr den priesterlichen Segen ertheilte! Freudig drängten sich seine übrigen Geschwister herbei, um ihn zu begrüßen und ihm Glück zu wünschen. Thränen der süßesten Rührung und des heißesten Dankes gegen Gott wurden von Mutter und Kindern geweint. —

Alsbald bekam Christoph Schmid eine Anstellung als Hilfspriester bei einem frommen Pastor auf dem Lande. Er hatte in dem alten Pfarrhause nur ein kleines Stübchen. Ein Tisch, ein Schreibpult, ein Paar Stühle, ein Kleiderkasten, eine Bettstätte — Alles von Tannenholz, und ein Crucifix, das zwischen zwei Fenstern mit runden Scheiben an der Wand hing, machten die ganze Einrichtung aus. Indessen war Christoph doch herzlich vergnügt dabei; denn er begehrte nicht mehr. Er stand sehr frühe auf, betete, studirte und half dem Pastor sehr eifrig seine Pfarrgemeinde unterrichten, leiten und dem guten Hirten Jesus Christus zuführen. In freien Stunden unterhielt er sich mit Klavierspielen, studirte fremde Sprachen und begleitete seinen Pastor auf den Spaziergängen. Wenn die guten Landleute die beiden Geistlichen in freundlichem Gespräche miteinander spazieren gehen sahen, so pflegten sie, weil der Pastor in Person sehr groß, Christoph Schmid aber sehr klein war, zu sagen: „„Da kommen Abraham und Isaak!““ —

Er hatte als Hilfspriester außer der Verpflegung nur einen sehr geringen Gehalt. Sobald er sich jedoch das erste Geld erspart hatte, ließ er sich ein Goldstück dafür auswechseln und schickte es seiner Mutter zum Geburtstag und schrieb ihr folgendes liebevolle Briefchen dazu:

„Liebste Mutter!

Ihr Geburtstag ist allemal ein rechter Freudentag für mich. Ich werde an diesem Tage Gott recht bitten, daß er das unaussprechlich viele Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tausendfachem Segen vergelten und mir eine so liebe, gute Mutter noch recht lange erhalten wolle.

Ich schicke Ihnen da auch ein kleines Goldstück, das ich schon

lange auf Ihren Geburtstag zusammengespart habe. Verschmähen Sie dieß kleine Geschenk nicht. Sie sehen doch zum wenigsten daraus, daß ich eine größere Lust daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zu machen, als an Spielen, Trinken und andern Lustbarkeiten der Welt. Ich bin mit der herzlichsten, kindlichsten Liebe

Ihr dankbarster Sohn

Christoph." —

Auch an seine Geschwister schrieb er viele Briefe, in welchen er sie ermahnte, fleißig zu lernen und Gott vor Augen zu haben, um einst brauchbare Menschen in der Welt zu werden. —

4. Der gemüthliche Kinderfreund.

Im Jahre 1796 erhielt Christoph Schmid ein sogenanntes Schul-Beneficium in dem Marktflecken Thannhausen an der Mindel. Diese Stelle ertrug einen Gehalt von etwa dreihundert Gulden, auch war der Titel eines „Schul-Inspektors" damit verbunden. Der Inhaber dieses Beneficiums hatte die Verpflichtung, über die Schule des Ortes die Aufsicht zu führen und den Religions-Unterricht darin zu ertheilen.

Christoph zog nun dahin, nahm seine jüngere Schwester Franziska zu sich und fing eine eigene Haushaltung an. — Er fand die Schule dort in so unvollkommenem Zustande, daß er sich entschloß — selbst Schule zu halten. Bald gelang es ihm, die Schule zu Thannhausen zu einer wahren Musterschule zu erheben, und es fanden sich bei den Prüfungen und auch sonst viele jüngere Lehrer und Geistliche ein, um seine Methode zu beobachten und ihre Schule danach einzurichten. Viele hundert und hundert Stunden brachte er in der Schule unter den Kindern zu, und diese hingen mit einer Liebe und Hochachtung an dem Kinderfreunde, daß das Lernen und Lehren ihnen und ihm zur Lust wurde. —

Um die Kinder für ihren Fleiß zu belohnen, veranstaltete er zuweilen kleine Kinderfeste, auch verfaßte er Schauspiele, welche sie aufführen durften. An schönen Frühlings- und Sommermorgen ging er mit ihnen hin und wieder auf einen Hügel vor dem Orte hinaus, und erwartete in ihrer Mitte das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne. Er lehrte sie hier den allmächtigen Schöpfer in seinen Werken kennen, lieben und anbeten, und machte sie auf die reinen und edlen Freuden aufmerksam, die ein schuldloses Herz in Gottes schöner Schöpfung fühlen und genießen kann. —

Auch seine Schwester Franziska, eine sehr gebildete und geistreiche Jungfrau, die der berühmte Naturforscher Schubert nur „Maria-Martha" hieß, unterstützte ihren Bruder in dem edlen

Geschäfte der Jugendbildung. Da sie eine Meisterin im Nähen, Stricken und Sticken war, so eröffnete sie auf seinen Wunsch eine Arbeitsschule für die weibliche Jugend. Während der Arbeit wußte sie immer etwas Nützliches und Lehrreiches zu erzählen und nicht nur die Hände, sondern auch den Geist zu beschäftigen. Oft wurden auch schöne Lieder unter der Arbeit gesungen, von denen die schönsten Christoph verfaßte. Vieles trug sie so zum Lebensglück ihrer Zöglinge bei. Viele dieser Mädchen wurden vorzügliche Hausfrauen und Hausmütter; andere traten in weibliche Erziehungsanstalten und wirkten als tüchtige Lehrerinnen, besonders der Industrie. — Auf diese und andere segensreiche Weise wirkten hier beide Geschwister zur ächten Bildung und Veredlung der Jugend! —

In Thannhausen war es auch, wo sich die ersten Blüthen von Christoph Schmid's schriftstellerischer Thätigkeit entwickelten. — Zuerst gab er 1801 seine allbekannte „Biblische Geschichte" heraus, durch welche er sogleich die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf sich lenkte. — Diesem glänzenden Versuche folgte „Der erste Unterricht von Gott," ein kleines, meisterhaft ausgeführtes Lesebüchlein für die Anfänger in der Schule. Dann erschienen „Die Ostereier," „Die Genovefa" und andere seiner lieblichen Schriften. — Im Anfang schrieb Christoph nur für die Schuljugend zu Thannhausen und las sie aus dem Manuscript an den Sonntagen Nachmittags nach der Sonntagsschule den Schülern vor; erst später gab er sie auf vielfältigen Wunsch heraus. Ueber den Eindruck, den diese Erzählungen auf die Jungfrauen und Jünglinge machten, als sie der Verfasser zuerst selbst vorlas, schreibt Eine seiner Schülerinnen: „Mit Sehnsucht warteten wir, bis sich die Thüre öffnete und der geliebte Jugendfreund mit dem Manuscript in der Hand eintrat. Der eben behandelte Gegenstand wurde beendigt und der Lehrer selbst wie seine Schüler horchten nun mit gespannter Aufmerksamkeit dem überaus schönen Vortrage des Herrn Verfassers. Nicht selten wurde die Rührung so groß, daß nicht nur Thränen flossen, sondern ein lautes Schluchzen entstand und mit dem Vorlesen innegehalten werden mußte, bis sich die Zuhörer wieder gefaßt hatten. Die meisten Thränen flossen während der Vorlesung der „Genovefa" und des „Blumenkörbchens." Wir merkten die vorgeschrittene Zeit nicht und bestürmten mit Bitten den ermüdeten Vorleser — fortzufahren. Von einem Sonntage zum andern freute man sich, wenn eine Erzählung angefangen war, auf die Fortsetzung derselben am nächsten Sonntag. Zuweilen bekamen wir als Hausaufgabe den Auftrag, eine Erzählung nachzuschreiben. Die schönen Erzählungen blieben aber nicht bloße Gedächtnißsache, sie bestimmten

auch die Handlungsweise sehr vieler Jungfrauen Thannhausens. Man sah recht viele sittsame, unschuldige und fleißige Mädchen aufblühen, die sich die hervorleuchtenden Tugenden einer „Genovefa," einer „Rosa von Tannenburg" und einer „Maria im Blumenkörbchen" zu Musterbildern wählten und, fern von Weltsinn und Eitelkeit, ihre Freude in Gott und stillen häuslichen Tugenden suchten zur Freude ihrer Eltern und geistlichen Lehrer." —

Merkwürdig ist's: diese Erzählungen zuerst in einem unbekannten Dorfe verfaßt und der Dorfjugend daselbst vorgelesen, fanden allmählich einen Weg durch ganz Europa, und wurden auch jenseit des Oceans mit Freude und frommer Rührung gelesen! —

5. Der achtzigste Geburtstag.

Im Jahre 1816 verließ Christoph Schmid Thannhausen und übernahm die ihm von dem Grafen von Stadion verliehene einträgliche Pfarrei Oberstadion im Königreich Würtemberg. Auch hier erhielt er zwei Berufungen: eine als Professor der Moral an der Universität Tübingen, die andere als Direktor des Priester-Seminars zu Rottenburg am Neckar; doch er lehnte beide ab; er wollte als ein einfacher Pfarrer leben und nebenbei durch Schrift und Wort an der Veredlung und Bildung der Jugend arbeiten. Auch hier gab er während seines zwölfjährigen Aufenthaltes mehrere Jugendschriften heraus. —

Im Jahre 1826 rief König Ludwig von Bayern den schlichten Seelsorger, in Anerkennung seiner Verdienste und Leistungen für Jugendbildung, wieder nach Bayern zurück und verlieh ihm die Stelle eines Domkapitulars zu Augsburg. Daselbst verwandte er jede freie Stunde auf Verfassung und Herausgabe von Jugendschriften und genoß allseitige Verehrung bis in sein Greisenalter.

Als sein achtzigster Geburtstag herangekommen war, wurde in der Stadt Augsburg — ihm zu Ehren — ein sehr schönes und sinniges Fest gefeiert. Der Regierungs-Präsident von Fischer holte am Morgen dieses Tages, am 15. August, in seinem Wagen den achtzigjährigen Greis nach dem Rathhaus ab. Auch der Bischof und die beiden Bürgermeister der Stadt hatten sich dort eingefunden, und sie führten nun Christoph Schmid in den großen goldenen Saal, voran gingen zwölf weißgekleidete Mädchen mit blauen Schärpen, die dem Kinderfreunde Blumen auf den Weg streuten. Im goldenen Saal empfing ihn die Schuljugend, eine überreich blühende, heitere Kinderschaar, mit einem Liede. Viele der angesehensten Männer Augsburgs aus allen Ständen hatten sich eingefunden, besonders viele Mütter waren da, ein reicher Kranz von Frauen. Ein Mädchen

überreichte dem Gefeierten eine große goldene Denkmünze, die besonders für diesen Tag geschlagen worden. Auf der einen Seite war das Brustbild Christoph Schmid's sehr kenntlich ausgeprägt mit der Umschrift: „Dem Freunde der Jugend Christoph von Schmid. Geboren den 15. August 1768 zum achtzigsten Geburtstage." Auf der andern Seite der Denkmünze war ein Engel abgebildet, der zwei schlummernde Kinder beschützt; mit der einen Hand hält er ein Tuch vor den nahen Abgrund, mit der andern wehrt er eine giftige Schlange ab. Die Umschrift ist aus der Erzählung „Heinrich von Eichenfels" und lautet: „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft." — Alsdann wurde dem Greise von einer eigens zu diesem Fest eingetroffenen Deputation aus seiner Vaterstadt ein prachtvoll gearbeiteter Kranz aus silbernen Lorbeer- und Eichenblättern mit goldenen Eicheln überreicht. Der Kranz lag auf einem rothsammtnen Kissen, worauf der Name „Christoph von Schmid" in Gold gestickt war. — Hierauf stellten besonders dazu auserlesene Kinder sechs lebende Bilder aus den sechs schönsten seiner Erzählungen dar, und am Schlusse dieser sehr sinnig ausgeführten Tableaux überreichte jetzt ein Knabe, jetzt ein Mädchen dem Jubelgreis abwechselnd je eine Blume und sprach dabei ein kurzes Gedicht. Zuletzt sammelte ein Knabe alle diese sehr kunstvoll gefertigten Blumen in eine prachtvolle Vase, welche er dem Kinderfreund und Jugendschriftsteller mit den Worten übergab:

„Ein schwaches Bild ist's, was wir geben,
Vom Blumenkörbchen, das so lieb,
So lehr- und trostreich für das Leben
Uns Deine Meisterhand beschrieb.

Der Sinn nur gebe Werth der Gabe,
Ihn kröne Deine Huld, o Greis!
Heil Dir! einst singt noch überm Grabe
Dir Deutschlands Jugend Ruhm und Preis!"

Am Schlusse der hehren und rührenden Feier sangen die Kinder ein Lied, das mit den Strophen schloß:

„So sei gegrüßt, sei froh von uns umschlungen,
Und bleib' uns treu! Wir lieben Dich so sehr;
Das Jubellied, das heute Wir gesungen,
Hallt freudig weit hin über Land und Meer.

Wenn kindlich Alle Segen Dir erflehen,
Wenn guter Eltern Dankesthräne fließt,
So wirst die leise Deutung Du verstehen:
Sei, Jubelgreis, sei, Kinderfreund, gegrüßt!"

Umdrängt von den heitern Kindern und den glückwünschenden Eltern verließ, tiefgerührt und freundlich und demüthig dankend, der edle Greis den Festsaal, und der Wagen, in welchem er mit dem Präsidenten und dessen lieblichen Kindern saß, bewegte sich nur langsam durch die ihn umwogende Menge. Es war ein Fest innigster Freude und heiliger Unschuld! Und giebt es einen lieblicheren Anblick, als einen achtzigjährigen Kinderfreund — wie Christoph Schmid — mit Silberhaaren und mit noch jugendlich rothen Wangen in der Mitte blühender, braun- und blondgelockter fröhlicher Kinder zu sehen? Da einigte sich die erste Blüthe der Jugend mit der letzten Blüthe des Alters und die unschuldige Freude des Kindes mit der frommen Rührung des Greises! —

In dankbarer Anerkennung der Festlichkeiten, welche Christoph Schmid von Seite des Magistrats der Stadt Augsburg und der Schuljugend bereitet wurden, übersandte er dem ersteren eine Summe von 1200 Gulden für die Wohlthätigkeits-Anstalten der Stadt und die Armen. —

6. Der friedliche Lebensabend.

Sanft und wohlthätig einem Silberbache gleich, der die Fluren, durch welche er fließt, tränkt und an dessen Ufern Blumen gedeihen, war auf die beschriebene Weise das Leben Christoph Schmid's hingeflossen. Er war bis über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus stets körperlich und geistig rüstig geblieben, ein zartes Vorausempfinden der Witterung abgerechnet, das ihm viele Schmerzen verursachte. Er pflegte oft zu sagen: „Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe; bei feuchtem Wetter werden sie abgespannt, bei heiterm wieder straff.“ —

Nun aber stellten sich die unvermeidlichen Gebrechen des hohen Alters ein. — Wenn ich ihn auf seinen gewohnten Spaziergängen begleitete, mußte er sich oft auf eine Ruhebank niederlassen. Mir ist es, ich sehe ihn noch, den freundlichen Greis, gleichsam müde von der Wanderung durch dieses Leben ausruhen und ernst dem Untergange der Sonne zuschauen, die hinter den fernen Wäldern des Lechthales feierlich hinuntersank. Ihre glühenden Strahlen erhöhten das noch immer jugendliche Roth seiner Wangen, der Abendwind spielte leise mit den Locken, die silberweiß auf seine Schultern herabflossen. Hin und wieder kam ein Kind herbeigesprungen, brachte ihm Blumen und küßte ihm die Hand. Er lächelte freundlich dankend und sagte, wenn so ein liebes kleines Wesen rasch, wie es gekommen war, wieder davonsprang: „Bei mir geht es nicht mehr so schnell, es ist Abend geworden!“ — Langsam schritt er seinem Häuschen zu.

Bald konnte er dasselbe nicht mehr verlassen. Doch arbeitete er noch immer. Sein Geist war noch frisch und ungebrochen. — In der letzten Zeit seines Lebens schrieb er auf den Wunsch seines Freundes, des verstorbenen Cardinals von Diepenbrock, Fürstbischofs von Breslau, Erinnerungen aus seinem Leben nieder. Sie sind mit einer Frische und Treue des Gedächtnisses verfaßt, wie man dieses bei einem mehr denn achtzigjährigen Greise selten antrifft. Leider sind sie Bruchstück geblieben!

Im Sommer 1853, am Tage des heiligen Christophorus, versammelte der Greis alle seine noch lebenden Geschwister um sich; es waren außer ihm noch zwei Brüder und zwei Schwestern; alle zusammen zählten über 380 Jahre. Bei Tisch war er sehr heiter. Mit frommer Rührung erinnerte er sie daran, wie sie Alle beim Tode des Vaters unerzogene, kleine Waisen gewesen und ihre Mutter ohne Geld, ohne Aussicht in die Zukunft mit ihnen weinend am Grabe des Vaters voll Trauer und Sorgen gestanden sei; wie aber Gott so wunderbar für Alle gesorgt habe; die Einen habe er zu sich genommen, die Andern hätten Alle ihr reichliches Auskommen in der Welt gefunden und ein hohes, ehrenvolles Alter erreicht. Er forderte die gerührten Brüder und Schwestern zum Danke gegen Gott auf, der wunderbar hilft, wo oft keine Hilfe möglich scheint, und der ebenso wunderbar die Schicksale der Menschen, die auf ihn vertrauen, leitet! —

Es war dieß von so vielen fröhlichen Namensfesten, die Christoph Schmid im Kreise der Seinigen feierte, das **letzte** fröhliche! *) —

96. Der Fuß-Kuß zu Rom.

Es ist eine uralte Uebung der Christen, daß man dem Papste zu Rom, dem sichtbaren Stellvertreter des Gottmenschen Jesu Christi in seiner Kirche, dem rechtmäßigen Nachfolger des heiligen Petrus im Primat, dem Vater aller Gläubigen, den Fuß küßt.

Hierüber hat sich im Jahre 1709 ein Mann mit Namen Michael Münchmayer in folgender Weise ausgesprochen:

„Die ganze katholische Kirche erweist den Päpsten die Ehrerbietung und Reverenz mit dem „Fuß-Kuß," welchen die Cardinäle und die ganze Clerisei, wie auch alle weltlichen hohen Potentaten, geziemend abstatten. Diese Gewohnheit ist eingeführt nach dem

*) Die letzten Lebenstage des am 3. September 1854, an einem Sonntag Morgen um halb acht Uhr an der Cholera gestorbenen frommen Mannes — sind kurz geschildert im IV. Bande des Anekdoten-Schatzes, Seite 155.

Beispiel der heiligen Maria Magdalena, die Christi Füße küßte und die Vergebung ihrer Sünden erlangte. Es trägt aber der Papst rothsammtne, mit einem weißen Kreuz bezeichnete Schuhe, und dieses aus Demuth, damit die Ehre des Kusses nicht ihm, sondern dem heiligen Kreuz erwiesen werde.“ —

97. Gezügelte Bedienten-Herzlosigkeit.

Der heilige Eberhard, ein geborner Graf von Hilpolstein und Erzbischof von Salzburg, stand einst am Fenster und bemerkte von da herab, wie eben drunten am Portale des Palastes sein Kellner einem armen Reisenden den ebenso dringlich als demüthig erflehten Labetrunk versagte. Er eilte schnellsten Schrittes herab und befahl dem herzlosen Kellner: augenblicklich den versagten Labetrunk dem Durstigen nachzutragen. Beschämt eilte der Kellner dem schmachtenden Wanderer nach, der dann unter Thränen dem Erzbischof danken ließ mit dem Wunsche: „Möge den guten Hirten dereinst in seiner Sterbestunde als süßester Labetrunk die Gnade und der Friede Gottes bestens erquicken!“ —

98. Der angebotene leere Sack.

Ein Alchymist widmete dem Papste Leo X. eine Schrift, in welcher er behauptete, daß er die Kunst verstände, Gold zu machen, in der Hoffnung, von dem Papst eine große Belohnung zu erhalten.

Leo X. schenkte ihm darauf einen sehr großen leeren Sack, und ließ ihm dabei sagen: „Weil er die Kunst verstände, Gold zu machen, so hätte er ja weiter nichts nöthig, als einen Sack, um es aufzubewahren.“ —

99. Wie man dem Widerspruche begegnen soll.

Der berühmte Schriftsteller und Cardinal Robert Bellarmin fand eines Tages im Conclave heftigen Widerspruch von einem Angehörigen des Cardinal-Collegiums.

Er hörte aber die scharfe Rede seines Gegners mit der größten Ruhe und Gelassenheit an. — Als sich die andern Cardinäle darüber verwunderten, entgegnete Bellarmin die wenigen Worte: „Eine Unze Friede ist besser, als ein Pfund Sieg!“ —

100. Große Klugheit in der schnellen Antwort.

Der König von Frankreich, Ludwig XIV., war ein leidenschaftlicher Freund des Theaters, und Jedermann kannte diese Leidenschaft und der ganze Hof suchte derselben schmeichlerisch zu huldigen. Wer

bei dem Könige die Gunst nicht verlieren wollte, der durfte es ja nicht wagen, ein Wort wider diese Leidenschaft und das Theater selbst vorzubringen. —

Der König fragte nun auch einmal den Bischof von Meaux, Benignus Bossuet, um seine Meinung hinsichtlich des Theaters. Und der berühmte Kanzelredner erwiederte augenblicklich, aber mit weiser Rücksichtnahme auf diese Vorliebe des Königs: „Es giebt große Beispiele dafür und unüberwindliche Gründe dagegen!“ —

101. Die Entscheidung über das Schminken.

Der Bischof von Amiens de la Motte, der, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in einem Alter von ein und neunzig Jahren starb, wurde als einer der frömmsten und liebenswürdigsten Greise allgemein hochgeachtet und geliebt. Stets freundlichen und heitern Gemüths, wußte er auch mit ausgezeichneter Geistesgegenwart auf die schwierigsten Fragen im dienstlichen oder geselligen Verkehr oft die schlagendste Antwort zu geben.

Eines Tages besuchte ihn eine vornehme Dame, um hinsichtlich einiger Gewissens-Scrupel seinen Rath zu hören; unter Anderm auch: ob der Gebrauch der Schminke sündhaft sei oder nicht? Sie sagte: „Ein Beichtvater habe ihr die Schminke gänzlich widerrathen, und das scheine ihr doch zu strenge; ein anderer dagegen habe ihr dieselbe ohne Einschränkung erlaubt, und das scheine ihr zu nachsichtig.“ — Der Bischof, ohne sich lange zu besinnen, gab ihr den Aufschluß: „„Nun, wenn Ihnen beide Beichtväter zu weit zu gehen scheinen, so müssen wir wohl den goldenen Mittelweg einschlagen; demnach rathe ich Ihnen: Schminken Sie sich nur auf **Einer** Seite!““ —

102. Der fromme Fürstbischof.

Viele Jahre hindurch sah man ehedessen durch die Straßen der Stadt Brixen einen überaus ehrwürdigen Greis wandeln, mager und gebeugt, die Statur mittelmäßig, das Gesicht bräunlich, gerunzelt und meistens zur Erde gesenkt, das Haupt mit einer Perrücke bedeckt, den ganzen Leib in einen schwarzen Rock gehüllt, darüber einen langen Mantel; es war dieser Mann — Leopold Graf von Spaur, Fürstbischof von Brixen, das Muster eines frommen Kirchen-Prälaten.

Er hatte sich's zur Ordnung gemacht, die fünf ersten Stunden des Tages dem Gebete zu widmen, vielfältig kniete er dabei mit

ausgestreckten Armen; selbst während der Tafel eine geistliche Lesung anzuhören; die Kreuzweg-Andacht täglich zu verrichten; nicht nur allen Predigten, sondern auch den Christenlehren am Nachmittage beizuwohnen; bei allen Anbetungen des allerheiligsten Sakraments in der Kirche zu erscheinen; öfters zu Fuß die heilige Wegzehrung zu den Kranken zu begleiten; nach einem langen Abendgebete drei Stunden zu schlafen, dann wieder aufzustehen und von zwölf bis zwei Uhr in der Nacht im Gebete zu verharren. Ein besonderer Verehrer der heiligen Muttergottes, als Greis ebenso wie als Knabe, Jüngling und Mann, betete er täglich den Marianischen Psalter, besuchte täglich die Maria-Hilf-Kirche, auf der Nordseite bei Brixen gelegen, und fastete an jedem Vorabend eines Festes der Gebenedeiten, ihr zu Ehren. Daß er selbst seinem Hausgesinde oft eine geistliche Vorlesung hielt oder Gebete vorbetete, und Mitleiden zeigte, wenn die Dienerschaft um seinetwillen etwas beschäftigter war, klagend, daß ein so „unnützer Mensch," wie er sich nannte, Menschen beschweren müsse, dürfte ein Zeugniß von seiner tiefsten Demuth sein. — Nicht ohne Verwunderung sah man auch, wie er sich nach Möglichkeit allen Ergötzungen entzog und dem Körper sogar keine entbehrliche Erholung gestattete; wie er an den gewöhnlichen Bußtagen der Kirche mit aller Strenge fastete und viele Fasttage freiwillig sich bestimmte; wie er in den Wintermonaten bei langem Verweilen in der Kirche bis zum Bluten der Hände fror und ausharrte; überdieß trug er bis auf die letzten fünf Wochen seines Lebens einen scharfen Bußgürtel, kasteite sich täglich zweimal, an jedem Freitage dreimal durch kräftige Geißelstreiche — oft bis zum Blutvergießen. — Die Armen fanden an ihm einen Vater, der zwar lieber vielmal als Viel, mehr durch fremde als eigene Hand, mehr geheim als öffentlich schenkte; trotz seiner fürstlichen Größe ließ er sich herab, die unreinlichste Herberge des kranken Bettlers zu besuchen, um ihn zu trösten und den bischöflichen Segen zu ertheilen; monatlich besuchte er das Krankenspital, wo er von Bette zu Bette ging und die Bedrängten durch ein geistliches und körperliches Almosen erfreute, zuweilen sie auch um ihre Fürbitte bei dem göttlichen Richter ansprach, falls sie vor ihm in die Ewigkeit abgerufen würden. — Am 15. August 1768 feierte er in der Domkirche zu Brixen sein fünfzigjähriges Priester-Jubiläum. — Der 31. December des Jahres 1778, der letzte Tag des Jahres, wurde sein letzter Lebenstag. Schon früher hatte er für den Abend dieses letzten Tages ein feierliches „Te deum laudamus!" angeordnet, um dem Geber alles Guten für die im Laufe des Jahres empfangenen Wohlthaten zu danken; heute soll er das feierlichere „Te deum laudamus!" über den Sternen singen. Bald ist es zwei Uhr

Nachmittags; immer noch bei vollem Bewußtsein sagt er: „Jetzt muß ich ein wenig schlafen!“ — Er will ruhen; aber nur ein wenig soll er noch hienieden ruhen können nach einem mühsamen Tagewerke von drei und achtzig Jahren; — er schlief — nein! er entschlief in dem Herrn, so sanft, als je der matte Taglöhner nach einem heißen Sommertag einschlummert. Er, das seltene Beispiel der Demuth und Abtödtung; der seraphische Anbeter seines Gottes; der getreueste Verehrer der seligsten Jungfrau Maria; der eifrigste Seelenhirt — er ging dahin, aus der Hand des gerechten Richters die unverwelkliche Krone zu empfangen. — Sein Leichnam wurde in der Domkirche vor dem Altare des heiligen Cassian beigesetzt. —

103. Die Freude an braven Unterthanen.

Ein Jäger, der bei mäßigem Gehalte sieben Kinder zu erziehen hatte, nahete sich einst seinem Landesvater, dem berühmten Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte, ihn von einem schweren Kummer zu befreien, der ihm auf dem Herzen liege. — „Gnädigster Herr!“ sprach er; „ich habe viele Kinder, ich ernähre sie redlich von dem Ertrage meines Dienstes, und bin damit zufrieden; nur der Wunsch ist mir übrig, meine Kinder im Christenthum, im Lesen und Schreiben, und andern nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen zu können; ich wohne aber in einer Gegend, wo sich keine Schule in der Nähe findet; und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin, auch möchte ich sie nicht anderwärts in die Kost geben, da ich sie nicht gern aus meiner Aufsicht lasse.“

Der edelgesinnte Fürst, der gerne jedem Bedürfnisse seiner Unterthanen abhalf und dessen blühende Erziehungsanstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Unterricht der Jugend angelegen sein ließ, hörte ihn ruhig an, und erwiederte, er solle einmal einen Vorschlag machen, wie ihm zu helfen wäre. „Gnädigster Herr!“ antwortete der Jäger; „in der Gegend von N. wohnt ein anderer Jäger, nahe bei einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder; wenn nun Ew. Fürstl. Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der seinigen vertauschen; zwar trägt diese hundert Thaler mehr ein, als die meinige, aber diese Summe will ich ihm jährlich herauszahlen; denn es ist mir nicht gerade um die Einkünfte zu thun, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann.“

Diese väterliche Sorgfalt für die Bildung seiner Kinder gefiel

dem würdigen Bischof; er genehmigte mit Freuden den Vorschlag, ließ den andern Jäger zu sich kommen, und stellte ihm selbst die Sache vor. Dieser hatte auch ein gutes Herz, und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. — „„Von Herzen gern,““ sagte er, „„willige ich in diesen Vorschlag, nur soll der Mann mit seinen sieben Kindern die hundert Thaler auch behalten; ich habe keine Kinder, und kann diese Summe leicht entbehren.““ — Den Fürsten rührte es sehr, solche brave Diener zu haben, und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er dem Jäger mit den sieben Kindern hundert Dukaten und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Dienstes, dem Andern aber legte er hundert Thaler aus seiner Privatkasse zu. —

104. Der reiche und der arme Täufling.

Als einst der Erzbischof von Bordeaux, Herr von Cheverus, dem Kind eines sehr vornehmen und reichen Mannes das Sakrament der heiligen Taufe ertheilte — bemerkte er in der Kirche eine von ihren Verwandten begleitete arme Frau, die ein neugeborenes Kind in den Armen trug und demüthig in einer Ecke zuwartete, bis man ihr Kind auch taufen würde. „Tretet nur herzu, meine Freunde,“ redete er die Gesellschaft der Armen an, „auch Euer Kind will ich selbst taufen; und Euerm in so dürftige Windeln gehüllten Kind dieselbe Ehre erweisen, wie diesem Kind, das mit so anmuthigstem und reichem Schmuck angethan ist!“ —

Nachdem die heilige Handlung vorbei, benutzte der Erzbischof die Gelegenheit, um den Reichen wie den Armen, die in der Kirche gegenwärtig waren, einige heilsame Lehren mit auf den Weg zu geben. „Diese beiden Kinder,“ sprach er, „sind gleich groß vor Gott, gleich rein in seinen Augen, gleich werth seinem Herzen; beide erwartet dieselbe Glorie in der Ewigkeit, nur daß sie auf verschiedenen Wegen dazu gelangen müssen; das reiche Kind durch die Werke christlicher Liebe, die seinen darbenden Bruder trösten und aufrichten, das arme Kind durch ein kümmerliches und mühsames Leben, wodurch es den Willen Gottes vollzieht; der Himmel öffnet sich dem Dulder, weil er gottergeben gelitten, und dem Hilfebietenden, weil er Erbarmen geübt hat. Die Tugend des Einen besteht im Edelmuth, die Tugend des Andern in der Erkenntlichkeit; und schon heute müssen sie Beide die Uebung ihrer Pflichten beginnen! Weil aber das arme Kind nicht bitten kann, noch sein Herz schon weiß, was eigentlich Dankbarkeit ist; so will ich statt seiner sprechen, und die Pflicht der Dankbarkeit für Alles, was man ihm Gutes erweisen

wird, auf mich nehmen. Weil aber gleichfalls das reiche Kind nicht geben kann und sein Herz noch nicht die Gefühle des Mitleids und des Erbarmens zu empfinden vermag: so mögen **Sie** (dabei wandte er sich mit freundlich bittender Miene an die zahlreiche und glänzende Versammlung, die ihn umgab) seine Stelle vertreten und statt seiner die Werke der Barmherzigkeit und christlichen Liebe üben: dieß Almosen ist das schönste Zeichen Ihrer zärtlichen Gesinnung für Ihr Kind, das Sie ihm zu geben in der Lage sind; es heiligt seinen Eintritt in die Welt und fleht auf seine ganze Laufbahn den Segen des Gottes herab, der nicht umsonst „„Vater der Armen““ genannt wird!“

Nach diesen herzlichen Worten begann der gute Erzbischof eine Sammlung milder Gaben für das Kind der armen Frau. Unter der ganzen großen Gesellschaft war auch nicht Einer, der nicht mit Freuden seinen Beitrag gegeben hätte. Die edelsinnige That hatte alle Herzen tief ergriffen.

Die Sammlung brachte, wie sich erwarten ließ, eine schöne Summe ein. — Wer aber beschreibt das Glück dieser armen Mutter, die in Thränen innigster Rührung und Dankbarkeit zerfloß und ohne Aufhören versicherte: stets dankbar die göttliche Vorsehung anbeten und preisen zu wollen für die ihr gewordenen Beweise der Nächstenliebe und segensreichsten Barmherzigkeit?! —

105. Musik und — Musik.

Am 2. December des Jahres 1809 fand in der Kirche Notre-Dame zu Paris die Krönung des Kaisers Napoleon I. durch den Papst Pius VII. Statt, und zwar in der Gegenwart vieler Könige und Fürsten.

Bei dieser festlichen Gelegenheit wollten die Pariser auch durch etwas Unerhörtes in Kirchenmusik sich hervorthun und das Orchester ward mit 80 Harfen vermehrt, um so den König David recht zu multipliciren. — Die Aufführung versetzte auch die Zuhörer in ein galantes Erstaunen. —

Gleich nachher betrat der Papst die Kirche, und ein Chor von 30 aus Rom mitgebrachten Sängern empfing ihn mit dem mächtigen: „Tu es Petrus!“ von Scarlatti, und eine feierliche Stimmung bemächtigte sich mit Einemmal aller Anwesenden und erhob die Herzen zur Andacht. —

Damit war dann auf der Stelle der ganze frühere theatralische Spektakel todtgeschlagen, und die Pariser hielten es später für eine wahre Ironie, wenn man von der Majestät der 80 Harfen redete. —

106 und 107. Eine Audienz beim Papste Pius IX.

(Aus: Kennst Du das Land? Heitere Fahrten durch Italien von Dr. Sebastian Brunner. Wien, Wilhelm Braumüller. 1857.)

1. Im Vorzimmer.

Im Jahre 1856 am 15. October des Vormittags um 11 Uhr ging es zu Wagen den Monte Cavallo hinan und nun hinein in den ersten großen Hof des Quirinals, vorüber an dem prächtigen Springbrunnen, der in Dicke eines Mannsarmes hochauf seine Wasser treibt — die in einem großen, ungefähr zwei Klafter über der Erde freistehenden Granitbecken aufgefangen werden. Nebenbei stehen auf einem großen Steinsockel kolossal Castor und Pollux mit ihren Pferden und der Obelisk vom Grabmal des Kaisers Augustus.

Nun ging es durch den Hof zur großen, breiten Stiege in der linken Ecke, welche zu den Gemächern des Papstes führt. — Im ersten Stockwerk tritt man in einen großen hohen Saal, in welchem einige Diener stehen in kirschrothem, mittelalterlichem Gewand. Einer nahm das mir gewordene Einladungs-Schreiben zur Audienz beim heiligen Vater entgegen. Dieser Empfangssaal hat einen im alten römischen Styl mit Fresken geschmückten Platfond. — Von hier wird man in ein Vorzimmer von mäßiger Größe gewiesen. Dieses hat nur Ein hohes Fenster mit einem großen Vorhang, so daß das Licht gedämpft hereinfällt. Die Wände sind mit rothem Seidendamast behangen. Ringsum stehen alterthümliche Sessel, und gegenüber an den Wänden zwei Marmortische mit Füßen, deren Ornamentik im Geschmack der französischen Kaiserzeit angefertigt ist. Auf dem einen dieser Tische steht eine große Rococo-Uhr, auf dem andern ein Crucifix mit einem herrlich gearbeiteten Christus aus Elfenbein, der Körper ungefähr zwei Fuß hoch; das Kreuz steht auf einem aus dunklem Marmor gearbeiteten Felsenhügel. Leute aus allen Welttheilen warteten hier auf die Audienz, aus Mexiko, Persien, Kleinasien, der Türkei u. s. w., wie auch Cardinäle und Minister. Hier redete mich ein Armenier an, der mich von Wien aus kannte — er war eben auf einer Missionsreise nach Teheran begriffen, und kam, um sich den Segen des heiligen Vaters zu erbitten.

In den Leuten, die hier sich versammeln, um dem Papst ihre Ehrfurcht zu bezeugen, repräsentirt sich die katholische Kirche als Weltkirche — als das Reich, in dem die Sonne nie untergeht.

Fürst Hohenlohe war eben dienstthuender Kämmerer. Er sprach sehr freundlich und liebreich mit mir und den beiden armenischen Mechitharisten — die ebenfalls deutsch verstanden; und ich fragte ihn unter Anderm auch, wie es komme, daß die Marmortische in diesem

Vorzimmer im Styl der altnapoleonischen Zeit gearbeitet sind. Darauf erfuhr ich vom Fürsten Hohenlohe die gewiß auch in weiteren Kreisen interessante Nachricht: daß eben die Gemächer, welche jetzt Seine Heiligkeit bewohnten, von Napoleon I. im Jahre 1812 für den **jungen Napoleon** — als für den König von Rom, hergerichtet wurden; der Quirinal war also von Napoleon, freilich nicht sehr prophetisch, als Palast für den jungen König von Rom bestimmt.

Hier also war es, wo General Radet, ein in der Revolution abtrünnig gewordener Kanonikus, im Juli 1809 auf Befehl Napoleon's den Papst Pius VII. gefangen genommen, indem er zur Nachtzeit — (kriegslistig kann man das nicht nennen, es war nur eine schmähliche Perfidie!) mit Leitern über die Gartenmauer in den Palast eindrang. Der Papst wurde über Viterbo und Radicofani im Eilzug nach Florenz geschleppt. Pius VII. konnte nicht umhin, mit seinem treuen Begleiter, dem Cardinal Pacca, zu lächeln, als er fand, wie seine ganze Habschaft in einem Papeto (2 Paoli oder 20 Bajocchi, das sind ungefähr 24 Kreuzer C. M.) bestand, und der Cardinal 15 Bajocchi bei sich trug. Ohne Kleider und Wäsche — wie der Papst und Cardinal standen und gingen — so mußten sie ihre Wanderschaft antreten. — Mag sein, daß diese Geschichte dem alten Napoleon auf St. Helena nebst vielen andern auch eingefallen ist — wenigstens Zeit zum Nachdenken über den Uebermuth seiner Vergangenheit hat er zur Genüge gehabt! —

Zehn Jahre später, als er dort auf St. Helena abgerufen wurde zu Gottes Richterstuhl, starb im Schloß zu Schönbrunn bei Wien als „Herzog von Reichstadt" der projektirte König von Rom; und jetzt sind wieder seit Jahren die Päpste nicht nur im Quirinal, sondern auch in den nämlichen Gemächern, die der siegestrunkene Eroberer für seinen Sohn bestimmt hatte — für denselben Sohn, dem die Königs-Krone von Rom — wie ein goldener Reifen als Spielzeug für das Kind — schon in seine Wiege gelegt ward.

Des Menschen Gedanken sind aber nicht Gottes Gedanken und des Menschen Wege sind nicht Gottes Wege; und wenn des Menschen Hochmuth erstarrt dem Willen Gottes entgegentritt — so geht dieser Hochmuth, in tausend Splitter zerfahrend, zu Grunde!

Wie mochte der Stolz die Stirnadern des Kaisers aufschwellen, als er im Jahre 1811 zu Paris im Louvre den Neugebornen in seinen Armen wiegte und das Kind aufblickte zu seinen schwarzen Augen, aus denen wie aus einer Gewitternacht flammende Blitze hervorbrachen. — Blitze, welche Vorboten von den Strömungen der Liebe waren, von denen dieß geliebte Kind von seinem Vater überschwemmt werden sollte!

Mit einer Königskrone beschenkte er sein Söhnlein, einen Palast wies er ihm an mit mehr als zweitausendjährigen Erinnerungen. Er gab ihm die Spindel mit dem Spinnrocken der Tanaquill, der Gattin des älteren Tarquinius, in die Hand (diese Spindel wurde von den Römern im Tempel Deus fidius, dem Gott des guten Glaubens, an der Stelle, wo jetzt der Quirinal steht, aufbewahrt) und aus dieser Spindel sollte das Kind einst eine neue Geschichte Roms und eine neue Weltgeschichte herausspinnen, mit dieser Spindel sollte die Königsherrschaft in Rom aufs Neue beginnen!

Die Gegenwart war des alten Kaisers und das machte ihn übermüthig; doch die kalte Hand der Zukunft mit ihren verworrenen Räthseln vermochte er nicht aufzubrechen; er meinte, die Zukunft sei des Menschen — aber die Zukunft ist des Herrn! —

Neben dem Wohnzimmer ist das Speisezimmer des Papstes — auch hier nur Ein Fenster, von welchem aus man einen Theil Roms übersieht. Auch hier Tapeten aus rothem Damast — mit einem Baldachin aus demselben Stoff, unter welchem ein Lehnstuhl und ein kleiner Tisch stehen. Hier erscheinen zur Mahlzeit die Diener mit einigen Schüsseln, von denen manche, gar nicht berührt, wieder fortgetragen werden. Kein emporgekommener Geldwechsler würde mit einem so einfachen Speisezimmer zufrieden sein!

Auch im Quirinal hat der Papst eigentlich nur drei einfache Wohnzimmer, welche nicht luxuriös eingerichtet sind.

In einem Seitenflügel des Quirinal — in demselben, in dem schon öfter die Konklaven abgehalten wurden — zählte ich in einem Korridor, der drei Schritte breit ist, 300 große Schritte Länge; und doch ist der Quirinal klein im Vergleich mit dem Vatikan, der, Alles zusammengenommen, 11,000 Zimmer zählt, und einen Flächenraum einnimmt, daß die ganze Stadt Turin auf demselben Platz hätte.

Hier, in diesem Vorzimmer machte ich Betrachtungen über das Geschrei der Feinde des päpstlichen Stuhles, die da bis zum Ueberdruß wiederholen: „Wie schickt sich der Reichthum, die Herrlichkeit, die weltliche Regentschaft für den Nachfolger des heiligen Petrus, der ein armer Fischer war?“

Das Geschrei ist sinnlos; es berücksichtigt nicht die Entwickelung der Kirche in ihrer äußeren Erscheinung — bei Bewahrung des Kerns ihrer Glaubens- und Sittenlehre. — Denke man sich einen Papst jetzt in unserer Zeit, der wie ein Eremit oder wie ein Kapuziner-Frater mit rauher, zerfetzter Kutte, wie man solche in Rom nicht selten sieht, den Bettelkorb in der Hand, herumgeht, so muß man sich doch hiebei am Ende selber eingestehen: „„Nein, es geht nicht!““

Oder denke man sich einen Papst — wie der Wunsch einmal in einer sehr sentimentalen, Familienglück und Kindersegen duftenden Abhandlung ausgesprochen wurde, als Chef eines Familienkreises in einem von Voß geschilderten protestantischen Pfarrhaus wohnend — so muß doch ein jeder auch halbwegs vernünftige Mensch über diesen Gedanken als über etwas total Unpraktisches lachen.

Die so oft verlangte und beanspruchte Demuth des Stellvertreters Christi und Nachfolgers Petri hat am Ende im Vatikan und im Quirinal mehr Gelegenheit, sich freithätig und daher auch thatkräftig darzustellen, als im armen Eremiten-Gewand.

Im Wesen des Mannes, der zum sichtbaren Oberhaupte der Kirche auf Erden berufen ist, soll jene Demuth liegen, welche der Eingeborene Sohn Gottes in Wort und That als Menschensohn in Knechtsgestalt unter uns wandelnd gelehrt hat.

Die wahre christliche Demuth soll und kann auch auf dem päpstlichen Stuhle geübt werden; sie thut besonders Noth in einer Zeit des Stolzes und des Hochmuths; und die Vorsehung hat unserer Zeit Pius IX. gegeben, einen Mann der lautersten Liebe und Versöhnung, einen Mann der Demuth, wie sie im vollsten Einklang mit seiner Würde steht. —

2. Die Audienz.

Nachdem die Audienzen für die Minister vorbei waren, wurde ich durch den Fürsten Hohenlohe bei Sr. Heiligkeit eingeführt. Den Hut läßt man im Vorzimmer liegen. Man macht die drei üblichen Verbeugungen, bittet kniend um den Segen, küßt den Fischerring und stellt sich vor den heiligen Vater hin. Man wartet, bis er selbst zu reden anfängt.

Der Papst saß an einem mit rothem Sammt überbreiteten Tisch, auf dem viele Schriftstücke und Bücher lagen. Sein Kleid war ein weißer Talar, ohne irgend ein anderes Abzeichen.

Es macht einen eigenen Eindruck, vor dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche auf Erden zu stehen. In Blitzesschnelle zog jetzt an mir der Gedanke vorbei: Was für bittere Erfahrungen sind an diesem ehrwürdigen Haupte vorübergegangen, wie viele bittere Tage hat Pius für seine reich gespendete Liebe geerntet! Undank der schändlichsten, bittersten Art ist ihm zu Theil geworden. Und doch, ob auch sein Vertrauen erschüttert worden, der Geist der Liebe und Versöhnlichkeit ist nicht von ihm gewichen, und Liebe und Versöhnlichkeit waren ihm Schwert und Schild, und mit diesen Waffen hat er über seine Feinde einen geistigen Sieg errungen, der in seinen Folgen nicht berechnet werden kann.

Da stand ich nun vor dem Manne, dessen Namen ich seit zehn Jahren (Pius wurde zum Papst gewählt 1846) tagtäglich in dem

Kanon der heiligen Messe vor dem Altare genannt, und sein ganzes Wesen legte beim ersten Anblicke Zeugniß ab, wie auch er seiner anvertrauten Heerde tagtäglich im Gebete gedenkt, sowie diese hinwiederum verpflichtet ist, für ihn zu beten, daß er die Kirche nach Gottes Willen lenke und leite.

Se. Heiligkeit spricht außer der italienischen und lateinischen auch geläufig die französische und spanische Sprache. Das Gespräch wurde lateinisch geführt, und ich weiß nicht, wie es kam, in Einer Minute war es mir, als ob ich diese Konversation längst gewohnt wäre.

Im Benehmen Pius IX. ist ein Zauber von Liebenswürdigkeit; man kann sich davon keinen rechten Begriff machen, wenn man nicht selbst mit ihm gesprochen. Was Se. Heiligkeit sprach, ist mir noch Alles gut erinnerlich; es widerstrebt aber meiner Anschauungsweise — Gespräche, und wären dieselben, wie es hier der Fall ist, auch noch so sehr Zeugen von Urtheil und Geist — in derselben Zeit zu veröffentlichen, in welcher sie geführt worden sind; mir kommt es immer als eine Art Indiskretion vor, nur den Fall ausgenommen, wenn Aeußerungen so allgemein sind, daß spezielle Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart dadurch nicht berührt werden. —

Es mochten seit meinem Eintritt an zehn Minuten verstrichen sein, als ich um den Segen bitten und mich entfernen wollte. Se. Heiligkeit sagte mir: ich möge ein wenig warten, er wolle mir ein Andenken geben. Er stand auf von seinem Sitze, ging in ein anstoßendes Zimmer, kehrte bald darauf zurück und überreichte mir mit vieler Güte und sehr freundlichen Worten ein sammtnes Etui, auf dessen Deckel in Gold sein Familienwappen angebracht ist, und das eine große silberne Denkmünze enthält. Diese hat auf der einen Seite ein sehr gelungenes Bild Pius IX., auf der Kehrseite ist ein Besuch des Papstes bei den Cholera-Kranken im Heiligengeist-Spitale zu Rom im Jahr 1854 dargestellt; bei dieser letzten Veranlassung wurde diese Medaille geprägt. Der Papst steht mit seiner Umgebung mit zum Segen erhobener Hand an einem Krankenbett; unten ist die Inschrift: „Ad sancti spiritus lue laborantes invisit XI. Kal. Sept. A. MDCCCLIV." —

Ich sprach meinen Dank aus, empfing den Segen und zudem noch einen Glückwunsch auf meine Reise. —

Was ich hier geschrieben über die ausnehmende Güte, Freundlichkeit und Versöhnlichkeit im ganzen Wesen Pius IX., das wird Jeder unterschreiben, der je mit dem heiligen Vater gesprochen; darüber herrscht auch in Rom nur Eine Stimme. Man sagte mir von mehreren Seiten: „Wenn Sie zum Papst kommen, werden Sie eine große Freude haben; Sie werden sehen, er ist die lautere Liebe!"

Ich habe dieß Urtheil im reichsten Maaße bestätigt gefunden. —

108. Die Predigten des heiligen Antonius zu Padua.

Am ersten Sonntag in der Fasten des Jahres 1231 entstand zu Padua ein ungemein großes Gewühl. Eine zahllose Menge Volkes eilte zum Stadtthor hinaus, auf ein anstoßendes Feld. Sie schaarte sich rings um den dort aufgerichteten Predigtstuhl und erwartete mit Ungeduld den so sehr beliebten Prediger aus dem Franziskaner-Orden. St. Antonius hatte wirklich die Einsamkeit des Berges Della Verna verlassen und sich geraden Weges nach Padua in das Kloster St. Maria begeben, jedoch nicht mit der bestimmten Absicht, in diesem Jahre die Fasten-Predigten in der Stadt zu halten. Er hatte sogar auf Ersuchen des Kardinals Rinaldo schon angefangen, einige Predigten für die Festtage der Heiligen zu schreiben, so daß ihn genugsame Arbeit beschäftigte. Als aber die Zeit der jährlichen Bußübungen herannahte, konnte er weder seinem Eifer, noch dem Andrange der guten Bewohner Padua's widerstehen. Er ließ sich überreden, noch einmal (und leider! das letzte Mal) die Hungrigen mit dem Worte Gottes zu speisen und Buße zu predigen. Wegen des stets anwachsenden Zulaufes der Einheimischen und Fremden hatte man einen Predigtstuhl im flachen Feld aufgerichtet; denn in Padua war keine Kirche groß genug, eine so zahlreiche Menge zu fassen. Ohne Rücksicht auf die Abnahme seiner Kräfte predigte der Heilige alle Tage. Nach der Predigt gab er stets noch besondere Unterweisungen für jede Classe von Menschen, die ihn um Rath fragten. Die übrige Zeit des Tages brachte er im Beichtstuhle zu, wo er öfter, ohne auch nur einige Nahrung zu nehmen, bis gegen Abend aushielt. Sobald es in den benachbarten Städten bekannt wurde, daß Antonius zu Padua predige, strömte eine fast unzählbare Menge herbei. Viele verließen um Mitternacht ihre Lagerstätte, um vor den Andern am bestimmten Platz zu sein und so den Prediger besser zu verstehen. Handwerker, Bauern, Soldaten, Ritter, Edelfrauen und Kinder, Alle gingen mit. Selbst Diejenigen, welche gewohnt waren, die beste Zeit zu verschlafen und vielleicht niemals die Sonne aufgehen sahen, hatten sich früh aufgemacht, um die tief erbaulichen Unterweisungen des heiligen Predigers zu vernehmen. Unter dieser außerordentlichen Menschenmasse bemerkte man Niemand, der noch prachtvolle Kleider trug; man wußte, daß der Heilige die Kleiderpracht nicht gerne sah, und dieß ganz besonders während der heiligen Fastenzeit; darum richtete man sich durch eine einfache und sittsame Tracht nach seinen ernsten Forderungen. Selbst der Bischof von Padua wohnte mit seiner Geistlichkeit den Predigten des Heiligen bei; dieser ehrwürdige Oberhirt war vollständig über-

zeugt von dem vielen Guten, das St. Antonius mit der hinreißendsten Beredsamkeit unter seiner Heerde stiftete; darum wollte er auch im leuchtenden Beispiel seinen Untergebenen vorangehen, damit diese, gleich ihm, mit ausdauerndem Eifer den Belehrungen des Heiligen anwohnen möchten. Wenn er predigte, waren die Zuhörer, oft wohl dreißigtausend an der Zahl, so aufmerksam, daß die tiefste Stille herrschte und man nicht das geringste Geräusch vernahm. Während der Predigt blieben alle Läden geschlossen und die Straßen erschienen so einsam, daß Padua als eine ausgestorbene Stadt zu erachten war. Wenn Antonius nach vollendeter Predigt in seine Wohnung zurückkehrte, folgte ihm das ganze Volk auf seinen Schritten nach; Alle wollten ihren Lehrer und Führer zum Heil in der Nähe anschauen und ihn sogar anrühren; Diejenigen, die ihm zunächst sich befanden, schnitten Stücklein aus seinem Kleid, und man bewahrte sie wie einen kostbaren Schatz. Noch niemals vielleicht hatte der Heilige einen solch vollkommenen Sieg über die Hölle davongetragen, als hier. In einer Stadt wie Padua, wo das Sittenverderbniß nach und nach so allgemein geworden, mußte die Gnade des Herrn, welche den Antonius stets begleitete, ohne Zweifel vielen Widerstand erfahren. Es war aber doch nicht so. Wer den gottbegeisterten Prediger hörte, beugte sich vor der Siegsgewalt seiner Worte und that Buße und besserte sich. Mit Antonius kam die Heiligung der Menschen wieder nach Padua. —

109. Eine Theater- und Roman-Frage.

Eine Hofdame fragte den berühmten Prediger Louis Bourdaloue: „Hochwürdiger Herr, sagen Sie mir — ob es Sünde ist, in's Theater zu gehen und Romane zu lesen?“ Und der Mann der strengen Zucht aus dem Jesuiten-Orden erwiederte gemessen: „„Das müssen **Sie** mir sagen!““ —

110 — 115. Der gute Hirt.

(Geschildert vom heiligen Alphons von Liguori.)

1. Paul Caffaro ward am 5. Juli 1707 in dem Weiler Cafari, der zum Bisthum Cava gehört, von frommen und ehrbaren Eltern geboren.

Groß war schon und hervorleuchtend Paul's Sittsamkeit, als er noch ein Knabe war. Dreizehn Jahre alt wählte er den geistlichen Stand und trat in ein Seminar ein, wo er so auferbaulich lebte, daß der Rektor desselben, Dante della Monica, zu sagen pflegte: „Wenn ich diesen Jüngling anblicke, so fühle ich mich zu

Gott hingezogen, und werde jedesmal innerlich ganz gerührt!" Deßhalb bestimmte man ihn zum Aufseher über seine Mitschüler, und gewissenhaft oblag er diesem kleinen, aber schweren Amte. — Wenn die Seminaristen ihren Rektor um die Erlaubniß baten, auswärts irgend einem Fest oder sonst einer Erholung anwohnen zu dürfen, dann antwortete er: „Wenn Paul euch hinführen will, so könnt ihr hingehen!" — Als sie eines Tages während eines Hochamtes in der Klosterkirche von Preato eine Messe gesungen und es darüber spät an der Zeit geworden, wollten die Klosterfrauen die sämmtlichen Schüler zum Tische behalten; man schickte einen Boten zum Rektor, und dieser schrieb zurück: „Ich überlasse Alles dem Paul; will er mit ihnen dableiben, so bin ich's zufrieden." — Eine solche sittliche Festigkeit, verbunden mit Klugheit und bescheidenem Wesen, offenbarte sich in diesem Knaben. — Als sein Vater gestorben und der Pfarrer beim offenen Sarg zu der Mutter tröstend gesprochen: „Ihr habt jetzt einen Heiligen im Himmel!" rief Paul in höchster Begeisterung aus: „„Ich will auch ein Heiliger werden, um dereinst in den Himmel zu kommen!"" — An jeglichem Festtage begab sich dieser fromme Seminarist in die Dörfer umher, um die kleinen Kinder und die unwissendsten und verlassensten Menschen im Katechismus zu unterrichten und sie mit sanftester Hand zu dem lieben Heiland hinzuführen; er trug auch Sorge, daß die übrigen Seminaristen ein Gleiches thaten. —

Paul empfing später die Priesterweihe, und in einem Alter von acht und zwanzig Jahren wurde er zu Cava, dem Bischofssitze, an der St. Peterskirche als Pfarrer angestellt. —

2. Groß war seine Liebe zum Gebet. — Oft sah man ihn, während des Tages, mitten in seinem Zimmer auf den Knieen liegen und beten. — Wenn er zuweilen mit anderen Geistlichen in einem stillen Waldesgrund lustwandelte, suchte er sich von der Gesellschaft abzusondern, flüchtete hinter einen breitstämmigen Baum, sank dort in die Kniee und fing an, recht inbrünstig zu beten. Er pflegte hierüber zu sagen: „Gott ist ja allenthalben!" — Vier Stunden brachte er täglich im Gebet vor dem Hochwürdigsten Gute zu, zwei am Tage und zwei in der Nacht. Er führte gleichfalls den segensreichsten Gebrauch ein, daß die Schulkinder an jedem Donnerstag-Morgen das Allerheiligste besuchten und dort beteten und betrachteten, auch mußten die Größeren in jedem Monat Einmal gemeinschaftlich die heilige Kommunion empfangen. — Man darf behaupten, daß die Liebe zum Gebet die heftigste Leidenschaft, aber auch die höchste Seligkeit dieses frommen Priesters gewesen. — An einen Geistlichen schrieb er: „Ohne Gebet und ohne Demuth kann der Mensch sich nicht einen Augenblick im Eifer des Guten und in der Gnade erhalten. Demuth,

stete Demuth! Gebet, unaufhörliches Gebet! Wer bittet, der empfängt! Bleibe nur immer ein Bettler an der Pforte der göttlichen Barmherzigkeit! Bringe wenigstens nur Eine Stunde den Tag im Bittgebete zu! Ich wünsche dir von Herzen den Geist des Gebets; ohne Gebet kommst du nie zum Ziele des Heils; wenn du nur betest, so gelangst du gewiß dahin! Ich bitte dich, höre nie auf mit dem Gebet! Es ist das erste, das zweite, das dritte und das letzte Mittel, um seines Siegs über die Welt und ihre Versuchungen gewiß zu sein!" —

3. Groß war seine Liebe zum Predigt-Amte. — Er sprach mit wunderbarem Eifer und Geist und alle seine Vorträge machten einen außerordentlichen Eindruck, weil sie die Frucht seines andauernden Gebets gewesen. — Er predigte nicht nur, so oft er konnte, in der Pfarrkirche, sondern er begab sich auch in der Umgegend von einer Kapelle in die andere, um den armen Leuten, die nicht in die Pfarrei kommen konnten, durch Unterricht das Brod des Lebens zu reichen. An den Festtagen ging er des Tags über, mit dem Kreuz in der Hand, von einem Weiler zum andern, und sah hauptsächlich in den Schenken und an sonstigen verdächtigen Orten nach, um daselbst durch sein väterliches Wort etwa irgend eine Sünde verhindern zu können. Des Abends pflegte er, selbst im Winter, erst zwei bis drei Stunden nach Sonnenuntergang heimzukehren und ermahnte noch auf dem Wege durch kurze Anreden das Volk an die ewigen Wahrheiten und die göttlichen Strafgerichte, um Jene, die sich etwa im Stande der Ungnade Gottes befänden, dadurch aufzuschrecken. Ein Edelmann schimpfte ihn hierüber und höhnte ihm zu: „Du bist ein Narr!" Paul aber entgegnete: „Nein, mein Herr, wer seine Pflicht thut, ist kein Narr; ich thue aber meine Pflicht, wenn ich den Seelen, die mir anvertraut sind, zu Hilfe komme!" — Seine Lieblings-Predigt, welche so sehr zur Nachfolge Jesu die Zuhörer begeisterte, blieb die Unterweisung über das Wohlgefallen Gottes; ein Wort, das er oft auf den Lippen, und das er immer auf ein Blatt Papier geschrieben auf seinem Tische vor sich liegen hatte: „Das Wohlgefallen Gottes! Il gusto di Deo!" —

4. Groß war auch seine Hirten-Sorge für Beichtkinder, Kranke und Sterbende. — Bezüglich des Beichthörens zeigte sich seine Gewissenhaftigkeit so emsig — um jedem Pfarrkinde schnell zu dienen — daß der Sakristan ihn häufig am Morgen, wenn er die Kirche öffnen wollte, schon auf den Knieen vor der Kirchenthüre fand, wo er manchmal schon zwei bis drei Stunden wartete; nie geschah es, daß der Sakristan früher als er selbst gekommen wäre. An den Vorabenden hoher Feste verließ er die Kirche gar nicht, sondern blieb im Beichtstuhle die Nacht hindurch, wo er mit Mühe nur ein wenig

schlummern konnte. Als man einmal bei einer Mission eine Uhr ohne Wecker hatte, so durchwachte er mehrere Stunden der Nacht, um seine Mitbrüder zur bestimmten Zeit wecken zu können, damit ja rechtzeitig das Beichthören beginnen möge. — Um in der Lage zu sein, den Kranken, wenn er zu ihnen gerufen würde, schneller beizustehen, schlief er des Nachts in seinen Kleidern, so daß er allaugenblicklich des Dienstes gewärtig erschien. Zuweilen geschah es, zum großen Erstaunen Derer, die ihn holten, daß sie ihn schon bei der Hausthüre fanden, als ob er vorhergewußt, daß man ihn eben rufe, indem er ihnen mit der Antwort entgegenkam: „Da bin ich, laßt uns gehen!“ — Zu Mocera rief man ihn einst zu Einem, der bereits im Sterben liege und noch sehnlich nach den Tröstungen der Religion verlange. Paul eilte dahin ohne Hut, Mantel und Schuhe, und unterwegs zog er sogar auch noch die Pantoffeln aus und trug sie in der Hand, um ja recht schnell dem Sterbenden die heilige Wegzehrung zu reichen; und er kam nicht zu spät. —

5. Groß war auch seine freiwillige Armuth. — Er trug, um dem süßen Jesus in den Armen dienen zu können, der Art abgenutzte Kleider, daß sein Bruder sich schämte, neben ihm herzugehen, und ihm bittere Vorwürfe machte. — „Ich bin ein Armer Christi,“ sagte er einmal, „und kein Armer sammelt Vorräthe!“ In einem seiner Gedenkbücher fand man diese Stelle: „Ich muß mich mehr fürchten, reich zu sein, als Armuth zu leiden; ich muß die Armuth mehr lieben, als die Weltleute ihre Reichthümer lieben!“ — Hatte er selbst nichts mehr zu verausgaben, da nahm er einen Sack auf den Rücken und ging umher und sammelte Brod, das er dann im Namen Jesu huldreich den Armen austheilte. Thränen des Dankes glänzten als Diamanten auf manchem dieser Brodstücklein! — In seiner letzten Krankheit, da er schon die Sprache verloren hatte, bemerkte er an der Wand seines Zimmers eine silberne Uhr; da er jedoch nicht mehr reden konnte, so bemühte er sich, durch Zeichen anzudeuten, man solle diese Uhr hinwegnehmen, da sie gegen die heilige Armuth sei; aber der Geistliche, der ihn pflegte, antwortete ihm: daß sie nur dazu diene, die Stunden, an denen er Arznei einnehmen müsse, zu ordnen, worauf er sich beruhigte. Einmal flüsterte er noch leise in Bezug auf sich selbst: „Nichts, nichts, gar nichts!“ —

6. Stets hatte er auch die Vorbereitung fürs Sterben im Sinne. — Er befolgte deßhalb den väterlichen Rath des heiligen Augustinus: „Gehet, ihr Jünglinge, gehet, ihr Greise, zu den Gräbern eurer Väter!“ und ging beinah an jedem Tag auf den Kirchhof, wo er, umgeben von Todtengebeinen, Stunden lang Betrachtung über die letzten Dinge des Menschen, und ganz besonders über die Seinigen,

hielt. Zuweilen nahm er das Skelet seines verstorbenen Vaters, der dort seine Ruhestätte hatte, in die Hand und rief: „O mein Vater, wie bist du doch so leicht geworden!“ — Als man sich einmal über sein langes Umherwandeln auf dem Kirchhof höchlich verwunderte, entgegnete er: „Ich könnte daselbst mein ganzes Leben zubringen, denn überaus heilsam dünkt mir der Blick hinab in die Gräber, hinauf in die Ewigkeit und hinein in die arme Seele zu sein!“ — Ebenso unterließ Paul es nie, mit einem andern guten Priester, mit dem er zusammenwohnte, nach der Rückkehr vom Gottesacker etwa eine Stunde lang über den Tod zu betrachten, und Beide hielten sich dann in den Winkeln des Zimmers auf solche Weise still, als ob sie bereits Gestorbene wären. Sein Ruf endlich: „O Tod! o Ewigkeit! o Rechenschaft!“ weckte sie aus ihrem ernstesten Verstummen. — Auch begab er sich von Zeit zu Zeit mit dem Volk auf den Gottesacker, wo er, Todtengebeine in der Hand haltend, die ergreifendsten Predigten über die Hinfälligkeit und Verachtung alles Irdischen hielt, daß man im Herzen die Schauer der Ewigkeit gleichsam schon vorherempfand. Man hörte ihn einmal ausrufen: „Wir müssen mit dem Tode kämpfen, wenn wir heilig werden wollen, wir müssen fortwährend und immer Todesangst ausstehen, und darauf bedacht sein, uns in Allem abzutödten, im Essen, im Trinken, im Sitzen, im Schlafen, ja in allen Dingen! Es gilt die unsterbliche Seele zu retten in Gott. Erwägen wir, daß Alles hienieden ein Ende nimmt, die Ewigkeit aber nie! Denken wir an Das, was wir in der Stunde unseres Todes wünschen werden, unser Leben hindurch gethan zu haben!“ — Ein Grundsatz, welchen Der nur verwirklichen wird, der, wie Paul, Gott sich wirklich und gänzlich aufgeopfert hat. —

Obgleich Paul so sorgfältig die Pflichten eines Pfarrers erfüllte, so ward er dennoch furchtbar von Gewissensängsten gequält, weil er fortwährend fürchtete, er thue dennoch nicht seine Pflicht. Er legte darum sein Amt nieder und trat im Jahre 1740 als Ordensgeistlicher in die „Versammlung des allerheiligsten Erlösers.“ Und als die Einwohner des Bisthums Cava dieß vernahmen, riefen sie den Ordensgeistlichen zu: „O Gott, was habt ihr gethan, ihr habt uns einen Heiligen, einen Apostel geraubt!“ —

Mit himmlischem Frieden erfüllt, die Augen auf das Crucifix geheftet und umgeben von seinen weinenden und ihn segnenden Mitbrüdern, verschied er am 3. August 1753. Als ihm die Todtenglocke geläutet wurde, flossen um ihn viele, viele Thränen. „Lasset uns noch einmal den Heiligen sehen!“ rief die allgemeine, schmerzdurchdrungene Sehnsucht der Gläubigen. Auch haben Viele nach seinem Tode durch Berührung seiner Reliquien wunderbare Gnaden erlangt. —

116—119. Muth und Kraft im Amts-Eifer.

Der vieljährige Pfarrer des Klosters Einsiedeln in der Schweiz — P. Isidor Moser, geboren 1739 im Städtchen Rheinau des Kantons Zürich, besaß eine ganz ungemeine Kraft des Geistes, die sich in einem scharfen durchdringenden Verstand und in einer allen Hindernissen trotzenden Stärke des Willens offenbarte. — Davon einige Beispiele! —

1. Es war einst Jahrmarkt zu Einsiedeln, und unter den verschiedenen Unterhaltungen, die dem schaulustigen Volke reichlichst von fahrenden Künstlern geboten wurden, gefielen besonders die Bilder in einem Guckkasten den Kindern. Unter diesen Bildern befanden sich aber auch einige unsittliche Bilder. P. Isidor hört dieß mit Entsetzen, eilt nach dem Guckkasten, überzeugt sich von dessen sittenverderbendem Inhalt, und ohne ein Wort zu reden, stieß er mit seinem langen Stock unbarmherzig durch das Glas und mitten in die Mechanik und die Bilder hinein, gemessensten Tons dem Guckkasten-Manne bedeutend: „So etwas gehört nicht in die Nähe des Klosters Einsiedeln, am allerwenigsten vor das Auge der unschuldigen Kinder!“ Der Fremde wandte sich mit Beschwerden an die Polizei, die Polizei aber meinte, es sei von ihrer Seite mit dem Pfarrer Moser nicht viel anzufangen, und rieth ihm, er möge sich unmittelbar an den Pater selbst wenden. Der Mann that es und klagte dem P. Isidor, wie nun mit dem Guckkasten sein einziger Erwerb ihm geraubt und wie er jetzt ein armer geplagter Mann sei. Der Pfarrer wiederholte noch einmal sein ernstes Lehrwort und fragte dann den Betrübten: „Was kostet denn Euer Guckkasten.“ — „„Wenigstens zwei Thaler, Herr Pfarrer!““ — „Da habt Ihr vier; aber kommt mir ja nicht wieder mit solch abscheulichen Figuren!“ —

2. Ein anders Mal sah er, daß junge Leute unter dem Gottesdienste Kegel schoben. Gelassen ging er hinaus bis auf den Kegelplatz, dann mußte ihm eine Frau, die eben in der Nähe stand, eine Axt und einen Korb holen. Als dieß geschehen, nahm er geradezu einen Kegel um den andern, zerhackte ihn und warf die Stücke in den Korb. Nachdem die mühsame Arbeit zu Ende gebracht, sagte er zu der Frau: „Ihr könnt nun den Korb und die Axt wieder mitnehmen, und das Holz verbleibt Euch für Eure Mühe!“ — Die jungen Leute, gebannt von Ehrfurcht gegen den ernsten Diener Gottes, verstanden die Lection, schwiegen, gingen und spielten fortan nie mehr in der Zeit, während welcher der öffentliche Gottesdienst abgehalten wurde. —

3. Zu Einsiedeln führten die jungen Leute wiederholt ein Schauspiel auf, das nichts weniger als eines erbaulichen Inhaltes gewesen. P. Isidor hielt eine sehr ernste, jedoch väterlich wohlwollende Rede

gegen dieses sittenwidrige Gebahren. Mehrere Jünglinge, die des Priesters schwertscharfe Rüge von der Kanzel herab zumeist getroffen, verschworen sich gegen sein Leben. — Hierauf faßte der Mann Gottes einen Entschluß, der nicht nach gewöhnlichem Maßstabe gemessen, sondern als Beweis eines außerordentlichen Muthes und Eifers betrachtet werden muß. Er ging nämlich ohne Hut und Stock und mit entblößter Brust durch die große Dorfgasse und machte Halt vor dem Hause, in welchem eben die nichtswürdige Gesellschaft der Verschwornen sich zusammengefunden, betete, öffnete dann die Thüre und rief furchtlos den Verbündeten drinnen zu: „Da ist nun der Isidor; ein Paar Unzen Pulver und ein Paar Loth Blei — und der Isidor ist nicht mehr!“ — Das Außerordentliche dieser That bewältigte mit Schauer und Entsetzen die jungen Wüstlinge, das sittenlose Schauspiel wurde nicht mehr aufgeführt und die seither Verirrten kehrten zur heilsamen Zucht und Sitte zurück. —

4. Von dem originellen Charakter dieses verdienten Mannes wird noch Mancherlei erzählt. — Einst kam ein Knabe zu ihm, der bitterlich weinte und jammerte: „Wenn mein Vater nicht wenigstens Eine Duble (Louisd'or) bis heute Abend erlegt, so wird ihm seine Kuh hinweggenommen!“ Isidor antwortete: „„Ich kenne deinen gottesfürchtigen, fleißigen und haushälterischen Vater, und weiß, daß ihm mit Einer Duble nicht geholfen ist! Sieh', da sind Zwei!““ —

Ueber den Zweig seines Wirkens, da er die Oekonomie des Stiftes Einsiedeln zu verwalten hatte, pflegte er zu sagen: „Hätte ich während meiner Verwaltung so viel vorgeschlagen als ich rückgeschlagen, so wäre ich wohl der größte Statthalter, den je das Stift Einsiedeln gehabt hat!“ —

Die Heiterkeit des Geistes verblieb diesem besonders in den Revolutions-Stürmen schwer geprüften Manne bis zum Grabe; denn als der Tod an seine Zelle klopfte, sah er ihm ruhigen Blicks in sein Angesicht. — Man holte den Arzt; und als dieser kam, bemerkte P. Isidor: „Was wollt Ihr hier? Ein Sterbender braucht keinen Doktor mehr!“ — Da in jenen Tagen große Kälte einfiel, sagte er: „Der Isidor wird eine kalte Fahrt haben in die andere Welt hinüber!“ — Einem unberufenen Tröster rief er zu: „Der Isidor will jetzt allein mit Gott sein! geht!“ — Am liebsten ließ er sich in den letzten Tagen von einem jungen Mönch aus der Apokalypse des heiligen Johannes vorlesen. „O wenn der Vorhang aufgeht!“ frohlockte er in dieser Zeit oft. — Mit allen Tröstungen der heiligen Religion versehen, schlummerte er hinüber am 28. Januar 1826, sieben und achtzig Jahre alt, und zwar in der Octav-Feier des heiligen Meinrad. —

Ach, wer mit sieben und achtzig Jahren noch ruhig und geistvoll mit dem Tode scherzt, wie P. Isidor Moser gethan, der muß eine gute Tugend-Schule durchgemacht und einen leichten und sichern Weg zum Himmel gehabt haben! —

---

120 und 121. Sanftester Umgang mit Irrsinnigen.

Menschen aller Art, die von einer fixen Idee gepeinigt wurden, oder ganz verrückt waren, nahmen ehedessen ihre Zuflucht zu dem frommen Johann Michael Sailer, damals Professor der Theologie zu Dillingen, oder wurden zu ihm gewiesen. Er gewann ihr ganzes Zutrauen und wußte auf ihr Gemüth zu wirken, wie sonst Niemand in ihrer Umgebung.

1. Unter diesen Unglücklichen war Pfarrer Metzger von Wörnitzstein der merkwürdigste. Er war ein Mann von seltenen, ja außerordentlichen Gaben. Schon als Noviz des Ordens der Gesellschaft Jesu trat er eines Morgens in das Museum, den Studirsaal, und rief: „Höret einmal! Heute Nacht starb Herr Rektor zu **“ Er nannte die Namen, die ganz genau verstanden wurden. Seine Mitnovizen glaubten ihm nicht, zumal man erst kürzlich Nachricht erhalten hatte, der Rektor befinde sich gesund und wohl. Sie hielten Metzger's Nachricht für eine seiner seltsamen Einbildungen, die sie an ihm hie und da bemerkt zu haben meinten. Metzger aber sprach: „Glaubt mir, es ist so; ich sah heute Nacht seine Seele, von vielen Lichtern umgeben, zum Himmel fahren.“ Nach etwa acht Tagen kam von dem viele Meilen weit entfernten Orte die Nachricht, der Pater Rektor, der ein sehr frommer, heiligmäßiger Mann gewesen, sei in eben dieser Nacht wirklich gestorben. —

Als Metzger bereits Pfarrer war, traf er auf dem Feld einen Bauer, der eben ackerte und seinem Nachbar mehrere Furchen abackerte. Es ist zu verwundern, wie Metzger, der sich mit solchen Dingen nie beschäftigte, diesen Betrug sogleich erkannte. Er sprach: „Wenn du die abgestohlenen Furchen nicht wieder zurückackerst und die Grenze nicht wieder herstellest, so wird Gott dich nach wenigen Tagen mit jähem Tode bestrafen.“ Der Mann verlachte ihn. Nach einigen Tagen aber kam der Mann durch einen unerwarteten Unglücksfall plötzlich um das Leben. —

Metzger gerieth — vielleicht auf seine seltenen Gaben eitel und eingebildet — auf die höchst seltsame Einbildung, er sei Papst.

Das bischöfliche Ordinariat bekam Kunde davon, und wollte ihn von der Pfarrei absetzen. Allein Abgeordnete der ganzen Pfarrgemeinde erschienen vor dem Ordinariate und erklärten: „Ihr Pfarrer

sei in allen amtlichen Verrichtungen, besonders auf der Kanzel und am Krankenbette, so vortrefflich, daß sich im ganzen Dekanate kein besserer befinde." Metzger blieb an seiner Stelle, jedoch erhielt der Dekan den Auftrag, ihn sorgfältig zu überwachen. —

Eines Tages nun trat Pfarrer Metzger zu Sailer, den er noch von den Studienjahren her sehr wohl kannte, ganz unerwartet mit einem großen Packe Akten, den er selbst zusammengeschrieben hatte, in das Zimmer und sprach zu ihm: „Nun muß meine Sache ausgehen. Unser Bischof, der Kurfürst von Trier, befindet sich eben jetzt hier. Wenn er mich als den heiligen Vater anerkennt, so soll er der Erste sein, den ich selbst consekrire." Sailer sah in seiner Weisheit wohl ein, daß solche fixe Einbildungen sich nicht sogleich geradezu bestreiten lassen. Er sagte bloß, den Kurfürsten sogleich zu sprechen sei unmöglich, suchte aber den Gedanken des Irrsinnigen eine andere Richtung zu geben. Er bat den Professor Zimmer, der zugleich Pfarrer in Steinheim, nicht weit von Dillingen, war, auf das Fest Mariä Himmelfahrt, das nach zwei Tagen einfiel, den Pfarrer Metzger zum Predigen einzuladen. „„Ei!"" rief Zimmer, nach seiner Art den Kopf schüttelnd, „„darauf werde ich nie eingehen, einen Narren meine Kanzel besteigen zu lassen."" Sailer versicherte ihn, der Prediger werde gewiß eine gute Predigt halten. Zimmer willigte ein. Metzger predigte von den Leiden dieser Zeit, die, wenn wir sie geduldig ertragen, uns eine ewige Seligkeit bringen. Alle Augen zerflossen in Thränen; kein Auge blieb trocken.

Am Tage darauf fand in Dillingen eine akademische Feierlichkeit, eine Art Disputation Statt, bei der vorzüglich die hebräische Sprache abgehandelt wurde. Viele Geistliche, besonders dieser Sprache kundige aus den Klöstern weit umher wurden eingeladen. Es war auch für eine anständige Mahlzeit gesorgt. Bei dem Tische der Professoren fanden nicht Alle Platz; Viele, auch Metzger, speisten an dem Tische des Regens in dem päpstlichen Alumnate. Alle Gäste schauten neugierig auf den Pfarrer Metzger, als auf einen Narren. Allein während der Tischgespräche zeigte Metzger so viele Einsicht, so viele Menschen- und Weltkunde, und wußte so viele, ganz dem Gespräche gemäß witzige Anekdoten vorzubringen, daß Alle gestanden: „Pfarrer Metzger ist gescheidter, als wir Alle."

Sailer hatte ihn so weit gebracht, daß er davon abstand, vor dem Kurfürsten zu erscheinen, und daß er Allem, was seine Einbildung, er sei Papst, aufregen konnte, sehr geschickt auszuweichen wußte. Allein wenn eine solche Veranlassung zu unerwartet kam, so verfiel er doch wieder in die alte Thorheit. Als er mit den Gästen aus dem Speisesaale trat und die Alumnen draußen im

Hofe umherstanden, sprach der Regens zu ihm: „„Sehen Sie, diese sind die päpstlichen Alumnen."" — „Ach," rief Metzger mit erhobenen Händen, „daß sie doch einmal ihren wahren Vater erkennen möchten!"

Sailer wußte den Mann so zu beruhigen, daß er nach einem Paar Tagen, ohne den Kurfürsten gesprochen zu haben, gefaßt und vergnügt abreiste. — Von dieser Zeit an hörte man nicht mehr, daß er seine abenteuerliche Einbildung gegen Jemand geäußert habe; ob er sie ganz aufgegeben, weiß man nicht. Sein Pfarramt aber verwaltete er so, daß seine Gemeinde sich glücklich schätzte, ihn zum Seelsorger zu haben. Ueberall umher, auch von dem bischöflichen Ordinariate, wurde er als einer der würdigsten Pfarrer sehr geachtet. —

2. Der Pfarrer Plättler zu Palmertshofen war ein sehr achtenswerther Geistliche. Er hatte längere Zeit einen Prozeß wegen des Zehnten der Pfarrei führen müssen, und verlor ihn. Darüber wurde er verrückt. Er verfiel von Zeit zu Zeit in einen totalen Wahnsinn, der in Heftigkeit ausbrach. Der Unglückliche gehörte der geistlichen Genossenschaft an, welche der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser zur Bildung und steter Erhaltung würdiger Geistlichen gegründet, und zu diesem Zweck in mehreren Städten Seminarien errichtet hatte. Ein solches Seminar befand sich auch in Dillingen. Studirende, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, wurden nach vorhergegangener Prüfung aufgenommen, erhielten unentgeltliche, gute Verpflegung, besuchten die theologischen Vorlesungen der Universität, mußten sich aber verbindlich machen, wenn sie einmal eine feste Anstellung haben würden, das Institut mit Beiträgen zu unterstützen, zur Ferienzeit einen Seminaristen in ihr Haus aufzunehmen und zu dessen weiterer Bildung beizutragen. Aus diesem Seminar, wie aus vielen anderen der Genossenschaft, gingen sehr wichtige Männer hervor, z. B. Professor Weber, nachmals Generalvikar und Domdekan zu Augsburg. Dieser geistlichen Verbrüderung gehörte auch Plättler an.

Sobald der Regens des „Bartholomäer-Seminars," wie man es nannte, von der Verwirrung des guten Mannes hörte, traf er Anstalt, daß derselbe in das Seminar gebracht wurde. Allein die Anfälle von Wahnsinn waren zu Zeiten so heftig, daß er sich zu entleiben drohte. Man mußte ihn bei Tag und bei Nacht bewachen. Weder der Regens, noch Andere im Seminar konnten ihn besänftigen. Sie nahmen ihre Zuflucht zu Sailer. Nur gegen Diesen zeigte Plättler Ehrfurcht und das größte Zutrauen; nur Dieser wußte ihn zur Ruhe zu bringen. —

Eines Tages stand der unglückliche Mann plötzlich von dem Tisch, an dem er gemeinschaftlich mit dem Regens und den Semi-

naristen speiste, auf und ging eilig hinaus. Der Koch kam erschrocken und blaß herein und rief: „Er hat das größte Küchenmesser vom Herde genommen und ist damit die Stiege hinaufgerennt. Ich fürchte, er will sich ermorden."

Der Regens und alle Seminaristen eilten ihm nach. Der Wahnsinnige hatte, sehr schlau, in einer Ecke des Hausgangs eine solche Stellung genommen, daß man ihm nicht in den Rücken kommen konnte, erhob mit grimmigen Blicken das Messer und schrie: „Den Ersten, der sich mir naht, stoße ich nieder!"

Man wußte sich nicht zu helfen und schickte zu Sailer. Er kam, ging mit der ihm eigenen Freundlichkeit auf ihn zu und sprach zu ihm: „„Was hat man mit Ihnen vor? Will man Ihnen etwas zu Leide thun? Ich komme, Ihnen beizustehen.""

„Hier," rief der Irrsinnige, und deutete auf eine Thüre, „in diesem Zimmer da sind Spitzbuben, die wollen mich umbringen."

„„Ist's nur das!"" sagte Sailer lächelnd, „„die will ich gleich verjagen. Geben Sie mir nur das Messer!"" Sailer hatte den Arm des Rasenden sehr vorsichtig zu fassen gewußt, um nöthigen Falls sich sicher zu stellen.

Plättler gab ihm willig das Messer, und der schauerliche Auftritt, der ein blutiges Ende hätte nehmen können, war vorbei. Sailer blieb eine Stunde lang bei ihm und beruhigte ihn gänzlich. —

---

122. Ein eigener Mann.

Joseph Schmid, ein Bruder des berühmten Schriftstellers Christoph von Schmid, kam in seiner Jugend ob seiner schönen Stimme als Singknabe in das Dom-Chor zu Augsburg, und wurde hier von den Jesuiten erzogen und gebildet. In der Folge übertrug man ihm in seiner Vaterstadt die Stelle eines Cantors und Predigers an der Stadt-Pfarrkirche.

Joseph Schmid war ein überaus frommer, aber dabei ein eigener Mann. Er trug stets ein weites, priesterliches Kleid, einen langen Stab und einen breiten Hut. — Sein einziges Vergnügen bestand in Musik und in einem Staar, der, wenn er Klavier spielte, auf dem Notenpulte saß und mitmusicirte. Der vortreffliche Sänger componirte auch sehr schöne kirchliche Lieder. — Außer der heiligen Schrift und den Kirchenvätern las er in der Regel kein Buch. — Man sah ihn nirgends als in der Kirche und in den Häusern der Kranken und Armen. — Im Sommer und Winter verließ er schon vor vier Uhr das Bett, und sein erster Gang führte ihn zur Kirche, um da sein Brevier zu beten. Er hatte aber die Gewohnheit, auf dem Wege dahin

laut zu beten; die Arbeiter und Handwerker, welche in den Gassen wohnten, durch die er ging, nannten ihn deßhalb nur „ihre Uhr;" sie sagten: „Jetzt ist es Zeit aufzustehen; der Herr Cantor betet schon durch die Straße!" — Von seinem kleinen Einkommen behielt er nur das zum Leben Nothwendige; alles Uebrige schenkte er den Armen. — An einem bestimmten Wochentage las er in der eine halbe Stunde von Dinkelsbühl entfernten Kapelle, in der er oft als Knabe einem der Kloster-Geistlichen ministrirt hatte, die heilige Messe. So oft er dort hinkam, harrte bereits eine Schaar Armer auf ihn, denen er Brod austheilte, das er jedesmal in den Säcken seines geistlichen Gewandes mitzunehmen pflegte. Einst hieß er den Bauer, der ihm einen Wagen Besoldungs-Holz brachte, und dem er zufällig auf der Straße begegnete, vor das Haus eines armen Familienvaters fahren und das Holz dort abladen. Als seine Mutter, die ihm den bescheidenen Haushalt führte, darüber klagte, daß der Bauer das Besoldungs-Holz nicht bringe, sagte er: „Das Holz hat schon seinen Herrn; man soll mir nur weniger einfeuern!" — An einem bestimmten Tag im Jahre führte er eine große Anzahl katholischer Einwohner aus Dinkelsbühl in Prozession vier Stunden weit auf den schönen Berg bei Ellwangen. Sobald er die zwei Thürme der Wallfahrts-Kirche, vom Morgenlichte beleuchtet, aus den Spitzen der Tannenwälder hervorragen sah, kniete er sich mit den Wallfahrern nieder und betete das „Salve Regina." In der Kirche angekommen, predigte er, hielt das Hochamt und hörte Beichte. Erst dann genoß er Etwas. Unter Gebet und Gesang begleitete er den Zug wieder nach Haus. — Als er schwer erkrankte, verlangte er sehnlichst nach seinem Bruder. Christoph reiste sogleich mit seiner Schwester nach Dinkelsbühl. Er traf seinen Bruder Joseph tödtlich krank, aber so heiter und innerlich freudig, daß ihm dieß auffiel. Er fragte, wie er bei seinem Zustande doch so heiter sein könne? Und Joseph erwiederte: „Lieber Christoph, ich habe den ganzen Tag mit unbeschreiblicher Sehnsucht auf dich gewartet und habe unaufhörlich zu Gott gefleht, er möge mir die Gnade gewähren, dein Angesicht auf dieser Welt noch Einmal zu sehen. Gott hat meine Bitte erhört, und ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß ich in der Gnade Gottes bin und darin sterben werde! — Das ist die Ursache meiner großen Fröhlichkeit!" — Eine Stunde nach der Ankunft Christoph von Schmid's war sein Bruder eine Leiche. — Ersterer sagte nachher noch öfter: „„Nie habe ich ein verklärteres Antlitz im Tode gesehen, als das Angesicht meines guten Bruders Joseph!"" —

Noch jetzt steht dieser fromme Priester bei den Bewohnern Dinkelsbühls in gesegnetem Andenken. —

123. Der Stellvertreter.

Der Pfarrer an der St. Quintinus-Kirche zu Mainz, Amorus Klemm, ein gefeierter Kanzelredner und Katechet seiner Zeit, besuchte einst einen Kranken, der mit einer Nachbarin leider! noch immer in der bittersten Feindschaft lebte.

Er sagte im Verlaufe der seelsorglichen Unterhaltung zu dem Kranken: „Du kannst in jedem Augenblicke des Todes sein; ließest du seither die Sonne über deinem Zorn untergehen, so lasse die vergeltende Ewigkeit über ihm nicht aufgehen! Du mußt dich, als katholischer Christ, innerlich und äußerlich mit deiner Nachbarin aussöhnen! Denk' an die Rechenschaft in dem Gerichte! Denk' an die Vergeltung!"

Der Kranke entgegnete: „„Ja, mein Gott, ich bin zur Versöhnung bereit; aber ich fürchte einen neuen Streit, sobald ich mit dieser meiner Nachbarin nur zu reden beginne!""

„Wenn dir's recht ist," versetzte der Pfarrer, so will **ich** sie in deinem Namen um Verzeihung bitten!"

Der Kranke sprach freudig bewegt: „„Das wäre mir schon ganz recht!"" —

Der Pfarrer ging also geraden Weges zur Nachbarin hinüber, zog höflichst den Hut, grüßte freundlich wohlwollend, und bat demüthig die Nachbarin um Verzeihung. — Das Erscheinen des Pfarrers und sein Thun ging ihr tief zu Herzen, und zwar der Art, daß sie Thränen vergoß und versprach: „„Ich werde dem Kranken sogleich etwas Gutes kochen und selbst es ihm in's Haus bringen — zum Zeichen meiner aufrichtigen Versöhnung!"" —

„Geh' hin und thue, wie du verheißen hast," sprach der Pfarrer hochbeseligt, „und der liebe Gott wird dazu seinen väterlichen Segen geben!" —

---

124. Ein Wort über die religiöse Vorbereitung der zum Tode Verurtheilten.

Der ehemalige Königl. Bayerische Staats-Minister Herr Eduard von Schenk unterhielt sich einmal (im Jahr 1834) mit einem Justizrathe, seinem Freund, über einige wichtige Criminal-Geschichten; und die veranlaßten sie, an dieselben mehrere Betrachtungen über die Sühnung der Verbrechen, vom Standpunkte des Rechtes sowohl, als der Religion und Sittlichkeit aus, zu knüpfen.

Dieß führte denn auch auf die religiöse Vorbereitung der zum Tode Verurtheilten und Herr von Schenk sagte: „In der neuesten Zeit ist in einigen Staaten die alte Sitte, wonach die Verbrecher bis zur Richtstätte von Geistlichen begleitet und auch dort nicht von ihnen verlassen werden, zum Theil aufgehoben wor-

den; wie mir scheint, mit großem Unrecht. Es ist rührend und erhebend, daß die Kirche keinen ihrer Angehörigen aus der Welt des Wahns und des Scheins in die Welt der Wahrheit und des Lichtes hinübergehen läßt, ohne ihn zu diesem für Viele so furchtbaren Schritt mit ihren Tröstungen zu stärken; wenn sie nun diese mütterliche Sorge bei dem Verbrecher verdoppelt, folgt sie darin nur dem Gefühl jeder Mutter, der das schwächste Kind das liebste ist, nur dem Sinn ihres göttlichen Hirten, dem das verirrte und wiedergefundene Schaf mehr am Herzen liegt, als die daheimgebliebenen. Darum sind auch in allen christlichen Ländern zu dem Verbrecher gleich nach verkündigtem Todes-Urtheil immer die Diener der Religion getreten, um sein gebrochenes Herz zu heilen, seinen gesunkenen Glauben zu erheben, seine erloschene Hoffnung neu zu entflammen, vorzüglich aber ihn zu bestimmen, daß er das vom Staate zur Versöhnung der menschlichen Gerechtigkeit ihm abgeforderte Leben mit Freudigkeit, wenigstens mit Muth und Ergebung als Opfer darbringe zur Versöhnung der beleidigten ewigen Liebe. Oft hat diese Sendung fehlgeschlagen, weit öfter ist sie gelungen. Nie aber sollte die Stimme des Geistlichen den Verurtheilten vor dem letzten Todesstreiche verlassen, bis nicht jede Hoffnung, den Verstockten zu bekehren, oder jede Besorgniß vor einem Rückfall des Reuigen verschwunden. Und jene letzte Begleitung will man nun beseitigen? Aus welchem Grunde? Etwa zur Schonung des Verbrechers, für den sie doch oft der letzte Trost und Anker ist, an den er sich noch anklammert, ehe ihn die Wogen des Todes verschlingen? — Oder zur Schonung der Geistlichen, damit sie nicht dem armen Sünder gegenüber auf dem Karren zu sitzen, nicht mithandelnde Zeugen des blutigen Schauspieles zu sein brauchen? Aber für die Diener der christlichen Kirche darf kein Gang zu lästig sein, sie kennen keine äußere, sondern nur eine innere Schmach und der Karren des Verbrechers wird zum Triumphwagen der Religion, wenn sie auf ihm die heiligste und schwerste ihrer Pflichten erfüllt."

„„Auch ich habe,"" versetzte der Justizrath, „„einen Fall erlebt, wo die Begleitung der Geistlichen den Verurtheilten zum wahren Heile gereichte. Vor etwa fünfzehn Jahren hatte ein Soldat einen seiner Kameraden auf heimtückische Weise ermordet und sein rohes Gemüth blieb noch verstockt, als ihm das Todesurtheil verkündet wurde. Allein der Zuspruch des Priesters, vorzüglich auf dem langen Wege zur Richtstätte, erweckte in ihm zuerst eine tiefe Reue und dann ein so großes Verlangen, sein Verbrechen mit dem Tod abzubüßen, daß er die vor ihm hingeworfenen Stücke des über ihn gebrochenen Stabes aufhob und küßte und mit wahrer Freudigkeit und Erhebung das Schaffot bestieg."" —

125 — 128. Der bekehrte Verbrecher.

(Aus: Der Tröster von P. J. Lambillotte.)

1. Ich durchwanderte, so erzählt ein tugendhafter Priester, die verschiedenen Abtheilungen eines Gefängnisses zu P., um den Unglücklichen, welche daselbst eingesperrt werden, die Tröstungen der Religion zu bringen. Ich ging an einem dunkeln Kerker vorüber, wo sich, wie der Führer mir sagte, ein wegen einer schrecklichen Mordthat zum Tode verurtheilter Gefangener befand. Ich ließ mir diese finstere Wohnung des Verbrechers öffnen und sah den Unglücklichen auf einen Haufen Stroh hingestreckt, den Kopf traurig auf die Brust herabgesenkt. Sein ganzes Aussehen verrieth einen durch Kummer und Verzweiflung tiefgebeugten Menschen. Beim ersten Geräusch, das er hörte, erhob er seine Augen zu mir, die mich durch ihr finsteres Feuer und den Ausdruck eines wilden Stumpfsinnes erschreckten. „Was will man von mir?" sagte er und schauderte zusammen. „Bringt man mir die Nachricht, daß ich sterben müsse? Morgen?"

„„Mein Freund,"" erwiederte ich, „„beunruhige dich nicht; ich komme, um dir den Frieden Jesu Christi, unsers Erlösers, zu bringen und dein Herz durch die Hoffnung auf Verzeihung zu trösten.""

„Wie? sollte ich begnadigt worden sein! Hat man meine Strafe verwandelt? Muß ich nicht sterben? O, wenn es so wäre, wie wollte ich versprechen, mein Leben zu ändern und meine Begnadigung zu verdienen..." Und es schien, als ob die Freude seine düsteren Gesichtszüge ein wenig aufheitere.

„„Du hast mich nicht verstanden, mein Freund; ich weiß nicht, wie das Urtheil über deinen Recurs lauten wird; die Begnadigung, von der ich rede, ist jene, die **Gott** stets den reumüthigen Seelen gewährt.""

Durch diese Worte war der Unglückliche aus seiner kurzen Täuschung zurückgekommen und hatte seinen starren und stumpfen Blick wieder angenommen; sein Haupt war wieder auf die Kniee herabgesunken; es schien, als ob er in eine Art von Ohnmacht gefallen sei.

„„Mein lieber Freund! es ist nicht Alles für dich verloren; so lange du lebst, kannst du immer noch Hoffnung haben: dein Schicksal kann gemildert werden; die Vorsehung hat so viele Mittel, um dich aus dem Unglück herauszuziehen. Aber wie auch das Urtheil der menschlichen Gerechtigkeit lauten mag, das Urtheil **Gottes** wird immer günstig für dich ausfallen, wenn du willst. Der Herr will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Kehre also, mein lieber Freund, zu Gott zurück; er ist stets ein

guter Vater; du bist immer sein Kind, und wenn du auch noch so undankbar bist. Wenn du ihn um Verzeihung bittest, wenn du ihm deine Sünden bekennst, so wird er verzeihend dich in seine Arme nehmen, wie er den verlorenen Sohn aufgenommen hat. Du versprächest sogleich, ein anderes Leben zu beginnen und deine Begnadigung zu verdienen, wenn das Leben dir geschenkt würde; warum willst du nicht gleich in diesem Augenblicke damit anfangen? O, wenn du es thust, dann wird dir ohne allen Zweifel das Leben, und zwar das ewige Leben, geschenkt werden! Deine Seele, die der Gnade abgestorben ist, wird wiedererwachen zum Leben, zum übernatürlichen Leben, zum göttlichen Leben, das dir den Frieden wieder schenken und dich so weit über deine Strafen erheben wird, daß du dich nicht mehr vor dem Sterben fürchten wirst; du wirst mit der Freude eines Martyrers in den Tod gehen.""

Der Gefangene blieb unbeweglich, ohne irgend ein Zeichen von Empfänglichkeit zu geben. Dann trat ich näher zu ihm hin; ich ergriff liebevoll seine Hand und umarmte ihn sogar. Er schien ein wenig bewegt; ich betete zu seinem heiligen Schutzengel, daß er mir helfe. Welch ein Glück! Ich sah einige Thränen aus seinen Augen fließen: er war erweicht; ich händigte ihm ein frommes Buch ein, nämlich die Nachfolge Christi von Thomas von Kempis. Er wies es nicht zurück. Sodann verließ ich ihn mit dem Versprechen, des andern Tages wieder zu kommen. —

2. Als ich mich wieder zeigte, sprach er zu mir: „Warum habe ich nicht bälder die Religion Jesu Christi kennen gelernt? Warum hat man mich über so rührende Wahrheiten, über so heilige Pflichten, über so süße Hoffnungen in Unwissenheit gelassen? Ach! hätte ich diese Dinge gewußt, so wäre ich nicht hier." (Der Unglückliche hatte einige Kapitel aus der Nachfolge Christi gelesen.) — „Wie? ich Unglücklicher, der Auswurf der Gesellschaft, der Schrecken und der Abscheu der Menschen, ich sollte bestimmt sein, eueren Ort der Herrlichkeit und Seligkeit zu bewohnen! Ach, daß ich keine Zeit mehr vor mir habe, mein Leben zu ändern! . . . Aber es ist zu spät, in zwei Tagen, vielleicht schon morgen muß ich sterben . . . Was für ein Mittel stünde mir zu Gebot, jenen schrecklichen Blutfleck, der auf meine Stirne gedrückt ist, auszulöschen?"

„„Mein Freund! beruhige dich; Ein Augenblick reicht hin, die Gerechtigkeit Gottes zu entwaffnen und seine Barmherzigkeit zu rühren; wenn deine Reue aufrichtig ist, und dein Gewissen wäre mit Sünden beladen so zahlreich wie der Sand am Meere, Gott wird sie dir vergeben. Er hat seinen Dienern die Vollmacht ertheilt, die größten Verbrecher loszusprechen und ihnen sogar das allerheiligste Sakrament

des Altars zu reichen, wenn sie sich durch eine demüthige Beicht davon reinigen.‟‟

„O mein Gott! wäre es möglich! ich sollte also aus einem Abgrunde des Elends und der Niedrigkeit auf die oberste Stufe von Hoheit und Würde gelangen können! Ich sollte auch an dem himmlischen Erbe Theil bekommen! Ich sollte nicht mehr meinen armen, von meinen Händen grausam erdrosselten Bruder vor Augen sehen müssen; denn gewiß würde auch er mir verzeihen, wenn **Gott** mir verziehen hätte .... Aber wenn ich auch seine Seele getödtet hätte, als ich ihm das Leben nahm? ... Schrecklicher Gedanke! .. Dann könnte Gott mir nicht mehr verzeihen .. er ist zu gerecht .. dann Seele für Seele ... Ewigkeit für Ewigkeit! ..‟ —

„„Mein Sohn! verzweifle nicht; Verzweiflung ist das größte Verbrechen, das du begehen könntest. Es giebt keine Sünde, die nicht nachgelassen werden könnte, keine; du kannst nie die Barmherzigkeit des Herrn erschöpfen: sie ist unendlich ...‟‟

Nun warf der Gefangene sich mir zu Füßen und bat mich, das Bekenntniß seiner Sünden anzuhören. Ach! wie viele Verbrechen entstehen aus Unwissenheit und Vergessenheit Gottes! ... Wie viele grobe und erniedrigende Laster dringen in unser Herz ein, wenn es sich seinen Leidenschaften hingiebt, ohne einen Zaum anzulegen! Die Augen des Büßers waren mit Thränen angefüllt.... Der Schweiß rieselte von seiner Stirne; sein Herz klopfte heftig... Ich glaubte die Absolution auf den andern Tag verschieben zu sollen. —

„Aber, mein Vater! wenn ich sterben müßte?‟

„„Wohlan, mein Kind! ich werde dich morgen in der Frühe noch hören, und wenn deine Reue so lebendig, so aufrichtig ist, so werde ich dir alle deine Sünden im Namen Jesu Christi nachlassen. Und wenn du so durch die Buße gewaschen bist, dann wirst du das allerheiligste Sakrament des Altars empfangen können. Dein Heiland wird sich dir als Unterpfand einer ewigen Versöhnung schenken.‟‟ —

„O glückseliger Augenblick!‟ rief er unter einem Strome von Freudenthränen aus. — Der Unglückliche war schon selig. — Er schaute mich an mit einem Blicke, der von dem brennenden Verlangen nach der Vereinigung mit seinem Gott strahlte. Sein Gesichtsausdruck war nicht mehr hart und roh, er hatte den Charakter von Sanftmuth und Ergebung angenommen, die ihn liebenswürdig machte. Die Gnade war in seine Seele herabgestiegen; und ein göttlicher Wiederschein hatte sich über die Stirne des armen Verurtheilten ausgegossen.

„„Jedenfalls,‟‟ sagte ich zu ihm, „„werde ich m o r g e n **bald** bei dir sein; bringe die Nacht mit Nachdenken über dein Leben, über

die Wahrheiten der Religion, über die Hoffnungen des Himmels zu . . . . Lebe so, wie wenn du augenblicklich sterben müßtest; durchsuche noch die Falten deines Herzens, damit du Nichts auslassest, wenn du morgen das Bekenntniß deiner Sünden vollendest und Reue in dir erweckest . . . . Bete, mein Sohn, bete inbrünstig, damit Gott dich in seiner Barmherzigkeit anschaue; das Gebet eines demüthigen Herzens durchdringt die Wolken . . .'" —

3. Am andern Tag, als kaum das erste Leuchten der Morgenröthe am Himmel erschien, war ich schon bei meinem lieben Gefangenen. Er wußte noch nicht, daß dieß der letzte Tag seines Lebens sein sollte. Er hatte die Nacht mit Beten, Weinen und Seufzen über sein Verbrechen zugebracht. Sein Herz war, wie er mir sagte, voll Begierde, Verzeihung vom Himmel zu erhalten, und er bat mich, ich möchte noch einmal das Bekenntniß seiner geheimsten Gedanken und seiner tiefsten Reue anhören. Der lebendigste Glaube erfüllte alle seine Worte, eine brennende Liebe beseelte sein Herz, und die Hoffnung lebte im Grunde seiner Seele, aber er kostete noch nicht den Frieden Gottes, der gegen alle Schrecken sichert . . . .

„Um diese Ruhe zu kosten," sagte er mir, „muß ich die heiligen Worte der Lossprechung auf mein schuldiges Haupt herabkommen hören; ich muß, wenn Gott mich, wie Cain, fragen wird: „,Was hast du mit deinem Bruder gethan?'" ihm antworten können: „Ich bin in **deinem** Namen losgesprochen worden!"

Noch nie hatte ich eine aufrichtigere Reue gefunden. Der Unglückliche fühlte keine Furcht mehr vor dem Tod, er verlangte sogar zu sterben, sobald er die Vergebung seiner Sünden und das allerheiligste Sakrament empfangen hätte. Ich ertheilte ihm die Lossprechung. Der Unglückliche war mit dem Gesicht auf die Erde hingeworfen; seine demüthige Stirne berührte den Boden seines Gefängnisses; er betete mit allen Kräften seiner Seele, und Thränen der Dankbarkeit und Freude rollten aus seinen reumüthigen Augen. Als er aufgestanden war, schaute er mich an mit dem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit; er hatte eine Bewegung gemacht, wie wenn er sich mir in die Arme werfen wollte; aber er hielt sich zurück, als wäre er so väterlicher Umarmung nicht würdig. Ich ahnte seinen Gedanken und umarmte ihn, indem ich ihn mit allen Kräften an mein Herz drückte.

„Ist es also wahr," sprach er zu mir, „daß dieser fürchterliche Flecken von meiner Seele gewaschen ist? Darf ich an ein solches Glück glauben, so schauerlich und des Todes würdig auch meine Verbrechen waren? Du hast es, o mein Gott, gesagt, du hast es zu deinen Dienern gesagt: „,Alles, was ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöset sein.'" Ich glaube es, o mein Gott,

wie wenn ich es aus deinem anbetungswürdigen Munde selbst gehört hätte. Wie gut bist du, o Herr, und was kann ich thun, um dir für dieß Uebermaaß von Barmherzigkeit zu danken! Daß ich nicht sogleich mein Leben hingeben kann, um dir einen Beweis meiner Liebe zu geben! Daß ich es, nicht für die Seele des von meiner Hand getödteten Bruders hingeben kann . . .! O wie süß wäre mir der Tod, wenn ich vor meinem letzten Hauch ein einziges Mal noch das himmlische Brod empfangen hätte, das den reinen Herzen aufbewahrt ist!" — —

Sein Wunsch ging in Erfüllung. — In diesem Augenblicke kam der Gefängnißwächter mit dem Befehl, er solle in die Kapelle herabkommen. Er begriff, was das bedeuten solle. Ich wollte, daß er sich bei dem Gang über den Hof auf mich stütze.

„Das braucht es nicht," antwortete er mir; „ich besaß noch nie mehr Kraft und Muth, ich bin so glücklich! Es ist mir jetzt so leicht!"

In der Kapelle wartete der Mann der Gerechtigkeit auf ihn, ein Papier in der Hand; es war dieß die Bestätigung des Todesurtheils.

„Um wie viel Uhr?" fragte er. — „„Um zwölf Uhr."" — Es war fünf Uhr Morgens. Wir blieben allein. Sein Aussehen zeigte keine Unruhe, es war heiter und ergeben; die reine Seele spiegelte sich ab in den frommen Blicken, auf einer Stirne, wo sich der ganze Adel und die ganze Würde eines gerechtfertigten Menschen offenbarten. — O mein Gott, wie verstehst du es, nach deinem Wohlgefallen das Herz deiner elenden Geschöpfe umzuwandeln! — Ich rüstete den Altar zum heiligen Opfer zu. Hier empfing er den Leib seines Gottes mit dem Glauben eines Heiligen. Seine Danksagung war eine Liebesentzückung; nach der heiligen Messe war er ein ganz anderer Mensch.

„Du kannst hinfahren, christliche Seele!" sprach er. „Ich will eines schmählichen Todes sterben, aber welche Ehre, einen Zug der Aehnlichkeit mit meinem Heiland zu haben! O Jesu! ich verdiente diese Ehre nicht. Sei gepriesen, o Herr! Nimm diesen Tod als eine öffentliche Sühne meines Verbrechens an. Ich möchte tausendmal viel grausamer sterben aus Liebe zu dir!" — —

4. Die Stunde war gekommen... Die Thüren des Gefängnisses hatten sich mit Krachen geöffnet, er war ohne Beihilfe auf den verhängnißvollen Karren gestiegen, wo ich mich neben ihn setzte.... Während der ganzen Fahrt erweckte er unabläßig Acte der Reue, des Glaubens, der Hoffnung und Liebe; er betete mit gläubigem Herzen die Gebete der Sterbenden, die Allerheiligen-Litanei. Ich erzählte ihm einige Züge aus dem Leiden Christi. Er war betroffen von den Worten: „„Christus mußte leiden, um in seine Herrlichkeit einzugehen.""

„Er mußte also," sagte er, „welchen Beweis für die Nothwendigkeit der Bußleiden! Ach! und wir wagen es, uns zu beklagen, wir elende Wesen, daß wir einen kleinen Schmerz zu leiden haben, um am ewigen Erbe Antheil zu bekommen. O mein Gott! zu welch hoher Bestimmung hast du uns erschaffen, und wie schwach ist die Buße, für welche man solche Glückseligkeit verdient!" — —

Der Karren hielt an; wir waren am Orte der Hinrichtung angelangt. — Er stieg festen Trittes herab und reichte mir seine mit Ketten beladenen Hände, um mir herabzuhelfen.

„Mein Vater, segnen Sie mich!" sprach er, indem er sich mit einem Knie auf die Erde niederließ. „Ich bitte Sie um die letzte Gnade, wenn es möglich ist: stellen Sie sich weit von diesem blutigen Orte hin, aber doch **so, daß ich Sie sehen kann, mit dem Crucifix**. Ich will sterben, die Augen auf den Gekreuzigten geheftet, wenn man mir den Blick frei läßt!" — —

Er bat die Schergen um diese Gnade, und sie wurde ihm gewährt. Es wurde ihm ein Augenblick Zeit gelassen, um seine Seele Gott zu empfehlen. Er that es mit der Stirne im Staube liegend. Als er sich erhoben hatte, trat ich zu ihm und reichte ihm das Crucifix zum Küssen hin und ertheilte ihm zum letzten Male den Segen. Ich nahm ihn in meine Arme, die ihn krampfhaft umschlossen und sich nicht von ihm trennen wollten. Er machte sich sanft los. Ich stellte mich in einer kleinen Entfernung auf einen einzeln stehenden Hügel auf, von wo er mich sehen konnte; ich hob das anbetungswürdige Zeichen des Heiles in die Höhe, und er schaute unablässig auf dasselbe hin. — —

Großes Schweigen herrschte auf dem großen Platze, der mit einer Menge Menschen angefüllt war. Alles war bereit; das Signal sollte gegeben werden. Er bat, einige Worte sprechen zu dürfen.

„Meine Brüder und Schwestern!" rief er mit fester Stimme, „mein Tod ist gerecht, aber ich sterbe zufrieden, weil ich den Glauben und den Frieden Gottes wieder gefunden. Könnte meine Reue einen Theil meiner Verbrechen auslöschen! Könnte ich meinen Mitmenschen zum Muster dienen! Betet, ich bitte euch, für die Ruhe meiner Seele und der Seele meines von mir gemordeten Bruders! Ich beschwöre euch, verzeihet mir Alle und betet für mich!" — —

Bei diesen Worten umarmte er seine Schergen, die von Mitleid weich geworden waren; er machte das Kreuzeszeichen und trat festen Trittes zu dem verhängnißvollen Instrumente. — Ein Wirbel des Tambours ließ sich hören — in Einem Augenblicke war Alles vorbei. — Die Seele des Gefangenen war in der Ewigkeit . . . . — —

„Herr, gieb ihr die ewige Ruhe! Und das ewige Licht leuchte ihr! Laß' sie ruhen im Frieden! Amen!" — so betete Alles, was um die Guillotine versammelt stand. —

129. Auch noch Todtengräber!

Ein erhebendes Beispiel von Pflichttreue und opferwilligster Menschenliebe hat (wie der katholische Hausfreund in Nr. 3 vom Jahr 1853 berichtet) der alte Pfarrer und Domherr Kobylinsky im Tuliszkoner-Kreis bei Konin im Großherzogthume Posen gegeben.

Er pflegte mehrere Tage hindurch einen an der Cholera erkrankten Bettler. — Als dieser starb, wollte ihn Niemand begraben. — Da nahm der greise Pfarrer selbst einen Spaten und einen Schubkarren, und machte sich daran, die Leiche zu beerdigen. — Als dieß die Leute sahen, fühlten sie sich beschämt, und bereiteten unter Thränen der Reue dem Bettler seine letzte Ruhestätte. —

130. Die alte Linde auf unserm Gottesacker.

In manchen Ländern bekommt Derjenige fünf Thaler, der Einem das Leben rettet aus dem Feuer, von dem Wassertod, oder sonst. Ich will euch auch von einer Lebens-Rettung erzählen, aber umsonst, und Nichts verlangend, als höchstens am Schluß euer: „Hab' Dank!" —

Freilich ist's auch nicht ein Mensch, sondern nur ein Baum, dem meine Lebens-Rettung gilt. Aber ein Baum ist auch Etwas, und ist oft edler, oft würdiger als mancher Mensch. So die Linde, die auf unserem Gottesacker steht. Wie preis' ich ihr Alter? Die Hochbetagten im Dorfe haben sie nicht anders gesehen, als wie sie heute ist. Ob Gottes Hand sie pflanzte, wie die Bäume des Waldes in alter Zeit, ob Menschenhand das Stämmchen setzte damals, als unser altes Gotteshaus seine erste Kirchweih hatte, wer mag das wissen! Protokolle, wie jetzt der Kirchenvorstand, schrieb man zu jener Zeit noch nicht, Orts-Chroniken wurden damals noch nicht gehalten, und über geborene Menschen führte wohl das Kirchenbuch seine Register, nicht aber über angepflanzte Bäume. —

In Irland steht neben manchem Kirchlein, das es nicht bis zum Glockenthurme brachte, eine alte knorrige Eiche, der „Glocken-Baum" genannt. Wirklich hängt die Glocke daran und wird am Kirchentage geläutet, und der Baum ist Allen heilig. Ob unsere Linde sonst auch ein solcher Baum gewesen? Die Aeste wären stark genug und auch hoch genug ihr Stand. Hat sie aber Glocken nicht getragen, gehört hat sie Glocken aller Art: die Kriegsglocke und die Friedensglocke, die Glocke wenn Feuer wüthete oder gar Empörung des Lan-

des, die Sonn- und Festtagsglocken, das Meßglöcklein an den Werktagen, der Tauf- und Sterbe- und Begräbnißglocken der Einzelnen gar nicht zu gedenken, die einst da wandelten und nun in ihrem Schatten ihre Gräber haben.

So werth und würdig ist der alte Baum! —

In unseren Tagen aber, wo die Jugend mehr gelten mag, als das Alter, war die Linde wohl Manchem bei uns gleichgiltig, Anderen lästig geworden. Den Grabmachern blieb sie lästig, und in der That hatte sie ihre Wurzeln fast über den ganzen Gottesacker ausgebreitet. Auch dem nächsten Hausbesitzer erschien sie lästig, denn sie hielt lange naß beim Regenwetter, und wenn die Aeste vom Sturme geschüttelt würden, wär', meinte er, sein Dach gefährdet. Am lästigsten aber und schädlich im eigentlichsten Sinne wurde sie der hohen Gottesacker-Mauer. Denn die alten Wurzeln hatten in aller Stille und Geduld wirklich die Steine gesprengt, und die Mauer hatte einen Riß bekommen. Diesem Schaden gegenüber konnte man sogar noch Gewinn erwarten. Der Baum gab mehrere Klafter Holz und versprach eine gute Auction oder Versteigerung. Manch scharfes Auge prüfte schon die Späne. Und wo fehlen die warmen Freunde des Schönen, die nicht noch wärmer würden, wo es — Nutzen giebt?! ——

So war denn der Landrath zum Termin in's Dorf gekommen, den Riß zu besehen, die Mauer-Reparatur an den Mindestfordernden in Accord zu geben und das: „Hauet sie um!" der Linde zu bestätigen. — Und wagte denn wirklich Keiner im Dorfe, diesem drohenden „Schuldig" der Geschworenen ein Rettungswort entgegen zu reden? Hat doch jeder Angeklagte seinen Vertheidiger, und die alte unschuldige Linde sollte keinen haben? Wo war der Schutz, wo waren die Kirchenältesten, wo waren die Greise, die hier, wo man mit dem Alter so hart verfuhr, die Schrift ihres eigenen Schicksals lesen konnten? Wie um ein Todesurtheil war Alles still! —

Da endlich meldete sich noch in der zwölften Stunde ein Kämpe vor den Schranken. Weil die Gottesacker-Mauer, laut des Eigenthum-Rechtes, Gemeindesache war, hatten sie ihn nicht zum Termin eingeladen. Aber kaum drang die Kunde vom Beschluß über die Linde in's Pfarrhaus, da machte der alte Pfarrer sich auch schon eilend auf, und kam und bat um's Wort und machte beherzt den Anwalt der Linde und ihren Advokaten. Er redete von jener Pietät, die das Alter, wie am Menschen, so am Baum ehre, vom Asylrechte der Kirche, in dem die Linde stehe, und wie eine christliche Gemeinde, wenn sie die Mauer gebaut, wohl auch für das Schöne, Würdige und Heilige einmal zehn Thaler auf's Frische d'ran zu wagen den Sinn und den Muth haben müsse! Der alte Mann und die alte

Linde, es war ordentlich, als wenn sie wie Geschwister zusammen ständen. Und wie nun mancher Zöllner im Gemeinderath in sich ging und an seine Brust schlug, und wie der Landrath erwog, was ein ordentlicher Baum zu bedeuten habe, und wie er selber auch nicht mehr jung, immer aber Beiden, dem Dorf und der Kirche, ein guter Beschützer war; siehe! da mußte der Tod dießmal ohne Baum wieder nach Hause gehen. Die Sentenz ward geändert und — der alten Linde das Leben gerettet. —

Sie steht noch heut', die alte Linde, an der reparirten Mauer, nährt alljährlich tausend und aber tausend Bienen, schützt und beschattet das unter ihr sich erhebende Crucifix und die Gräber umher, ist ein Schmuck und eine würdige Zierde der Kirche, und hilft dem Pfarrherrn alle Herbst vom Tode und alle Frühjahr von Leben und Auferstehung predigen. Auch den Wanderer grüßt sie, wenn er die Straße zieht, besonders aber freundlich den Landrath, so oft er unten vorüberfährt. Ihr alter Fürsprecher aber hat im Testamente verordnet, daß sein Grab unter ihrem Bereiche sein möge. Wenn er begraben sein würde, meint er, würde ihm die Linde noch überdem, mit Gottes Gnade, zum entsprechenden Bilde dienen. Denn wo eine Linde sei, da sei auch die Ruhe. Draußen unter der Dorflinde ruhte der Schäfer mit seinen Schafen, hier unter der Gottesacker-Linde der Kirchenhirt mit seiner Christus-Heerde. —

---

131. Beruhigung über einen Diebstahl.

Als der heilige Eduard, König von England, eines Tages in seinem Zimmer ausruhte, kam sein Kämmerer Hugolinus, legte Etwas in den dastehenden Schatzkasten, und da er sehr eilte, vergaß er den Kasten zu schließen und ging wieder fort. Das bemerkte ein Anderer, ging schnell hin zu dem Kasten, stopfte sich die Taschen voll Geld und lief weg. Bald kam er wieder und füllte sich vor den Augen des Königs noch einmal alle Taschen. — Als er dasselbe aber zum dritten Male versuchte, da merkte der König im Geiste, daß der Kämmerer Hugolinus sogleich kommen werde, und sprach: „Es ist Zeit, daß du gehst; wenn du mir folgen willst, dann trage rasch weg, was du hast, und fliehe, denn wenn Hugolinus, mein Kämmerer, kommt, läßt er dir keinen Deut!" Der Mensch floh, und kaum war er vor der Thür, als der Kämmerer eintrat, den Diebstahl sofort bemerkte und vor Angst und Schrecken ganz außer sich gerieth, so daß er laut aufseufzte und wehklagte. Da erhob sich der König, that, als wisse er von nichts, und fragte den Hugolinus, was vorgefallen sei? Dieser erzählte es. Da sprach der König: „Beruhige dich! Der, welcher

das Geld nahm, hat es wahrscheinlich nöthiger, als du und ich. Er mag es behalten und wir wollen uns mit Dem begnügen, was übrig bleibt.“ —

132. Das graue und das schwarze Haar.

Ein Herzog von Mailand hörte sagen von zwei Bürgern in der Stadt, die waren lange Zeit miteinander in dem Rechte (Prozeß) gelegen, und konnte sie Niemand richten und Eins machen. Der Herzog sprach: „Ich will sie richten und Eins machen.“ — Er schickte zu ihnen, daß sie vor ihn kämen. Und da sie Beide vor den Herzog gekommen, sprach er zu dem einen Bürger: „Komm her zu mir und ziehe mir ein graues Haar aus!“ Er that es. Danach sprach der Herzog zu dem andern Bürger: „Komm her und ziehe mir ein schwarzes Haar aus!“ Er that es auch. — Da nun der Herzog beide Haare in seiner Hand hatte, sprach er: „Mir hat das graue Haar, das mir Der hat ausgezogen, ebenso wehe gethan, als das schwarze. Also habe ich auch gleich großen Schmerz von der Bürger Unfriede, als von ihrem Leiden. Darum, so lieb euch euer Leben ist, so habet Friede miteinander!“ Und sie mußten einander da vor ihm sich die Hände bieten und verzeihen. —

Das war ein rechter Herr! —

133—138. Graf Eberhard im Bart.

1. Der erste Reise-Ausflug.

Graf Eberhard von Würtemberg stand in einem Alter, in welchem er, nach damaliger Sitte, Länder und Höfe hätte bereisen sollen. Wäre sein Sinn noch der alte gewesen, so hätte er sich ohne Zweifel sogleich nach Frankreich, Burgund und Italien gewendet, wo man zu jener Zeit ein lustiges und wüstes Leben führen konnte. Jetzt aber waren seine Gedanken nach einem Lande gerichtet, welches seinem Herzen das theuerste geworden war und ihn bestärken sollte in seinem Entschlusse, besser zu werden und Land und Leute als ein christlicher Fürst zu regieren. Dieß Land hieß Palästina, und sein Entschluß blieb, eine Pilgerfahrt dahin zu unternehmen.

Der Ritter Georg von Ehingen, einer der Räthe Eberhard's, war auch im heiligen Lande gewesen. Von diesem hörte Eberhard gar manches Erbauliche von diesem Land erzählen, wodurch sein Entschluß nur noch mehr befestigt wurde; auch Conrad von Münchingen, der von einer solchen Reise für Eberhard und die Heimath viel Gutes hoffte, redete fleißig zu. Hierauf erwählte sich der Graf mehrere erfahrene und zuverlässige Edelleute zu Begleitern, verfaßte sein Testa-

ment und übergab es der Propstei „Güterstein," das Regiment des Landes aber übertrug er einstweilen jenem Georg von Ehingen. —

Am 10. Mai 1468 sah man in früher Morgenstunde eine Reiterschaar zu den Thoren Urachs herauskommen. Es war Graf Eberhard mit seinen Leuten, welche durch's blühende Albthal nach der Karthause „Güterstein" ritten, die still und einsam zwischen Wald und Felsen dalag. Eben ging die Sonne auf, da erklang von dem Klosterthürmlein herab das helle Geläute und rief die Andächtigen zur Kirche. Dort hielt der alte, fromme Prior einen feierlichen Gottesdienst und sprach den Segen aus über die Pilgerfahrt. Es war gewiß eine feierliche Stunde für Eberhard, da er in diesem stillen Gotteshause zwischen schauerlichen Felsbergen — über dem Grabe seines Vaters und Bruders, umgeben von Jugendgenossen, von ergrauten Dienern, von vielen gottseligen Männern, kniend vor dem Hochaltar sein Gelübde feierlich aussprach und vom „alten Vater" den Segen empfing.

Noch an demselben Tage trat Eberhard zu Pferd die Reise an und hatte zur Begleitung vier und zwanzig Edelleute, zwei Kapläne, einen Leibarzt, einige Diener und Schützen. Das erste Nachtquartier nahmen sie im Kloster Blaubeuren, von wo aus es über die Klöster Ottobeuren und Kempten ging. Hierauf gelangten sie nach Venedig, und dann zu Schiff über Rhodos und Cypern nach Joppe. Am 8. Juli hielten sie ihren Einzug zu Jerusalem und ließen sich Tags darauf die heiligen Oerter und ehrwürdigen Alterthümer in und um die Stadt zeigen. — Am 12. Juli wurde Eberhard feierlich in den Orden der „Ritter des heiligen Grabes" aufgenommen, eine der höchsten Ehren, welche damals einem Edelmanne widerfahren konnte.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt auf heiligem Boden nahm er seinen Rückweg über Rom und durch Italien. In den letzten Tagen des November, nach einer Abwesenheit von sechs Monaten, kam er wieder gesund und wohlbehalten zu „Güterstein" an.

Allgemein war die Freude über Eberhard's glückliche Rückkehr, und Fürsten und Städte schickten ihm Geschenke. —

Gegen die damalige Sitte hatte er sich auf der Reise den Bart wachsen lassen und erhielt deßhalb außer seiner Benennung „Eberhard der Aeltere" noch den Beinamen „Eberhard im Bart."

Auch ein Sträuchlein von einem Weißdorne brachte er auf seinem Hut aus dem heiligen Lande mit, welches er bei seinem Jagdhaus „Schönbuch," wo jetzt der „Einsiedel" ist, in die Erde steckte, allwo es lustig wuchs und zu einem großen Baume ward, der einst auf vierzig steinernen Säulen ruhte, und selbst wenn er abgestorben zu sein schien, stets wieder neue Schößlinge trieb. —

2. Die Bausteine am katholischen Convict in Tübingen.

Zu Windsheim in den Niederlanden befand sich dazumal ein Chorherrnstift, das sich die Worte: „Bet' und arbeite!" zum Wahlspruch und zur Hauptregel gemacht hatte. Seine Bewohner beschäftigten sich außer ihren Andachts-Uebungen mit Handarbeiten und Bücherschreiben. Die Chorherren hießen von ihrem gemeinschaftlichen Zusammenleben „Brüder des gemeinen Lebens," ihrer Tracht wegen beim Volk aber „Kappenherren."

Eberhard führte in manchen Klöstern die Regel dieser Windsheimer Chorherren ein und faßte den Gedanken, eine neue Stiftung nach dieser Regel zu gründen, und einige Einrichtungen nach seiner eigenen Erfindung dabei anzubringen. Zum Sitze der neuen Stiftung ersah er sein Jagdschloß in Einsiedel, welche den Namen führen sollte: „Stift der blauen Mönche zu St. Peter." Es sollten da zwölf Priester nach der Zahl der zwölf Apostel und vier und zwanzig Laienbrüder, davon zwölf vom Adel und zwölf vom Bürgerstand, unter dem Propst beisammen wohnen und Alles gemeinschaftlich haben. Ihre Beschäftigung sollte Beten, Lesen, Schreiben, Bücherbinden, Drehen, Schnitzeln, Hobeln und Garnstricken sein. —

Die Anstalt nahm jedoch keinen rechten Fortgang, da die Laienbrüder vom Adel- und Bürgerstand immer im Unfrieden miteinander lebten. —

Unter den späteren Herzogen Ulrich und Christoph kam das Stift nach und nach in Verfall, und im Jahr 1580 brannte es ganz ab, worauf die Steine zum Baue des „adeligen Stifts" in Tübingen verwendet wurden, welches **jetzt** in ein „katholisches Convict," das sogenannte „Wilhelms-Stift," verwandelt wurde. —

3. Die Beschenkung mit der goldenen Rose.

Am 7. Februar 1482 unternahm Eberhard im Bart eine Reise nach Rom. Er wollte in jener Stadt die heilige Fastenzeit zubringen, welche allda mit großer Feierlichkeit begangen wurde. Man empfing ihn mit großen Ehrenbezeugungen, und der Papst, der am „Sonntag Lätare" eine von Gold verfertigte Rose zu weihen und irgend einem durch Frömmigkeit ausgezeichneten Fürsten der Christenheit zu übergeben pflegte, schenkte sie dieses Mal dem Eberhard.

Es heißt aber in der Urkunde, die darüber ausgestellt wurde: „Eberhard erhielt die goldene Rose — wegen seiner Verdienste um den Heiligen Stuhl, und weil er nicht ohne Beschwerde in Person gekommen sei, um diesen heiligen Orten seine Ehrfurcht zu bezeugen." —

Eberhard ließ diese Rose im Stifte zu Urach aufbewahren. —

4. Der Graf wird zum Herzog erhoben.

Eberhard's Verdienste um Kaiser und Reich wurden nach Gebühr anerkannt.

Friedrich III. fragte ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath und verlieh ihm im Jahr 1492 den „Orden des Goldenen Vließes," in welchen nur die Tapfersten und Verdienstvollsten aufgenommen wurden. —

Kaiser Friedrich II. starb im Jahr 1493, und ihm folgte sein Sohn Maximilian. — Zwei Jahre nachher berief dieser einen Reichstag nach Worms, um des Reiches Angelegenheiten zu ordnen. Auf diesem Reichstag erschien auch Eberhard und bat zugleich den neuen Kaiser um die Belehnung mit dem Lande Würtemberg. Da erwiederte der Kaiser: „Mein gnädiger Wille ist, daß die Grafschaft Würtemberg zu einem Herzogthum erhoben werde und sein fürtrefflicher Fürst fürderhin die herzogliche Würde trage." — So sehr Eberhard diese Ehre schätzte, so lehnte er sie doch anfangs ab, denn es war ihm nicht um Titel und Prunk, sondern einzig um seines Landes Wohl zu thun. Als er aber dieses gesichert wußte, so nahm er des Kaisers huldvollen Antrag mit Freuden an. —

Die Erhebung des Fürstenthums wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen. Am 21. Juli 1495 versammelten sich die Kurfürsten, Fürsten und anderen Stände des Reichs nach alter Sitte in einer freien Ebene bei der Stadt Worms. In der Mitte saß Maximilian auf seinem Thron, angethan mit dem kaiserlichen Mantel, die Krone auf dem Haupt, das Scepter in der Hand. — Eberhard, der bei den Grafen des Reichs seinen Sitz genommen hatte, wurde aufgefordert, hervorzutreten. Die beiden Landgrafen von Hessen begleiteten ihn vor den Kaiser. Nun hielt der Reichskanzler, Veit von Wolkenstein, eine schöne Rede, worin er die Verdienste des Hauses Würtemberg und besonders Eberhard's des Aeltern pries und bezeugte, daß dieser den Herzogstitel nicht gesucht, sondern von der Gnade des Kaisers angenommen habe. — Nach diesem wurde ihm der herzogliche Rock und Mantel umgelegt, der Fürstenhut aufgesetzt und der Herzogsbrief in die Hand gegeben. — Der Kaiser selbst überreichte ihm ein Schwert mit den Worten: „Dieses Schwert lege ich in deine Hand. Mit ihm sollst du Recht und Gerechtigkeit handhaben und Wittwen und Waisen beschützen!" — Hierauf führte ihn der Kurfürst Friedrich von Sachsen, als Erbmarschall des Reichs, an der Hand zu der Fürstenbank, wo er seinen Platz gleich nach den Herzogen nahm, vor den Markgrafen, Landgrafen und anderen Herren, welche die herzogliche Würde nicht hatten. Zuletzt erhoben sich alle anwesenden Fürsten, entblößten das Haupt und riefen mit

lauter Stimme: „„Es lebe der Kaiser! Es lebe der Herzog von Würtemberg!““ —

Zwei Tage nachher geschah auf demselben Felde die Belehnung mit dem Herzogthume. — Maximilian setzte sich wieder in seinem kaiserlichen Ornat auf den Thron. — Darauf erschien eine Schaar würtembergischer Ritter mit schwarzen und gelben Fahnen und ritt dreimal um den Thron herum; hierauf kam Eberhard selbst mit dreihundert schwarzgekleideten Reitern, welche unter Trompeten- und Cymbeln-Schall über den weiten Platz zum Kaiser hinritten. — Vor dem Throne stand Eberhard ab, kniete nieder und leistete den Lehenseid, der mit den Worten schloß: „Immer will ich dem Kaiser und meinem Reiche gehorsam und treu bleiben, und wo es Noth thut und verlangt wird, zu Hilfe ziehen. Dazu verhelfe mir Gott!“ — Hinter ihm standen der Graf von Zweibrücken mit dem Banner Würtembergs, der Graf von Fürstenberg mit dem Banner des Herzogthums Teck, der Graf zu Eberstein mit des Heiligen Römischen Reiches Sturmfahne, und der Freiherr von Gundelfingen mit der rothen Fahne des Blutbanns, durch welche das Recht, über Leben und Tod zu richten, angezeigt wurde. — Nach der Belehnung wurden, nach altem Gebrauche, die Fahnen unter das Volk geworfen, das sich darum stritt und sie in Stücke zerriß. — Am Abend desselben Tages gab der Kaiser ein prächtiges Gastmahl, welchem auch die Kaiserin dem neuen Herzoge zu Ehren beiwohnte. —

5. Der reichste Fürst.

Wenige Tage nachher veranstalteten die Herzöge von Sachsen ein Mahl, wozu außer dem neuen Herzoge von Würtemberg auch der Herzog von Bayern, der Kurfürst von der Pfalz und viele andere Grafen und Herren geladen waren.

Da kam auch die Rede auf die verschiedenen Vorzüge der Länder. Der von Sachsen rühmte seine Bergwerke, der von der Pfalz seine vortrefflichen Weine und Früchte, und der Bayer seine schönen Städte.

Eberhard hörte schweigend zu.

„Nun, Würtemberg, sagt an,“ sprach der Herzog Albert von Sachsen, „weß Herrlichkeit sich Euer Land zu rühmen hat.“

Eberhard antwortete bescheiden: „„Ich kann mein Land nicht groß herfürziehen, denn ich habe ein geringer Land als Euer Liebden Alle; aber dessen denke ich mich zu rühmen, daß ich im dickſten Walde bei stockfinsterer Nacht in dem Schooß eines jeglichen meiner Unterthanen gar allein kühnlich und sicher schlafen kann!““

Da bekannten die anderen Fürsten, daß der neue Herzog bessere Schätze habe, denn sie Alle, und riefen: „„Es lebe hoch das treue Würtembergische Volk!““ —

6. Der allgemein verehrte Fürst.

Eberhard durfte sich seiner Herzogs-Würde nicht gar lange freuen. Schon früher litt er an Krankheits-Anfällen, welche kein langes Leben hoffen ließen, und im Jahr 1491 befiel ihn eine Krankheit, welche den ganzen Winter hindurch währte. Mit den Jahren verschlimmerte sich das Uebel immer mehr.

Als er die Nähe des Todes fühlte, berief er seine vornehmsten Räthe und erinnerte sie in ernster Rede an ihre Pflichten gegen das Vaterland. Seine Gemahlin tröstete er mit liebreichen Worten, so daß alle Umstehenden davon gerührt wurden. Er empfing die heiligen Sakramente der Kirche zum süßesten Trost seiner Seele. Der 24. Februar 1496 war sein Todestag. Die Beerdigung geschah seinem Willen gemäß ohne allen Prunk in der Kirche zu Einsiedel. *) —

Die Nachricht von Eberhard's Tod hatte allgemeine Trauer im ganzen Land erregt, denn er war nur Regent zum Wohle seiner Unterthanen.

Auch seine Zeitgenossen waren des Lobes voll über ihn. — Der Straßburger Kanzler und Dichter Sebastian Brant sagt: „Ganz Deutschland hat nichts Herrlicheres und Erhabeneres als diesen Fürsten!“ — Johann Dalberg verkündet: „Er ist der Urheber und Erhalter des Friedens und der beste Fürst!“ — Und wieder ein Anderer bemerkt über ihn: „Er ist zwar klein von Person, aber großmüthig von Herzen!“ — Und alle diese Aeußerungen sind nicht als Schmeicheleien zu betrachten, denn sie stehen in Briefen, welche Eberhard nie zu Gesichte bekam.

Das schönste Zeugniß aber gab ihm der Kaiser selbst. — Dieser kam zwei Jahre später nach Würtemberg und wollte auch das Stift St. Peter zu Einsiedel und Eberhard's Grab sehen. Dort sprach er zu den Umstehenden die denkwürdigen Worte: „Hier liegt ein Fürst klug und tugendhaft wie keiner im Reich; sein Rath hat mir oft genützt!“ —

---

*) Im Jahre 1537 wurde der Sarg unter dem Herzoge Ulrich nach Tübingen gebracht. Dort in der St. Georgen-Kirche, hinten im Chor, ist sein Grabstein zu sehen, auf welchem zu lesen ist: daß Eberhard wegen seiner Frömmigkeit und Klugheit allgemein berühmt und der Stifter der Universität zu Tübingen gewesen sei.

139. Das schönste Geschenk.

Als Ludwig's XI. Sohn, der schwache Carl VIII., im Jahr 1498 ohne Nachkommenschaft gestorben war, bestieg der bisherige Herzog von Orleans unter dem Namen Ludwig XII. den Königsthron von Frankreich, und wurde von seinem Volk ebenso innig als verdient geliebt.

Im Jahr 1506 versammelte er die Stände in der großen Halle von Plessis les Tours; hier sprach Bricot zu dem König und der Versammlung, zählte beredt die Wohlthaten auf, die Jener dem Land erwiesen, die Nachsicht gegen seine Feinde, die Verminderung der Steuern, seine Siege im Auslande, seine Verbesserung der Rechtspflege, und rief endlich aus: „Sire, wie sollen Eure Unterthanen Euch belohnen? Genehmigt den Beinamen eines „„Vaters des Volkes,““ den sie Euch an diesem Tage durch meine Stimme anbieten!“

Die ganze Versammlung unterstützte knieend das Gesuch des Redners, und Ludwig erklärte ihnen: „„Dieser Beiname sei das schönste Geschenk, das sie ihm hätten machen können.““ —

140—146. Kaiserliche Herablassung.

Demüthige Herablassung bildet einen merklichen Grundzug in dem Charakter des Kaisers Carl V., wie früher so auch namentlich seit der Zeit, als er den glänzendsten Thron der Welt mit dem stillen Kloster St. Justus vertauscht hatte.

1. Einmal wohnte er dem Gottesdienst in der Kapelle der Universität von Alcala bei. Man hatte für ihn einen stattlichen Thron errichtet, um ihm die große Ehrfurcht der ganzen akademischen Körperschaft zu bezeigen. Carl V. weigerte sich aber entschieden, diesen für ihn hergerichteten Thron einzunehmen, und setzte sich geradezu unter die Chorherren, indem er sprach: „Ich kann keinen bessern Platz finden, als unter so ehrwürdigen und gelehrten Theologen!“ —

2. Einer der Hieronymiten-Mönche des Klosters zögerte, den Kaiser, da er in dasselbe eintrat, mit Weihwasser zu besprengen. Eine gewisse Scheu vor des Monarchen Majestät hielt ihn vermuthlich davon ab. Carl V. aber nahm dem Mönch den Weihwedel schnell aus der Hand und besprengte sich reichlich mit dem gesegneten Wasser und sagte überaus freundlich: „So müßt Ihr es in Zukunft immer machen, Pater, und auch ohne Furcht!“ —

3. Ein Schmuck für seine Wohnung, welchen der Kaiser nach St. Justus brachte, hatte mehr Werth, als all sein Silberzeug und

seine Juwelen. Dieß war eine kleine, aber auserlesene Sammlung von Gemälden, von welchen einige zu den schönsten Meisterwerken der Kunst gehörten. Sie waren auf Leinwand, Holz oder Steine gemalt, die Personen meistens in Lebensgröße, und hingen in kostbaren Rahmen an den Wänden seiner Zimmer. Auch Miniaturen bemerkte man darunter, und nicht weniger als drei der Kaiserin; während goldne Medaillons, Bildnisse der verschiedenen Mitglieder der Kaiserlichen Familie einfassend, ein Altarbild, die heilige Muttergottes mit dem Kinde darstellend, zierten. — Aber die Kleinodien der Sammlung bestanden in acht Gemälden von Tizian. Carl V. war ein wirklicher Kunstliebhaber und für ein gekröntes Haupt kein schlechter Kenner. Er würdigte vollkommen die großen Vorzüge des Venetianers, hatte ihn oft an seinem Hof in seine nächste Umgebung gezogen und war zu allen Zeiten erfreut, seinem Genie huldigen zu können. — Man erzählt, der Monarch habe einst einen Pinsel, welchen Tizian beim Malen fallen gelassen, aufgehoben und ihm denselben mit den Worten zurückgegeben: „Ein so großer Künstler sollte von einem Kaiser bedient werden!“ — Bekanntlich schlug er ihn zum Ritter und wies ihm auf die kaiserlichen Einkünfte von Neapel eine jährliche Pension von zweihundert Goldkronen an. —

4. Der Kaiser Carl V., als ein Mann, der so viele große Thaten verrichtet, fühlte ein nicht unnatürliches Interesse, in welcher Weise der Bericht über dieselben der Nachwelt überliefert würde. Wenige Schriftsteller, die seine Geschichte bis jetzt behandelt, befriedigten ihn. Zwei der bedeutendsten, Sleidan und Paul Jovius, pflegte er „seine beiden Lügner“ zu nennen, den Einen wegen seiner Verleumdungen, den Andern wegen seiner Schmeicheleien. Den Staats-Historiographen Sepulveda aber, der früher bei ihm Kaplan gewesen, betrachtete er als **Den**, der ihm Gerechtigkeit widerfahren und ihn in seinen wahren Verhältnissen die Nachwelt erkennen lassen würde. — Dieser Geschichtschreiber war vor Kurzem zur Würde eines Erzpriesters von Ledesma erhoben. Er kehrte jetzt, nach einem vieljährigen Aufenthalt in Deutschland, zurück, um seine Pfründe in Besitz zu nehmen und dereinst in heimischer Erde zu ruhen. Auf seiner Reise durch Spanien machte er einen Umweg, um seinem alten Herrn seine innigste Verehrung zu bezeigen. Carl V. empfing ihn sehr gütig, und während der wenigen Tage, welche Selpuveda in St. Justus blieb, gelang es dem Geschichtschreiber, der sich damals mit dem Leben des Kaisers beschäftigt zu haben scheint, mehrere wichtige Auskünfte über den Gegenstand seiner Erzählung zu erlangen. Als er jedoch dem Kaiser den Vorschlag machte, das bereits Geschriebene ihm vorzulesen, weigerte er sich, es anzuhören. „Dieß mögen Andere

thun, wenn ich todt bin! Aber wenn Ihr über irgend einen Punkt Auskunft wünscht, so habt Ihr nur zu fragen, und ich werde sie Euch gern ertheilen!" —

5. Wie frei Carl V. von der kleinlichen Eitelkeit war, welche, wie ein Flecken in einem schönen Marmorbild, zuweilen selbst den reinsten Charakter entstellt, läßt sich aus seinen Bemerkungen gegen den Geschichtschreiber Avila ersehen. — Dieser vollendete Hofmann und Soldat, der, nachdem er an der Seite des Kaisers in seinen Kriegen gegen die deutschen Protestanten gefochten, durch seine eleganten Commentarien den Ruhm seiner Thaten über die Christenheit verbreitet hatte, wohnte jetzt in der Stadt Placenzia. Hier verlebte der müde Staatsmann, zurückgetreten aus dem öffentlichen Leben, den Abend seiner Tage und verbrachte seine Freistunden mit der Abfassung eines geschichtlichen Werkes über die Feldzüge des Kaisers Carl V. in Afrika, welches ein Gegenstück zu seinen früheren Commentarien bilden sollte. Dieses Werk ist indessen in Spanien nur Manuscript geblieben. — Da Placenzia wenige Stunden von St. Justus entfernt lag, machte der Großcomthur häufige Besuche im Kloster, wo er stets von dem Kaiser huldreich empfangen wurde. Avila's prachtvoller Wohnsitz zu Placenzia war mit mehr als einem Gemälde geschmückt, das die Thaten seines Lieblingshelden darstellte. Darunter befand sich auch die Schlacht von Renti, ein in Fresco ausgeführtes Decken-Gemälde. Dieß war ein blutiges Gefecht von so zweifelhaftem Ausgange, daß sich beide Theile den Sieg zuschrieben. Avila hegte jedoch keinen Zweifel darüber und hatte als braver Patriot die Franzosen in schmählicher Flucht vor den siegenden Spaniern abbilden lassen. Das fand aber nicht den Beifall des wahrheitsliebenden Kaisers, der, als Avila das Bild ihm beschrieb, bemerkte: „Das ist **nicht** richtig; denn — weit entfernt, in verwirrte Flucht getrieben zu sein, haben die Franzosen einen wohlgeordneten Rückzug angetreten; der Künstler muß sein Bild revidiren und es der Wahrheit entsprechend machen!" —

6. Dem Kaiser wurden in seinem eigenen Haus aus seinen Koffern achthundert Dukaten entwendet. Der Diebstahl mußte von einem Mitglied des Hofhalts verübt worden sein, und der Richter empfahl die Anwendung der Tortur — damals das gebräuchlichste, aber auch entsetzlichste Mittel, die Wahrheit zu erfahren. Carl V. weigerte sich jedoch einzuwilligen, und machte allen weiteren Schritten zur Peinigung der im Verdacht des Diebstahls stehenden Personen ein Ende mit der Bemerkung: Es ist zuweilen besser, die Wahrheit **nicht** zu wissen!" —

7. Am 12. März 1558 wählte der deutsche Reichstag, nachdem er die Abdankung Carl's V. angenommen, seinen Bruder Ferdinand endgiltig zu seinem Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthrone. Mit unverhohlener Befriedigung begrüßte er die Nachricht von diesem Ereigniß. Er schrieb sogleich nach Valladolid, um anzuordnen: daß alle Depeschen in Zukunft an ihn **als Privatmann**, und nicht mehr als Kaiser adressirt würden. Er befahl zwei Petschafte ohne Krone, Adler oder ein anderes kaiserliches Emblem, sondern nur mit dem vereinigten Wappen von Spanien und Burgund, als seinem Familien-Wappen, stechen zu lassen. Ebenso befahl er die Wappenschilder und andere Ehrenzeichen von den Wänden seines klösterlichen Palastes zu entfernen, und den Namen Ferdinand's an die Stelle des seinigen im Kirchengebete zu setzen. Er nahm es so genau, daß, als die Damen von Cuacos ihm ein Körbchen mit Blumen, kunstreich so gelegt, daß sie die kaiserliche Krone darstellten, überreichten, er sie nicht in seinem Zimmer stehen lassen wollte, bis der Gärtner sie in eine andere Form gelegt hatte. — Er rief seinen Hofhalt zusammen, theilte ihnen Ferdinand's Erwählung mit und setzte hinzu: „Für mich genügt der Name **Carl** — von nun an bin ich nichts!" — Seinen Dienern erschien diese Lossagung von irdischer Größe gewissermaßen wie eine Vorbereitung zum Tode, und Viele derselben waren bis zu Thränen gerührt. Selbst die Mönche konnten nicht ohne sichtliche Rührung die heilige Messe lesen, als sie den Namen ihres geliebten Kaisers mit dem Namen Ferdinand's ersetzten. —

---

147. Der glänzende Einzug eines polnischen Großbotschafters in der Stadt Rom.

(Aus: Die Vorzeit, Jahrgang 1821.)

König Wladislav IV. von Polen sandte im Jahr 1633 den Grafen Georg Ossolinski als Großbotschafter nach Rom, der am 24. November daselbst seinen feierlichen Einzug hielt, von dem der Chronist Hartknoch folgende Beschreibung aufbehalten hat.

„Den Anfang machten einige polnische Edelleute, in kostbaren rothen scharlachenen Polnischen Kleidern (wie denn auch dieses Ambassadeurs ganzer Comitat, den er aus Polen mitgebracht, nicht anders als polnisch gekleidet war, welches in Rom nimmermehr gesehen worden); auf die folgten 22 Wagen mit schönem rothen Tuch bedeckt, und mit Derer, so in des Ambassadeurs Comitat gekommen waren, ihrem Stamm-Wappen geziert. Ein jeglicher von diesen Wagen ward von sechs Mauleseln gezogen. — Dann gingen fünf Kamele, und fünf Dromedare mit rothen von Gold gestickten Decken prangend, welche

alle von Persiern, Armeniern, so gleichfalls lange mit Gold gestickte Röcke anhatten, und türkische Bünde auf dem Haupte trugen, geführt wurden. — Nächst Denen ritten vier Trompeter, in grün-sammetnen und mit kostbar gewirkten Stamm-Wappen des Ambassadeurs gezierten Kleidern, und hatten hinter sich vier und dreißig Kosacken, welche alle mit roth-sammetnen Röcken und ihren Federn nach polnischer Manier prangten. — Diesen ersten Zug beschloß des Papstes Reiterei, und der Cardinäle ihre Maulesel.

Hernach kam der andere Trupp in folgender Ordnung: Erstlich ritten zwanzig junge Leute aus dem polnischen Adel; die waren mit blau-sammetnen Röcken bekleidet; ein Jeder unter ihnen hatte einen Köcher mit Pfeilen und einen Bogen, und sonst anderes köstliches Gewehr; ihr Führer war ein alter Mann Namens Chociszewski, welcher nach persischer Art einen Schild und eine Lanze in der Hand führte, sein Kleid war von Goldstücken und mit kostbarsten Edelsteinen ganz versetzt. — Nach diesen jungen Leuten wurden fünf türkische muthige Pferde geführt, deren Sättel und anderer Pferdeschmuck von lauterem Gold und Edelgesteinen fast die Augen verblendete. Des ersten Pferdes Sattel war mit lauter Diamanten, des zweiten mit lauter Rubinen, des dritten mit lauter Carfunkeln, des vierten mit allerhand Edelsteinen, des fünften wiederumb mit den allerkostbarsten Diamanten versetzet, die Decke, damit das letzte Pferd bedeckt war, ist fast unschätzbar gewesen, massen man die Materie derselben vor denen so häufigen Diamanten nicht hat erkennen mögen. An der Stirn hatte das letzte Pferd ein solches Kleinod, welches für 20,000 Dukaten geschätzt ward. Diese Pferde waren mit recht guldenen Hufen beschlagen, und so los angeheftet, daß sie in der Stadt abgefallen und dem Volke zu Theil worden. Dieselben wurden wiederum von eben so wie droben beschrieben bekleideten Armeniern geleitet. — Nach den Pferden kam des Gesandten Stallmeister, einen silbernen Regimentsstab in der Hand haltend, und führte zwanzig Kammer-Junker, so alle an ihren Säbeln guldene Gefäße und sonst andern kostbaren Pferdeschmuck gehabt. — Zuletzt folgten des Spanischen Legati, wie auch der Cardinäle und anderer Gesandten Hofleute. —

Der dritte Truppen war auf folgende Weise ordiniret: Erstlich ritt Jakobus Zielinski, des Gesandten Oberhofmeister, und führte zwanzig Hofleute seines Herren, die auf das allerprächtigste gekleidet waren; er selbst aber hielt in der Hand einen silbernen Regiments-Stab, und hatte Zwei von Adel neben sich herreiten. — Denen folgte der Fürst von D'Enrichemont, des Crequy, Französischen Ambassadeurs, Verwandter, und hatte hinter sich eine große Menge Französischer Edelleute. — Zuletzt kamen des Papstes Kammerjunker, auch alle zu Roß. —

Im letzten kamen die vornehmsten Herren und Bedienten des Ambassadeurs. Dieselben ritten einzeln, so daß ein Jeder von zwei Römischen Edelleuten begleitet worden; unter ihnen befand sich auch Dobieslaus Cielinski, Königlicher Sekretarius, welcher eine guldene Kette anstatt des Pferdezaumes gehabt, die er hernach losgemacht und unvermerkt zergliedert, daß sie dem begierigen Volk zu Theil worden. — Vor dem Legato ritt allein Gembicki, Gnesenscher Suffraganus, dieser Gesandtschaft Sekretarius. —

Darauf kam der Legatus selbst, zwischen dem Cajetano, Alexandrinischen Patriarchen, und dem Faustopoli, Amasinischen Erzbischofe, geritten; von beiden Seiten gingen beiher dreißig, auf eine Art prächtig gekleidete Heyduken mit silbernen Federn nach polnischer Art geschmückt. — Des Gesandten Unterrock war von Gold gestickt mit zwanzig Diamantenen Petlitzen, darinnen die Knöpfe auch von lauter Diamanten. Das Gefäß des Säbels war von lauterem Gold, und die Scheide ganz mit Perlen und kostbaren Steinen versetzt, also daß der Säbel allein fünftausend Dukaten geschätzt ward. Der Oberrock war ebenfalls mit Gold gestickt und hatte auch zwölf Diamantene Petlitzen, an denen die Knöpfe ganze Diamanten waren. Sein Pferd war mit goldnen Hufen beschlagen, an der Stirn hatte das Pferd einen schwarzen und von Diamanten herrlich glänzenden Federpusch, der Sattel, die Steigreife, die Decken und der ganze Pferdeschmuck war mit den allerkostbarsten Edelgesteinen ganz übersetzt. —

Solch einen prächtigen Einzug hat dazumal der Graf Georg Ossolinski — **zu Ehren des Papstes** — in Rom gehalten.“ —

---

148. Fürstliche Dankbarkeit.

Christiani, der Sohn eines Müllers, zuerst Schreiber, dann Dorfrichter, lenkte die Aufmerksamkeit des Kaiserlichen Präsidenten zu Mailand auf sich, wurde von ihm in sein Cabinet aufgenommen und nach und nach zu einer Menge der wichtigsten Geschäfte an verschiedenen europäischen Höfen gebraucht. Endlich ward er von der Kaiserin Maria Theresia in den Grafenstand erhoben und zum Präsidenten des Finanzwesens im österreichischen Italien ernannt, als welcher er 1758 am 10. Juli in Mailand starb. — Kurz vor seinem Tod erhielt er von der Kaiserin ein eigenhändiges Schreiben, worin sie ihn bat, die Geschäfte einstweilen bei Seite zu setzen und durch Sorge um die Wiederherstellung seiner Gesundheit sich ihr und dem Staate zu erhalten. Sie sagte unter Anderm: „Der Verlust einer halben Armee würde mir weniger empfindlich sein, als der Eurige. Seid übrigens unbesorgt wegen Eurer Kinder. Sie sollen in jedem Falle

eine Mutter an mir finden, welche mehr für sie thun wird, als der zärtlichste Vater wünschen kann." Der Graf starb, mit Hinterlassung eines sehr mäßigen Vermögens; aber die große Frau vergaß nie die Zusage, welche sie dem sterbenden treuen Diener gemacht hatte. — Das ist christliche und wahrhaft fürstliche Dankbarkeit! —

149. Kaiser Napoleon I. als Religionslehrer.

Es sind gegen zwanzig Jahre her (erzählt die Zeitschrift Bohemia von 1847), da befand sich der Erzbischof von B., seiner Gesundheit wegen, in dem Kurort Aix-les Bains in Savoyen.

Während seines Aufenthaltes daselbst wurde er zu einer jugendlichen Kranken gerufen, die im Sterben lag. Es war die Tochter eines berühmten Generals aus der Kaiserzeit, sie selbst ausgezeichnet durch Schönheit.

In dem Gespräche, das die Kranke mit dem Prälaten führte, äußerte sie so erhaben religiöse Grundsätze, daß der Erzbischof, bis zu Thränen gerührt, fragte, wer ihr dieselben eingeflößt habe.

„Mein Herr," erwiederte die Sterbende, „nächst Gott verdanke ich die Religiosität dem Kaiser! — Ich war mit meiner Familie auf Sanct Helena. Eines Tages — ich zählte damals zehn Jahre — sprach der Kaiser zu mir: „„Mein Kind, du bist hübsch; in wenigen Jahren wirst du es in noch höherem Grade sein. Bei solch äußerer Anmuth erwarten dich in der Welt gar viele Gefahren! Wirst du sie bestehen, wenn du nicht beschützt, gewappnet bist durch die Religion? Aber wer wird dich in dieser unterweisen? Dein Vater hat keine, deine Mutter noch weniger! Ich will die Pflicht, die ihnen obliegt, auf mich nehmen; komme morgen zu mir; ich werde dir die erste Lection geben."" — Und zwei Jahre lang ging ich mehrere Male die Woche zum Kaiser, meinen Katechismus unterm Arm. Er ließ mich in demselben lesen und erklärte mir Alles. — Nach der Zeit, als ich zwölf oder dreizehn Jahre alt geworden, sagte der Kaiser zu mir: „„Jetzt, mein Kind, bist du, glaube ich, hinreichend unterrichtet. Du mußt nun endlich daran denken, zur heiligen Kommunion zu gehen. Ich will aus Frankreich einen Priester kommen lassen, der dich zu dieser feierlichen Handlung und mich zum Tode vorbereiten wird!"" — Und das that der Kaiser auch." —

150 — 154. Diamanten in der Königskrone.

1. Das Neujahrs-Geschenk für den Lehrer.

Eines Tages befanden sich die jungen Enkel Max und Otto in den Zimmern des Königs von Bayern Maximilian I. Mit der ihm angebornen Liebe sah er diese Kinder stets gerne um sich, indem

sie ihn nicht minder liebten, und freudig auf den freundlichen Großvater zusprangen. Da sprach dann der König mit ihnen auf das zärtlichste, gab ihnen gute Ermahnungen, und sagte einmal bei einer solchen Gelegenheit zu den beiden Prinzen Seines erlauchten Erbfolgers Ludwig unter Anderm ganz im Geiste Seiner Ahnen: „Um was ich euch, meine Lieben, bitte, ist, daß ihr mir nicht stolz werdet; unser Stolz soll allein sein, von Allen geliebt zu werden.“ Darauf ließ er durch einen Diener ein Schatzkästchen bringen, nahm aus demselben eine kostbare goldene Uhr, und gab sie den liebenswürdigen Prinzen mit den Worten, daß sie ihrem Lehrer dieselbe zum Neujahrstag als Geschenk überreichen möchten, indem sie ihrem Lehrmeister vor Allem mit Folgsamkeit und Neigung zugethan sein sollten. Freudig sprangen die Prinzen von ihrem Königlichen Großvater, und bewahrten die Uhr bis zu dem bestimmten Neujahrstage. —

2. Der Auszug der Soldaten nach Rußland.

Jene Seite des Hofgartens zu München, welche der königlichen Residenz gegenüber liegt, war einst Mittags zwölf Uhr von einer außerordentlichen Menge von Zuschauern besetzt, als zahlreiche Schaaren bayerischer Soldaten aus der Hofgarten-Kaserne abmarschirten, um nach den Eisfeldern von Rußland in den Kampf zu ziehen. Sie schritten, „die Augen links,“ unter fröhlicher Musik an der Residenz vorüber. An einem offenen Fenster derselben stand der König Max, und rief mit seiner volltönenden, metallreichen Stimme manchem Stabsoffizier und Hauptmann, ihre Namen nennend und mit der Hand winkend, freundliche Abschiedsworte zu. Aber bald verscheuchte das schmerzliche Vorgefühl eines traurigen Looses dieser tapfern Söhne des Vaterlands und des Nichtwiedersehens der Meisten derselben die Heiterkeit von seinem Antlitz, und häufig trocknete er mit einem weißen Taschentuche die heißen Thränen aus seinen Augen, gegenüber den mehr als tausend Augen der Zuschauer da unten, von denen nicht ein einziges thränenlos blieb. Herz und Stimme brachen ihm. Erst als der letzte Soldat vorüber war, wurde das Fenster geschlossen. Es war ein herzerschütternder Anblick! — Der König weinte, weil er nicht nur König von Bayern, sondern auch der Vater seiner Bayern war. — Dieß geschah am 15. Februar 1812. —

3. Der Brand in dem Salinen-Gebäude.

Berchtoldsgaden, jener schöne, uralte, gewerbsame Ort, unfern dem reizenden Königsee, mit seinen Hochgebirgen und Alpen, gewährte für den König Max eine besondere Lust, da dort die Gemsen- und

Hirschjagden und vielerlei Belustigungen nach dortiger Sitte mehrmals gehalten wurden. Dieses erhabene Schauspiel bereitete dem König um so mehr Vergnügen, als von allen Gegenden Leute herankamen, den Monarchen, seine Familie und die Jagd zu sehen.

Im Jahr 1820 veranstaltete der König eine solche große Jagd auf den Hochgebirgen, im „Windbache“ genannt. Ein hoher Staatsbeamter bekam den angenehmen Auftrag, in Berchtoldsgaden die Voranstalt zur fürstlichen Gemsen- und Hirschjagd zu machen. Zur Freude der Bewohner, welche den König ungemein liebten, wurde Alles zu dem Empfange der königlichen Familie und ihrer Gäste angeordnet, während die Jäger in dem Gebirge die Jagd vorbereiteten, und hoch von den Felsen die Gemsen zusammentrieben. — Da entstand plötzlich Feuer in dem großen Salinengebäude und verzehrte ohne Rettung dieses schöne königliche Erwerbs-Institut. Der Staatsbeamte sendete alsogleich eine Staffette an den Hof zu München, nicht nur dieses Unglück, sondern auch die allgemeine Noth der Bewohner zu melden, mit der Anfrage, ob die Jagd noch vor sich gehen solle? Der König ließ ihm alsogleich durch einen ähnlichen Eilboten zurückbefehlen, daß er die Leute dort trösten solle, Seine Majestät würden unverzüglich die Gebäude schnell wieder herstellen lassen, und den Bewohnern dadurch wieder jene Nahrung verschaffen, die ihren Wohlstand bis jetzt erhalten hätte; auch werde er in Vielem den Schaden auf alle Weise erleichtern. Er wolle um so mehr bei seinen Unterthanen erscheinen, von welchen er wünsche, daß er nach seiner königlichen Versicherung freudig und nicht mit Wehklagen empfangen werde. Diese Versicherung solle alsogleich auf der Kanzel und durch das Landgericht den Bewohnern bekannt gemacht werden. Die Jagd befahl der König zu halten. Als durch den abgeordneten Staatsdiener diese frohe Nachricht vor der Hand den Einwohnern und der Bürgerschaft bekannt wurde, brach Alles in frohe Empfindungen aus, und Jedermann war bereit, den gütigsten, menschenfreundlichsten Monarchen mit Frohsinn, Rührung und Dank zu empfangen.

Kaum fuhr der König an dem bestimmten Tage in Berchtoldsgaden ein, so begrüßte ihn ein lauter, freudiger Jubel, dergestalt, daß er befahl, ihn ungesäumt an die Stätte des Brandes zu führen, wo er selbst die Zerstörung in Augenschein nahm, und auf der Stelle schon die Vorarbeiten des neuen Baues anordnete. Indessen nahte sich Einer der geringsten Salinendiener oder ein Knecht dem erhabenen Fürsten. Dieser Mann hatte den Dienst, Tag und Nacht unter dem großen Roste der Pfannenschüre zu verweilen, und da die abfallenden Gluthen und Kohlen zu sammeln und zu löschen. Es wurde also sein Bischen Habe und sein Strohsack auch ein Raub der

Flammen. Diesen Menschen, welchen man den „Schürhansel“ nannte, in rußigem Hemd und schlechter Kleidung, mit schwarzem Gesichte, bemerkte alsbald der König um so mehr, als er, um seinen Verlust mit den Worten jammernd: „All mein Sach is hin, bin a Bettla!“ sich bemerkbar zu machen schien. Der König fragte: „„Was hat denn dieser Mann Alles verloren?““ und befahl, daß man es sogleich schätzen soll. Da erfuhr man, daß die ganze Habe höchstens fünfzehn Gulden betragen habe. Der gütige Monarch lächelte freundlich, und gab dem „Schürhansel“ dafür fünfzehn blanke Kronenthaler. Fast ohnmächtig sank der Mann vor dem Könige nieder, und als er wieder schnell zu sich kam, rief er freudig aus: „I bi izt weit reicha, als vor'm Brand!“ —

Die jetzige Saline mit den großen, neuen Kunstwerken ist ein Denkmal jener Tage, an welchen Max Berchtoldsgaden beglückte. —

4. Der geliehene Stock.

An den Auen, abwärts der Isar bei Freising, jagte einst der König Max. Nach dieser schönen Hirschjagd ging er allein von dem Walde weg in das Dorf, wo man sich zur Tafel versammelte. Dieses Dorf war ziemlich weit entfernt. Der König, etwas ermüdet und die sumpfige Flur erblickend, sehnte sich nach einem Stock. An der Spitze des Waldes stand zufällig ein Bauer, ruhig auf seinen Stock gelehnt, der von ferne die Jagd belauschte und nun der Zerstreuung der Jagdleute zusah. Diesen sprach der König um den Stock an, mit der Hand danach langend. Aber der Bauer, der gar nicht vermuthen wollte, daß der König im Ernst seinen schlechten Waldstock wünschte, zog ihn verlegen zurück, bis der König es ihm deutlicher zu verstehen gab, und sagte: „Geh' nur mit mir, im Dorfe sollst du deinen saubern Stock wieder haben!“ Der König wanderte nun fort, und der Bauer immer hinten nach. Im Dorfe, bei seinem Gefolge angelangt, wendete sich der König zu dem Bauer, gab ihm dankend den Stock zurück, und reichte ihm einen Kronenthaler, daß er für diese Gefälligkeit nun sich etwas zu gut thun möge. Der Bauer, ein reicher Mühlbesitzer, küßte das Geschenk aus der Hand seines Monarchen, trat voll Frohlocken in das Wirthshaus zu den anderen Landleuten und rief: „„Seht! diesen Thaler aus der Hand des Königs, der meinen elenden Stock trug, lasse ich nun schön aussieden und in Gold fassen, dann hänge ich ihn auf an unserm Muttergottesbild in der Kammer, und meine Kinder und Kindeskinder müssen sich erinnern, wie der König mit meinem Stocke durch das Moos ging. Den Stock aber will ich tragen bis zu meinem Tode, dann

möge ihn mein Sohn ehren, den Enkeln übergeben, als ein Familienschatzstück, und zu dem Thaler stellen.‟‟ — Da schrie Jeder: „„Ach, hätte der König doch meinen Stock gehabt! Daß wir nicht Alle dort standen, um ihm so zu dienen!‟‟ Diese allgemeine Liebe ging dann in eine frohe Stunde über bei Trunk und Gespräch. Als der König abfuhr, begleiteten sie den von Freude durchdrungenen Bauer hinaus, unter stetem Rufen: „Hoch lebe unser König!‟ —

5. Die vertauschten Königs-Bilder.

Der König Max mit den übrigen allerhöchsten Herrschaften fuhr auf einer Reise bei einer Post an, dort sich zu erfrischen, und dann Pferde zu wechseln. Der Posthalter, dem König als ein tüchtiger Staatsbürger und Oekonom schon bekannt, hatte sein Gasthaus und die Zimmer auf das Zierlichste hergerichtet, die erhabensten Reisenden zu empfangen und zu bewirthen. Der König stieg aus und begab sich in das für diesen Besuch ausgestattete Zimmer, in welchem sich der Monarch mit den Anwesenden freundlichst unterhielt. Nachdem diese fort waren, und der König fröhlich und munter im Zimmer auf- und abging, sich mit dem Posthalter und seiner Familie unterhaltend, bemerkte er an der Wand zwei mit Tüchern verdeckte Gemälde. Neugierig fragte der König den Posthalter über diese Tafeln, und zog die Tücher von denselben, um zu sehen, welche Bilder sie wären. Aber wie erstaunte Maximilian, als er sein und der Königin Bildniß erkannte, jedoch von dem Pinsel des Malers in einem solchen Grad entstellt und ungetroffen kopirt, daß der König herzlich lachen mußte, und nun wohl sich erklären konnte, warum der Posthalter diese Tafeln verdeckte. Dieser entschuldigte sich auf alle Weise, und brachte ganz ergeben vor, daß es von jeher auf dieser Post Herkommens wäre, mit den Bildern des regierenden Fürstenpaares den Saal zu zieren, in welchem viele hohe Reisende auf der Hauptstraße verweilen; vor der Hand habe er noch keine anderen Bildnisse, als diese, bekommen können, und bereits allenthalben Auftrag gegeben, ihm gute und wohlgetroffene zu verschaffen. Der König aber versprach dem Posthalter, daß er selbst dafür sorgen und ihm recht gelungene Bilder schicken werde. Der gütige Max vergaß es nicht. Er ließ von seinem ersten Hofmaler zwei ausgezeichnet schöne Porträts verfertigen, welche den König und die Königin Caroline in Brustbild darstellten; beide wahrhaft schöne Gemälde prangen nun in dem Saale dieser Post, in welchem damals der König so vergnügt und fröhlich war. —

155. Das Uhrwerk im Münster zu Straßburg.

(Volkssage.)

Seit lange schon war das alte, ursprüngliche Uhrwerk im Münster in Abgang gekommen. Da ließen Meister und Rath dasselbe durch ein noch viel künstlicheres ersetzen. Ein Uhrmacher, der nirgends seines Gleichen fand, erdachte und vollführte das Wunderwerk. Nirgends, weit und breit, nirgends auf der großen, weiten Welt, war ein Uhrwerk zu sehen, das man, auch nur von Ferne, diesem unvergleichlichen Meisterstücke der Kunst hätte zur Seite stellen können. Auch war's ein Jubeln, Rühmen und Loben in der ganzen Stadt, als das wundervolle Uhrwerk vollendet dastund im Münster, als die Glöcklein ertönten, als der Tod die Stunden schlug, die Apostel vorbeizogen und sich neigten vor dem Heiland, als die beiden Löwen, die das Stadtwappen halten, zu brüllen anfingen, daß es das ganze Münster hindurch nachtönte und dröhnte, und als gar auch der Hahn, droben auf der Spitze, die Flügel schlug und zweimal krähete, gleich wie der Hahn im Evangelium zur Stunde, da Petrus seinen Herrn und Meister verläugnete im Vorhofe des Hohenpriesters Kaiphas.

So wundervoll war das neue Uhrwerk, daß der Rath, von eitler Ruhmbegierde verführt, sich bis zu der unerhörten Grausamkeit hinreißen ließ, dem berühmten, unvergleichlichen Künstler die Augen ausstechen zu lassen, damit der Meister nicht anderswo ein ähnliches, oder gar noch ein künstlicheres Uhrwerk aufzurichten vermöge!

Als aber, nach dem Geschehen dieser Missethat, ewige Nacht des unglücklichen Künstlers Auge umhüllte, da bat er und flehte: daß man, nur einmal noch, ihn hinaufführen möge zu seiner Uhr, damit er sie noch vollkommener mache.

Die Bitte wurde ihm gewährt.

Als aber der Künstler oben war bei dem Räderwerke, da griff er rasch, mit gewaltigen Händen, in eines der Räder, und stille stund das Rad und bewegungslos von derselben Stunde an.

Und seit diesem Augenblick — schlugen die Glöcklein nicht mehr; die Apostel standen stille und bewegungslos; der Herr erhob nicht mehr die Rechte, um sie zu segnen beim Vorübergehen; die Löwen verstummten und brüllten nimmermehr; auch der Hahn, oben auf dem Seitenthürmchen, hörte auf zu krähen und mit den Flügeln zu schlagen! — Und so stund es da, das unvergleichliche Meisterwerk — regungslos erstarret und ausgelaufen für immerdar! —

Und nie mehr fand sich ein Künstler vor, der geschickt genug gewesen wäre, das ehedessen so wundervolle Uhrwerk wieder in Bewegung und Gang zu bringen, wie zuvor bei des Künstlers Leben, der es aufgerichtet.

Und so wurde der Rath und die ganze Stadt bestraft für die grausame Frevelthat, die der Erstere, von eitler Ruhmsucht und Ehrsucht bethört, an dem Gründer des Uhrwerks begangen hatte. —

156. Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Meister Johannes Gutenberg und sein Geselle Claude saßen einträchtig beisammen und stießen an auf das Wohl der Kunst.

Claude lachte seinen Meister mit bewunderungswerther Hingebung an und bat: „Wenn Euch die Wißbegier eines jungen Menschen nicht zu lästig wird, so möchte ich Euch wohl angehen, mir einmal so recht von Angesicht zu Angesicht zu sagen, wie Ihr denn eigentlich auf den wundersamen Gedanken Eurer Erfindung gekommen seid?" —

Ein stiller, beschaulicher Ernst umschattete bei dieser Frage das Antlitz des Meisters. Er strich mit der Hand langsam über die hohe, gefurchte Stirne und sprach, nachdenkend in die Tiefe seines Kelches blickend:

„„Siehst du, mein Freund! das Beste und Rechte kommt Einem in der Welt, ohne daß man eigentlich sagen kann, wie und wovon. Mit meinem Drucken ging es nun gewissermaßen auch so. — Das Drucken in ganzen Tafeln, wie Ihr es in Eurer Kunst ausübt, und Andere es auch wohl schon auf Bücher angewandt haben, genügte mir schon lange nicht mehr. Auch war der erste Schritt verhältnißmäßig ein geringer, der Schritt von den festen zusammenhängenden Tafeln zu einzelnen Theilen, zu Typen. Die klugen Alten haben uns den Weg schon lange gewiesen, es hat ihrer aber Niemand so recht geachtet. Mich brachte der Anblick meines Siegelringes zuerst auf den Gedanken beweglicher, zusammenzusetzender Lettern.

Als ich eines Tages das Pilgermännlein, mit der Schale auf der Schulter, in weiches Wachs sauber und scharf abgedruckt hatte — das ist nämlich das adelige Insiegel Derer vom Gutenberge zu Mainz — meinte ich, man müsse auch wohl alle Buchstaben einzeln in Stein oder Holztäfelein vertieft einschneiden und hernach abdrucken können. — Du siehst, Claude! wie weit ich noch von meinem Ziel entfernt war; und dennoch hatte ich damals schon ein Erkleckliches auf diese Kunst und allerlei Anderes verwandt. Ich wohnte dazumal noch in Straßburg, in der Vorstadt zu St. Arbogast, wenn du etwa da genau bekannt bist. Nun will ich dir nicht erzählen, wie langsam ich mich erst allmählich zurecht fand, bis ich zu den aus Holz geschnitzten Matrizen kam, wie viel Versuche mir mißglückt sind, wie viel Täuschungen und Verluste mich betroffen haben. Allein eine Haupt-

schwierigkeit blieb, wenn nun auch die Typen da waren, — nämlich die des Abdruckes. Eine Presse sieht sich sehr einfach und natürlich an, und dennoch ist ein himmelweiter Unterschied zwischen einer solchen und zwischen dem altmodischen Reiber, dem ungeschickten Ballen von Pferdehaaren und Tuchstreifen, womit man sonst mühselig immer nur Eine Seite auf einmal, und nur auf Einer Seite abzudrucken vermochte. Das quälte mich am meisten, daß ich kein rechtes Mittel oder Werkzeug wußte, um die kleinen hölzernen Lettern fein zusammenzuhalten und auf alle zumal, ohne sie zu zerbrechen oder zu zerwerfen, einen gleichmäßigen und hinreichend starken Druck auszuüben, und die ausgeschnitzte Figur sich auf das Blatt abfärben zu lassen. —

Eines Tages nun, als ich recht voll von allerlei Gedanken, und doch zu keinem rechten Entschlusse kommend, in meiner finstern einsamen Werkstätte saß, übermannte mich der Unmuth über meine eigene Schwäche und die Verzweiflung am Gelingen meiner Erfindung so arg, daß ich, einem Wahnwitzigen nicht unähnlich, hinauslief unter Gottes freien Himmel, um unter der jubelnden Natur draußen mein Ungeschick oder Unglück wo möglich ein Stündlein abzuschütteln.

Nun war es aber damals just um die schöne, gesegnete Herbstzeit, und in allen Gärten um die Stadt wie auf den entfernteren Höhen wimmelte es von Winzern und Winzerinnen, welche Trauben lasen. — Siehst du, junger Freund! der Mensch ist aber gar oft alles Schlechten voll. Mir schwoll ja die Seele von einem recht giftigen Neide auf, wie ich die emsigen fröhlichen Leute so allerwärts umherhandtiren sah. Und Jedes wußte seine Stelle, und Jedes kannte sein Geschäft; ich aber stand ganz allein müßig und unschlüssig unter ihnen. — Und gerade in dem Augenblicke, recht, als wolle mich der Herr ob meiner grundschlechten Gedanken in seiner Weise strafen, mußte es sich fügen, daß sie dicht vor meinem, mit Blindheit geschlagenen Auge eine Last blauer Trauben in die Presse schütteten, und daß dieses anstellige, bequeme Instrument so, als ob es weiter gar Nichts wäre, seinen köstlichen Dienst leistete. — Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich rannte heim, und die ganze Nacht arbeitete ich mit meinem getreuen Lorenz Beildeck dort; und wie der Morgen neugierig in meine Werkstatt guckte, stand eine Drucker-Presse da, roh freilich noch und nur eben angefangen; allein — es war doch **nun** gefunden! —

Glaub' mir, Claude! ich hätte es machen können, wie der große Rechenmeister, von dem ich einmal bei meinen Alten gelesen habe, der schnell aus dem Bade fortlief und durch alle Gassen seiner geärgerten Vaterstadt sein: „,Gefunden!'" schrie, als er im Wasser seine künstliche Goldprobe ausgedacht hatte. Du solltest es wissen,

welch ein köstlich Ding es ist, wenn es so nun mit Einemmale Licht vor Einem wird, und man sich wundert: daß man, wer weiß wie lange, in der Nacht umhertappen konnte, und jauchzt und auf seine sündigen Kniee hinstürzt, um dem lieben Gott seinen Dank zu bringen, von welchem doch Alles Licht stammt, das wir unwürdigen Erdensöhne uns selber oft im thörichten Hochmuthe beimessen!"" —

Gutenberg faltete andächtig seine Hände um den Fuß des gefüllten Pokals und that einen langen, schlürfenden Zug aus dessen würziger Tiefe. —

157. Der blinde Bildschnitzer.

Merkwürdig ist der berühmte Bildschnitzer Joseph Kleinhanns von Nauders in Tirol, der so unglücklich war, in seinem vierten Jahre durch die Blattern blind zu werden.

Schon in seiner Kinderzeit schnitt er Pferdchen und allerlei Spielzeug aus Holz. Im zwölften Jahre versuchte er es, ein Crucifix zu schneiden. Er nahm ein anderes zum Muster und befühlte es so lange, bis er es nachschneiden zu können glaubte. Der Beifall, den die Arbeit erhielt, spornte ihn zu weiteren Versuchen. Und von diesem Augenblick an beschäftigte er sich hauptsächlich damit, Crucifixe aus Holz zu schneiden, von denen immer eines besser als das andere ausfiel. Man kaufte sie anfänglich als Seltenheit, und er begann zu hoffen, daß es die Quelle seines Unterhaltes werden könnte. —

Zwei und zwanzig Jahre alt, ging er nach Fügen im Zillerthale zu dem Bildhauer Nüßl, der ihn einige Zeit unterrichtete. Von nun an bedurfte er zu seinen Crucifixen keiner Modelle mehr, da er den Begriff durch lange und aufmerksame Uebung schon im Kopfe, das Lamm Gottes am Kreuz aber, wie es ihm in der heiligen Schrift geschildert ist, und welche Schilderungen fromme Seelen von anderen Crucifixen ihm gaben, im andächtigen Herzen trug. Er verfertigte seine Aufgabe nach jeder verlangten Größe. Schnitt er nach einem gegebenen Modelle, so wußte er dessen Fehler zu verbessern. Er befühlte in Einem fort das Vorbild und dann prüfend die eigene Arbeit, und beim Schneiden führte er stets den Finger nach, um das Stech- und Schneide-Messer zu regieren. Er war dabei beständig in der ängstlichsten Arbeit begriffen. — Für den Bischof von Brixen hat er den heiligen Erzbischof von Mailand Carl Borromäus verfertigt, drei und einen halben Schuh hoch, und für den Fürstbischof von Chur den König David, zwei Schuh hoch; beide Leistungen sollen bewundernswerth sein. In Latsch sieht man von ihm ein herr-

liches Crucifix mit Maria und Johannes, beinahe in Lebensgröße ein ähnliches Crucifix in Zell. —

Joseph Kleinhanns lebte (noch im Jahr 1834) fromm und tugendhaft bei Innsbruck und ist mit seinem Schicksale zufrieden, das ihm seine künstlerische Beschäftigung in hohem Grade zu versüßen vermag. — Wenn es für ihn auch schmerzlich bleibt, niemals auch nur Eines seiner lieben Heiland-Bilder mit dem irdischen Auge schauen zu können; wie wird es ihm einst jenseits sein, wenn auch an ihm das große Wort erfüllt wird: „Selig, die reinen Herzens sind, sie werden Gott anschauen!" —

158. Verdruß an der Rechtsgelehrsamkeit.

Der Dichter Franz Petrarca aus Arezzo in Toscana, die Zierde des vierzehnten Jahrhunderts, widmete sich anfangs der Rechtsgelehrsamkeit und sagt darüber in seiner Selbstbiographie:

„Vier Jahre lang studirte ich Rechte zu Montpellier, dann zu Bologna drei Jahre lang das ganze Corpus juris civilis und schien in Vieler Augen ein Jüngling von großer Hoffnung für dieses Fach; allein ich verließ es, sobald ich der Aufsicht meiner Eltern entwachsen, — nicht daß ich für die Majestät der Gesetze kein Gefühl gehabt hätte, sondern darum, weil die Schlechtigkeit der Menschen ihren Gebrauch verdorben hat. Es verdroß mich, Etwas zu lernen, dessen ich mich auf eine unedle Weise nicht bedienen wollte und auf eine edle Weise nicht konnte!" —

159. Eines Dichters Vorsicht.

Nicolas Boileau, der gefeierte Dichter der Franzosen, war ein sanfter und edler Mann; und wie häufig er auch den Hof des Königs Ludwig XIV. zu besuchen pflegte, so verläugnete er doch nie eine männliche Freimüthigkeit.

Wenn er bei irgend Jemand zur Tafel geladen wurde, dann erschien er immer mit unter den ersten Gästen. — „Ich thue dieß aus Politik," sagte er; „denn die Viertelstunde, die Jemand in Gesellschaft auf sich warten läßt, wird leicht zur Aufsuchung oder Andichtung von Fehlern angewendet!" —

160. Verehrung des Kleides.

Der bekannte Dichter Frankreichs Prosper Jolyot de Crébillon ging einst im Alltagsrocke zu Hofe, wurde aber am Schloßthor abgewiesen, weil er kein kostbares Kleid trug.

Da ging er nach Hause, zog ein seidenes Kleid an, dessen Kragen und Saum mit den feinsten Stickereien in Gold übersäet war, erschien dann in dieser Tracht am Hofthor, und — ward nicht nur augenblicklich eingelassen, sondern auch sogleich dem Könige gemeldet.

Sobald Crébillon in den Empfangs-Saal eingetreten, küßte er, ehe er noch eine Sylbe sprach, ehrfurchtsvoll seinen Rock; und als der Fürst, darüber höchlich erstaunt, nach der Ursache dieses sonderbaren Kusses fragte, erzählte der Dichter, wie es ihm mit dem Kleid ergangen, und schloß mit der schelmischen Bemerkung: „Wer mich ehrt, **den** ehre ich wieder!" —

161. Die Huldigungen.

Alexis Piron, geboren zu Dijon am 9. Juli 1689, der durch seine spitzen Bonmots so manchen eitlen Schriftsteller lächerlich machte, fühlte sich endlich auch von der Dichter-Eitelkeit gestachelt, bis er zuletzt von dieser Krankheit auf eine seltsame Weise zu Paris geheilt wurde. — —

Ermüdet von einem Spaziergange setzt sich Piron eines Tags auf eine Bank, welche an einem Pfeiler am Ende der Tuilerien-Terrasse angebracht ist. — Kaum sitzt er, als er rechts und links von einer großen Zahl Vorübergehender gegrüßt wird. Piron nimmt seinen Hut mehr oder weniger tief je nach dem scheinbaren Stande der Personen ab. „O!-o!" sagte er selbstgefällig lächelnd, „ich bin weit mehr gekannt, als ich dachte. Schade, daß Voltaire nicht hier verweilt, um Zeuge der Hochachtung zu sein, deren **ich** in diesem Augenblicke genieße; er, vor dem ich mich noch an diesem Morgen fast in den Staub niedergeworfen habe, ohne daß er anders darauf antwortete, als durch eine leise Kopfbewegung!" —

Während Piron diese Betrachtungen anstellte, fuhren die Vorübergehenden fort zu grüßen, und auch der Dichter, diesen Gruß zu erwiedern, bis es am Ende doch zu ermüdend für ihn ward. Er nahm zuletzt den Hut gänzlich ab, und begnügte sich — vor Denen sich zu neigen, welche ihn grüßten. —

Endlich kommt eine alte Frau herbei, welche sich geradezu vor ihm auf die Kniee wirft. — Piron, erstaunt, und nicht wissend, was sie will, sagte zu ihr: „Steht nur wieder auf, gute Frau, steht nur wieder auf; Ihr behandelt mich wie Einen, der da Heldengedichte oder Trauerspiele dichtet. Ihr irrt Euch; ich habe diese Ehre noch nicht; ich habe bis jetzt nur Marionetten reden lassen!" — Da aber die Alte immer noch auf den Knieen und mit gefalteten Händen blieb, ohne auf ihn zu hören, glaubte Piron zu bemerken, daß sie

sogar die Lippen bewegt und zu ihm spricht. Er bückt sich, nähert sich und horcht. Er hört wirklich ein leises, andächtiges Flüstern. Es war ein „„frommes Ave,““ das sie an ein Marien-Bild richtete, welches gerade über der Bank angebracht war, wo Piron saß. Jetzt hebt er die Augen in die Höhe, und sieht, daß an dieses mit Blumen anmuthig bekränzte Bild der heiligen Muttergottes sich auch alle die Grüße richteten, welche er in seinem Dichter-Dünkel für sich in Empfang genommen hatte. — „So sind die Dichter,“ sagte der bitter enttäuschte Piron fortgehend; „sie wähnen, daß die ganze Erde sie anbetet, und daß sie zu ihren Füßen liegt, indessen man nicht einmal daran denkt, ob sie überhaupt da sind!!“ — —

Dieses Wort sollten sich nicht allein die Dichter, sondern auch die vielen hochmüthigen Dichterlinge tief einprägen! —

---

162. Die Kostgänger des Juden Palermo.

(Aus: Legenden über die sieben Todsünden.)

Zu Antwerpen lebte um 1550 ein Jude mit Namen Palermo. Dieser Mensch trieb Handel. Aber er handelte nicht allein mit Naturerzeugnissen, mit Gold, Edelsteinen und Produkten des Gewerbfleißes. Dieser Krämer war geschickter, er verkaufte das Genie; er trieb Wucher mit der Kunst, und beutete die Künstler aus. Wie Alle seines Gelichters, hatte er jenen Instinkt, der immer zum Gewinne führt und nie irre leitet. In einer Stadt, wo man der Malerei oblag, wo der Handel Reichthum im Gefolge gehabt, wo die Banquiers Herz genug hatten, die Künste zu hegen, wurde er Gemäldehändler. Er ging in die Malerschulen und Studienorte; da fand er arme, aber begeisterte Jünglinge, die an jenem Wahnsinne litten, der nur Ruhm träumt. Er raffte sie auf.

„Ihr seid ohne Vermögen,“ sagte er zu ihnen; „kommt zu mir; — ich will euch der Sorgen entheben; — ihr werdet mit Lust arbeiten; — ich liebe die jungen Künstler; — ihr sollt Wohnung und Kleidung erhalten; — ihr werdet mich mit einigen Pinselstrichen bezahlt machen; — und wenn ihr berühmt werdet, — und ihr werdet es, — so bleibt ihr mir nur ein wenig Dankbarkeit schuldig; dieß würde sehr süß für mich sein.“ — Palermo sah so gutmüthig aus! Sie ließen sich von ihm anwerben, die armen Künstler; denn er beeilte sich, sie zu umgarnen. — „Wie doch!“ sprach er zu ihnen, „ihr seid nicht mehr bei Garderobe? Es ist meine Sache, euch damit zu versehen. Junge, verdienstvolle Leute müssen anständig gekleidet sein. Mangelt es euch an Geld, bei mir habt ihr Credit; ihr könnt nach und nach eure Schuld abtragen; es macht mir Vergnügen,

euch zu Schuldnern zu haben; ich setze volles Vertrauen in euch. In der Ehre ist der Künstler ein Edelmann!" —

Und da er wohl wußte, bei Wem er sein Geld anlegte, begann er seine Kostgänger zu kleiden und machte sich so zu ihrem Gläubiger von hoch anlaufenden Summen, was ihnen den Weg versperrte, aus seinen Händen zu kommen. Nach der Art, wie er seine Lieferungen berechnete, genügten ihre Arbeiten, wie er sie anschlug, nie, um seine Vorschüsse, wie er es nannte, zu decken. Niemand muß theurer bezahlen, als ein junger Künstler, dem man Credit schenkt. So hielt Palermo in seinem Hause Jakob von Backer, Joachim Beukelaer und Aegidius Coignet gefangen.

Jakob von Backer war ein Kind Antwerpens, aber sein Vater war in Frankreich gestorben; seine Mutter hatte er nie gekannt und kein Anverwandter hatte Ansprüche auf ihn gemacht. — Er, einer der besten Coloristen unter den Antwerpner Malern, dessen schöne Draperien man immer bewundern wird, malte heilige Gegenstände, deren guten Geschmack und glücklichen Takt man anstaunte. Palermo verkaufte sie in die Ferne zu ungeheuren Preisen; dabei klagte er alle Tage, ihrer nicht los werden zu können. Er ließ dem jungen Mann nicht einen Tag, ja nicht eine Stunde Freiheit, und Jakob verdoppelte seine Thätigkeit, arbeitete sich ab und zehrte sich auf, um ein Talent zu erlangen, dessen er sich bar glaubte. —

Joachim Beukelaer malte entzückende Genrebilder und nutzte sein Leben für einen Menschen ab, der ihm mit erheucheltem Mitleid zu verstehen gab, er verdiene nicht einmal sein tägliches Brod. —

Aegidius Coignet, ebenso wie seine Freunde, zwanzig Jahre alt, seufzte nur nach Freiheit, als er eines Tages den Besuch seines ersten Meisters, des glücklichen Jakob Stella, eines Malers von Mecheln, erhielt, der zwar unbekannt geblieben, aber doch der Vater einer berühmten Malerschule war. Stella hatte das Glück, einiges Vermögen zu besitzen; er beabsichtigte eben, seinen Sohn zu verheirathen. In der angenehmen Stimmung, in der er sich befand, bezahlte er, sobald er von Aegidius die Schilderung seiner Leiden gehört, die hundert und zwanzig Gulden, die er dem Juden schuldete, und nahm ihn mit sich.

Aegidius wäre glücklich gewesen, wenn er nicht beim Herausgehen aus dem Hause Palermo's bemerkt hätte, wie dieser Mensch einen jener verwünschenden Blicke auf Stella schleuderte. „„Ich bin überzeugt,"" sagte er, „„er hat uns behext; es wird uns ein Unglück begegnen; dieser Jude ist ein Teufel; er hat ein böses Auge, und nie ist Denen Glückliches begegnet, die er beherrscht hat!""

Stella lachte nur über diesen Gedanken, der ihm närrisch und

abergläubisch schien; in Mecheln vergaß auch Aegidius Coignet bei einer fröhlichen Hochzeit bald seine Angst. —

Nach der Heirath seines Sohnes trat Stella seine Reise an, um Rom zu sehen, ein Genuß, den er sich schon lange versprochen. Er nahm Aegidius zu dessen großer Freude mit. —

Seit Kurzem befanden sie sich nun in Rom; am Namenstage des Papstes, als sich Aegidius Coignet mit Stella auf der Engelsbrücke befand, durchbohrte in dem Augenblick, als man ein Feuerwerk losbrannte, eine Rakete die Brust Stella's. Man trug ihn sterbend weg; der trostlose Aegidius wagte nicht mehr in Rom zu bleiben. Er durcheilte Italien, wo ihm sein Talent so viele Einladungen verschaffte, daß er erst im Jahre 1560 mit Geld beladen in sein Vaterland zurückkam. —

Nach Antwerpen heimgekehrt, galten seine ersten Gedanken seinen beiden Leidensgenossen im Hause des Juden. Er beeilte sich, Erkundigungen über sie einzuziehen, um ihnen in Zukunft seine Börse anzubieten. Jakob von Backer, von Schwermuth und Arbeit erschöpft und schwindsüchtig, war soeben im dreißigsten Lebensjahre gestorben. — Joachim Beukelaer siechte in einem Hospital hin. —

Aegidius eilte, Unmuth im Herzen, zur Wohnung Palermo's; aber — der Blitzstrahl hatte das Haus zermalmt; man hatte bloß einige verkohlte Knochen von dem Gemäldeverkäufer gefunden. — —

Aegidius Coignet wurde im folgenden Jahr als Mitglied der Academie zu Antwerpen aufgenommen; er malte mit Erfolg in allen Zweigen der Kunst. Nach einer glänzenden Laufbahn starb er 1660, im Alter von 70 Jahren. —

---

163 und 164. Madonna della Sedia.

(Von Ernst v. Houwald.)

1. In einer öden, waldigen Bergschlucht lebte vor vielen Jahren ein alter, frommer Einsiedler. Nach mancher schweren Prüfung, nach manchem harten Verluste hatte er sich in diese Einöde zurückgezogen, um seine letzten Tage in ungestörter Andacht zu verleben. Aber die Menschen suchten ihn auch hier auf; denn sie wollten seine Weisheit und Frömmigkeit nicht entbehren, und kein tief bekümmertes, trostloses Gemüth kehrte von ihm ohne Rath und Trost zurück. Deßhalb liebte und verehrte ihn die ganze Gegend wie einen Heiligen. Ob er sich nun gleich von Allem auf der Welt losgesagt hatte, so war die Liebe zu irgend einem Wesen dennoch ein süßes Bedürfniß seines Herzens geblieben, und er pflegte deßhalb oft zu sagen: „Ich habe hier in meiner Einsamkeit doch noch zwei Kinder, ein sprechen-

des und ein stummes!“ — Das erste war Maria, die kleine Tochter eines benachbarten, wohlhabenden Winzers, die mit unsäglicher Zärtlichkeit an dem Greise hing und auf dem einsamen Fußpfad oft allein in den dunklen Wald gelaufen kam, um den frommen Vater zu besuchen und in ihrer kindischen Einfalt still bei ihm zu spielen. Das stumme Kind war eine schöne, hohe Eiche, dicht an seiner Hütte stehend und sie mit ihren Aesten beschirmend. Wie er auf der einen Seite sich an dem Geplauder des Kindes ergötzte, es manches Nützliche lehrte, es immer vertrauter mit dem lieben Gott machte und den Samen des Guten sorgfältig in das kleine Herz streute: so pflegte er auf der andern mit väterlicher Sorgfalt seiner Eiche, trug mühsam in der trockenen Sommerzeit Wasser herbei, um ihre Wurzeln zu erfrischen, fütterte und schützte die Vöglein, die in den weiten Aesten brüteten, und hatte schon manche gierige Axt durch seine Bitten von dem Leben des schönen Baumes zurückgehalten. „Grüne du immer, meine starke, kräftige Tochter!“ sagte dann der Greis, indem er den Baum liebend umfaßte; „ich verstehe das Flüstern und Rauschen deiner Zweige zur Ehre Gottes wohl und werde dich schützen, bis du mein Grab beschattest!“ —

Nach einem ungewöhnlich langen und harten Winter, der die Gebirge mit tiefem Schnee bedeckte, brach einst ein so plötzliches Thauwetter ein, daß die Bergströme voller und gewaltiger als jemals in die Thäler schossen und große Verwüstungen anrichteten.

„„Ach, unser armer, frommer Einsiedler!““ sagte Mariens Vater eines Morgens; „„wir werden ihn nie wieder sprechen! Von meinen Weinbergen aus habe ich gesehen, wie die Fluth in sein Thal hinabbraust und durch den Wald schäumt, und wie die Bäume schon bis an die Aeste unter Wasser stehen.““

Marie weinte und beschwor den Vater, daß er dem Greise zu Hilfe eilen möchte; aber das war unmöglich und auch wohl schon zu spät; denn die Fluth mußte längst über das Dach seiner Hütte hinrauschen. — Doch der Einsiedler war gerettet; nicht aber durch die Hand eines Menschen, nein! — seine kräftige stumme Tochter hielt ihn auf ihren Armen sicher über den Wogen. Er war bei dem Aufschwellen des Wassers auf das Dach seiner Hütte gestiegen, und als es ihn auch hier erreichte, muthig in die Aeste der Eiche geflüchtet, die, wie auch die anströmende Gewalt sie erschütterte, dennoch widerstand, obgleich viele der benachbarten Bäume entwurzelt mitfortgerissen wurden.

Drei Tage vergingen, ehe sich das Wasser wieder verlief; drei Tage mußte der Greis in den Aesten hängen und nur von wenigem trockenen Brode zehren, das er in der Eile zu sich gesteckt hatte. —

Kraftlos und ganz erschöpft klomm er am Morgen des vierten Tages wieder herab, sank auf die noch feuchte Erde hin und erwartete den Tod. —

Aber statt seiner nahte ein rettender Engel. Die kleine Marie, die zu Hause weder Rast noch Ruhe gehabt, eilte durch den nassen, schlammigen Wald herbei, den geliebten Greis aufzusuchen. Trotz der Besorgnisse ihres Vaters für das Leben desselben, hatte sie doch in süßer Hoffnung ein Körbchen voll Erfrischungen mitgebracht und warf sich nun bei dem noch lebenden Greise nieder, umschlang ihn mit ihren kleinen Armen und trieb den Tod von ihm zurück. —

Der Einsiedler dankte in andächtigem Gebete Gott für die Erhaltung seines Lebens und sprach mit begeisterter, halb verklärter Seele über seine beiden Kinder, die der Allmächtige zu Werkzeugen seiner wunderbaren Rettung erkor, einen heiligen, kräftigen Segen aus und flehte den Himmel an, sie zum Lohne für ihre Treue vor den anderen Geschöpfen seiner Erde zu verherrlichen! Gestärkt und erquickt ließ er sich von Marien hierauf zu ihrer Wohnung leiten, wo er so lange verharrte, bis er die einsame Hütte wieder beziehen konnte. —

2. Als Marie in Unschuld und Schönheit aufgeblüht und ein glückliches Weib geworden war, hatte man den Einsiedler längst begraben. Seine Hütte war eingesunken, die schöne Eiche unter den Hieben der Aexte gefallen und zu großen Weinfässern verarbeitet worden, welche Mariens Vater gekauft hatte.

„Wo bleibt denn nun die Erfüllung des Segens?" fragt man vielleicht, „da jetzt das Holz des geliebten Baumes im dumpfen, finstern Keller vermodern soll?" —

Hört nur weiter. Eines dieser Fässer war leer geworden und wurde, als die Weinlese wieder nahe war, hinauf und an die Vorlaube des Hauses gewälzt, damit neue Reife aufgeschlagen werden möchten. — Um den Morgen zu genießen, der eben in frischer Schönheit über die Berge heraufstieg, setzte sich Marie, die Mutter zweier Knaben geworden war, in die Laube und schaute, den Säugling an ihrer Brust liebkosend, indeß der ältere Knabe zu ihren Füßen spielte, gerührt nach dem Thale hin, welches der Einsiedler vormals bewohnt hatte, und meinte, der Segen, den er ihr verheißen, sei durch ihre Kinder wohl schon in Erfüllung gegangen.

Da wandelte, in stillen Träumen versunken, ein Jüngling vorüber. Es war Raphael Sanzio, der größte Maler aller Zeiten. Vor seiner Seele schwebte lange schon ein Bild der heiligen Mutter Gottes mit dem Jesuskind; aber noch vermochte er die Gestalten nicht würdig genug zu erfassen und hatte diesen frühen einsamen

Gang unternommen, um seinen Geist zu sammeln. — Mit freundlichen Worten grüßt ihn Marie. — Er schaut auf, und als er die Mutter mit ihren Kindern erblickt, wird es ihm, als erschiene ihm hier, was er so lange vergeblich ersehnt. — Hier war ja die Mutter, aus deren himmlischen Zügen die reinste, seligste Liebe strahlte; hier ruhte ja das engelschöne Kind an ihrer Brust, das mit seinen milden, großen Augen freundlich und ahnungsvoll die Welt begrüßte; hier nahte ja der ältere Knabe, freudig ein Stäbchen bringend, an welches er ein Kreuzchen befestigt hatte. Den Künstler verlangt in höchster Begeisterung, das lebende himmlische Bild festzuhalten und es auf der Stelle zu entwerfen; aber er hat Nichts zur Hand als den Zeichenstift. Da glänzt in den ersten Strahlen der Morgensonne der große, glatte Boden des nahen, uns bekannten Fasses; und Raphael säumt nicht, tritt rüstig hinzu, und nachdem er die holde Marie mit ihren Kindern treu darauf entworfen hat, nimmt er den Boden heraus und trägt ihn heim, und läßt sich keine Rast, bis er das göttliche Bild der heiligen Mutter Gottes mit dem Jesuskind und dem kleinen Johannes, der ein Kreuzchen bringt, als wollte er den Christusknaben schon im Spiele damit vertraut machen, darauf herrlich vollendet hat. — —

Raphael Sanzio aus Urbino starb 1520, also schon vor dreihundert Jahren; aber sein Gemälde ist nicht vergangen und wird noch als ein Heiligthum von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt. —

Sehet, so ist der Segen des frommen Mannes doch in Erfüllung gegangen. Die Kunst hat seine beiden geliebten Kinder hier wieder vereinigt; denn das Holz des geweihten Baumes trägt nun Mariens und ihrer Kinder liebliche Züge in höherer Verklärung der Nachwelt durch Jahrhunderte zu, und noch lange werden sich reine, fromme Herzen durch den Zauber dieses Bildes ergriffen und gehoben fühlen, obgleich die wirklichen Gestalten längst in Staub zerfallen sind.

Vielleicht sind Einige von euch so glücklich, einst das Vaterland dieses herrlichen Gemäldes zu besuchen, und es dort zu sehen, wo es unter dem Namen: „Madonna della Sedia" berühmt ist.

---

165. Die Entstehung der österreichischen Nationalhymne.

(Aus: Theateralmanach von A. W. Iffland. Jahrgang 1811.)

Als in Folge der raschen Fortschritte der französischen Waffen unter General Bonaparte im Jahre 1797 der Kaiser von Oesterreich sich und seine Familie nach Preßburg flüchtete und selbst die

kaiserliche Schatzkammer nach Ungarn gebracht wurde, um die Krondiamanten vor den räuberischen Händen der Franzosen zu retten, da ergriff die Bewohner Wiens Schrecken um Schrecken. Die Reichen folgten dem Beispiele des Kaisers und verließen die Stadt, in die man bald den übermächtigen Feind einziehen zu sehen erwartete; die Aermeren drangen in Masse in den Palast des damaligen Premierministers, Barons von Thugut, um ihn mit Gewalt zum Friedensschluß oder zum Aufgeben seines Ministerpostens zu bewegen. Die Kunde davon verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit durch die Hauptstadt und vermehrte nur noch den Schrecken und die Bestürzung ihrer Bewohner. Auch im Hause des Kapellmeisters Franz Joseph Haydn erregten diese Schreckensbotschaften unglaubliche Aufregung, und zwar in solchem Grade, daß Haydn's Gattin selbst die altgewohnte Sitte nicht beachtete, welche wollte, daß der berühmte Componist während seiner Arbeitsstunden nicht gestört werden durfte. Dieser hatte sich eben festlich geschmückt — denn nur im Festschmuck konnte er componiren — und die Composition seines neuen Tonwerks, „die Schöpfung," das seinen Ruhm durch alle Völker und Zeiten tragen sollte, begonnen, die Feder flog begeistert über das Papier: als klagende, jammernde Töne aus dem untern Stockwerk seines Hauses herauftönten und eilige polternde Schritte auf der Treppe sich hören ließen. Haydn hörte davon nichts, denn seine Seele war umrauscht von göttlichen Harmonien. Da wurde plötzlich die Thür des kleinen Salons, in dem er arbeitete, aufgerissen und hereinstürzte mit bleichem angstvollen Angesicht seine Gattin, gefolgt von den alten treuen Dienern des Hauses, der Katharine und Konrad, welcher letztere die Schreckenskunde eben gebracht hatte. Haydn wollte Anfangs der trostlosen Erzählung von Dem, was die Stadt erfüllte, keinen Glauben beimessen, noch weniger von dem Rathe seiner Gattin etwas wissen, seine Kleinodien zusammenzupacken und Wien schleunigst zu verlassen. Als er aber an der Wahrheit des Vorgetragenen nicht mehr zweifeln konnte, da senkte er trauernd sein Haupt und schwere Seufzer hoben seine Brust. Aber auch jetzt wollte er von Flucht nichts hören. „Nein," rief er, „jetzt ist keine Zeit, an uns zu denken! Der Kaiser ist auf der Flucht, er ist in Gefahr? So müssen wir als treue Unterthanen für ihn beten — und ich will's die Wiener lehren!" — Und mit hochgehobenem Haupte trat er an sein Clavier und seine Hände legten sich leise auf die Tasten und begannen eine einfache choralartige Melodie zu flüstern; allmählich trat die Melodie stärker und kräftiger hervor, und wie von selbst fügten sich auf seinen Lippen die dazu passenden Worte: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz! 2c." Auf sein Gebot

stimmten die beiden Frauen und der alte Diener mit ihm ein, als er die Melodie wiederholte. Sie wurde eilig niedergeschrieben und dem Hofrath von Sevieten gesandt, um noch einige Verse dazu zu machen, und bald bahnte sich das einfache Lied seinen Weg durch den ganzen Kaiserstaat. Haydn aber spielte seitdem täglich sein Kaiserlied, ja es war das letzte, was er kurz vor seinem Tode spielte. Am 26. Mai 1809 spielte er es dreimal hintereinander, dann mußte man ihn in's Bett tragen, das er nicht wieder verließ.

Er starb am 31. Mai des genannten Jahres.

Als Iffland ihn im Jahre 1807 besuchte, spielte Haydn ihm zum Abschied auch sein Kaiserlied „Gott erhalte Franz den Kaiser!" vor. Dann blieb er noch einige Augenblicke vor dem Instrumente stehen, legte beide Hände darauf und sagte: „Ich spielte dieses Lied an jedem Morgen, und oft habe ich Trost und Erhebung daraus genommen in den Tagen der Unruhe. Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage spielen. Mir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele, und auch noch eine Weile nachher!" —

166. Hehre Erörterung.

Der gefeierte Wolfgang Amadeus Mozart hatte einst in einer großen Gesellschaft einige Theile aus seiner neuesten Composition, einer „feierlichen Messe," aufführen lassen, die allseitig Bewunderung und heilige Begeisterung erweckten.

Ein denkgläubiger (rationalistischer) Protestant theilte jedoch diese Bewunderung und Begeisterung nicht, sondern sagte kalt und etwas spöttisch: „Ich kann nicht begreifen, wie Jemand so ungeheuere Kräfte an so fruchtlose Subjecte vergeuden kann!"

Mozart schüttelte den Kopf und entgegnete freundlichst: „„Ihr aufgeklärten Protestanten, die ihr eure Religion nur im Kopfe, nicht aber auch im Herzen habt, versteht das nicht. Bei uns **Katholiken** ist das etwas Anderes. Ihr fühlt gar nicht, was das sagen will: „„Agnus Dei, qui tollis peccata mundi! Dona nobis pacem! Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt! Gieb uns Frieden!"" und dergleichen. Aber wenn man von frühester Kindheit an, wie ich, in das mystische Heiligthum der Religion eingeführt ist, wenn man mit seinen drängenden Gefühlen dem Gottesdienst abwartete, und leicht und froh in Gott ihn verließ; wenn man Diejenigen glücklich pries, die unter dem rührenden „Agnus Dei"" hinknieten und die heilige Kommunion empfingen und beim Genuß derselben die Musik in sanfter Freude aus dem Herzen der Knienden sprach: „„Benedictus qui venit in nomine Domini! Gebene-

deit sei, der da kommt im Namen des Herrn!'" dann ist es anders. Wenn man die tausendmal gehörten Worte dann nochmals aufnimmt, sie in Musik zu setzen, dann kommt das Alles wieder und steht vor Einem und bewegt und heiligt und begeistert die Seele; sie schwingt sich himmelan!"" —

167. Ein Wort über die Einsiedler.

(Von Joseph von Görres.)

„Wie die Rose, der Eiche aufgepfropft, sich im Safte der Lohe des Baumes schwärzt, so hat das Christenthum, dem altägyptischen Wesen aufgesetzt, die im tief dunkeln Purpur erglühende Rose des Einsiedlerlebens hervorgetrieben, und diese Rose wucherte in den Trümmern der alten Herrlichkeit, nachdem diese in die Tiefe herabgesunken. — Alttestamentalisch knüpfte sich dieß neue Wesen zunächst an den Propheten Elias, der, um den Verfolgungen der Jezabel zu entgehen, mit seinen Jüngern in der Wüste und am Gestade des Jordans bei Jericho unter Gezelten gewohnt. Evangelisch aber leitete es sich von Johannes dem Täufer ab, der den Zeitgenossen selber zum Theil als der wiedererstandene Elias gegolten, und als Herold des Christenthums die Wege ihm bereitend mit seinen Jüngern in der gleichen Gegend, am Eingange des gelobten Landes geweilt und im härenen Gewande, von Heuschrecken lebend, strenge Bußübungen gewirkt. So war er und seine Weise durch die Lehre selbst gewährt und anerkannt; in ihm war der Uebergang und das Reich der Buße dargestellt, das dem Reiche Gottes und seiner Herabkunft vom Himmel vorangehen sollte, und in dieser nämlichen Bedeutung trat hernach fortdauernd das Einsiedlerwesen, mitten im Heidenthum, im Geleite des sich allmählich verbreitenden Christenthums, ihm voran, der Lehre den Weg bereitend, und die Pfade ebnend in den Gemüthern, und die Seelen ihm zuführend, und in diesem Sinne hat es seine welthistorische Geltung. Wohl seien es tapfere, ruhmbekränzte Streiter, heißt es nach seinem Principe, die in der Welt sich üben; muthig, fromm und enthaltsam möchten sie unschwer das Höchste erringen; aber doch sei ihnen zugetheilt, mit weltlichen Dingen sich vielfach zu schleppen und hart zu bekümmern; und so in Anspruch genommen und geplagt, möchten sie nur schwer beharrlich dem Höheren sich zuwenden. Dagegen biete die Einöde sich dar, um in ihr ungetheilt und ungestört dem beschaulichen Leben sich ganz hinzugeben; und wer diesen Theil erwählt, der wandle mit Gott, erhebe sich zu ihm, und preise ihn durch all sein Trachten und sein Thun. In diesem Sinne waren die Einsiedler keineswegs die

Ritter und Schirmvögte der neuen Lehre; sie hatten jeder epischen Wirksamkeit, jeder unmittelbaren Einmischung in die Angelegenheiten der äußern Welt entsagt: nur soviel von dieser äußern Welt Unabtrennbares jeder Persönlichkeit anhängt, folgte ihnen in die Einsamkeit und es mußte dort der Zucht der strengen Regel sich willig fügen. Und indem sie unter dieser Disciplin, des nationell wilden, unbändigen Naturelles Meister wurden, standen sie da als Muster Dessen, was die Begeisterung der neuen Lehre Wundersames vermöge: den Heiden ein Gegenstand der Achtung und des Erstaunens; den Christen der Verehrung und Nacheiferung; der Welt ein Vorbild im Kleinen Dessen, was ihr im Großen, innerhalb der Bedingungen ihres Daseins, durch Selbstbeherrschung erreichbar sei. Als Religiosen und Lehrer aber haben sie gleichsam den alten Psalter unter christlichen Verhältnissen fortgesetzt; es ist die Lyra heiliger Dichtung, dem epischen Tumulte der Geschichte gegenüber, die auf Bergeshöhe entrückt, den Rhythmus ihres Lebens und Handelns regelt; lyrisch haben sie das Christenthum erfaßt und ausgesprochen, und wo der durchgehende Ernst, der nur in der Ausartung finster wird und menschenfeindlich, es irgend gestattet, nimmt ihr ganzes Wesen durchgängig religiös idyllischen Charakter an." —

168. Die wahre Ursache.

Ein junger Einsiedler fragte seinen Meister Agathon: „Was mag wohl die Ursache sein, daß heutzutag die Liebe nicht mehr so vollkommen ist, als ehemals?"

Der Altvater antwortete: „„Die Christen der ersten Zeiten sahen nach Oben und erhoben ihr Herz zum Himmel; jetzt aber sind fast Alle zur Erde geneigt, und Jeder sucht nur das Seine!"" —

169. Etwas zum Nachdenken.

Der heilige Antonius, der Einsiedler, gab den Brüdern unter Anderem auch dieses Lehrwort zur Beherzigung:

„Dreierlei ziemt dem Menschen:

Die Vorsicht — die Rücksicht — und die Nachsicht.

Vermöge der Vorsicht würde er nie sündigen; vermöge der Rücksicht würde er am Nebenmenschen das Gebot der Liebe erfüllen; und der Nachsicht würde er sich dann bei Gott zu erfreuen haben!" —

170. Die Macht des Gehorsams.

Der heilige Hieronymus besuchte einst die Mönche der Wüste und fand daselbst Einen, der acht Jahre hindurch zweimal des Tages

einen großen Stein eine bedeutende Strecke Weges getragen hatte, um seinem Vorgesetzten zu gehorchen, der ihm dieß befohlen.

Da nun der Heilige ihn fragte, ob es ihm nicht große Ueberwindung gekostet hätte, hierin zu gehorchen, antwortete ihm der Mönch: „Ich habe dieß immer mit so großer Freude gethan, als ob mir etwas Hocherhabenes und Wichtiges befohlen worden wäre!“ —

„„So sehr,““ bemerkt hierauf der heilige Hieronymus — „„ergriff mich die Antwort dieses Bruders, daß ich von derselben Zeit an begann als ein Mönch zu leben.““ —

171. Schnelle Beendigung eines Streites.

Ein Greis hatte, theils wegen seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit, theils aus Mitleid, einen Jüngling, dessen Eltern kürzlich gestorben waren und sehr gute, friedfertige Leute gewesen, zu sich in seine einsame Wohnung genommen; und Beide lebten miteinander in vollkommenster Eintracht.

Eines Abends saßen sie auf der Bank vor der Thüre ihrer Hütte. Da fing der junge Bruder an: „Gestern war ein Fremder hier, der sprach gar viel von mancherlei Streit, von Disputiren und Prozessiren, oder wie er das Alles nannte. Sage mir doch einmal, was ist denn eigentlich ein Streit?“

Der Greis sprach: „„Zu einem Streite kann das geringste Ding Anlaß geben. Sieh da einmal den Stein, auf dem meine Füße ruhen! Ich sage, der Stein ist mein. Du sagst, der Stein sei dein. Ich führe meine Gründe an; du bringst die deinen vor. So entsteht dann ein Streit. — Nun gilt's! Ich behaupte, der Stein ist mein.““ — Der Jüngling sagte: „Ich denke, der Stein sei nicht dein, sondern mein.“ — „„Nicht doch,““ rief der Alte mit angenommener Hitze: „„mein ist er!““ — „So behalt ihn!“ sprach der junge Bruder, bevor der Alte seine Gründe vorbringen konnte. —

Der Greis mußte von Herzen lächeln, und sagte: „„Wenn alle Menschen so gesinnt wären wie du, dann gäbe es nie einen Streit oder Prozeß, und alle Menschen würden in Eintracht und Frieden leben. Deine Gesinnung stimmt übrigens mit der Lehre Jesu überein: „‚So Jemand mit dir vor Gericht streiten und dir deinen Mantel nehmen will, so laß ihm auch den Rock.‘“ —

172. Briefe aus der Heimath.

Cassianus erzählt von einem heiligen Mönche, der, dem Gebet und der Betrachtung fleißig ergeben, stets große Sorge trug, die Reinheit und Lauterkeit des Herzens, wie sie für solche Uebungen erfordert wird, zu bewahren.

Fünfzehn Jahre waren schon verflossen, daß er in der Wüste gelebt, als ihm aus der Heimath in der Provinz Pontus ein großer Pack überbracht wurde, der Briefe von seinen Eltern und Verwandten enthielt. Nachdem er diesen Pack in Empfang genommen, fing er an, bei sich hin und her zu denken und zu sagen: „Wie viele Gedanken werden diese Briefe mir verursachen, wenn ich sie lese! Wie viele verschiedene Wogen von eitler Freude werden sich sogleich in meinem Herzen erheben, wenn ich finde, daß die Angelegenheiten meiner Verwandten einen guten Stand haben, oder von unnützer und ganz vergeblicher Traurigkeit, wenn ich finde, daß ihnen irgend eine Widerwärtigkeit begegnet sei! Wie viele Tage wird mich die Erinnerung an Die, welche mir geschrieben, nach sich ziehen, und mich von der Ruhe und Stille meines Gebets und meiner Betrachtung abbringen! Wie viele Tage lang werden sich mir die Gestalten und die Züge ihres Antlitzes, ihre Aeußerungen und andere Dinge, die sie mir werden geschrieben haben, darstellen! Wann werde ich sie vollends vergessen, oder wann jene Bilder aus dem Gedächtnisse verscheuchen und gänzlich tilgen! Mit welcher Mühe werde ich dem Zustande der Ruhe und der Vergessenheit um die Dinge in der Welt, worin ich mich jetzt befinde, zurückkehren! Was wird es mir nützen, die Verwandten dem Leibe nach verlassen zu haben, wenn ich mit dem Herzen und mit der Erinnerung zu ihnen zurückkehre und mit ihnen verkehre und mich mit ihnen unterhalte?" — Und indem er so spricht und dieß Alles in seinem Herzen erwägt, nimmt er seinen Pack Briefe, so wie er ihn erhalten, und wirft ihn in das Feuer mit den Worten: „Gehet, ihr Gedanken an die Heimath, und verbrennet ebenfalls, damit ihr nicht ferner versuchet, mich zu Dem zurückzurufen, was ich geflohen habe!" — —

Welch eine große Selbstüberwindung in diesem Einsiedler! — Nicht nur wollte er die Briefe nicht lesen, sondern nicht einmal das Päckchen öffnen, noch auch die Namen und Unterschriften Derjenigen, welche ihm schrieben, sehen; ja sogar die Aufschriften nicht anschauen, damit, wenn er die Hand erkennen würde, die Erinnerung an die Personen sich ihm nicht darstellen, und diese ihm die Ruhe und den Frieden seines Herzens stören möchte! —

173. Die glücklich Geheilten.

Es waren im christlichen Alterthum zwei Freunde, Pesius und Johannes. Jeder trug in sich eine schwere Herzenswunde: der Eine litt an einem unbesiegbaren Mißmuth und der Andere an einer unbezwingbaren Zornwuth. — Johannes ging in ein Kloster und

ward bald Vorsteher vieler frommen Mönche in Scythien; Pesius aber wählte den Stand eines Eremiten. —

Nach vielen Jahren, in ernstester Entsagung verlebt, empfand Johannes Sehnsucht, den Gefährten seiner Jugend wieder zu sehen. Er fand ihn auch in einem Geklüft der Wüste, umringt von wilden Thieren, die ihm geradezu gehorchten, die er unter sich Frieden zu halten lehrte, und deren Spiele seine Seele erquickten. „Wie lebst du?" fragte Johannes verwundert. „„Vierzig Jahre hat mich die Sonne nie traurig gesehen!"" erwiederte Pesius. „Und mich niemals zornig!" entgegnete Johannes. —

Die glücklich Geheilten! —

Die Freunde umarmten sich noch einmal herzlich, schieden und sahen sich niemals mehr. —

---

174. Abraham und Elias nachgeahmt.

Es waren zwei Brüder, deren Vater ein Kaufmann gewesen und nun mit Tod abging. Die beiden Erben vertheilten miteinander, was ihnen der Vater an Geld, Gewändern und Sklaven hinterlassen hatte; hernach aber beriethen sie sich wechselseitig, was sie für einen Lebensberuf ergreifen wollten. Sie sagten: „Wenn wir Handel treiben, wie unser Vater getrieben hat, so werden wir Anderen die Früchte unserer Arbeit hinterlassen, und gerathen vielleicht in Gefahr, den Räubern in die Hände zu fallen oder auf dem Meere zu Grunde zu gehen. Wir wollen lieber das Mönchsleben ergreifen und die Hinterlassenschaft unseres Vaters so verwenden, daß wir unsere Seele retten. Dieser Entschluß, im Einsiedlerleben Gott zu dienen, war Beiden gemeinsam, aber in der Ausführung zeigten sie sich verschieden. Als sie nämlich das Geld und Alles redlich getheilt, so schenkte der Eine Alles weg, besonders an Klöster und Kirchen, und als er eine Handarbeit erlernt hatte, um sich das tägliche Brod zu erwerben, so ergab er sich ganz der Arbeit und dem Gebet. Der Andere hingegen schenkte nichts hinweg, sondern baute ein kleines Kloster, gesellte sich einige Brüder bei, und nahm dann Jedermann als Gast auf, verpflegte jeden Kranken, behielt jeden Greis und gab jedem Armen. Samstags und Sonntags richtete er drei oder vier Tische her und lud die Dürftigen ein. Auf diese Weise brachte er sein Leben zu.

Da endlich Beide gestorben waren, wurde Jeder von den Eremiten wegen ihrer vollkommenen Tugend für selig gepriesen. Den Einen gefiel vorzüglich das Leben Desjenigen, welcher Allem entsagt hatte, den Anderen mehr das Leben Dessen, der alle Hilfsbedürftige unterstützt hatte. Da sich nun ein Streit darüber erhob, welcher der

beiden Brüder dem andern vorzuziehen sei und mehr gepriesen zu werden verdiene, so gingen sie zu dem heiligen Altvater Pambo, damit er den Streit entscheide und sich ausspreche, welche Lebensart die bessere sei. Pambo sagte: „Beide sind vollkommen bei Gott; der Eine hat den **Abraham** nachgeahmt, welcher Alle gastfreundlich aufnahm, der Andere aber hat den entschlossenen standhaften Eifer des Propheten **Elias**, Gott zu gefallen, nachgeahmt." Darauf erwiederten Einige: „Aber sage uns, wie ist es möglich, daß diese einander gleich sind? Der Letztere hat doch das evangelische Gebot erfüllt, daß er Alles verkauft und den Armen gegeben, daß er Tag und Nacht im Gebet ausgeharrt, sein Kreuz getragen und dem Heiland nachgefolgt ist?" — Dagegen nahmen sich Andere des Erstern an und sprachen: „Aber wir bitten dich, Dieser hat so viele Barmherzigkeit gegen die Armen gezeigt, daß er ausging und an die Landstraßen sich setzte, um die Nothleidenden zu suchen und ihnen Hilfe zu erweisen; er hat nicht bloß für seine eigene Seele gesorgt, sondern auch für Andere, indem er sich um Arme und Kranke angenommen hat." — Der heilige Pambo erwiederte: „„Ich sage euch noch einmal, Beide sind gleich vor dem Herrn; wenn dieser nicht eine so strenge Frömmigkeit geübt hätte, so wäre er nicht würdig gewesen, daß ich ihn der Gutthätigkeit des Andern zur Seite stellte; denn der die Fremden beherbergt und verpflegt und den Armen gedient hat, erwies sich als Nachfolger des Herrn, welcher da gesagt: „„Ich bin nicht gekommen, bedient zu werden, sondern selbst zu dienen."" Aber wartet ein wenig, ob ich hierüber eine Offenbarung von Gott bekomme; wenn ihr dann wieder kommt, werdet ihr es erfahren."" — Nach einigen Tagen kamen sie nun wieder und fragten den Heiligen. Der Altvater aber gab ihnen zur Antwort: „„Vor Gott bezeuge ich euch, ich habe Beide beieinander im Paradiese stehen sehen."" —

175. Der verlorene Heiligenschein.

Der Gebrauch, auf Gemälden die Heiligen mit einem goldenen Schein um das Haupt zu bezeichnen, gab Einem der Altväter Anlaß zu folgender Parabel.

Zwei Brüder, die zusammen eine Zelle bewohnten, hatten es in der Heiligkeit so weit gebracht, daß Einer um das Haupt des Andern goldene Strahlen erblickte.

Einst zur Fastenzeit besuchte Einer davon einen alten Einsiedler, der in einer rauheren Gegend der Wüste wohnte und für sehr heilig gehalten wurde.

Der fromme Greis saß eben bei seiner Abendmahlzeit, und der

junge Bruder sprach bei sich selbst: „Mein Mund verkostet zu dieser heiligen Zeit kein Brosämlein und kein Tröpflein Wasser, bevor die Sonne untergegangen, und dieser ißt jetzt schon, wohl drei Stunden vor Sonnenuntergang. Er kann der fromme Mann nicht sein, für den man ihn hält."

Der Bruder verbarg jedoch seinen Unwillen, machte sich aber bald wieder auf den Heimweg. Allein als er in seine Zelle trat, rief sein Mitbruder erschrocken: „O liebster Bruder, was hast du gethan? Der goldene Schein um dein Haupt ist ganz verschwunden!"

Der Andere ward höchst bestürzt — besann sich, und sprach: „„Ach, Hochmuth und Stolz haben sich in mein Herz eingeschlichen und die Liebe daraus verscheucht. Ich habe mir auf mein Fasten so viel eingebildet, daß ich diesen frommen Greis, von dem man keine solche Strenge fordern kann, lieblos tadelte. Wer aber keine aufrichtige Liebe zu seinem Nebenmenschen hat, der hat auch keine rechte Liebe zu Gott; und wem diese zweifache Liebe fehlt, der ist noch fern von der wahren Heiligkeit. Ich sehe es nun wohl ein: Alle unsere Tugendübungen nützen uns nichts, wenn sie uns nicht liebevoller machen gegen Gott und Menschen. Ja, sie werden uns verderblich, wenn wir stolz darauf sind, uns in unserm Herzen über Andere erheben und sie verachten!""

Er lief noch in der Nacht hin, den ehrwürdigen Greis um Vergebung zu bitten, und als er am folgenden Tage zurückkam — glänzte der goldene Schein um sein Haupt heller, als zuvor. —

176. Die Furcht und die Liebe.

Der Wind sauste gewaltig durch den Fichtenwald und die Fichten führten eine erhabene Sprache, wie die Cedern der Urwelt. Sie sprachen von Gottes Macht und Kraft, von Gottes Allgewalt und Herrlichkeit. Die ersten Fichten vorn am Walde begannen die Rede und dann ging die Rede weiter von einer zur andern durch den ganzen Wald hindurch und so lind, wie die leise verklingenden Töne der Aeolsharfe. Bald rauschte es stärker und immer stärker, und es stürmte wie tod-drohend die Windsbraut. Schauer auf Schauer durchströmten den Wald und die Seele des einsamen Wanderers, der des Herrn Allgegenwart erkannte in dem stets furchtbar sich erneuernden Rauschen der erhabenen Fichten. Aber es war ihm so wunderbar ängstlich dabei zu Muthe; denn die Fichten rauschten in allen Tönen, nur in dem Tone der Liebe nicht.

Unterdessen war er der Hütte genaht, welche mitten im Walde

lag und einen Altvater beherbergte, der, dem Gewühl der Menge sich entziehend, in gottseliger Beschaulichkeit sein Herz ganz und gar zu dem nahen Abschied von hinnen bereiten wollte. —

Der Altvater saß am Eingang seiner Hütte und horchte der schauerlichen Musik des Fichtenwaldes. — Jetzt, da der Wanderer nahte, stand er auf, ging demselben entgegen, hieß ihn willkommen, führte ihn in seine Hütte und erquickte ihn im Namen Jesu freudig mit Speise und Trank.

Der Wanderer, von solcher Liebe überrascht, fühlte sich so wohl in der Hütte des Altvaters, und sie sprachen viel über die Kraft des Kreuzes und über die Liebe des Welterlösers. — Nun rauschten die Fichten noch stärker und die Windsbraut umschnob die Hütte, daß sie in ihren Grundfesten zu wanken drohte; aber im Herzen des Wanderers war es stille und ruhig; denn von dem Herrn der Liebe und Erbarmung hatten sie geredet. —

Nachdem sie nun noch Vieles gesprochen und dann zusammen gebetet hatten, legten sie sich ruhig — im Namen Jesu — auf ihr Lager und schliefen sanft mitten unter dem Rauschen der Fichten und dem Toben des Windes. —

177. Liegend oder stehend!

Den greisen Abt Sisoes fragte Jemand: „Was habe ich, wenn ich in Sünde gefallen bin, zu thun?" — Der Abt antwortete: „„Wenn du in Sünden gefallen bist, so stehe auf!""

Dieser aber fragte weiter: „Ich bin aufgestanden, aber dann wieder gefallen; was habe ich jetzt zu thun?" — Und der Abt erwiederte: „„Steh' also wiederum auf!""

Aber noch war der Frager nicht fertig; er drang nochmals in den Abt und sprach: „Wie oft muß ich also auferstehen?" — Und der Greis gab nun zur Antwort: „„So lange mußt du auferstehen, bis der Tod dich entweder liegend oder stehend antrifft!"" — —

Glückselig, wen der Tod stehend antrifft, wie einen fruchtbaren Waizenhalm im Acker Christi, denn nur so wird er im Gerichte Gottes bestehen können! —

178. Ein protestantisches Urtheil über den katholischen Feldherrn Tilly.

Im Jahre 1854 erschien zu Berlin in zweiter Auflage eine Schrift unter dem Titel: „Magdeburg nicht durch Tilly zerstört. — Die Politik Gustav Adolph's in Deutschland. — Zwei historische Abhandlungen von Dr. Albert Heising.

Der Verfasser dieser Schrift, ein Protestant, weist in derselben mit unwiderleglichen Beweisen nach: daß der berühmte katholische Feldherr im dreißigjährigen Kriege, Johann Tzerklas Graf von Tilly, nichts weniger als der bluttriefende Zerstörer Magdeburgs, aber auch Gustav Adolph nichts weniger als der Befreier Deutschlands gewesen sei, und daß gerade der Letztere unter dem leuchtenden Deckmantel, „der großartige Hort des Protestantismus zu sein," Deutschland einzig nur zur Provinz seines ausländischen Thrones hatte machen wollen. —

Bevor Tilly im März des Jahres 1631 in die Nähe der Stadt Magdeburg gerückt war, schickte er zwei Abmahnungsschreiben an die Stadt und den Administrator, jedoch ohne Erfolg. Da ihm Alles daran liegen mußte, diesen so wichtigen Platz nicht in schwedische Hände kommen zu lassen, sondern ihn für sich zu retten, begann er mit allem Nachdrucke die Belagerung, so daß schon nach sechs Wochen die Stadt so hart bedrängt war, daß ihr Fall den Belagerern unvermeidlich schien und Tilly wiederholt den Magistrat und die Besatzung zur Uebergabe aufforderte. Vergebens! — Den Bethörten schien es unmöglich, daß die schwedische Hilfe ausbleibe, und die rasenden Prädicanten unterließen Nichts, den Haß gegen die Katholischen und Kaiserlichen auf's Höchste zu entflammen. Als Tilly zum letzten Male seinen Trompeter mit Aufforderung zur Uebergabe schickte, behielten ihn die Belagerten drei Tage ohne Antwort zurück. Während er noch in der Stadt war, hielt Tilly Kriegsrath, in welchem des Grafen Pappenheim Rath, die Stadt mit Sturm zu nehmen, allgemeine Zustimmung fand; nur Tilly, um die Stadt zu retten, hatte widersprochen. Dem Kriegsrathe nachgebend, setzte er den Sturm auf den folgenden Morgen, den 10. Mai, fest. Noch einmal versammelte er an diesem Tage seine Obersten, den Sturm zu verzögern und neue Frist der Stadt zu gewähren, deren blutiges Loos Tilly zum letzten Mal abwenden wollte. Sein Bedenken, daß es gefährlich sei, am hellen Morgen Sturm zu laufen, wurde einstimmig durch die Entgegnung niedergeschlagen, daß ein so unverhoffter Angriff den bäldesten Erfolg herbeiführe. Noch zögerte Tilly mit dem Zeichen zur allgemeinen Stürmung; Pappenheim aber wartete nicht länger; mit seinen Wallonen überstieg er den Wall und rannte mit ihnen das Thor der Neustadt ein; der Obrist Dietrich von Falkenberg im schwedischen Dienste warf sich ihm entgegen, allein er fiel, und der Administrator Christian Wilhelm von Brandenburg, der nach ihm kam, wurde gefangen. Pappenheim hatte nach heißem Kampfe die Stadt schon genommen, als Tilly's Heerhaufen von anderen Seiten Sturm liefen und durch die

Thore eindrangen. Von beiden Seiten wurde mit größter Erbitterung gekämpft; während des Gemetzels aber begann die Flamme aufzulodern, denn auf Falkenberg's Rath hatten die Bürger die eigene Stadt in Brand gesteckt. — Ging Magdeburg für Gustav Adolph verloren, so konnte ihm sein Obrist keinen größeren Dienst leisten, als durch Einäscherung dieser Stadt den siegenden Kaiserlichen jene großen Vortheile zu entreißen, in welche sie der Besitz der erhaltenen Stadt den Schweden gegenüber gebracht hätten. — —

Es ist nun sattsam bekannt, daß die Gegner der Katholiken den Namen Tilly's dadurch so verhaßt machten, daß man ihm nichts Geringeres als die Zerstörung Magdeburgs und sein fürchterliches Brandunglück zuschrieb; ließe sich aber dieß von einem „rauhen und fanatischen Kriegsmanne," dem „papistischen und jesuitischen Generale" selbst noch erwarten, so doch nimmermehr, und ist es zu empörend! daß Tilly den ligistischen Officieren, als sie ihn gebeten, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen, zur Antwort gab: „Kommet in einer Stunde wieder; ich werde dann sehen, was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben!" — Wir wissen, welche Brandfackel der deutsche Dichter Friedrich von Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges unter das deutsche Volk geschleudert, und daß er es eigentlich war, der dadurch den Haß gegen Tilly in unserer Zeit populär machte; und darüber wollen wir nun das Urtheil des Protestanten Dr. Albert Heising hören, wenn er sagt:

„Schon gleich nach dem Erscheinen des dreißigjährigen Krieges von Schiller, den man unbeschadet seiner sonstigen Größe ohne Anstoß einen „„unberufenen Geschichtschreiber"" nennen darf, hat der Wahrheit liebende Senkenberg bereits vor einem halben Jahrhundert nachgewiesen, daß die einzige Quelle, aus der Schiller obige Worte geschöpft haben mag, die Schrift: „„Les soldats Suedois ou l'histoire de ce qui s'est passé en Allemagne depuis l'entré du Roy de Suede l'anné 1630 jusque après sa mort. Rouen, 1633."" sein kann, deren Verfasser der eifrige Genfer Theologe Spannheim, wie Jeder, der sich mit dem Quellenstudium des dreißigjährigen Krieges vertraut gemacht hat, weiß, nur in maßlosen Uebertreibungen und ohne jede Zuverlässigkeit schreibt. Aber selbst Dieser setzt die Worte: „„wenn es wahr ist,"" hinzu, welche aber ein poesiereicher Geschichtschreiber wie Schiller — anzuführen nicht der Mühe werth erachtet. So lange überhaupt Schiller's dreißigjähriger Krieg dasjenige Buch bleibt, aus welchem sich die Deutschen Belehrung über diese unglückliche Zeit ihrer Geschichte suchen, wird das bisherige Urtheil der Nation sich leider! nicht ändern, und der

verhängnißvollste Krieg, der je in ihrem Innern gewühlt, zu ihrer eigenen Schande ihr selbst ein Räthsel bleiben. Schiller's dreißigjähriger Krieg erschien zuerst im Damenkalender, was vielleicht von der Nachwelt zu wenig beachtet ist." — —

Der Protestant Dr. Albert Heising giebt noch folgendes Urtheil über den in seinen religiösen Ueberzeugungen so entschiedenen katholischen Christen und als Feldherr so hervorragend dastehenden Helden:

„Tilly war ein Ehrenmann, wie ihm die deutsche Nation Wenige zur Seite zu stellen hat. Die Deutschen mögen stolz sein, daß er ihnen angehört. An Enthaltsamkeit kann man ihn einem Cato, an Anspruchslosigkeit einem Cincinnatus zur Seite stellen, mit der Vorsicht eines Fabius Cunctator verband er die Tapferkeit eines Scipio. Seine Treue gegen Den, dem er einmal seine Dienste gewidmet, kannte keine Grenzen. — Von der untersten Stufe im Heere hatte er gedient und sich von Stufe zu Stufe ohne Familien-Verbindung allein durch sein Schwert emporgeschwungen. Seine Laufbahn begann er als „„Piquetierer"" gegen die Holländer; er stieg rasch empor, kämpfte vor Antwerpen mit dem Herzoge Farnese, zog unter dem Duca du Guisi gegen die Hugenotten als Obrist, dann mit den Bayern gegen Herrmann von Köln, diente gegen die Türken und war mit dreißig Jahren Feldmarschall. Mit den Unruhen in Böhmen öffnete sich ein weites Feld. Aus allen Schlachten ging er als Sieger hervor. Die Schlacht bei Prag hatte er gewonnen; den Markgrafen von Baden, Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, den König von Dänemark hatte er überwältigt. Die bayerisch-ligistische Kriegsmacht hatte er zu einer Höhe ausgebildet, daß sie viele Jahre als die Mustertruppe von Europa angesehen wurde. Viele Jahre hatte er sie von Siegen zu Siegen geführt. Mannszucht und Ordnung herrschten in seinem Heere. Sein Ansehen bei demselben war ein unbegrenztes. (Gustav Adolph nannte ihn wegen seiner Strenge und Pünktlichkeit den „alten Corporal.") Die Truppen nannten ihn den „„deutschen Josua,"" den „„alten Vater"" und seine Zeitgenossen den „„deutschen Gideon,"" den „„Maccabäer,"" den „„Hannibal"" und „„Afrikaner."" In der Schlacht bei Breitenfeld *) wurde er durch Pappenheim's Unvorsichtigkeit zum

*) Am 7. September 1631. — Zwar trieb Tilly die Sachsen auf dem linken Flügel des schwedischen Heeres in die Flucht; aber er selbst, bisher sechs und dreißigmal Sieger, ward gänzlich geschlagen, dreimal verwundet und konnte nur mit Mühe nach Halle entkommen. Darauf sammelte er ein neues Heer, trieb die Schweden aus Bamberg und verschanzte sich bei Rain am Lech, um dem Feinde das Eindringen in

Treffen gezwungen; Gustav Adolph hatte ihn hier besiegt; dieses möchte aber ebenso wenig ein Beweis sein, daß er als Feldherr über Tilly steht, als man die Anführer der Verbündeten über Napoleon setzen kann, weil sie ihn bei Waterloo und Leipzig geschlagen haben.

Alle Feldherrntugenden hatte Tilly durch keine Leidenschaft verdunkelt; von Jugend auf an Enthaltsamkeit gewöhnt, blieb er ihr treu bis an's Ende seines Lebens. Im hohen Alter konnte er sich rühmen, nie der Wollust gefröhnt, keinen Rausch gehabt, keine Schlacht verloren zu haben. Gewiß ein Beweis seines starken Geistes!

Eine gleiche Stelle, wie sie Wallenstein nur einige Jahre gehabt, hatte er viele Jahre hindurch bekleidet und zuletzt beide Heere befehligt, von denen Wallenstein nur einen Theil geführt. Während aber Wallenstein in so kurzer Zeit ein unermeßliches Vermögen zusammengerafft hatte, starb Tilly — arm, der schönste Beweis für die Aufrichtigkeit seines Charakters. Die Glücksgüter, welche ihm gemäß seiner hohen Stellung zuflossen, gehörten der Armuth und Wohlthätigkeit. Alt-Oettingen vor Allem hatte sich seiner Freigebigkeit zu erfreuen. In seinem Testamente vermachte er sechzigtausend Thaler, welche ihm kurz vorher die Liga geschenkt, den Regimentern, welche ihn in der Breitenfelder Schlacht retteten. Außerdem hinterließ er nichts.

Aeußerliche Ehrenbezeugungen waren ihm ebenso gleichgiltig wie die irdischen Güter; Titel und Gepränge verachtete er. Auch ihm wurde ein Fürstenthum angeboten. Der Kaiser hatte ihn bereits zum Fürsten erhoben; er lehnte diese Gunstbezeugung ab und — zahlte dem kaiserlichen Secretär Geron fünfhundert Thaler, damit er das Diplom nicht ausfertigen möge.

Seinen Gerechtigkeitssinn gegen die Protestanten hat er gleichfalls auf eine glänzende Weise bethätigt. — Der Kaiser und der Herzog von Friesland boten ihm nach dem dänischen Kriege das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel als zukünftigen reichsunmittelbaren Fürsten des römischen Reichs deutscher Nation. Tilly nahm die Schenkung, aber — nur um sie der früheren, protestantischen Dynastie zurückzugeben.

Trotz seiner hohen Stellung hat er sich nie durch unzeitigen Eifer oder religiösen Zelotismus zu ungerechten Handlungen gegen die Bekenner einer andern Confession verleiten lassen; überall für

Bayern zu verwehren. Aber Gustav Adolph täuschte ihn und ging über den Strom, wobei ein mörderischer Kampf entstand, in welchem eine Kugel Tilly den Schenkel zerschmetterte. Er starb wenige Tage nachher zu Ingolstadt am 30. April 1632.

diese wilden Zeiten unvergleichliche Milde des Herzens und seltenste Humanität übend; der edelste Charakter in diesen Tummelzeiten entartetster, rohester Leidenschaften und niedrigster Habsucht; er kämpfte für seine Ueberzeugung. —

Selbst in dem 1633 schon gedichteten protestantischen Gustav-Adolph-Lied wird Tilly wegen seiner Tugend belobt:

„In Ingolstadt (während es belagert ward) hat geendet
Tilly der alte Soldat
Für d'Liga Er ang'wendet
Soviel er Kräften hat;
Am Feind ist auch zu loben
Die Tugend und Mannheit,
So durch manch gefährlich Proben
Er zeiget die allzeit.“ —

179. Des Nürnberger Rathes Bescheid.

Im Jahr 1461 fing der Markgraf Albrecht von Brandenburg einen neuen Krieg an mit dem Herzog Ludwig von Bayern, und kam gen Nürnberg, und ging auf das Rathhaus, und begehrte Hilfe wider diesen Fürsten.

Da hielt man über diese Bitte so lange Rath hin und her, daß Albrecht, von Ungeduld gestachelt, endlich in die Rathsstube selbst hineinging.

Da hub der Bürgermeister an und sagte zu dem Markgrafen: „Wie dürft Ihr ungefordert in die Rathsstube gehen? Ihr habt, nach Unsern Kaiserlichen Freiheiten den Kopf verfallen!“

Da entgegnete der Markgraf: „„Nur nit also!““ und ging wieder heraus.

Jetzt hielt man noch länger Rath; zuletzt wurde ihm eine Antwort, und Nikolaus Muffel thät das Wort und sagt: „„Ein ehrsamer Rath hätte beschlossen, still zu sitzen in diesem Krieg, und Niemand zu helfen; welcher aber in der Kriegs-Rüstung was bedürftig wär', dem soll es — um sein Geld — vergünstigt werden.“'

Da sagt der Markgraf· „„Du Muffel, wie lang hast du daran gemuffelt, bis du's rausgemuffelt hast?!““ — saß dann im Zorn auf sein Roß und ritt zu dem Thore hinaus. —

180. Das werthvollste Kleinod mitgenommen!

Im Jahr 1499 überzog der deutsche Kaiser Maximilian I. die schweizerischen Eidgenossen mit einem Kriege, der in der Geschichte unter dem Namen „der Schwabenkrieg“ bekannt ist.

Aber die Eidgenossen, statt einen Einfall in ihrem eigenen Land abzuwarten, gingen selbst zum Angriff über.

So geschah es, daß eine Schaar Eidgenossen in das schöne Hegau (Höhgau) einen Einfall wagte. Nachdem sie die Städtchen Ihiengen und Flühingen nebst dem festen Schlosse Kissenberg genommen, erschienen sie vor der kleinen Stadt *Blumenfeld*, welche durch ein Schloß gedeckt war. Eigenthümer von beiden war ein *Herr von Roseneck*, der mit fünfhundert Landsknechten, welche die Besatzung bildeten, zur hartnäckigen Vertheidigung sich erhob. Diese Besatzung wehrte sich, nach dem Eingeständnisse der Feinde, mannhaft; doch als die Eidgenossen mit ihrem Geschütze näher rückten, als sie bereits die Vormauern und die äußeren Schanzen eingenommen hatten, da begann der Muth der Besatzung zu wanken, endlich zu sinken; sie begehrten — zu kapituliren.

Diesem Ansinnen zu entsprechen, waren die Schweizer nicht abgeneigt, weil langwierige Belagerungen überhaupt nie ihre Sache waren, und eine solche ließ sich, da die Belagerten einen Ueberfluß von Mundvorrath hatten, voraussehen, wenn ihnen günstige Bedingungen versagt wurden.

So kam denn zwischen der Besatzung und den Schweizern ein Vertrag zu Stande, demzufolge Männer, Weiber und Kinder nicht nur ungefährdet Stadt und Schloß verlassen, sondern auch, was sie von ihrer Habe tragen könnten, sollten mitnehmen dürfen; dagegen sollte den Eidgenossen Alles, was sie darinnen finden würden, als Eigenthum gehören, nur sollten sie kein Feuer einlegen. — *Ausgeschlossen* von dieser Kapitulation blieb allein der Eigenthümer von Stadt und Schloß, der *Herr von Roseneck*, dessen künftiges Schicksal gerade aus dem Umstande, daß er in der Kapitulation *nicht* mitinbegrkffen sein sollte, unschwer zu errathen war.

Mit ihm aber hatte seine treue Gemahlin alle Gefahren der Belagerung getheilt. — Als diese den Inhalt der Kapitulation vernahm, durchzuckte namenloser Schmerz ihre Seele; der Gedanke, daß sie ihren Gemahl in Feindeshand erblicken müsse, um vielleicht für immer von ihm getrennt zu werden, war ihr das Martervollste. Was nützte ihr die Erlaubniß, daß auch *sie*, was sie an Kostbarkeiten zu tragen vermochte, aus dem Schlosse mitnehmen durfte, wenn ihr höchstes Kleinod, das sie hienieden besaß, wenn ihr Gemahl darin zurückbleiben und dem so traurigen Loose der Gefangenschaft und des Todes verfiele.

Und in dieser Noth flüchtete sie im Gebete zu Gott, und flehte um einen guten Rath, der zum rettenden Auswege führe.

Und sieh! es durchblitzt ihre Rathlosigkeit und ihre Verzweiflung

ein himmlischer Gedanke! Ihre Kostbarkeiten, die sie tragen konnte, war ihr ja mitzunehmen gestattet; worin jedoch dieselben bestehen sollten, darüber war ihr nichts Näheres bestimmt worden; somit stand die Wahl der mitzunehmenden Kostbarkeiten in ihrem freien Willen; und was erschien ihr kostbarer, als die Rettung ihres Gemahls? Und sie entschloß sich, dieses ihr höchstes Kleinod aus der Burg hinauszutragen. Und dem Entschluß folgte alsbald auch die That.

Als die Thore sich öffneten und die Besatzung mit Weibern und Kindern, sämmtlich beladen mit Allem, was ihnen zu tragen möglich, in schwerfälligem Trauerzuge durch die langen Reihen der auf ihre Waffen gestützten Eidgenossen sich herausbewegte, zog plötzlich Aller Augen ein nicht erwarteter Anblick auf sich — siehe da! — ihren Gemahl auf den Schultern tragend kam die Freifrau von Roseneck.

Lauter, einstimmiger Beifallsruf von Seiten der Eidgenossen erfüllte die Lüfte, als sie sahen, welchen Gebrauch die edle Frau von dem ihr zustehenden Rechte gemacht hatte.

Gerührt von diesem Beispiele ehelicher Zärtlichkeit, versuchte nicht nur Keiner (wie einst bei Weinsberg des Kaisers Bruder) an den Worten des Vertrags zu drehen und zu deuteln; sondern die Eidgenossen waren auch noch großmüthig genug, der Freifrau ihre sämmtlichen Kleinodien und Kostbarkeiten, die sie im Schlosse zurückließ, auszuliefern; ja, es würde Einer, der sich an denselben zu vergreifen gewagt hätte, mit dem Tode bestraft worden sein. —

Wie nun auf diese Weise auf der einen Seite die Frau von Roseneck einen Beweis wahrhaft ehelicher Liebe und Treue gegeben, der nicht minder in der Geschichte die Aufbewahrung verdient, als die That der Frauen zu Weinsberg: so haben a f der andern Seite die Eidgenossen durch die edle Handlungsweise, welche sie bei diesem Ereignisse gezeigt, sich selbst geehrt! —

181. Auf dem Schlachtfelde.

Ein Verwundeter erzählt:

„Nacht war's, als das Bewußtsein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerst das peinlichste Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erst das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht, wo ich war. Es ächzte, stöhnte um mich her, Seufzer, gewaltig erschütternd, schauerlich, weit hintönend, zu gewaltig für die Menschenbrust, drangen klagend durch die Nacht! Ich rang um die entschwundene Erinnerung, aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber lähmten die Anstrengung; da blitzte es durch die Nacht, und in des

Blitzes langem Scheine sah ich um mich ein Schlachtfeld, sah die winselnden Menschen, die stöhnenden Pferde, sah weithin unter den Leichen und Sterbenden Gestalten sich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da sah ich sie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, sah sie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, sah sie immer zahlreicher auf dem verlassenen Schlachtfelde, sie, die Schakale und Hyänen Europas, sie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen sie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marodeurs! —

Und näher schwärmten sie zu mir heran, und deutlicher sah ich ihr ruchlos Treiben; über sie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber sie hörten ihn nicht! Aber auf mich sank das furchtbarste Entsetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menschen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängstlich sah das Auge die nahenden Gestalten und hemmte den Ruf. Rettung wünschte ich, nur von Menschen hoffte ich sie; aber die Einzigen, die ich sah, brachten den Tod. Zwischen den Donnerschlägen hörte ich schon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenschen, sah im Blitze bittende Hände emporgehoben, sah diese Hände verstümmeln um des blinkenden Goldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengesehen, aber nie in dieser Gestalt mir ihn gedacht. Die entsetzlichste Angst klemmte mir das Herz zusammen, sie hinderte eine wohlthätige Ohnmacht; die Angst wurde immer tödtender; seufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht! Doch diese Tiger kamen nicht zu mir; sie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern stockte, dann schien ein gewisses Etwas zwischen mir und ihnen zu sein, und weiter in's tiefe Feld hinein verloren sie sich. Es hatte des H e r r n Hand zwischen mir und ihnen einen tiefen Graben gezogen. So ist des Herrn Hand oft rettend zwischen dem Menschen und seinem Verderben, und der Mensch sieht seinen Retter nicht! —

Und einsam war ich wieder; aber nun traten die Schrecken der öden Einsamkeit, die Qualen des Verschmachtens ein. O sie sind furchtbar, diese Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten der Blitze über die Todten hin und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdische Gewimmer. Da rauschte es über mir; neben mir, kühle schwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein milder Gewitterregen brauste über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden gesehen, er netzte seinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchschauerte mich. Es war nicht bloß der Leib, der in süßer Kühlung neues Leben fand, es waren nicht bloß die Bande des Schreckens,

des Entsetzens, die sprangen und frei die Seele gaben, nein: **in meinem Herzen, das bis dahin nur Irdisches empfunden, empfand ich nun Gott, empfand sein Dasein, sein Erbarmen, seine Liebe!**" —

182—185. Der erste Grenadier Frankreichs.

1. Latour d'Auvergne, erster Grenadier Frankreichs, war am 23. December 1743 zu Carrhais geboren.

Der Muth Latour d'Auvergne's war groß, und um so größer, da er nichts mit unsinniger Tollkühnheit gemein hatte. Ueberlegung leitete jedesmal die Heftigkeit seines Angriffs. Er schlug sich nicht, um sich zu schlagen, sondern um sich nützlich zu machen. Die Gefahr übte nie auf ihn einen Einfluß; er ging in den Tod, ohne im höchsten Grade begeistert zu sein, aber auch ohne Furcht. Dieser Held lebte nur für den Ruhm und das Glück seines Vaterlandes. —

Am 1. Mai 1793 hielt er mit einhundert und fünfzig Mann zwei Stunden lang die ganze spanische Armee auf, die ihn doch durch eine einzige Bewegung vernichten konnte. —

Als ihm der erste Consul Frankreichs ein Geschenk mit einem Ehrendegen machte, sagte Latour d'Auvergne: „Es wird nöthig sein, ihn dem Feinde zu zeigen, und zwar ganz in der Nähe, damit er den Werth des Säbels sieht!" —

Als ihn die Engländer auf einer Reise, die er von Bayonne nach Bordeaux machte, gefangen nahmen, suchten sie seiner Eigenliebe zu schmeicheln, indem sie ihn „„Herr Ritter!"" nannten. Latour d'Auvergne, erbittert hierüber, sagte zu ihnen: „Nennet mich Bürger, weil ich stolz darauf bin, dieß zu sein, und um so mehr, als ich mich unter euch befinde!" Hierauf wollten sie ihm seine Cocarde vom Hute herunterreißen; er vertheidigte sie aber mit solcher Hartnäckigkeit, als wenn sein eigenes Leben dabei in Gefahr wäre; den Engländern gelang es nicht, sie herabzureißen, und selbst noch in den Ketten wußte er über seine Feinde zu triumphiren. —

Als er im Jahre 1793 zum Brigade-General ernannt wurde, antwortete er dem Kriegsminister, der ihm seine Ernennung anzeigte: „Ich habe niemals eine Gnade von der Regierung verlangt; aber in diesem Augenblicke bin ich dazu gezwungen, und sie besteht darin — mich an der Spitze meiner Grenadiere zu lassen!" —

Nach dem 18. Brumaire wurde er zum Mitgliede des gesetzgebenden Corps ernannt; er bat, daß man einen Bürger an seine Stelle setzen möge, der fähiger sei als **er**. „Ich verstehe es nicht, Gesetze zu machen," entgegnete er; „aber wohl — mich zu schlagen

zum Schutze derselben! Wenn man mich in die Armee zurücksendet, werde ich meinem Vaterlande weit nützlicher sein können!" —

Als er vom Könige von Spanien zum Ritter des Ordens Carl's III. ernannt worden war, erklärte er Sr. Katholischen Majestät, daß für ihn eine solche Auszeichnung eine große Ehre sei, ohne daß er noch die gewöhnliche Pension von tausend Franken hinzuzufügen brauche. Er nahm das Kreuz an, aber verweigerte entschieden die Pension. —

2. Latour d'Auvergne ahnte sein Lebensende; er betrachtete den Feldzug, der ihm das Leben kosten sollte, als seine letzte Lebenszeit. „In meinem Alter," bemerkte er, „ist der beneidenswertheste Tod der eines Grenadiers auf dem Schlachtfelde; und wenn Gott mich erhört, werde ich den Tod finden!" — „„Aber warum willst du neue Gefahren aufsuchen?"" antwortete ihm Einer seiner Freunde. „Würdest du darüber mißvergnügt sein," versetzte der tapfere Latour d'Auvergne mit ernster Stimme, „wenn du mich glorreich auf dem Schlachtfelde fallen sähest?" —

Der Berg von Unterhausen wurde das Grab eines der tapfersten Soldaten, den die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Latour d'Auvergne fiel daselbst durch einen Lanzenstich in's Herz getroffen, am 28. Juni 1800, in dem Augenblick, als er eine Kavallerie-Attaque zurückschlug und dem Feind eine Fahne entriß. —

3. Nie ist der Tod eines Mannes mehr bedauert worden; alle Soldaten beweinten den Latour d'Auvergne, und Viele haben während ihres ganzen Lebens um ihn geklagt.

Auf demselben Orte, wo er gefallen war, grub man ihm das Grab der Ehre. Die Armee bildete betend die Begleitung. — Als man den Leichnam in's Grab hinablassen wollte, da drehte ein Grenadier die Bahre in der Richtung auf Neuburg, indem er sagte: „„Man muß ihn im Tode so legen, wie er es im Leben gewöhnt war — das Gesicht gegen den Feind!"" — Der älteste Grenadier trug das Herz dieses Helden in einem silbernen und vergoldeten Gefäße, das alsdann seiner Familie übergeben wurde. —

4. Der General Dessoles erließ am 9. Messidor, dem Tage nach dem Leichenbegängnisse des ersten Grenadiers, folgenden Befehl:

„Die Trommeln der Grenadier-Compagnien der ganzen Armee werden drei Tage lang mit schwarzem Flor umhüllt.

Der Name Latour d'Auvergne wird in den Listen der Compagnie der sechs und vierzigsten Halb-Brigade, in der er seine Laufbahn begonnen hat, fortgeführt; seine Stelle wird daselbst frei bleiben, und also der Effectiv-Bestand der Armee zwei und achtzig Mann betragen.

An derselben Stätte, wo Latour d'Auvergne gefallen ist, soll ein Monument errichtet werden.

Dieses Monument wird dem Muth und der Tugend geweiht, und unter den Schutz aller Länder gestellt!" — —

Das Denkmal wurde dem Abgeschiedenen errichtet. — —

Bis zum Jahr 1814 war in der betreffenden Compagnie der sechs und vierzigsten Halb-Brigade der geheiligte Gebrauch, daß der Sergeant-Major beim Verlesen den Namen Latour d'Auvergne mitnannte, und der älteste Grenadier antworten mußte:

„„Geblieben auf dem Felde der Ehre!"" —

---

186. Was ein Dorn werden will, spitzt sich bei Zeiten!

Der General Marbeuf (so erzählt Ekendahl in: Napoleon's Ansichten von der Gottheit Jesu), der im Anfange des Jahres 1769 Corsika für Frankreich erobert hatte, blieb Gouverneur dieser Insel. Er wurde bald der vertraute Freund der Familie Bonaparte und nahm sich der Erziehung des Knaben Napoleon an. Im zehnten Jahre seines Alters verschaffte ihm Marbeuf eine Stelle in der Militairschule zu Brienne, wo Bonaparte im Jahre 1779 eintrat.

Der neue Ankömmling redete nur den eigenthümlichen Dialekt seiner Mutter-Insel; er hatte die dunkle Hautfarbe, welche die mittägige Sonne einätzt, und das düstere Auge des Bergbewohners; er war ein Fremdling und arm. Seine neugierigen Kameraden, mit denen er anfangs nicht sprechen konnte, verhöhnten ihn. Dieß vermehrte seine natürliche Wildheit und seinen Hang zur Einsamkeit. Ein Professor, Namens Dupuis, faßte Mitleid mit dem Verlassenen und gab ihm Unterricht im Französischen. Nach drei Monaten war er darin so weit gekommen, daß er im Stande war, die Elemente der lateinischen Sprache zu erlernen. Aber gleich von vornherein offenbarte sich bei ihm der Widerwille, den er stets gegen die todten Sprachen beibehielt, während auf der andern Seite sein Geschick für die Mathematik schon in den ersten Unterrichtsstunden hervorleuchtete. Daraus ergab sich, daß er die mathematischen Aufgaben seiner Kameraden löste, und diese dafür ihm humanistische Ausarbeitungen fertigten.

Diese Art Vereinsamung, worin sich der junge Napoleon einige Zeit befand, errichtete zwischen ihm und seinen Mitschülern eine Schranke, welche nie ganz verschwand. Eine seiner gewöhnlichen Beschäftigungen in den Erholungsstunden war der Anbau eines kleinen umzäunten Stück Landes. Eines Tages bestieg einer seiner Kameraden neugierig den Zaun des Gärtchens und sah ihn mit Legen einer Menge Kiesel nach tactischen Gesetzen beschäftigt; die Größe der Steine bezeichnete

den Grad der vorgestellten Militairs. Da der unbefugte Lauscher ein Geräusch machte, bemerkte ihn Bonaparte und befahl ihm, herabzusteigen; da Jener nicht gehorchte, sondern des kleinen Strategen spottete, ergriff dieser den größten seiner Steine und warf ihn mitten an die Stirne des Spötters, der ziemlich schwer verwundet herabstürzte. — —

Fünf und zwanzig Jahre später meldete man dem Kaiser Napoleon Jemanden, der sich seinen ehemaligen Schulkameraden nannte und ihn zu sprechen verlangte. Da sich oft Ränkeschmiede dieses Vorwandes bedient hatten, um zu ihm zu gelangen, so befahl der Kaiser seinem Adjutanten, nach dem Namen jenes alten Mitschülers von Brienne zu fragen. Aber der Name weckte keine Erinnerungen im Geiste Napoleon's, weßhalb er sprach: „Kehren Sie zurück und fragen Sie den Mann, ob er mir keinen Umstand anzuführen wisse, der mich auf seine Spur leite.“ Der Adjutant that, wie befohlen, und kam mit der Nachricht, daß ihm der Sollicitant statt aller Antwort nur eine Narbe auf der Stirne gewiesen habe. „Ah, jetzt erinnere ich mich,“ sagte der Kaiser, „ich habe ihm einen Ober-General an den Kopf geworfen!“ —

Der Kaiser empfing huldvoll seinen damaligen Spion, bat nochmals um Verzeihung für den damals so bösartigen Wurf, bewirthete den lieben Gast und schmückte ihm beim Scheiden die Brust mit einer Brillantnadel in der Form eines Kreuzes. „Nimm hin,“ rief er, „dieß Andenken von mir; und dieses Kreuz des Herrn, das ich dir gebe, und das du fortan tragen sollst, bleibe das Zeichen unserer aufrichtigen Versöhnung!“ — Mit einer Thräne der Rührung im Auge schied der alte Schulfreund. —

187. Derbe Zurechtweisung.

Dem Grafen Johann von Sporck, k. k. österreichischem General der Cavallerie, bezeichnete einst der Staats-Minister in einer Conferenz, welcher der Kaiser Leopold I. selbst beiwohnte, auf der Karte von Ungarn (dem damaligen Kriegs-Schauplatze) einen Punkt mit den Worten: „Hier, Herr General, müssen Sie mit der Armee über den Strom gehen.“ — Der bezeichnete Punkt war aber die Striktura, eine Strecke mit siebenzehn Wirbeln und Strudeln. —

Der alte Krieger ergriff in der Hitze des Aergers über solch eine Unkenntniß die Papierscheere mit dem goldenen Griffe, schlug dem Minister gewaltig auf den Zeigefinger, der gerade den Uebergangs-Punkt andeutete und rief: „Ja, wenn Ew. Excellenz verfluchter Finger eine Brücke wäre!“ —

Der Kaiser lachte herzlich und überließ es dem General, da über die Donau zu gehen, wo **er** wollte. —

188. Eine neue Opern=Vorstellung.

In dem Jahr 1820, zur Zeit, als die politischen Unruhen in Italien den höchsten Grad erreicht hatten, war Graf N... in Mailand Garnisonschef und Militairkommandant, ein Mann von erprobter Tapferkeit und eisernem Muth, und dem schwierigen Posten, dem er vorstand, vollkommen gewachsen. Ganz Italien glich damals dem Boden seiner Vulkane; jeder Tag brachte neue Nachrichten blutiger und grausamer Excesse, und war hier eine Emeute im Keime erstickt, eine andere mit Gewalt unterdrückt, so tauchten dafür zehn andere Empörungsversuche auf und die Gährung stieg mit jedem Tage. —

So standen die Dinge, als dem General einst in der Frühstunde ein Mann gemeldet wurde, welcher in Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit eine geheime Audienz von ihm verlangte, die ihm auch gewährt wurde. Nach langer Einleitung und Unterhandlung um eine bedeutende Belohnung und zugesicherte Straflosigkeit entdeckte der Italiener dem General den Plan zu einer mit teuflischer Schlauheit angelegten Verschwörung auf das Leben sämmtlicher Offiziere in Mailand, welche binnen Kurzem zum Ausbruche kommen würde. „In einigen Tagen sollte nämlich eine neue Oper in dem Theater der Scala zur Aufführung kommen und während der Darstellung sollte Jeder der Verschworenen sich an einen Offizier drängen und denselben erdolchen; eine Anzahl der Verschworenen sollten die Loge des Generals stürmen und denselben ermorden, wo es dann, nach dem wohlberechneten Plane der Empörer, ein Leichtes gewesen wäre, sich der ihrer Häupter beraubten Mannschaft zu bemächtigen.“ —

Mit schnellem Blick übersah der unerschrockene Krieger das Bedrohliche seiner Lage und traf dagegen ebenso kühne als originelle Maßregeln. —

Der Tag, an dem die neue Oper aufgeführt werden sollte, kam; der ungeheure Saal der Scala war bis zum Erdrücken gefüllt, wenn auch sonderbarerweise nicht Ein Offizier im Paterre, dem gewöhnlichen Sammelplatze derselben, sichtbar war. Festlich geschmückte Damen zierten die Logen, nur Eine derselben, die größte und für den kommandirenden General bestimmte, stand noch leer, wenngleich festlich erleuchtet. Immer näher rückte der Augenblick des Anfangs, das Orchester stimmt seine Instrumente, ungeduldiges und neugieriges Gemurmel durchtönt die Räume, kurz nirgends die leiseste Spur irgend eines ungewöhnlichen Ereignisses.

Da rollt plötzlich der Vorhang auf und ein seltsam unerwartetes Schauspiel stellt sich den erstaunten Blicken dar.

Der ganze kolossale Raum der Bühne ist mit Militair bedeckt;

die erste Reihe kniend, die hintern in aufsteigender Erhöhung — die Mündungen der Feuerröhre schußfertig gegen das Publikum angeschlagen — starr und unbeweglich. — Man denke sich die Wirkung dieser sonderbaren Decoration! — Die Nichtunterrichteten, erstaunt über diesen Anblick, von dem sie nicht wußten, ob er nicht vielleicht zur Oper gehöre; die Verschworenen — das Rechte ahnend — mit panischem Schreck das wunderbare Tableau anstarrend.

Nach einer kurzen Pause tritt der General, gefolgt von seinem Generalstabe, in glänzender Galauniform in seine Loge, mit gewaltiger Stimme in's Parterre rufend: „Meine Herren, ich kenne genau die mörderische Absicht, welche Sie heute hierher geführt! Alle Vorkehrungen sind getroffen, um Ihr schändliches Vorhaben zu nichte zu machen! In diesem Augenblicke werden die Wohnungen der Verschworenen, welche mir alle genau bekannt sind, durchsucht, die Straßen Mailands sind mit Ketten gesperrt und mit Kanonen bepflanzt, das Militär steht, meines Winkes gewärtig, unter Waffen! Bei der geringsten zweideutigen Bewegung lasse ich augenblicklich Feuer in's Parterre geben! Entfernen Sie sich langsam durch die Mittelthür, jedoch nur paarweise, jeder Versuch, sich durchzudrängen, wird strenge geahndet, die übrigen Ausgänge sind geschlossen! Nur Ergebung in Ihr Schicksal kann dasselbe mildern!“ — —

Die erschreckten und eingeschüchterten Meuchelmörder mußten sich diese Vorschrift gefallen lassen, nur Zwei und Zwei durften die Schwelle überschreiten, Alle wurden untersucht, und Diejenigen, bei welchen sich Waffen vorfanden, sogleich verhaftet. In dem geleerten Schauspielhause hat man über hundert weggeworfene Dolche aufgefunden. —

189. Der Gnadenbote.

Der Graf von Courchamps erzählt in seinen: „Souvenirs de l'Usurpation de la Restauration” nachfolgende Begebenheit aus dem Leben des Herzogs von Doudeauville:

Der Bischof von Angers hatte mich in einem Brief ersucht, beim Könige Ludwig XVIII. die Begnadigung eines Reiter-Unteroffiziers zu vermitteln, der zum Tode verurtheilt worden, weil er einen Lieutenant von seiner Compagnie geschlagen, oder doch mindestens so gestoßen, daß derselbe auf den Steinen des Flurs sich Löcher in den Kopf gefallen und das Gesicht geschunden hatte. Der Rekurs des Verurtheilten war verworfen worden. Der Graf von Meulan hatte das Verfahren des Kriegsgerichts genau geprüft, doch nirgends einen Formfehler entdecken können, und der Spruch war somit rechtlich und gesetzlich begründet; zugleich jedoch sagte er mir, der Offizier

sei zwar von Adel, aber sonst auch gar nichts, und habe überdieß den Andern gereizt, wogegen der Verurtheilte, eines Bauern Sohn aus der Gegend von Saumur, ein gelehriger, aufmerksamer und fleißiger Soldat und ein ehrenhafter junger Mann sei. Ihn zu retten blieb nichts übrig, als die Gnade des Königs anzurufen, und es war keine Zeit zu verlieren. Ich bemächtigte mich des General-Direktors Benoist, um durch die verschlossenen Thüren bis zum Siegelbewahrer zu dringen, den ich ohnehin erst an seinem gewöhnlichen Empfangstage, dem Freitage, hätte sprechen können; wir hatten erst Mittwoch, und überdieß sollte just am Freitage bei Sonnenaufgang der Unteroffizier erschossen werden. Im Vorbeigehen sei erwähnt, daß der Graf Benoist immerdar mit Entschlossenheit und Klugheit einschritt, wo es ein gutes Werk galt. Als wir bei dem Minister eintraten, sagte er: „Wir kommen, um Euere Excellenz zu bitten, nicht zuzugeben, daß man einen schönen und guten Burschen von drei und zwanzig Jahren erschieße, für den das ganze Bisthum Angers in bitterlicher Angst betend auf den Knieen liegt!“ — Der Siegelbewahrer wollte nichts verheißen, bevor er die Acten durchgesehen, die ich nun in der Straße des Vieilles-Tuileries abholen mußte, woselbst ich trotz aller Mühe, die Graf Meulan sich gab, sie nicht vor sechs Uhr Abends erhalten konnte. Als ich zum Vendomeplatz zurückkam, fand ich den Minister bei Tisch. Wir aßen zusammen, oder vielmehr: ich aß mit seiner Familie, denn er selbst genoß nichts, als nach der Suppe zwei weiche Eier, und ging dann mit dem ungeheuern Actenstoß in sein Cabinet, nachdem er mich ermahnt, nicht ungeduldig zu werden. —

Nach etwa zwei Stunden trafen wir uns im Garten wieder; der Fall schien ihm durchaus klar, die Gnade dießmal am rechten Platz; er hatte den Begnadigungs-Befehl aufsetzen lassen, und wollte ihn, weil die Angelegenheit ungesäumte Erledigung heischte, noch am Abend mit anderen Papieren Seiner Majestät zur Unterschrift vorlegen, damit wir ihn noch in der Nacht an den Generalprokurator von Angers könnten abgehen lassen. Er hieß mich um zehn Uhr wiederkommen, wenn ich nicht etwa vorzöge, seine Rückkehr aus den Tuilerien abzuwarten. — Als er aus dem Schlosse zurückgekehrt, fand sich die Ordonnanz in seinem Portefeuille nicht vor; der Sekretär hatte vergessen, sie vom König unterschreiben zu lassen; sie lag mithin noch auf dem Tisch, und der Minister war in der höchsten Verlegenheit. „Es ist elf Uhr,“ sagte er traurig; „der König legt sich um halb elf Uhr nieder, seine Beine werden verbunden sein, Pater Elisée wird sich bereits zurückgezogen haben, und die Majestät viel-

leicht schon schlafen. Und diese drei oder vier Bediente, die man suchen, finden, wecken und sich ankleiden lassen muß, werden nicht wissen, was sie nach der Regel zu thun oder zu lassen haben, und wie sie, ohne einen Verstoß zu begehen, inmitten der Nacht bei dem König seinen Justizminister einführen sollen!" — Ich mußte allerdings zugeben, daß ein solcher Schritt bei Hof eben nicht herkömmlich sei, und daß der Troß der Hofleute darüber sich verwundern, entsetzen und aufhalten, ihn einen nicht wohlerzogenen Edelmann, einen nachlässigen Staatssecretär und einen zudringlichen Beamten nennen würde. — „Sie werden glauben, es handle sich um eine entsetzliche, etwa eine Pulververschwörung. Meinetwegen! Trotz aller Etiquette will ich doch zum König!" —

Als wir an das Gitter kamen, schlug es eben halb Eins. Es bedurfte der Erlaubniß des Herrn von Champcenez, der bereits schlief; und so vergingen mit Hin- und Herlaufen, unnützen Reden und unendlichen Erklärungen anderthalb Stunden, bevor der Siegelbewahrer bis zum König gelangte, der nun mit gewohnter Herzensgüte den Begnadigungs-Brief unverzüglich unterschrieb und seinen diensthabenden Leuten sagte, sie seien „„Esel.""

Der Minister kam zum Wagen zurück, in welchem ich seiner harrte, und nun ging's in gestrecktem Lauf an das Ende der Straße Plâtrière zur Postdirektion. Die Staffette konnte jedoch ohne die Erlaubniß des Generalpostmeisters nicht abgefertigt werden, der aber nicht im Postgebäude, sondern in dem ihm gehörigen Hotel Larochefoucauld-Doudeauville am Ende der Vorstadt Saint Germain, Straße de Varennes, wohnte. — „Es versteht sich von selbst," sagte der Siegelbewahrer, „daß mein Wagen zu Ihrer Verfügung bleibt, um zum Herrn Minister zu fahren, doch müssen Sie mich vorher nach Hause bringen; ich bedarf der Ruhe; um sieben Uhr kommt der Präsident Seguier zu mir, und obschon es dunkle Nacht ist, kann ich doch nicht wohl in meiner Simarre *) zu Fuß durch die Straßen von Paris laufen. Im Herzog von Doudeauville werden Sie einen vortrefflichen Mann finden; ich lasse Sie demnach in den besten Händen, und der Himmel, der bisher Ihre Schritte geleitet, wird Sie glücklich zum Ziele führen." —

Ich kannte den Herzog von Doudeauville so wenig, als ich mir schmeicheln durfte, von ihm gekannt zu sein. — Dazu gesellte sich eine neue Schwierigkeit: als ich zum Hotel Larochefoucauld kam, hieß es, der Minister sei krank, seine Familie befinde sich zu Montmirail,

*) Der lange Talar, die Amtstracht des Siegelbewahrers von Frankreich.

sein Secretär zu Hause, in der Straße Vaugirard... Das war eine schwere Aufgabe, den Schreiber inmitten der Nacht von Thür zu Thür zu suchen... Das Herz sank mir, und seufzend sagte ich vor mich hin: „,Es handelt sich hier um **Tod** und **Leben**; Eine Viertelstunde, Eine Minute, Ein Augenblick..!'" — „O, das ist ganz etwas Anderes," unterbrach mich der wackere Schweizer an der Thüre. „„Warum sagten Sie das nicht gleich, Herr?"" riefen mehrere brave Diener dieses ehrenwerthen Hauses; „„der Herzog wird es uns kaum vergeben, daß wir ihn nicht gleich geweckt haben!"" Im nächsten Augenblicke stand ich vor dem Lager des würdigen Greises, und trug ihm mein Anliegen vor; er bestand darauf, alsogleich aufzustehen und sich anzukleiden, obschon ein heftiges Fieber ihn schüttelte, und sich selbst zur Post zu begeben, um dort mit Sicherheit und Schnelligkeit den Abgang der rettenden Staffette anzuordnen. So vollbrachte er, unter Fieberschauern, eine menschlich-schöne That, welche er ganz einfach als eine „Obliegenheit seines Amtes" bezeichnete. In seiner Herzenseinfalt galt ihm Wohlthun für die erste aller Pflichten. Der Herzog verlangte nach einem seiner geprüftesten und klügsten Couriere, den man aus der Straße St. Lazare herbeiholte, während er, vor Frost schlotternd, in einer ungeheizten Kammer wartete. Ich hörte Manches von dem leise geführten Gespräche zwischen Beiden, so viele Mühe auch der edle Greis sich gab, mich nichts vernehmen zu lassen. „Sieben und dreißig Posten sind's über Mans nach Angers," sagte er; „hier sind sieben und dreißig Louis, die mit der Depesche an den Postmeister von Angers zu befördern sind, den ich anweisen werde, sie zurückgehen und auf jeder Station einen davon dem Postillon zukommen zu lassen, wenn er seine Sache gut gemacht hat; sorgen Sie, daß dieß gleich auf der ersten Station kund werde, und Einer dem Andern es sage. Hundert Thaler für Sie selbst, wenn der Brief zu rechter Zeit in die Hände des Generalprokurators gelangt!" — Der Herzog hätte schwerlich so leise gesprochen, wenn er gesonnen gewesen wäre, diese Gelder auf die Postkasse anzuweisen. —

Das Urtheil *sollte*, wie oben erwähnt worden, Freitag den 25. Juni, Morgens um halb vier Uhr, an dem *Unteroffizier Louis Bussière* vollstreckt werden; die Staffette langte Donnerstag den 24sten, Nachts um halb zwölf Uhr bei dem Generalprokurator Delamalle an, nur um drei Stunden *vor* der zum Vollzug anberaumten Frist, und die Depesche war also mit der fast unglaublichen Schnelligkeit von nicht ganz ein und zwanzig Stunden von Paris nach Angers befördert worden; Dank der Gnade Gottes und dem Golde des Herzogs von Doudeauville, *ohne* dessen großmüthiges

Einschreiten wahrscheinlich bei Ankunft der Staffette bereits Derjenige erschossen gelegen hätte, welchem zum Jubel der ganzen Bevölkerung der König das Leben schenkte! —

190. Die Bestellung einer heiligen Messe.

Der „Courrier des Alpes vom Jahr 1855" erzählt folgendes, von diesem Blatt als wahr verbürgtes Ereigniß.

Vor einigen Monaten schrieb ein Soldat der französischen Orient-Armee einem seiner in Rom garnisonirenden Kameraden und entwarf in seinem Brief ein trauriges Bild der zu erduldenden Entbehrungen und Mühseligkeiten und der Verwüstungen, welche Krankheiten und feindliche Kugeln in den Reihen der Armee anrichteten; er schloß mit der Bitte, für die Erhaltung der französischen Armee sogleich eine heilige Messe beim Papste selbst zu bestellen. In Ausführung dieses Auftrags macht sich der römische Freund am folgenden Tag auf den Weg nach dem Vatican und wendet sich dort an die erste beste Wache mit dem Ersuchen, ihn zum heiligen Vater zu führen. Auf die Einwendung, daß er hierzu vorher der Ertheilung einer Audienz bedürfe, erwiedert der Soldat, das Alles sei für vornehme Herren gut, aber bei einem einfachen Militär bedürfe es dieser Umstände nicht. — Nach langem Hin- und Herreden wird unser Soldat endlich zu dem päpstlichen Kammerherrn geführt, der ihn nicht los werden kann und sich entschließen muß, ihn beim Papst anzumelden. Der Stand und die Art und Weise des Gesuchstellers erregte die Theilnahme Pius' IX. und der Soldat wird unter Beiseitesetzung der üblichen Etiquette sogleich vorgelassen. Vor dem Papst angekommen, bleibt der Soldat kerzengerade stehen, legt die rechte Hand an die Stirne und sagt in demselben Ton, als wenn er Etwas an den Lieutenant seiner Compagnie zu berichten hätte: „Heiliger Vater! Da habe ich einen Brief eines Kameraden aus der Krim, der Sie angeht; haben Sie die Güte, ihn zu lesen und mir zu sagen, was ich antworten soll." Gleichzeitig reichte er dem Papste mit der einen Hand den Brief, mit der andern einige Geldstücke hin. Der Papst las den Brief und stellte ihn mit den Worten zurück: „„Mein Freund, morgen hat meine Messe eine unabänderliche Bestimmung; übermorgen aber werde ich mit Vergnügen eine Messe für die große französische Armee lesen, jedoch unter der Bedingung, daß Du derselben beiwohnst und dich vorbereitest, dabei das heilige Abendmahl zu empfangen. Das Geld behalte und trinke dafür auf das Wohl deiner tapferen Waffengefährten."" „Gut, mein Papst," antwortete der Besucher, „ich werde mich sogleich mit

dem Regimentsgeistlichen besprechen, um eine General-Beicht abzulegen, und übermorgen zur bestimmten Stunde auf dem Posten sein." Darauf legt der Soldat die rechte Hand an die Stirne, macht „Kehrt" und geht ab. —

Am festgesetzten Morgen fand sich der Soldat, ein ebenso guter Christ als ergebener Freund, zur heiligen Messe ein und empfing die heilige Kommunion aus der Hand des heiligen Vaters. —

---

191. Die Gebeine der heiligen Martyrer Vitus und Lucanus.

Zur Zeit des Kaisers Ludwig des Frommen ereignete es sich, daß die Gebeine zweier Martyrer aus dem Frankenlande nach Sachsen überbracht wurden. Ein solches Ereigniß war aber in damaliger Zeit nicht nur wichtig für einzelne Klöster und Kirchen, sondern die Volksstämme selbst nahmen daran den lebhaftesten Antheil. Und um dieß zu zeigen, deßwegen geschieht die Mittheilung dieser Geschichte.

Als einstmals der fränkische Abt Hilduin in seiner Verbannung Aufnahme bei den Mönchen des Klosters Corvey gefunden hatte, versprach er seinen gastfreundlichen Wirthen zum Danke dafür die Gebeine der heiligen Vitus und Lucanus. Diese Beiden waren zur Zeit der Christenverfolgung der römischen Kaiser Diocletian und Maximian in Italien getödtet und ihre Gebeine waren zur Zeit Pipin's von Rom nach Gallien in eine Kirche des Bisthums von Paris gebracht, wo man sich von ihnen erzählte, daß ihre Anwesenheit genügte, die Umwohner gegen Blitz und Hagel zu schützen. Der Ruf dieser beiden heiligen Martyrer war weithin gedrungen und deßhalb bestanden nun auch die Mönche des Klosters Corvey an der Weser auf der Auslieferung. Der Bischof von Paris, Namens Ercanrad, willigte ein und der Kaiser Ludwig bestätigte es; und so wurden denn die Leichen des heiligen Vitus und Lucanus nach dem Kloster Corvey gebracht.

Am 14. April des Jahres 836 wurde zu St. Denys unter großem Zulauf der Geistlichkeit und des Volkes erst eine heilige Messe gelesen und dann von dem Abte Hilduin dem Abte des Klosters Corvey, der Warin hieß, die ehrwürdigen Leichen übergeben. (Da Corvey damals noch sehr arm war, so hatte der Kaiser Ludwig dem Abte Warin noch die Abtei Rasbach dazu geschenkt, damit er seiner Würde als Abt angemessen auftreten könne.) In langsamen Tage-Wanderungen bewegte sich der Zug, und wenn sie einem Kloster nahten, so zogen ihnen die Mönche mit Reliquien und Kreuzen, dampfenden Weih-

rauchbecken und brennenden Kerzen entgegen und empfingen die Leichname mit Psalmen und Lobliedern. Am Ende des Monats Mai erreichte der Zug Aachen, und nachdem er von da aus einige Tage später die Grenze des Sachsenlandes betreten hatte, kam er nach Soest, wo ihm eine große Menge der Sachsen entgegengezogen war, um ihn weiter zu geleiten. — Am 13. Juni, dem Tage vor der Vigilie des heiligen Vitus, langte der Zug in Corvey an, während die Vornehmsten aus den adeligen Geschlechtern der Sachsen, Männer und Frauen, in großer Menge ihn geleiteten.

Die Geschichtschreiber aber jener Zeit erzählen noch, daß durch die Hinwegführung dieser heiligen Reliquien dem Frankenland ein großer Nachtheil, dem Sachsenland aber Heil und Segen reichlich geworden sei. —

---

192. Wie die Reliquien des heiligen Benno gen München kamen.

(Aus: Plauderstüblein von Dr. Franz Trautmann.)

Es mag Dem und Jenem ganz lieb sein, so er auf's Genauere, ob auch in Kurzem, erfahrt, wie und wann des St. Benno Reliquien gen München kamen und wie es vorher mit ihnen erging.

Das ist aber so, und zeigt sich dabei, daß er die längste Zeit keine Ruhe im Grabe hatte, bis er endlich an den wahren Ort gelangte. — Item: Als der Benno in Gott schied, schrieb man das Jahr 1107 nach Christus, und neunzig Jahre war der Benno alt geworden. Da ward er im Dom zu Meißen begraben, und da lag er 164 Jahre. — Darauf ließ ihn der Bischof Wittigo erheben, mitten im Dom unter ein prächtiges Grabmal wieder beisetzen und gab ihm die Infula, Bischofstab und seinen Chormantel mit in's Grab. Dazumal schrieb man 1270. — Als man das Jahr 1539 schrieb, war's mit dem Schutze der Katholischen zu Meißen am Besten nimmer beschaffen, und ward der bisherige Gottesdienst abgethan. Nächst fürchtete gar der Bischof Johannes von Meißen, ein Maltitz, es möchte die Partheiwuth des Volks am heiligen Benno ausgehen, so daß Der keine Ruhe im Grabe hätte. Er besann sich demnach nicht gar lange, erhob den Benno nebst der Infula und allem Anderen, legte den Heiligen in eine zinnerne Truhe und versetzte ihn von Meißen auf sein Schloß Stulpen. Das war eine halbe Tagreise von der Stadt — und dortselbst hatte der Benno in der Schloßkirche seine neue Todtenheimath. —

Da ließ ihn aber des Himmels Wille und Schickung auch nicht gar lange. — Item: Es kam wieder ein anderer Johannes zum Bis-

thum. Der war aus dem Geschlecht der Haubitz. Da ward den Katholischen stets heftiger zugesetzt. Allerletzt mußte der Bischof Johannes die Flucht ergreifen, und es ward dem Benno in der Schloßkirche kein anderer Schutz mehr zu Theil, als der eines ehrwürdig alten Priesters. Der hieß Gruner Niclas. Weil nun der Gruner Niclas ganz besorgt wurde, die Anderen möchten einmal in die Schloßkirche einrucken, sich nach dem Benno umschauen und seinen Gebeinen etwa da so begegnen, wie der erstere Johannes befürchtet hatte, als das Grab noch zu Meißen im Dom befindlich war — entschloß sich derselbige Priester, die zinnerne Truhe aus der Kirche weg und in sein bescheidenes Losament zu überbringen, wo man nicht suchen würde. — Da blieb die Truhe auch in Sicherheit. —

Wie nun der Gruner Niclas Das Zeitlebens trefflich vollführt hatte, mußte der Benno nach des Priesters Tod und aus mehr Gründen eine neue Todtenfahrt machen.

Item: Der zinnerne Sarg ward in die Stadt Wurzen gebracht und in das Grab eines Anno 1517 verstorbenen Bischofs gesetzt. Dieser Verstorbene war der dritte Johannes in der wundersam wechselnden Liegerstatt und Einer aus dem alten, edlen Geschlecht derer von Sallhausen. — Es hätte kein Mensch je daran gedacht, daß man sein Grab noch einmal öffne. Aber, wie gesagt, es galt, dem Benno Sicherheit zu gewähren. Also sorgte der zweite Johannes Haubitz, daß geöffnet werde, und versenkte die Reliquien mit eigener Hand. —

Wie nun Das so war und der Benno seine Todtenfahrt beendigt zu haben schien, aber auch aller Menschen Augen entzogen blieb — wollte Das dem Herzog Albertus V. von Land Bayern keineswegs gefallen. Vielmehr dachte er daran, des heiligen Bischofs Gebeine an's Tageslicht und zu gebührenden Ehren zu bringen und sie, wenn möglich, gen München führen zu lassen. — Er wandte sich deßhalb an einen seiner Räthe, des Namens Kumerstatt, dessen Bruder zu Meißen Domdechant war. Der betrieb die ganze fromme Angelegenheit, so daß über etliches Hin- und Herschreiben die zinnerne Truhe oder der Sarg aus des dritten Johannes Grab wieder herausgenommen und erhoben wurde. — Das geschah, als man 1576 zählte. — Drauf wurden die Reliquien auf einen Wagen gesetzt und von Wurzen aus ganz feierlich gen München gefahren. Da wo's heutzutage noch beim rothen Thurm heißt, war eine Triumphpforte errichtet, und als der Wagen ankam, waren Hoch und Nieder, Geistlich und Weltlich in großer Andacht zugegen. — Dann wurde die zinnerne Tumba auf eine kostbar gezierte Tragbahre gelegt und von sechs Priestern mit Levitenkleidern in überaus feierlicher Prozession

durch den Triumphbogen und weiters in die Stadt München hineingetragen. — Während des ganzen Zuges läutete man mit allen Glocken. — Als die Reliquien an der Hofburg ankamen, wurden sie in die Schloßkapelle und unweit der herzoglichen Gemächer verbracht. — Dort blieben sie vier Jahre. —

Nun hätten die Münchner den heiligen Benno gar gern im Dom Unserer Lieben Frauen gehabt. Der Albertus konnte sich aber nie dazu entschließen, des Benno Reliquien von sich zu lassen. Darüber schied er in Gott von hinnen und folgte ihm sein Sohn Wilhelmus V. Der gab nach. Es war auch mittlerweile ein trefflich reich gezierter Schrein gefertigt worden, und Sigismund, ein polnischer König, hatte ein silbernes Brustbild des Benno zum Votiv gegeben. — Als man nun 1580 schrieb, ward wieder eine feierliche Prozession gehalten und wurden die Reliquien in besagtem Schrein, nebst dem Brustbild, welches auf dem Schrein stand, in die Liebfrauenkirche getragen. Dort ward Schrein und silbernes Bild auf den Hochaltar gesetzt. Nächst wurde St. Benno von der Kanzel herab als „Landes- und Schutzpatron" verkündet.

Ueber etliche Jahre aber ließ Herzog Wilhelmus V. den Schrein und das Bild des Heiligen vom Hochaltar hinweg und gleich feierlich auf den Altar setzen, wo sie jetzt noch befindlich sind.

Der Herzog befahl aber, daß die Reliquien während der Octav seines Festes immer wieder auf den Hochaltar gesetzt werden sollten.

So ist die heilige Sach' und Angelegenheit; und nun ermesse Jeder, was Flucht und Wanderschaft der heilige Benno nach seinem Tode hatte! —

---

193. Der Marienbaum.

Bei den Ruinen von Heliopolis in Aegypten, ungefähr zwei Stunden von Kairo, liegt mitten unter einer Fläche Gerstenfelder ein Garten, dessen Eingang eine schmucklose Schilfthür verschließt.

Ein reicher Flor blühender Rosen, Nelken, Jasmin- und Oleander-Arten umgiebt dort einen alten Sykomoren-Baum, dessen Stamm drei mächtige, zusammengewachsene Aeste von mehr als sieben Fuß Breite bilden und dessen Laub als herrliches Schattendach dient. In seinen Aesten und Zweigen sind von oben bis unten Namen und Zahlen in den verschiedensten Schriften eingeschnitten.

Das ist der sogenannte Marienbaum, unter welchem, wie die Sage erzählt, die heilige Familie Jesus, Maria und Joseph bei ihrem Aufenthalt in Aegypten eine Ruhestätte gefunden hat. —

---

194. Das Kräutlein Rothselchen.

Auf den großen Flachsfeldern in Flandern findet man ein Kräutlein, dessen hellgrünes Blatt mit vielen rothen Fleckchen wie besäet ist; danach heißt man es auch „Rothselchen."

Davon geht die Sage, es habe ehedessen unter dem Kreuz auf Golgatha gestanden und sei von des Heilandes Blut darauf gespritzt, welches sich auch später nicht mehr habe abwaschen lassen, weder durch Regen, noch durch Schnee.

Fromme Pilger nach Jerusalem haben es von dort her in diese Gegend gebracht. —

---

195. Der Lorbeerbaum des heiligen Giovanni Orsini.

(Aus: Aus Dalmatien von Ida von Düringsfeld.)

Wir stiegen auf dem Platze vor der Landbrücke von Traú aus dem Wagen. Wir gingen mit wenigen Erwartungen über die Brücke auf die kleine graue Stadt zu, welche so fest zusammengewickelt auf ihrer Insel-Düne liegt, als wollte sie den fehlenden Widerstand ihrer abgebrochenen Mauern ersetzen.

San Giovanni Traurino schaute vom Landthor auf uns herab. Unter seiner Bildsäule war eine Wölbung, in dieser stand der geflügelte Löwe, und aus der Einen Tatze des Löwen wuchs eine Cypresse. Aber eine wirkliche Cypresse, frisch und lebendig, üppig und grün, wenn sie gleich, vom Thorbogen gedrückt, nicht hatte in die Höhe wachsen können. Ich stand still vor ihr. Oelgesträuch hatte ich öfter auf Mauern gesehen — eine Cypresse noch nicht. Unser Begleiter sagte: „Es ist dieß der Erste der wunderbaren Bäume von Traú." Wir fragten, wo der Zweite sei? — „In der Cathedrale!" war die Antwort.

Wir gingen nach der Cathedrale. Sie steht an der Piazza, welche von dem blauen Licht aus dem Golf von Salona erhellt wird. Sie ist reizend; ich ziehe sie dem Dome von Sebenico, ja selbst dem Tempel in Spalato vor. Obgleich der linke Thurm nicht ausgebaut worden, so erhebt sich doch der rechte nicht minder schlank und durchsichtig graziös. — Unter einem geräumigen freien Peristyl öffnet sich die prächtige Pforte mit ihren beiden ruhenden Löwen und ihrer reich sculptirten Wölbung. — Tritt man ein, so sind oben wenige, aber vollendete gothische Bogen und an jeder Seite vier kleine viereckige Fenster. Ueber der Halbkuppel des Hochaltars glänzt ein rosenförmiges.

Links ist die schöne hohe Kapelle von San Giovanni Orsini. Auf dem einzigen Altare ruht sein marmorner Sarg, auf diesem er

selbst im Bischofs-Ornat. Unten sind rings umher Gitterthüren vorgestellt, von denen eine jede sich halb öffnet und einen Engel herausläßt, welcher auf eine naive, himmels-kindliche Art mit einer Fackel leuchtet. Alles ist aus dem weißen Kalksteine gearbeitet, der früher in den Brüchen des nahen Berges von San Elia gewonnen wurde und dem Marmor sehr gleich kommt. Chor und Sakristei sind auf das Zierlichste mit Schnitzwerk versehen, wie denn überhaupt in dieser kleinen Musterkirche durchgängig der beste Geschmack herrscht. An Crucifixen, heiligen Gefäßen und dergleichen besitzt sie wahre kleine Kunstwerke. Auch König Bela hatte ihr seinen Mantel hinterlassen; derselbe wurde jedoch zum allgemeinen Besten verwendet und nur Ein Stück davon aufbewahrt, worauf ganz in echten Perlen der König auf einem Schimmel gestickt ist. Vollständig dagegen und in reicher Anzahl vorhanden sind die Reliquien.

Die Piu traúrina ist ein silberner Engel, der einen Arm von San Giovanni Orsini trägt. Diesen Arm nahmen die Venetianer mit, als sie Traú verwüsteten. Umsonst baten die Traúriner durch eine eigene Gesandtschaft um die Wiedergabe des Armes; die Venetianer wollten ihn behalten. — Da sah man in einer Nacht einen wunderbar hellen Cometen über das Meer geflogen kommen und sich auf die Cathedrale niederlassen. Am andern Morgen fand man auf dem Altare des Heiligen den entwendeten Arm — ein Engel hatte ihn aus Venedig zurückgebracht. Von nun an wurde er besonders verehrt, wird noch heute zu gefährlichen Kranken getragen, und sein Halter, der silberne Engel, ist über und über mit den kostbarsten Dank-Beweisen von Genesenen behangen. —

Dieß Alles zeigte und erzählte uns der Erzpriester von Traú, Don Marko Trevirka. —

„Aber — der zweite, wunderbare Baum?“ fragte ich.

Don Marko holte mir ein Lorbeerblatt, welches durch Filigran-Arbeit von Gold hervorsah. „„Hier ist ein Blatt von diesem Baume,““ sagte er; „„und hier,““ fuhr er fort, indem er vor uns her bis zu einem Steine ging, den er aufhob, „„hier ist der Baum!““

Ich blickte hinab und sah Wasser. „Das ist ja ein Brunnen!“ sagte ich.

„„In diesem Brunnen wächst der Lorbeerbaum, von welchem jenes Blatt ist. Schöpft man Wasser, so fühlt man mit dem Eimer seine Krone!““

Bei der ersten Zerstörung der Stadt Traú war nicht nur das Grab von San Giovanni Orsini verschüttet worden, sondern sogar die Ueberlieferung von seiner Stätte verloren gegangen. Lange suchte

man sie umsonst. Da erschien der Heilige einem Alten im Traum und sprach: „‚Grabet dort und dort nach — wo ein Lorbeerbaum unter der Erde wächst, da ist mein Leichnam hingelegt!'" — Man grub an der bezeichneten Stelle nach, und unter der Erde grünte ein Lorbeerbaum, und wo der Stamm des Baumes entsproß, da ruhte das Haupt des unverwesten Leichnams. Er wurde nun zu der ihm gebührenden Verehrung auf diesem weißen Altar erhöht; das Grab füllte sich mit Wasser und ward zum Brunnen; aber ungestört grünt unter der Fluth, wie ehemals unter der Erde, der stumme Wächter der Gebeine des Heiligen, der wunderbare Lorbeerbaum. —

Man kann sich denken, wie sehr uns diese gleichsam mit grünen Siegeln bekräftigte heilige Sage, wie sehr zugleich Trau uns jetzt gefiel. Unsere mäßigen Erwartungen hatten sich über diese Wahrnehmung in die lebhafteste Freude verwandelt! —

---

196. Eine uralte Gerichts-Linde.

(Geschrieben im Jahre 1839.)

Eines der ehrwürdigsten und wunderbarsten Denkmale aus grauer Vorzeit ist zu Freiburg in der Schweiz eine alte Linde auf einem malerischen Platze, vor dem Rathhause; so alt schon, daß sie ihre Zweige nicht mehr zu tragen vermag, sondern sie auf Säulen stützen muß, wie ein Greis seine matten Arme auf die Schultern seiner jungen Enkel legt. Sie heißt in der Volkssprache „Tille" und wurde im Jahr 1480 zum Andenken an die Murtner Schlacht gepflanzt.

Schon im sechzehnten Jahrhundert wurde unter ihrem Laubdache im Freien ein Gerichtshof gehalten, um kleine Zwistigkeiten unter den Landleuten, die den Markt besuchten, zu schlichten; die Bekanntmachungen wurden an ihr angeheftet, das ganze bürgerliche Leben verknüpfte sich gewissermassen mit ihr.

Aber auch an den so traurigen Revolutionen mußte die alte Linde Theil nehmen. — Im Jahr 1798 schmückten sie die Franzosen mit den Emblemen der Freiheit! —

Im Jahr 1802 gaben ihr die Milizen der Waldkantone die alten Stadtfarben wieder; die Parteien stritten sich um ihren Besitz.

Gegenwärtig trägt sie nur ihr lichtes grünes Kleid, und man sieht mit Freude, daß ihr weder die fremden Heere, noch die Revolutionen, noch die Ränke der Zwietracht den kühlen Schatten, die duftenden Blüthen und die blühenden Kinder, die unter ihrem frischen Zelte spielen, rauben konnten.

Indessen hatte sie doch auch ihre bösen Tage, ihre schweren Prüfungen!

Einmal schien sie abgestorben; sie war dürr und blätterlos. Da schleuderten die jungen Bursche, die auf dem Platze spielten, eine angezündete Granate in den hohlen, halbtodten Stamm, und er fing an zu brennen; worauf die Freiburger, die ihre alte Linde um jeden Preis retten wollten, mit Löscheimern und Feuerspritzen herbeieilten, und den Baum mit Wasser überschütteten. Das Feuer wurde gelöscht; wie groß und allgemein war aber die freudigste Ueberraschung, als im nächsten Frühlinge der ehrwürdige Baum erfrischt wieder auflebte, im reichen Blätterschmucke grünte, unzählige Blüthen erschloß, und durch seinen köstlichen milden Duft weit in der Runde herum seine Auferstehung ankündigte! — —

Am Fuße dieser nämlichen Linde zerbricht auch der Richter den Stab über den zum Tode Verurtheilten. — Harte Sitte, für den Verurtheilten wie für die sanfte Linde, die, so alt sie ist, die frohen Stimmen und Spiele der Kinder so herzlich lieben muß!

Aber sie muß Alles sehen und dulden, die alte Linde, Kinderjubel, Revolutionen und Hinrichtungen, und könnte viel davon erzählen!

Auch ist diese alte Linde, bezüglich der Hinrichtungen, eine rührende Gebets-Stätte! Welche heiße Reue-Gebete mag mancher arme Sünder vor seinem letzten Stündlein hier noch zu Gott emporgesendet haben! Und wie werden die Umstehenden aus theilnehmenden Herzen zu der Barmherzigkeit Christi inbrünstig gefleht haben: „Herr, sei diesem armen Sünder gnädig in deinem Gerichte, ach! und auch uns dereinst!" —

197—200. Vier Wunder des heiligen Benedikt.

(Aus: Das Leben des Heiligen von P. P. Lechner.)

1. Die durch Gebet hervorgerufene Quelle.

Unter den Klöstern, welche der heilige Benedikt in der Umgegend von Subiaco erbaute, befanden sich drei auf hohen Felsen. So angenehm diese Lage sein mochte, so kühl die Luft wehte, die ihre Bewohner einathmeten, so beschwerlich war die lebensgefährliche Mühe, täglich das Wasser aus der Tiefe holen zu müssen.

Die ermüdeten und verzagten Religiosen dieser drei Häuser berathschlagten sich, was zu thun, und kamen hierauf zum heiligen Benedikt mit der Erklärung: „Es ist allzu zeitraubend und mühsam für uns, um des Wassers willen täglich zum See hinabzusteigen, und darum ist es nothwendig, daß die Klöster von da an einen andern Ort übergepflanzt werden."

Der Heilige lächelte sehr liebreich bei diesen Worten, tröstete sie

und schickte sie mit dem Bescheide fort, sie möchten sich nur ein wenig noch gedulden. —

Und zur Nachtszeit, während die Brüder zur Ruhe sich begaben, ging Benedikt den steilen Berg hinan, wo die drei Klöster sich erhoben, und betete daselbst lange Zeit. Alsdann legte er an einer Stelle im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit drei Steine übereinander, die als Zeichen gelten sollten, und kehrte hierauf, ohne daß Einer der Mönche ihn gesehen, in aller Stille zurück.

Am andern Tag aber sprach er zu den Brüdern, die eben Wasser zu holen ausgingen: „„Gehet und höhlet jenen Felsen, auf welchem ihr drei Steine aufeinander liegen sehet, ein wenig aus; denn der allmächtige Gott vermag es, auch auf jenem Bergesgipfel Wasser hervorzubringen, auf daß er euch den Zeitverlust und die Mühe eines so großen Weges erspare.““

Sie gingen frohen Muthes, und als sie die angezeigte Stelle erreicht hatten, fanden sie bereits sickernde Feuchtigkeit. Sie tieften jetzt den Platz rund herum aus und alsbald fand er sich gefüllt mit Wasser. Ja es floß hierauf so reichlich, daß es ein Bächlein bildete, das in die Tiefe sprudelte. —

Mit lebhaftestem Dank und staunender Andacht trank nun Alles aus dieser Quelle, die der Finger der Allmacht des Dreieinigen Gottes auf die Fürbitte Benedikt's hervorgerufen. —

2. Die Gründung des Klosters in Terracina.

In der Umgebung der auf einer unvergleichlich schönen Bergeshöhe sich erhebenden Stadt Terracina besaß ein frommer Mann ein Landgut. Da er von des Ordens-Stifters Benedikt und seiner Jünger heiligem Leben hörte, beschloß er sein Besitzthum in ein Kloster umzuwandeln und einige Brüder aus Cassino zu begehren. Benedikt sandte alsbald, auf das an ihn ergangene Gesuch, eine Anzahl Brüder nebst einem Abte dahin und sagte beim Abschiede zu ihnen: „Geht jetzt, und ich werde kommen und euch zeigen, an welcher Stelle ihr den Betort, den Speisesaal, das Gasthaus und die übrigen Oertlichkeiten bauen sollet!“ Und bei diesen Worten bestimmte er noch genau den Tag, an dem es geschehen werde.

Die Brüder begannen ihre Wanderung und gelangten bei dem Besitzer des Landgutes an, der sie mit großer Freundlichkeit aufnahm.

Als der bestimmte Tag nahte, an welchem Benedikt ebenfalls dahin zu kommen versprochen hatte, machten sie alle Vorbereitung für die Ankunft des heiligen Mannes und seiner Begleitung. —

In der Nacht aber, die diesem Tage voranging, erschien Sanct Benedikt sowohl dem neuen Abte wie auch dem Propste desselben im

Schlaf und zeigte ihnen auf das Genaueste alle Oertlichkeiten des vorzunehmenden Baues. Als sie vom Schlaf aufgestanden, theilten sie sich einander mit, was sie gesehen, und nicht ohne große gegenseitige Verwunderung. Allein ein Traum ist dennoch ein Traum, dachten sie und schenkten daher der Erscheinung keinen vollkommenen Glauben, um so mehr, da sie ungern auf die persönliche Ankunft des Heiligen verzichteten.

Der Tag verging und Benedikt war nicht erschienen. In Schmerz und Trauer machten sich der Abt und der Propst auf den Weg nach Cassino und sprachen dort mit Wehmuth: „Wir haben erwartet, Vater, daß du am versprochenen Tage kommen und uns die Stellen der verschiedenen Bauten zeigen würdest, und du bist nicht gekommen!“ Er aber antwortete: „„Warum doch, Brüder, warum sprechet ihr so? Bin ich denn nicht gekommen, wie ich es versprochen habe?““ Und sie fragten: „Wann doch bist du gekommen?“ Er aber erwiederte: „„Bin ich euch nicht im Schlaf erschienen und habe euch die einzelnen Oertlichkeiten ausgezeichnet? Gehet daher und bauet die ganze Klosterwohnung so, wie ihr sie im Traumgesicht erblickt habet!““

Staunend hörten die Jünger diese Worte und kehrten voll dieses Staunens nach Terracina zurück, wo sie nun Alles nach der im Traum erhaltenen Vorschrift und Anweisung bauten. —

3. Das versunkene Sichelmesser.

Ein Mann aus dem Heere des Gothen-Königs Theodorich, der zu jenen Armen im Geiste gehörte, die Jesus in seiner Bergpredigt vor allen Anderen selig pries, bat den heiligen **Benedikt** um die Aufnahme in den Orden. Und der Heilige, der den Bittenden schnell durchschaute und in all seinen Zügen die beste Empfänglichkeit für das Reich Gottes las, nahm ihn sehr bereitwillig auf.

Als man am See, wo das Kloster lag, in das er eingetreten, einen Garten anlegte und daher viel Gestrüpp und Strauchwerk auszurotten war, ließ Benedikt diesem Gothen ein großes Sichelmesser geben, um dieses Gesträuch dort auszureuten. Doch sieh! der Eifer war zu groß. Das Eisen wich aus dem Stiel und fiel in's Wasser, und zwar gerade an einer solchen Stelle, wo es Untiefen barg.

Der heilige Benedikt, den man herbeigerufen, und der den großen Kummer des armen Gothen sah, ließ sich sogleich den Stiel geben und warf ihn — im Namen des Dreieinigen Gottes — geradezu in den See. Und siehe! das Eisen kam, als wäre es von einem Magnet angezogen, aus der Tiefe herauf und fügte sich wieder in seinen Stiel. Benedikt ergriff das Werkzeug, gab es dem hocher-

staunten Novizen und sprach im wohlwollendsten Tone zu ihm: „Sieh da! arbeite nun fort und sei nicht mehr traurig!" —

4. Die Lösung der Fesseln.

Unter den Gothen that sich ein Arianer Namens Zalla durch besondere Grausamkeit gegen die Bekenner des katholischen Glaubens hervor. Traf er Laien, so quälte er sie, traf er Geistliche, so tödtete er sie.

Als er eines Tages, vom Geiste der Habsucht getrieben, auf Beute ausging, zwang er auch einen harmlos daherziehenden Landmann, ihm den Weg zu seinem Besitzthum zu zeigen. Der Angefallene betheuerte: „Ich habe meine ganze Baarschaft dem Diener Gottes Benedikt zu eigen gegeben!" Zalla ließ jetzt ab vom Quälen, band ihn aber mit starken Stricken, und ließ ihn vor seinem Pferde hergehen, um ihn zu Benedikt zu führen. —

Als sie beim Kloster des heiligen Mannes anlangten, fanden sie ihn eben vor der Pforte ganz allein dasitzend und in's Lesen vertieft. Da sagte der Landmann zu seinem Dränger: „Sieh, das ist Vater Benedikt, von dem ich dir gesagt habe!" Mit wildem Blicke schaute Zalla den Heiligen an, und in der sichern Ueberzeugung, denselben gleich Andern niederzudonnern, herrschte er ihn mit lautem Schreien an: „„Auf, auf, und heraus mit der Habschaft dieses Bauers, die du in Empfang genommen!""

Der Heilige, der, in's Lesen versenkt, die Ankömmlinge vorher nicht bemerkt hatte, erhob sogleich seine Augen, und schaute jetzt den Gothen, jetzt den gebundenen Landmann an. Und sieh da! Kaum hatte er seine Augen auf die mit Stricken gebundenen Arme des Gefangenen gerichtet, so wickelten sich die Stricke in solcher Schnelligkeit los, daß sie keine menschliche Eile in gleicher Zeit hätte lösen können.

Zalla erstarrte vor Schrecken. Es war ihm, als habe ihn der Blitz getroffen. Zitternd und bebend stürzte er zur Erde nieder und flehte zu dem Heiligen, daß er für ihn beten möge.

Der Heilige, immer noch sitzend und seine Buchrolle in der Hand haltend, rief den Brüdern und ließ den Gedemüthigten in das Kloster hineinführen, um daselbst die gewohnte Segnung, nämlich Speise und Trank, zu empfangen.

Als er nun, an Leib und Seele erquickt, wieder zu Benedikt kam, ertheilte ihm dieser die gemessene Mahnung — doch ja von seinem arianischen Irrthum und seiner Raubsucht abzulassen. Der Gothe nahm sich das väterliche Wort des Heiligen tief zu Herzen und befolgte es redlich. —

201 u. 202. Visionen über die Liebe und den Gehorsam.

Erhebend und tröstlich sind die Visionen, mit welchen in stillen, frommen Stunden die heilige Franziska Romana von Gott begnadet wurde, und ganz besonders diejenigen über die göttliche Liebe und den vollkommensten Gehorsam.

1. Hinsichtlich der **göttlichen Liebe** ist es oft der Herr Jesus Christus selbst, der zu ihr spricht und sie zu beständig inniger Liebe ermahnt, indem er ihr seine unendliche Liebe, seine tiefste Erniedrigung und sein bitterstes Leiden und Sterben in's Gedächtniß ruft. „Ich bin," sagt er zu ihr, „das Feuer, das entzündet, aber ohne die Herzen, welche mich lieben, zu verbrennen! Ich steige von meinem Thron, um mich mit der Seele, die mich liebt, zu vereinigen; aber sie muß rein sein, denn meine Seele kann in einem unreinen Orte nicht wohnen! Die Seele, welche mich liebt, will auch mit mir immer vereinigt bleiben, und sie wird überaus demüthig, indem sie ihr eigenes Nichts betrachtet. Ich suche deßhalb, und erhebe, und nähre und stärke die Seelen in der heiligen Eucharistie; die Bedingungen wahrer und reiner Liebe sind aber: die Demuth, die Hoffnung und der Gehorsam!" —

Oft gaben auch verschiedene Heilige ihr einen ähnlichen Unterricht. — Davon einige Beispiele:

Die heilige Maria Magdalena sagte ihr: „Die Liebe zu Gott muß beständig und umsichtig sein, ähnlich dem Menschen, der seine Wohnung mit einer hohen Mauer umgiebt, um sie tapfer gegen alle Feinde zu vertheidigen; sie entledigt sich deßhalb des eigenen Willens und übt sich in der Demuth." —

Der heilige Petrus ermahnte sie: „Folge in der Liebe zu Gott stets dem Adler, der starr und beharrlich in die Sonne sieht, ohne daß seine Augen geblendet werden!" —

Der heilige Onuphrius erklärte ihr das Unglück einer Seele, die in die Liebe zur Welt versunken ist, mit den Worten: „Sie hängt sich an ein Nichts und setzt ihre Hoffnung darauf; sie wird schlecht, Sklave der Sinnlichkeit, ein Spielball der Welt, und arm an Allem, denn sie hat auf Sand gebaut!" —

Die heilige Catharina richtete an sie die Forderung: „Werfe dich mit voller Ergebung in die Arme Gottes!" —

Der heilige Paulus gab ihr die Mahnung: „Sei stark und großmüthig in der Liebe zu Jesus Christus, gehe zu ihm hin, und überlasse dich nur Ihm, der, während er Gott ist, sich selbst doch zu unserm Sklaven machte, um uns zu retten! — Sei demüthig; der königliche Weg der Demuth giebt der Seele Ruh' und Heiterkeit;

er verleiht ihr den höchsten Frieden, versenkt sie ganz in Gott und läßt ihn allein und wahrhaft lieben!" —

Auch der heilige Erzengel Michael belehrte sie mit dem Ausspruche: „Beharre doch ja in der vollkommenen Liebe zu Gott, denn sie allein trägt zu der höchsten Höhe der göttlichen Liebe hinan!" —

2. Hinsichtlich des Verdienstes des **Gehorsams** hatte die Heilige gleichfalls eine gar seltsame Vision. — Sie sah vier Räder an eine Säule angekettet; und es wurde ihr gesagt: daß diese vier Räder das Bild des natürlichen Willens sind, und daß die Ketten die Tugenden vorstellen, welche diesen verdorbenen Willen fesseln und um die Säule herum führen, die die wahre Kraft vorstellt. Ueber der Säule bemerkte die Heilige einen Altar; die symbolische Gestalt des Gehorsams saß darauf; der Gehorsam aber erhält die Seelen auf dem Wege der Wahrheit und Vernunft, befestigt sie in der Liebe und führt sie zur vollkommenen Ausübung der göttlichen Liebe.

Und der heilige Paulus gab ihr in einer Verzückung die Gesetze und die Früchte des Gehorsams zu erkennen, indem er sprach: „Diese Tugend hat nur die Ehre Gottes zur Absicht; nichts verwirrt sie; sie nimmt mit einem vollkommenen Gleichmuth der Seele Alles, was ihr je begegnet; ihr reines, treues Gewissen ist frei von Eigensinn; nichts trennt sie vom Gehorsam; die Seele stirbt sich selbst ab, um einzig nur in dem Herrn zu leben! So waren die Martyrer!" —

Auch der heilige Benediktus gab ihr die Weisung: „Der Gehorsam trennt sich von allen sinnlichen Neigungen und schält sich los von allen Dingen, um Gott allein anzuhangen; er kennt nicht die Bedeutung der Worte: „„Ich will!"" oder: „„Ich will nicht!"" Er kennt keine Furcht und kümmert sich um Niemand; er übt immer nur den Willen Gottes, der des Herzens Bedürfnisse und Armseligkeit kennt; er hat einen Führer, der ihn leitet; er geht, ohne Besorgniß um den Weg, stets vorwärts; er entblößt die Seele von allem Selbst und eben so vollkommen, wie unser Herr es am Kreuze war; sein Weg führt dann aber auch um so schneller und leichter in den Himmel!" —

---

203 — 207. Die Macht der Heiligen über die Thiere.

1. Der heilige Godrik, der früher und mit sehr gutem Erfolg als Handelsmann die Grafschaft Norfolk in England durchwanderte, zog sich mit Einemmale, weil erleuchtet und gezogen von der Gnade Gottes, in die strengste Einsamkeit zurück, um in Gebet, Betrachtung, Fasten und Selbstkreuzigung für das Heil seiner Seele recht wirken zu können. Als ein weiser Handelsmann vor dem Herrn vertheilte

er all sein Erworbenes an die Armen, ging dann in eine weltabgeschiedene Wildniß, wo er sich aus Baumästen ein Hüttlein unter einer Eiche errichtete, und Wurzeln und Waldhonig blieben seine Nahrung.

Jeder wahrhaft Heilige ist zwar zunächst in Christo Jesu in der Seele wiedergeboren und in den Zustand zurückgekehrt, in welchem die ersten Menschen vor dem Sündenfalle waren — aber bei manchen Heiligen kommen auch selbst äußerlich Erscheinungen vor, wie sie ursprünglich im Paradiese gewesen, so zum Beispiel, daß die sonst wilden Thiere den Menschen als ihren Herrn erkennen und ihm vertrauen. —

So nun trafen einst einige Verwandte des Bischofs Rainulf bei der Jagd auf einen ganz besonders prächtigen Hirsch und verfolgten ihn mit ihren Hunden. — Unter dem wilden Geschrei und Gebell floh der Hirsch zu der Hütte des heiligen Godrik und schien mit flehentlichem Gestöhne um Einlaß zu bitten. Godrik ging heraus und erblickte das Thier abgejagt und zitternd vor dem Eingange hingesunken; er erbarmte sich des Thiers und ließ es in die Hütte hineingehen, wo es sich alsbald zu den Füßen des Heiligen niederlegte. — Da er hernach die Jäger kommen hörte, ging er hinaus, machte die Thüre zu, und erwartete sie. Die Hunde kehrten wie klagend über die entgangene Beute mit heftigem Gebell zu ihrem Herrn zurück; diese aber ließen nicht ab, sondern machten sich durch das Gestrüpp von Hecken und Dornen einen Durchgang, und fanden vor der Hütte den Heiligen, in armselige Fetzen gehüllt. Sie fragten ihn wegen des Hirsches. Godrik antwortete ausweichend, ohne zu lügen: „Gott weiß, wo er ist!" — Die Jäger aber sahen in seinem Gesicht die Anmuth eines Engels, achteten die sichtliche Heiligkeit des Einsiedlers und entschuldigten sich wegen ihrer Zudringlichkeit. — Und oft noch erzählten sie mit einer Art von Erstaunen, was ihnen daselbst im Walde vorgekommen sei. — Der Hirsch aber blieb in der Hütte des Gottesmannes bis auf den Abend und kam dann Jahre lang oft wieder zu ihm, legte sich zu seinen Füßen und schien ihm für die Rettung des Lebens fortwährend seinen Dank bringen zu wollen. —

Deßgleichen nahmen auch oft andere Thiere des Waldes zu dem heiligen Godrik ihre Zuflucht, wenn sie von den Jägern verfolgt waren; er nahm sie immer barmherzig auf und entließ sie, sobald keine Gefahr mehr sie bedrohte. —

Auch flogen ihm zuweilen Vögel in den Busen, um sich zu wärmen, wenn der Winter recht eisigkalt herrschte; sie fühlten es gleichsam, daß Godrik der Sohn ihres barmherzigen Schöpfers sei. —

2. Groß war der Gehorsam des heiligen Joseph von Copertino gegen Gott und seine Vorgesetzten; darum wollte Gott diese Tugend verherrlichen, und zwar dadurch, daß Joseph den Gehorsam auch den unvernünftigen Thieren beibrachte, so daß diese ihm wundersam gehorchten. —

Einem Flachsfinken sprach er öfters zu: „Lobe Gott!“ — und er fing gleich an zu singen und hörte nicht auf, bis der Heilige es ihm erlaubte. —

Einst ließ er einen Distelfinken, den er lange gehalten hatte, frei fliegen, indem er zu ihm sprach: „Gehe hin und genieße, was dir Gott verliehen hat; ich will nichts mehr von dir haben, als daß du, so oft ich dich rufe, zurückkehrest, um mit mir deinen und meinen Gott zu loben!“ Darauf begab sich das Thierlein in den zunächst gelegenen Garten, kam aber allemal auf den Ruf des Heiligen herbei und sang mit ihm gar wundersam das Lob Gottes. —

Er hatte auch einmal einen andern Distelfinken, ein ihm sehr liebes Vögelein, welchen er gelehrt hatte die Worte sprechen: „Jesus! Maria! Bruder Joseph, bete deine Tagzeiten!“ — Da sah er einst, wie ein Raubvogel das Vögelein ergriff und tödtete. Rasch rief er den Mörder, der eben entflog, wieder zu sich. Der Raubvogel kam auch wirklich zurück und setzte sich mit Zeichen von Furcht und Reue, als wollte er demüthig die Strafe abwarten, auf den Käfig. Da gab der Heilige ihm einen Verweis und sprach: „Du Bösewicht, du hast mir meinen Distelfinken getödtet und hast also auch verdient, von mir getödtet zu werden!“ Darauf schlug er ihn leise mit der Hand und sprach: „Mach' dich fort; ich verzeihe es dir; aber thue so etwas nicht mehr!“ Und das Thier entfernte sich. —

Beim Kloster zu Grotella sah Joseph einst zwei junge Hasen. Er warnte sie und sprach: „Entfernet euch nur nicht von der Kirche der seligsten Jungfrau; denn es stellen euch viele Jäger nach!“ Dieß geschah auch. Da indeß der Eine sich einmal etwas weiter vom Kloster entfernt hatte und die Jäger ihm nachsetzten, flüchtete er sich durch die Kirche und durchs Kloster bis auf die Arme des Heiligen, der ihm einen Verweis gab und sprach: „Habe ich dir nicht gesagt, du solltest dich nicht weit von der Kirche wagen, weil man dir die Haut abziehen würde?“ Er ließ ihn darauf wieder in's Freie. — Der andere Hase aber wurde von den Hunden des Markgrafen von Copertino verfolgt und suchte sein Heil unter dem Kleide des Heiligen. Als nun der Markgraf nachkam und ihn fragte, ob er nicht einen flüchtigen Hasen gesehen habe, antwortete dieser: „Siehe, hier ist er; thue ihm aber nichts zu Leide!“ Da wandte er sich zu dem Thiere mit den Worten: „Gehe hin und verkrieche dich in diesem Gesträuch

und rühre dich nicht mehr!" Das bange Thier ging still davon und verkroch sich, ohne daß sich einer der Hunde geregt hätte. Und der Markgraf und sein Jagdgefolge waren staunende Zeugen eines so großen Wunders. —

3. Nachdem Sanct Vedast Bischof von Artois geworden war, suchte er die Ruinen zerstörter Kirchen auf, um dort wieder das Lob Gottes ertönen zu lassen. — So kam er eines Tages in einen Wald und fand dort die Trümmer einer ehemaligen Kirche, und seufzte schwer, als er sah, wie der heilige Ort mit eklem Unrath bedeckt war; und er sprach: „O Herr, sei eingedenk deiner großen Barmherzigkeit und schone unserer Sünden; wir haben groß Unrecht gethan und schwer gegen dich gefehlt!" — Als er unter vielen Thränen also betete, da sprang plötzlich ein Bär aus den Ruinen der Kirche hervor, und der Mann Gottes erzürnte und befahl dem Thiere, an einen andern Ort des Waldes sich hin zu begeben und nicht mehr zu wagen, an das diesseitige Ufer des nahen Baches zu kommen. — Also that der Bär und kehrte nicht wieder. —

4. Der selige Thomas von Sanct Angelo in Vado, der als Büßer und Verkünder der Strafgerichte der Ewigkeit ein tief erbauliches Leben geführt und im Jahre 1360 starb, — war begnadet mit der Gabe der Wunder.

Als ein hungriger Wolf einst einer armen Mutter ihr einziges Söhnlein geraubt und mit demselben seiner Höhle zulief, es dort zu verzehren: erbarmte sich Thomas sowohl des armen Kindes, als auch seiner schmerzlichst betrübten Mutter. Er befahl nämlich im Namen des Dreieinigen Gottes dem Wolfe, das geraubte Kind unverletzt der Mutter zurückzubringen. Und sieh! das wilde Thier gehorcht gleich einem frommen Lamme, und bringt das Kind unbeschädigt der Mutter zurück. —

5. Der Abt Gerasimus ging einst gegen den Fluß Jordan hin, als plötzlich ein Löwe ihm begegnete, der mit jämmerlichem Geheul auf ihn zukam und ihm seinen Fuß zeigte, mit dem er in ein spitziges Schilfrohr getreten war, das in dem Fuße steckte, der davon sehr geschwollen und mit Eiter erfüllt war. Kläglich blickte das Thier zu ihm auf, und bat ihn gleichsam durch seine Geberden, daß er ihm helfen möchte. Da der fromme Abt die Noth des Löwen sah, setzte er sich nieder, nahm den Fuß, zog das Schilf heraus, reinigte denselben und verband ihn mit seinem Tüchlein, worauf er den Löwen entließ. Der Löwe aber, als er von seinen Schmerzen sich befreit fühlte, bezeigte seine Freude und wich nicht mehr von dem Greise, sondern folgte ihm gleich einem treuen Hunde nach; so daß der Altvater über die Dankbarkeit dieses so wilden Thieres sich nicht

genug verwundern konnte. Er nahm ihn also mit sich in das Kloster und gab ihm täglich etwas Brod mit anderer Kost, seinen Hunger zu stillen. —

Es hatte das Kloster damals einen Esel, der den Brüdern täglich das nothwendige Wasser aus dem Jordan holte. Gerasimus aber richtete den Löwen dergestalt ab, daß er dieß Lastthier jeden Tag auf die Weide treiben und hüten mußte; was er auch lange Zeit hindurch getreulich that. — Einst aber, als der Löwe sich etwas zu weit von dem Esel entfernt hatte, kam ein arabischer Kameeltreiber des Weges, der, als er solchen allein und ohne Obhut erblickte, ihn mit sich fortnahm. Vergeblich sah der Löwe sich nach ihm um, und kehrte, als es Abend geworden war, ganz traurig und mit gesenktem Haupte dem Kloster zu. Da aber Gerasimus erachtete, es müsse der Löwe den Esel zerrissen und aufgezehrt haben, sprach er mit ernstem Ton zu ihm: „Du Schalk, wo hast du den Esel? Nicht wahr, du hast ihn verschlungen?“ — Der Löwe aber sah, gleich als wäre er schuldig, mit gesenktem Haupt zur Erde nieder. Endlich sprach der Altvater: „Nun, du hast deßhalb keine Schuld, denn dieß ist ja deine Natur; und Gott sei gepriesen; indessen aber wirst du selbst forthin die Stelle des Esels vertreten müssen; denn dieß ist nicht mehr als billig!“ Und von jener Zeit an ward auf Befehl des Abtes ihm täglich der Saumsattel und die Fäßchen aufgelegt, und er mußte zum Jordan hinabgehen und dem Kloster das Wasser zutragen. —

Indessen ergab es sich, daß ein Fremder in das Kloster kam, den Segen des gottseligen Abtes zu empfangen. Als nun derselbe den Löwen mit dem Wasser kommen sah, erstaunte er nicht wenig über den sonderbaren Anblick; und da die Brüder ihm den Verlauf der ganzen Sache erzählten, dauerte ihn das gute Thier und er nahm drei Silberlinge aus seinem Beutel und gab sie den Vätern, daß sie einen andern Esel dafür erkauften und dem Löwen diese Arbeit erließen; was denn auch geschah. —

Kurze Zeit hierauf aber fügte es sich, daß jener Kameeltreiber abermals zurückkehrte und sowohl seine Kameele, als den Esel mit Getreidesäcken beladen über den Jordan führte. Es hatte aber der Löwe ihn kaum von fern erblickt, als er mit großen Sprüngen auf ihn zueilte; worüber der Kameeltreiber so heftig erschrack, daß er Alles im Stiche ließ und sich durch eilige Flucht zu retten suchte. Da nun der Löwe seinen Esel noch wohl erkannte, faßte er alsbald den Zaum desselben mit dem Munde und führte ihn nebst den beladenen Kameelen unter freudigem Gebrülle dem Kloster zu. Und da ward der gute Altvater gerührt, und streichelte den Löwen freundlich, um

sein Unrecht gleichsam zu vergüten. Und er gab ihm nun den Namen Jordan. Und es verblieb dieser Jordan fünf volle Jahre bei den Brüdern im Kloster, ohne daß er dem alten Gerasimus ein einziges Mal entwichen wäre. —

Nach dieser Zeit aber starb der besagte Gerasimus, und ward von den Vätern bestattet. Nun fügte es sich, daß gerade damals der Löwe nicht zugegen war. Als aber die traurige Feierlichkeit vorüber war, da kam er dem Kloster zugerannt und sah sich alsbald nach seinem alten Freunde und Ernährer um. — Da nun der Abt Sabbatius, ein geborner Cilicier und Jünger des verstorbenen Gerasimus, ihn sah, sprach er: „„Mein lieber Jordan, unser Vater hat uns arme Waisen verlassen und ist im Herrn entschlafen; doch sei darum ohne Sorgen, und komm' mit mir; ich will dir von nun an zu essen geben!““ Der Löwe jedoch berührte keine Speise, sondern sah sich allenthalben nach seinem Gerasimus um, und beklagte seine Abwesenheit durch trauriges Brüllen. Der Abt Sabbatius und die übrigen Brüder liebkosten und schmeichelten dem armen Thier auf alle Weise und sprachen: „„Dein Wimmern ist vergeblich, unser Altvater hat uns verlassen und ist nun bei Gott, dem Allmächtigen!““ Aber was immer sie sagen und thun mochten, der Löwe war trostlos und ließ nicht ab zu brüllen; ja, je mehr sie ihn zu trösten suchten, um so lauter jammerte und heulte das gute Thier, und es gab sein großes Leid sich in seinen Augen und in allen seinen Geberden kund. Endlich sprach der Abt Sabbatius zu ihm: „„So komm' denn mit mir, weil du uns doch nicht glauben willst, und ich will dir das Grabmal unseres verstorbenen Vaters zeigen!““ Und hierauf führte er den Löwen mit sich auf das Grab, das etwa fünf Schritte weit von der Kirche entlegen war. — Als er nun mit dem Löwen dahin gekommen, sprach er: „„Sieh, hier liegt unser Vater begraben!““ Nach diesen Worten kniete Sabbatius sich bei dem Grabe nieder; und da der Löwe den Abt knien und bitterlich weinen sah, warf auch er sich auf das Grabmal nieder, stieß sein Haupt brüllend wider die Erde, und verhauchte alsbald auf demselben das Leben. —

---

208. Der Pflaumendiebstahl.

Einem fremden Bauer kam einstens das fromme Verlangen oder die vorwitzige Lust, den heiligen Franziskus von Paula zu sehen und anzureden. Der Bauer nahm, um nach der Sitte der Welt durch ein Geschenk desto eher vorzukommen und lieber angehört zu werden, ein Körblein voll Pflaumen mit sich, um sie dem heiligen Manne zu verehren. Und er überreichte dem Heiligen die Pflaumen.

Franziskus nimmt das Pflaumenkörblein, hält es mit einer Hand, mit der andern theilt er die Pflaumen in zwei Haufen, und sagt zu dem Bauer: „Diese sind aus deinem, jene aber aus eines Andern Garten.“ Der Bauer erschrickt, verwundert sich, und bekennt, daß er wirklich jene andern Pflaumen aus seines Nachbars Garten entfremdet habe. Er versprach dem heiligen Manne mit Reue und bußfertigem Herzen, in Zukunft mit allem Fleiße vor einer solchen That sich zu hüten. —

---

209. Brod und Wein der heiligen Verena.

(Aus: Schweizersagen aus dem Aargau von E. L. Rochholz.)

So lange die heilige Verena zu Zurzach lebte, besorgte sie als Magd eines Priesters kleines Hauswesen. Nahe der Priester-Wohnung stand eine Hütte, in welcher Kranke und Elende ein schützendes Obdach suchten. Täglich pflegte sie dort die Kranken, und täglich sah man sie mit einem Brod unter dem Arme, in der Hand ein Weinkrüglein, hingehen, um die Leidenden mit Dem zu erquicken, was sie sich selbst an ihrer Nahrung und Dienstlohn abbrach.

Gleichwohl ward ihre Nächstenliebe bald von Neid und Eifersucht verfolgt. — Es war der Knecht des Geistlichen selbst, der ihre Wohlthätigkeit bei seinem Herrn verdächtigte. Der Priester lieh dem Verleumder sein Ohr und verabredete sich mit ihm, der Haushälterin aufzulauern, um sie auf frischer That zu ertappen. — Als nun Verena wieder eines Tages mit ihren Liebesgaben, Brod und Wein, arglos aus dem Hause hervortritt, da kommt der argwöhnische Herr unversehens zürnend heran, stellt sie zur Rede, wie sie ihm sein Eigenthum treulos entwende und verschleppe. Erschrocken erklärt sich Verena, während der Hausknecht hinter ihr herschleicht und mit boshafter Schadenfreude den Deckel ihres Krügleins aufhebt. Siehe! da erscheint dem Priester in dem Gefäße nichts als Lauge zum Waschen, und statt des Brodes nur ein Kamm zur Reinigung der verwahrlosten Kinder. —

Als Verena lange nachher, gerühmt als eine treue Dienerin und beweint als eine Mutter der Armen, in Zurzach ihr Leben beschloß, wurde über ihrer Grabstätte anfänglich eine kleine Kapelle errichtet, dann aber eine ansehnliche Kirche erbaut. — In der Gruft-Kapelle der jetzigen Stiftskirche, gleich am Eingange unter dem hohen Chor, ist ihr steinernes Grabmal. Es ist von allen Seiten freistehend und hoch, rings umgeben von einem hohen Eisengitter. Oben auf liegt, in Stein gehauen, ihr Bild in Matronen-Kleidung, in der Linken den Kamm, in der Rechten das Krüglein haltend; ein rohes, von hohem Alter zeugendes und mit diesem ältesten Theile der Stiftskirche wohl

gleichaltes Kunstwerk. — An ihrem Festtage, dem 1. Herbstmonat, stecken die Andächtigen zahlreiche brennende Kerzen in jene Eisengitter, während die Mädchen aus dem Kirchspiele ihre „Schäppelein,“ ein schmucker, zum Theil werthvoller Haarkranz aus künstlichen Blumen, gleichsam als Weihegeschenke, auf das Grabmal dieser reinen und barmherzigen Jungfrau niederlegen. —

210. Der stumm gewordene Zweifler.

In der Gegend der Stadt Hermopolis (so berichtet Johannes Moschus) hielt sich ein Räuber mit Namen David auf, der daselbst viele Menschen beraubte und Viele sogar tödtete, und das mit einer Grausamkeit, die sich als unerhört erwies. —

Eines Tages aber, da er eben mit mehr als dreißig seiner Genossen einen Raub verübt hatte, ging er in sich selbst; es schauderte ihn vor seinen Missethaten, es ergriff ihn die bitterste Reue, so zwar, daß er augenblicklich beschloß, das bisherige sündhafte Leben zu verlassen und sich in ein Kloster zu begeben.

Er ging also zu dem Abt eines Klosters und begehrte die Aufnahme. Dieser jedoch, der ihn nicht kannte, verweigerte ihm den Eintritt und sprach: „Du bist schon zu alt und wahrscheinlich an ein weichliches Leben gewöhnt, du wirst die Strenge unserer Ordensregel nicht vertragen können und Enthaltsamkeit und Arbeit werden dir wohl am Ende zu schwer werden!“ — Der Räuber indessen, als er das hörte, brach in die Worte aus: „„Ich bin David, jener berüchtigte Räuberhauptmann, und bin gekommen, um hier aufrichtige Buße zu üben; willst du mich nicht als Büßenden aufnehmen, so schwöre ich dir bei Gott, daß ich alsbald zurückkehre zu meinem früheren Lebenswandel; ich will meine Genossen wieder vereinigen und wir werden dein Kloster plündern, und es bis auf den Grund zerstören!““ — Nachdem der Abt dieses vernommen, nahm er den Räuber auf und gab ihm das Kleid eines Klosterbruders. — — David begann jetzt Demuth, Gehorsam, Fasten und andere Tugenden zu üben, so daß er in kurzer Zeit den übrigen siebenzig Mönchen, die in der Genossenschaft lebten, als ein Muster von Heiligkeit gelten konnte. —

Er war einst in seiner Zelle, und da erschien ihm, dem Betenden, ein Engel des Herrn und sprach zu ihm: „David, deine Sünden sind dir nachgelassen, und der Herr gab dir Macht, in seinem Namen Wunder zu thun!“ — David antwortete: „Ich kann es nicht erfassen, wie mir Gott so schnell meine Sünden vergeben konnte, die so groß waren an ihrer Zahl, als der Sand am Ufer des Meeres!“ — Der Engel erwiederte: „So wie ich dem Zacharias, der mir nicht glauben wollte, den Mund verschloß, so sei auch dir, weil du meinen Worten

keinen Glauben schenkst, die Sprache genommen!" — Und David dachte bei sich: „Als ich noch in der Welt war, und die schmachvollsten Thaten verübte, und Menschenblut vergoß, da konnte ich reden; und nun muß ich in dieser heiligen Kloster-Einsamkeit stumm sein, und es ist mir verwehrt, das Lob Gottes zu singen?" — Der Engel entgegnete auf seine Gedanken: „So lang im Chor die Psalmodien täglich dauern, wirst du reden; außer dieser Zeit aber wirst du stumm sein!"

Und so geschah's auch mit David bis hin zu seinem seligen Sterbestündlein. —

211. Der Bau der Brücke bei Avignon.

Es ist eine merkwürdige Geschichte aufbewahrt aus dem zwölften Jahrhundert (1177), vom Baue der Brücke bei Avignon.

Damals führte nämlich noch keine Brücke über die Rhone, und viele Menschen verunglückten im reißenden Strome, als ein zwölfjähriger Knabe, Benedikt oder Benezet genannt, der am Ufer die Schafe weidete, vor dem Bischofe von Avignon auftrat, und ihm ankündete: daß er vom Himmel beauftragt sei, eine Brücke über die Rhone zu bauen.

Die abenteuerliche Rede wurde von dem Volke, das ihm nachgezogen, mit Gelächter aufgenommen; der Bischof allein schien anders darüber zu urtheilen; er führte den Knaben vor den Befehlshaber der Stadt. Auch hier verlor Benezet nichts von seinem zuversichtlichen Muthe; er ermahnte vielmehr den Gebietenden, mit gutem Beispiele voranzugehen, und sein Schärflein zu dem Baue beizutragen.

Lächelnd hatte dieser dem begeisterten Knaben zugehört.

„Wohlan," erwiederte er nun, „betrachte den Stein da, der in meinem Hofe liegt; er ist groß und gewichtig genug, um deiner Brücke zum Fundament zu dienen; nimm ihn herzhaft auf die Schulter, und trage ihn an die Rhone hin, das wird deinem Werke ein guter Anfang sein!!"

Der Knabe besann sich nicht lange; er dankte für die Gabe, lud — im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — vor allem Volke den ungeheueren Stein auf seine Schulter, und trug ihn hinaus ans Ufer.

Von diesem Augenblick an ergriff sowohl die Bürger, als die Landleute ein Feuereifer für das so wunderbar begonnene Werk, ein Jeglicher trug von seinem Vermögen oder seiner Mühe etwas bei, und in kurzer Zeit stand die Brücke fertig. —

So lautet die alte Kunde von der Brücke zu Avignon, der es an glaubwürdigen Zeugnissen eben nicht fehlt. —

212. Bestrafte Verbannung der Sonne.

(Aus: Mythen und Sagen Tirols von J. N. Ritter von Alpenburg.)

Durchs Almajurthal im Lechgebiete wird die Alpe Boden erreicht, die sammt der Hochalm Almajur den Stanzer Bauern gehört. —

Am Almplatz auf „Boden" hat zu alten Zeiten ein schönes Dorf gestanden, welches durch das naheliegende Silberbergwerk, das sein Eigenthum war, unermeßlichen Reichthum erwarb. Die Bewohner wurden hochmüthig — und Hochmuth kommt vor dem Fall — sie wußten nicht mehr was anfangen mit dem Ueberfluß und verfielen auf den Gedanken, ihre Häuser mit Gold- und Silberzierrath anzufüllen, die Fenster selbst bei Tage zu schließen und Tag und Nacht die Zimmer mit Kerzen auf prächtigen Silberleuchtern zu erhellen, denn die schöne Sonne Gottes war ihnen zu alltäglich. — Solchem Frevel sah Gottes Langmuth lange zu, aber da keine Besserung vorauszusehen war, schritt der Herr mit strenger Züchtigung ein; er ließ das ganze Dorf mit Kirche und Leuten in den Boden sinken, und das früher so blühende Thal zur Wildniß werden. —

Vor vielen Jahren ging ein Bauer von Hegerau im Lechthal, „Klotz," gewöhnlich auch „Hosteses" mit Namen, am Berge vorbei und gerieth in einen unterirdischen Gang, weil er, da schlechtes Wetter eintraf, unterstehen wollte. Er machte Feuer an, um zu sehen, ob der Gang tief wäre, ging vorwärts, und siehe! er kam in die versunkene Kirche. Der Hochaltar war herrlich erleuchtet und die Kerzen standen auf silbernen Leuchtern. Der Bauer ging in der Kirche umher und fand einen schlafenden Mann. Der Hegerauer rüttelte letzteren auf und der Erwachende fragte ihn um die Zeit. Wie er richtigen Bescheid vernommen, seufzte er und sprach: „Ach, noch ist's lange nicht an der Zeit!" — Was er damit meinte, blieb ein Räthsel; der Hegerauer nahm einen Silberleuchter vom Altar und ging schaudernd fort. Er kam mit dem Leuchter spät Abends ganz verstört zu Hause an, und hätte Alles für einen Traum gehalten, wäre nicht der silberne Leuchter Zeuge der Wirklichkeit gewesen. Er begab sich zur Ruhe; am andern Morgen aber war er todt. Sein Weib wollte den Leuchter zurücktragen lassen; allein man suchte vergebens einen Eingang in die jetzt unterirdische Kirche. —

213. Das Bruderhüsle.

(Aus: Die Sagen des Voralbergs von Dr. F. J. Vonbun.)

Vom Kamme des 5250 Fuß hohen Christberges, eines wald- und weidereichen Höhenzugs zwischen Dalaas im Klosterthal und

Montavon, führt ein jäher Steig in unaufhörlichem Zickzack, holperig, schmal und abschüssig den Bergesabhang hinab nach Dalaas. In der Mitte des Weges steht in stiller Waldeinsamkeit ein nischenartiges Kapellchen, geschmückt mit einem lieblichen Madonna-Bilde. Dieses Kapellchen führt im Munde des Volkes den Namen „Bruder-hüsle.“ — Jeder, der den mühevollen Weg auf- oder niederkommt, setzt sich gerne zur Rast bei dem traulich-einsamen Bruderhäuschen im Walde.

Als dessen Gründer und Stifter nennt die fromme Sage einen schon längst dahingeschiedenen Mann, des Namens Tannberger.

Demselben wurde einst ein Knäblein geboren, das Kind war aber todt zur Welt gekommen und konnte nicht mehr getauft werden, was den gottesfürchtigen Vater sehr betrübte. — Solch' todt geborne, ungetaufte Kinder pflegte man damals nach Schruns in Montavon in die Kirche zu tragen und sie daselbst auf den St. Josephi-Altar zu legen. Alsdann zog man glaubwürdige Zeugen bei, stellte Gebete an, und siehe! da geschah es denn öfters, daß in die todten Hüllen das Leben auf eine kurze Zeit wiederkehrte, und der eilends herbeigerufene Priester die Taufe ertheilen konnte. — Der Tannberger, voll gläubigen Sinnes, befahl nun seinem Knechte, die Kindesleiche auch nach Schruns zu tragen. Der Knecht mochte die Sache als Aberglauben ansehen, wenigstens trug er die Kindesleiche nur bis in den Dalaaser Wald, grub sie dort ein und kehrte wieder um. Daheim meldete er: er habe das todte Knäblein auf dem St. Josephi-Altar in Schruns niedergelegt, und dasselbe habe alsbald durch ein plötzliches Rothwerden der Wangen und Lippen unzweifelhafte Zeichen des Lebens gegeben und sei alsdann ordentlich getauft und zur geweihten Erde bestattet worden. Der Vater gab sich deß zufrieden. — Nach einem Jahre ward der Tannberger von seiner Ehefrau wieder mit einem Knäbchen beschenkt, aber auch dieses war leider! todt zur Welt gekommen. Dießmal war es der Vater selbst, der die Leiche nahm und sich damit auf den Weg nach Schruns machte, um seinem Kinde die heilige Taufe zuzuwenden. Er hatte ungefähr die Hälfte des Zickzack-Weges von Dalaas bis auf die Höhe des Christberges zurückgelegt, als er sich ermüdet niedersetzte, um eine Weile auszuruhen. Und wie er so da saß, und sich den Schweiß von der Stirne wischte, rief es neben ihm, wie er glaubte — unter einer Erdscholle: „Vater, nimm **mich** auch mit!“ Die Stimme rief bald noch einmal und recht wimmernd und kläglich. Der Tannberger grub nun in der Erde nach, und siehe! da kam die unversehrte Leiche seines letztjährigen Kindes zum Vorschein, das er an einem Muttermaale deutlich erkannte. Er errieth sogleich den Betrug des Knechtes und machte

sich dann mit beiden Leichen wieder auf den Weg und trug sie gen Schruns. Dort ging sein heißer Wunsch in Erfüllung, die Kindesleichen gaben während der Gebete der andächtigen Zeugen auf einige Augenblicke deutliche Lebensregungen von sich, konnten giltig vom Priester getauft und auf dem Gottesacker beerdigt werden. — Zur ewigen dankbaren Erinnerung an diese Begebenheit ließ Tannberger an der Stelle, wo er die Kindesleiche ausgegraben, das „Bruderhüsle" bauen, und dotirte es mit einem Fonds, um es fortan in baulichen Ehren halten zu können. —

214. Die Pfarrkirche zu Culm.

Die Pfarrkirche zu Culm ist eines der schönsten Zeichen altdeutscher Baukunst, nur fehlt ihr der Thurm, und sonach eine Hauptzier. Auch war ein solcher in dem Bauplan begriffen, den die Preußen zu dieser Kirche von einem berühmten Meister hatten anfertigen lassen. Derselbe übernahm die Verpflichtung, den Bau bis zu einer gewissen Zeit zu vollenden, widrigenfalls er sich einen großen Abzug des Lohnes gefallen lassen müsse. Um nun sein Wort erfüllen zu können, ließ er lange über den Feierabend hinaus arbeiten, und endlich, als es an den Thurm kam, auch des Sonntags.

Am Abend vor dem Einweihungsfeste war man glücklich mit demselben zu Ende gekommen; schon versammelten sich am andern Tage die Kirchgänger auf dem freien Platze vor dem schönen Gotteshause, als plötzlich ein furchtbares Brausen in der Luft gehört wurde, und man einen Augenblick die Gestalt eines Engels zu sehen vermeinte, der mit einem flammenden Schwerte die Spitze des Thurmes anrührte, an welchem Sonntags gearbeitet worden war, so daß er bis an das Gewölbe der Kirche herabbrannte, die aber selbst völlig unversehrt blieb.

Man machte später einen Versuch, den Thurm wieder aufzuführen; aber als er sich der Vollendung schon ziemlich näherte, wurde er abermals durch einen Blitzstrahl zerstört. — Darin erkannte man ein Gottesgericht und ließ den Bau unvollendet. —

215—217. Das Bettelweib von Locarno.

(Volkssage, erzählt von Heinrich von Kleist.)

1. Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthardt kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte

kranke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. — Der Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl unwillig der Frau, aus dem Winkel, in dem sie lag, zu gehen und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich das Kreuz — dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglicher Mühe aufstand und quer über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Aechzen niedersank und verschied. — —

2. Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögens-Umstände gerathen, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß seiner schönen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem bereits erwähnten leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und theuer versichernd: daß es in dem Zimmer spuke, indem Etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Aechzen niedergesunken sei.

Der Marchese, erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte mit erkünstelter Heiterkeit den Ritter aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er in seinem Schlafzimmer auf einem Lehnstuhl übernachte; und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab. —

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese unangenehme Weise mehrere Käufer ab; dergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, selbst in der nächsten Nacht die Sache zu untersuchen. —

Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte, ohne zu schlafen, die Mitternacht. — Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schlage zwölf Uhr das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich mühsam vom Stroh, das unter ihm

knisterte, erhob, quer über das Zimmer sich hinschleppte, und hinter dem Ofen unter Geräusch und Geröchel niedersank. —

Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen Blicken umsah, und nachdem er die Thür verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe: so erschrack sie, wie sie in ihrem Leben nicht gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, bald noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. —

Sie hörten aber sammt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der nächsten Nacht wirklich dasselbe unbegreifliche, geisterhafte Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste, was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgiltige und zufällige Ursache, die sich wohl entdecken lasse, unterzuschieben. —

3. Am Abend des dritten Tages, da Beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thür desselben ein; der Art, daß Beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich gegen elf Uhr jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, sich zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. — Drauf, in dem Augenblicke der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; Jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad' als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. — Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und während der Marquis, der den Degen ergriffen: „Wer da?“ ruft, und da Niemand antwortet, gleich einem Rasenden, nach allen Richtungen hin die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. — Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt und nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Thore hinausgerasselt, sieht

sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und das Schloß, überall mit Holz getäfelt wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendeste Weise bereits umgekommen. — —

Und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er in seinem Unmuthe das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen. —

218. Der Wieder-Erweckte.

Der heilige Bernardus durchwanderte die vorzüglichsten Städte Burgunds und der benachbarten Provinzen, um, zur Eroberung des heiligen Landes, die Krieger unter die Fahne des Kreuzes zu stellen. Der Ruhm seiner Predigten vermischte sich bald mit dem Ruhm seiner Wunder, und plötzlich stand auf das gewaltige Wort des Mannes Gottes ganz Frankreich in Flammen. — Unter Andern war auch der Bischof Hermann von Constanz zu ihm gekommen, und bestürmte ihn unaufhörlich mit Bitten, seine ausgedehnte Diöcese durch das Predigen des Kreuzzugs zu erbauen. Bernardus sagte zu, und Freitag am 13. December 1146 gelangte er zu Constanz an.

Die Glocken der Stadt verkündeten die Wunder, die unter den Schritten des heiligen Mannes sich kundthaten. Die Einwohner liefen unter dem tausendmal wiederholten Ausrufe: „Kyrie eleison! Kyrie eleison! Christ uns Gnade! Christ uns Gnade!" vor ihm her und gaben Christo Jesu die Ehre. Alle lobten Gott und nicht ein einziger Mund schwieg unter den Aeußerungen der Freude. Das Predigen des Kreuzzuges ergriff alle Herzen. St. Bernardus sprach, oder vielmehr er zeigte sich nur, und einzig schon bei dem Anblick des Apostels, beim ersten Schall seiner Stimme brach das Volk in Thränen aus, und die geschmeidig und lenksam gewordenen Gemüther ergaben sich seinem Rufe. Unter dem ungeheuern Zuströmen des Volkes riß man ihm seine Kleider Stück vor Stück ab, um Kreuze daraus zu machen, was ihn nöthigte, öfter neue Kleider anzulegen. —

Bei dieser Gelegenheit bekehrte der heilige Bernardus einen jungen Edelmann, der reich an irdischen Gütern, aber arm an jenen des Himmels und von Lastern und Missethaten schwer gebeugt war. Er hieß Heinrich, hatte eine gute Erziehung genossen, und da er der französischen und deutschen Sprache kundig, gesellte er sich zu dem Heiligen, um ihm als Dollmetscher zu dienen. — Heinrich ritt eben zu Pferde an St. Bernard's Seite; plötzlich sieht er sich von Einem seiner ehemaligen Knappen verfolgt, der ihn mit Spöttereien und

Schmähworten überschüttet. Dieser, von jeher ein Diener Belials, stieß auch Lästerungen gegen den Diener Gottes aus und schrie aus all seinen Kräften: „Gehet zum Teufel! Der Teufel soll euch holen!" Die Reisenden setzten indessen ihren Wanderzug ruhig fort, als man den heiligen Abt auf der Straße anging, einer gliederlahmen Frau, die man ihm bis dicht vor die Füße hintrug, seinen Segen zu geben. Dieses Ereigniß steigerte die Wuth des Rasenden — der, als er die so plötzlich geheilte Frau erblickte, rücklings zu Boden fällt und ohne Gefühl und Leben in dem Staube ausgestreckt liegen bleibt. Sein früherer Herr, betrübt über einen so schrecklichen Tod, wirft sich dem heiligen Bernardus zu Füßen und beschwört ihn, mit dieser armen Seele, die ja der Satan mit so viel Bosheit und Schimpfworten überfüllt hatte, Mitleid zu haben, und fügte hinzu: „Dieß geschah deßhalb, weil er Euch so freventlich lästerte!" Der Heilige entgegnete: „„Davor sei Gott, daß meinetwegen Jemand sterbe!"" Und sich umwendend neigt er sich über den entseelten Leib des Knappen und spricht langsam mit rührender Stimme das Gebet des Herrn. „„Haltet ihm das Haupt!"" sprach er zu den zahlreich Umherstehenden. Alsdann, indem er ihn mit seinem Speichel rieb, den er manchmal wie eine Medizin gebrauchte, ruft er aus: „„Im Namen des Herrn erhebe dich!"" Und er wiederholt: „„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes möge dir Gott deine Seele wiedergeben!"" Dieses mit feierlichem Tone mitten unter dem dumpfen Schweigen der Zuschauer ausgesprochene Wort war kaum verhallt, als der Todte sich erhebt und zum Himmel aufschaut. Bewunderung und Staunen ergriff beim Anblick des aufrechtstehenden und mit neuem Leben beseelten Körpers alsbald die Menge und äußerte sich durch ein stürmisches Beifallrufen. Indessen spricht der Heilige diese Worte zu ihm: „„Was ist jetzt deine Gesinnung und was denkest du zu beginnen?"" Und der innerlich ganz umgewandelte Knappe antwortete: „„Ich werde, mein Vater, alles Das thun, was Ihr mir befehlen werdet!"" Und er nahm alsbald das Kreuz und verpflichtete sich zum Kriegsdienste für Jerusalem. Einer der Umstehenden fragte ihn, ob er auch wahrhaft todt gewesen sei? „Ich war todt," erwiederte er, „und ich habe bereits mein Verdammungs-Urtheil gehört; und hätte sich der heilige Abt mit seiner Fürbitte nicht beeilt, so wäre ich gegenwärtig in der Hölle!" — Heinrich selbst wurde durch diese Wunderthat und das Bekenntniß des geretteten Knappen der Art im tiefsten Herzen religiös bewegt, daß er sich nach Clairvaux begab und das Mönchs-Gelübde feierlichst ablegte; und in der Folge erzählte er mehr als einmal seinen versammelten Brüdern von der Gnade, die ihm geworden, und von dem staunenswürdigen Wunder, dessen Zeuge er gewesen war. —

219. Bruder Johann von Kempten.

Zu den Zeiten Kaiser Ludwig's des Bayern lebte im Kloster Stamms der Bruder Johann von Kempten, welchen seine Zeitgenossen als einen Mann von großer Heiligkeit und Auferbauung schildern, dem auch die Gabe der Weissagung verliehen war.

Es geschah am 11. September des Jahres 1347, daß derselbige Bruder im Kloster Stamms andächtig die heilige Messe las. Als er nun kam zu den Worten der Wandlung, schwieg er plötzlich ein wenig still, danach sprach er zu deutsch dreimal die folgenden Worte: „O wie weh dir ist, und wird doch schier wohl besser!“ Nach diesen Worten fuhr er fort, die heilige Handlung zu vollbringen. Als er darauf wollte genießen das hochwürdige Sakrament, verzog er abermals einige Zeit und schwieg still. Alsdann sprach er wie vorher zu deutsch dreimal die Worte: „O wie weh dir ist, und wird doch schier wohl besser!“

Das Alles vernahm der Altardiener; und als die Messe vollendet war, fragte er demüthiglich den Priester, was er doch mit den deutschen Worten in dem Amt der heiligen Messe gemeint oder angezeigt habe? Worauf der fromme Vater antwortete: „Wie der Kaiser Ludwig gestorben und in der Meß fürkommen sei in großer Pein, aber doch schier daraus erlöst werde.“

Am Abende vorher war Ludwig der Bayer bei Fürstenfeld todt vom Pferde gesunken. —

220. Der Patron der Regenschirm-Verfertiger.

In katholischen Ländern hat bekanntlich jede Zunft für ihr Geschäft einen Heiligen zum Patron oder Beschirmer, und der heilige Medardus ist der Patron der Regen- und Sonnenschirm-Verfertiger. Daß gerade Ihn die Wahl traf, wird, der Legende nach, folgender Begebenheit aus seinem Leben zugeschrieben. — Eines Tages in der Mitte des Sommers befand er sich mit mehreren Andern auf dem Felde, als plötzlich ein heftiger Regen niederfiel, welcher seine Begleiter in einigen Augenblicken bis auf die Haut naß machte, während er, der fromme Gottesmann, nicht nur trocken blieb, sondern auch, da er in heilige Betrachtungen versenkt gewesen, sich nicht einmal bewußt wurde, daß es regne. Ein Adler von ungeheurer Größe schwebte nämlich in kurzer Entfernung über seinem Haupte mit ausgebreiteten Flügeln, und schützte den heiligen Mann vor dem Regen, indem er ihn, immer über ihm schwebend, bis zu seiner Wohnung begleitete. — Der Adler hatte ihm sonach zu einem Regenschirme gedient. —

Die Kirche des heiligen Medardus zu Paris besaß vor der ersten Revolution Frankreichs einen Altar, den die Gilde der Regen- und Sonnenschirm-Verfertiger ihm geweiht hatte. — Diese Kirche war auch merkwürdig wegen eines seltsamen Regenschirmes, welcher in der Form eines Domes den Altar des heiligen Medardus beschattete und so eingerichtet war, daß er in einem Augenblicke ausgespannt wurde, obgleich er dann eine Größe erhielt, daß sechs Mann bequem darunter stehen konnten; zusammengezogen aber bildete er einen Baldachin mit Straußfedern in der Mitte, daraus ein goldnes Kreuz herausblickte. — Dieser „Votiv-Regenschirm" soll sehr kunstreich aus den kostbarsten Stoffen construirt und überaus anmuthig in seinem Aeußeren gewesen sein. —

---

221. Die wundersame Fabrik.

Ein schlichter Handwerksmann, aber von seltener Reife christlicher Erfahrung und Gesinnung, befand sich einmal in einer Band-Fabrik, wo die Wirkungen einer neuen, bewunderungswürdigen Maschine die allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Auf dem Wege dahin hatte er sich viel beschäftigt mit dem seltsamen, oft unerklärlichen und unauflösbaren Walten der Vorsehung Gottes, und es war ihm Manches: „Warum? Woher? Wozu?" in seinem eigenen Leben und in seinem Glauben geblieben. Auf diese Art in seinem Innern noch beschäftigt, ließ er sich von einem Arbeiter die Einrichtung der Wundermaschine zeigen. — Da drehten sich zahllose Spindeln, und Millionen Fäden regten sich in einer beinahe die Sinne verwirrenden Weise; aber in der Mitte stand ein verschlossener Schrank, von dem alle Bewegungen ausgingen. Auf seine Bemerkung: „Ich sehe wohl das wunderliche Regen und Bewegen, verstehe aber den Zusammenhang und Zweck von Allem nicht!" erwiederte der Arbeiter: „„Mein Herr hat die Schlüssel zu diesem Schranke, den kann ich deßhalb Ihnen nicht öffnen.""

Das war ihm wie ein Gotteswort, wie eine Antwort von Oben auf die Fragen seines Herzens. „Ja, mein Herr, der allweise, allmächtige und allgütige Gott, hat die Schlüssel, Ihm will ich sie lassen!" dachte er; „wenn ich auch nicht hineinschauen kann, genug, daß Er regiert; Er bringt auch, ohne daß ich das „**Wie?**" verstehe, zu Stande, was Er sich vorgenommen; darum will ich stets kindlich vertrauen auf seine göttliche Weisheit, Allmacht und Güte!" —

---

222. Der göttliche Gesundbrunnen.

Dr. Johann Michael von Sailer schrieb, bei seinem ersten Besuche des Karlsbades, unterm 24. Juli des Jahres 1799 in sein Tagebuch:

„Wie vielerlei Menschengestalten! Juden, Christen, Hohe, Niedere, Gelehrte, Ungelehrte, Weise, Thoren, Reiche, Arme, Fürsten, Bettler — wandeln hier unter einander, suchen Alle, wie sie sagen, Gesundheit, und nicht Alle finden, was sie suchen! — —

Es steht mir die Urquelle des Lebens vor dem Auge. — Lehre Du mich, **Dich** suchen, denn Du bist allen Suchenden nahe, und lässest Jeden Dich finden, der Dich sucht von ganzem Herzen! Wie süß bist Du dem Sucher schon: was mußt du erst dem Finder sein!

Das Christenthum ist ein göttlicher Gesundbrunnen, und hat auch das Loos eines Gesundbrunnens. — Nämlich: 1. Es kommen nicht alle Kranke zum Gesundbrunnen. — 2. Es kommen nicht Alle aus dem Triebe, gesund zu werden. — 3. Es trinken nicht Alle aus dem Brunnen, wie sie könnten und sollten. — 4. Es verhalten sich nicht alle Kurgäste vor und nach dem Gebrauche der Quelle, wie sie müßten. — Deßhalb macht der Gesundbrunnen so Wenige gesund. — Das ist das Gericht, das über der Christenwelt schwebt! — —

Herr, lehre mich die Weisheit kennen, und verleihe, daß ich durch sie gesund und in Dein Ebenbild verklärt werde!" —

---

223. Der in Demuth geschlichtete Rangstreit.

In der reizenden Dichtung „Johannes der Täufer von Heinz von Constanz" wird unter Anderem erzählt:

Zwei fromme Nonnen führten einst einen geistlichen Streit: ob Johannes der Täufer oder Johannes der Evangelist im Reiche Gottes der Vornehmere sei? Schwester Julitta behauptete: „Johannes der Täufer ist der Vornehmere!" und Schwester Agnes erklärte: „Johannes der Evangelist erscheint als der Vornehmere!" und Beide bemühten sich, die Tugenden ihres Schützlings in der reichsten Glorie darzustellen, und eine Jede beanspruchte je für ihren Heiligen den Sieg.

Da erschien der heilige Johannes der Täufer des Nachts der Schwester Julitta im Traume, und bekannte ihr: „Johannes der Evangelist ist der Bessere!" — Und ebenso erschien der heilige Johannes der Evangelist der Schwester Agnes im Traume, und bezeugte ihr: „„Johannes der Täufer ist der Bessere!"" —

Nun kamen des Morgens die Nonnen wieder zusammen, knieten

vor einander nieder und baten einander ihren Irrthum ab, vereinigten sich zum Frieden und hielten den Täufer und den Evangelisten in stets gleichen Ehren. —

224. Die drei Bilder der Versöhnlichkeit.

Ein tapferer Ritter, Namens Hildebrand, war von einem anderen Ritter, der Bruno hieß, schwer beleidigt worden, und in seiner Hitze schwur er ihm blutige Rache.

In aller Frühe machte er sich eines Tages auf den Weg, um seinen Feind mit dem Schwerte zu züchtigen. — Da aber neben am Weg eine Kapelle stand, so trat er, indem es ihm zur Ausführung seiner That noch zu frühe dünkte, in dieselbe ein und betrachtete im ersten Schimmer der Morgenröthe daselbst die Bilder an den Wänden.

Es hingen hier drei Bilder aus dem Leiden Jesu.

Das erste Bild stellte den Herrn vor im Spottgewande, mit der darunter stehenden Schrift: „Er schalt nicht, da er gescholten ward!"

Auf dem zweiten Bilde sah man die Geißelung Jesu, mit der Unterschrift: „Er drohete nicht, da er litt!"

Das dritte Bild endlich stellte die Kreuzigung des Gottmenschen selbst dar, und unter demselben war der rührende Sterbeseufzer des Lammes Gottes, das Gebet für seine Feinde, zu lesen: „Vater, verzeih' ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!" —

Der Anblick dieser drei Leidensbilder ging dem Ritter tief zu Herzen; er kniete nieder und betete, und wie eine Eisrinde von den Sonnenstrahlen — schmolz die Rachgierde vor den Strahlen der himmlischen Liebe Jesu aus dem Herzen des Betenden hinweg.

Er ging hin und söhnte sich aufrichtig mit seinem Feinde aus. —

Gehe hin, und thu' auch Du desgleichen! —

225. Der stete Friede im Herzen.

Dem frommen Ritter Hans von Bernhold wurde ein Töchterlein getauft, und es erhielt den Namen Beata Christiana. Der taufende Priester schloß die heilige Handlung mit den Worten: „Gehe hin in Frieden, mein Kind! Der Herr sei mit dir! Mögest du in Wahrheit eine Beata Christiana, d. h. eine selige Christin sein! Möge dir Gott die Gnade verleihen, daß du diese soeben erhaltene Taufgnade bis ans Ende treu bewahrest, und so Gottes Friede stets in dir wohne, auf daß man von dir sagen könne: Semper eadem, d. h. allzeit dieselbe!" —

Dieser Abschieds-Gruß des Priesters wurde nun dem Töchterlein, als sie einige Jahre alt geworden war, von ihrer frommen Mutter

erzählt, und von nun an nahm das gute Kind die bemerkten Worte zu ihrem steten Wahlspruche. —

Als sie später an den königlichen Hof kam und von den Schmeicheleien und Lockungen der Welt tausend Anfälle erfahren mußte, schrieb sie in ihr Gedenkbüchlein: „Semper eadem! Allzeit dieselbe!“ —

In ihrem nachmaligen Ehestande bot immer ein Kreuz dem andern die Hand; Krankheiten und Todesfälle unter den Ihrigen wechselten beständig mit einander ab. Allein sie gedachte nur der Worte: „Semper eadem! Allzeit dieselbe!“ —

Ihr Gatte wurde im Kriege erschlagen, und nun ward ihr Wittwenstand in Wahrheit ein Meer von Jammer und Elend; allein eingedenk ihres Wahlspruches, eingedenk der empfangenen Taufgnade blieb sie: „Semper eadem, allzeit dieselbe.“ —

Und da endlich ihr Sterbestündlein nahte, und ihr der gewisse Abschied aus der Welt angekündigt ward, rief sie aus: Ich bleibe bei meinem Spruch: „Semper eadem! Allzeit dieselbe!“ —

Und man setzte auf ihren Grabstein die schöne Inschrift:

„Beata Christiana, in Christo semper eadem!
Von der Taufe bis zum Tod — blieb sie treu stets ihrem Gott!“ —

226. Heinrich Suso und der Ritter.

Schon gleich am Anfange, da Heinrich Suso eben nach dem Kleinod im geistlichen Streite, d. i. nach der Weisheit in Gott, zu ringen begann, wurde er ermahnt, wie festiglich man darum streiten müsse. Es fügte sich nämlich, daß er einmal, um zu predigen, über den Bodensee fuhr. In dem Schiffe, in welchem er übersetzte, befand sich auch ein festlich gekleideter, zierlicher Rittersknappe. An diesen machte sich der fahrende Prediger, fragend, wer er sei, wem er angehöre, und welche Sendung er habe. „Ich bin ein Abenteurer,“ sprach der Knappe, „und lade die Ritter zu einem Feste; da sticht und turnirt man und dient den huldigen Frauen; und wer da die ritterlichsten Thaten thut, dem giebt man die Ehre, und ihm wird gelohnt.“ — „„Und was ist der Lohn,““ fragte der Prediger. Der Knappe erwiderte: „Die schönste von den Frauen, die da zugegen sind, die steckt ihm einen goldenen Fingerring an die Hand.“ — „„Aber sag' mir, Lieber,““ fragte Suso weiter, „„was muß Einer thun, daß ihm die Ehre werde und der Fingerring?““ Die Antwort lautete: „Der am meisten Streiche erleidet und dabei nicht verzagt, der am keckſten sich geberdet und fest sitzt, dem wird der Preis gegeben.“ — „„Ach sag' mir,““ fuhr er fort zu fragen, „„wer nur im ersten Augenblick keck ist, thäte der genug?““ „Nein,“ sprach der Knappe,

„er muß das ganze Turnier aushalten; und würde er geschlagen, daß ihm das Feuer aus den Augen sprühte, und ihm das Blut aus Mund und Nase strömte, er muß es Alles leiden.“ — „„Nun,““ schloß der Prediger sein Fragen, „„darf er nicht weinen, oder sich traurig geberden, wenn er so übel geschlagen wird?““ „Nein,“ sagte Jener, „und ob ihm sein Herz im Leibe versänke, er darf desgleichen nicht thun; er muß sich fröhlich und weidlich geberden, sonst würde er zu Spott, und verlöre damit die Ehre und den Fingerring!“ —

Von dieser Rede fühlte sich der fromme Diener Gottes im Innersten getroffen; tief seufzend sprach er bei sich selber: „„Ach Gott! müssen die Ritter dieser Welt solche Leiden empfinden um so kleinen Lohn, der doch an sich selbst nichts ist; wie ist es dann so billig, daß man um den ewigen Preis noch vielmehr leide? O, Herr, wäre ich würdig, daß ich dein geistlicher Ritter wäre! Ja, schöne minnigliche Weisheit, deren Gnadenreichthum nichts gleicht in allen Landen, möchte meiner Seele ein Kleinod von dir werden; darum wollte ich leiden, so viel du willst!“

Sprach's und weinte vor großem Ernste über diesem Sehnen und Hoffen.

Und was er da gesprochen, hat er gehalten: er hat gelitten und gestritten, und wie? Viele Versuchungen und Anfechtungen, Zweifel aller Art, ungeordnete Traurigkeit und drückende Sorgen sind über ihn gekommen; große Unehre und Schmach wurde ihm angethan; des Diebstahls, der Lüge, ja selbst einer Brunnenvergiftung wurde er unschuldig angeklagt; dabei hatte er noch schwere Krankheiten auszustehen; aber alle Versuchungen überwand er männlich; und alle Leiden ertrug er geduldig, und errang so in Jesus Christus die wahre Weisheit. —

227. Irische Glückwünsche.

Die Irländer, die ob ihres katholischen Glaubens so sehr bedrängten, sind ein durch und durch religiöses Volk und haben immer allerlei schöne und fromme Glückwünsche bei der Hand, mit denen sie sich begrüßen.

So sprechen die Irländer, wenn sie bei Arbeitern auf dem Felde vorübergehen: „Gott segne euer Werk!“ — und die Antwort ist dann: „„Gott erhalte euch auch!““ — Beim Eintreten in eine irische Hütte begrüßt der Ankömmling die Bewohner derselben mit den Worten: „Gott behüte euch Alle!“ — und die Erwiederung lautet: „„Gott segne euch gütig!““ —

Die Irländer wünschen einander Gottes Segen so sehr, daß sie ihren Glückwunsch stets einer jeden Redensart gleich anfügen; besonders

muß dieß geschehen bei jedem Lobe, das man einer Person oder Sache ertheilt. Z. B. wenn man das Kind einer Mutter lobt, und etwa sagt: „Das ist ein schönes Kind!“ so darf man, wenn man der Mutter nicht die gerechtesten Besorgnisse einflößen will, nie vergessen, sogleich hinzuzusetzen: „Gott segne es!“ denn das Lob ist den Irländern verdächtig. „„Lob weckt Neid!““ sagt man. —

Auch sogar für das Unglück, das ihnen begegnet, danken sie Gott. So hörte man eine Irländerin einer andern mit betrübter Miene und mit Thränen in den Augen erzählen: „Ich habe mein armes, liebes, kleines Kind verloren; Dank sei dem großen Gott!“ —

---

228. Eine Jugenderinnerung.

In dem von Dr. Guido Görres herausgegebenen „Hausbuche“ erzählt ein Ungenannter:

„Zu dem alten Geheimenrath von K...., meinem Onkel, in dessen Hause zu München meine Eltern wohnten, kam ich als Knabe, wohl mehr als einmal des Tags, denn er war ein gar leutseliger und wohlwollender Mann: aber ein ganz absonderliches Fest war mir bei ihm jeder Freitag Nachmittag.

Vor dem Sopha, das mit glänzend grünem Leder überzogen war, stund ein ovaler Tisch. Ein sauberes Tischtüchlein ward einige Minuten vor 3 Uhr darüber gebreitet, zwei Tassen wurden darauf gesetzt und einige treffliche Bretzeln und Eierwecke gaben diesem Stillleben einen mir, dem Knaben, sehr willkommenen Glanzfirniß. Diese Vorbereitungen geschahen aus keinem anderen Grunde, als „weil der Herr Kanonikus zum Kaffee“ kam. *) Ich, für meine Person, unerachtet des Seitenblicks auf gewisse obenerwähnte Bretzeln und Eierbrode, war schon immer die ganze Woche auf den Freitags-Kaffee gespannt gewesen, denn ich hatte den Herrn Kanonikus gar lieb; und wenn es Punkt 3 Uhr schellte — denn die beiden alten Herrn hielten etwas auf Pünktlichkeit — so lief ich freudig hinaus, um den Gast zu empfangen. Der Herr war ein sonderbarer Mann, und wurde von Vielen nicht für so gut gehalten, als er wirklich war, da aus dem stechenden Blicke der unter schwarzen, buschigen Brauen liegenden Augen sein wohlwollendes Gemüth nicht immer herausschauen wollte. Ich kannte aber dieses Herz gar gut, und sprang immer an den Herrn Kanonikus, sobald er durch die Gang-

---

*) Derselbe ist der berühmte Schriftsteller Lorenz von Westenrieder. — Man erinnere sich hier an die Erzählung Nr. 444 im II. Bande des Anekdoten-Schatzes.

thüren eingetreten war, hinauf, während er mit einem sanften: „Ho, ho, Männl!" meine etwas ungestümen Liebkosungen abwehrte. Der Herr Kanonikus trug auf seinem glänzend weißen, sauber gewickelten Haare einen großen dreigestülpten Hut, den ich ihm abnahm. Die beiden alten Herren, obschon auf sehr freundschaftlichem Fuße, machten sich immer sehr respektable Kratzfüße, bis die „unterthänigen und gehorsamen Diener" sich, jeder in eine Ecke, auf das Sopha setzten. — Der Kaffee ward hereingebracht, und ich bekam entweder von meinem Onkel, oder vom Herrn Kanonikus meine Bretzel. Während des Kaffee-Trinkens war das Gespräch ziemlich abgebrochen und einsylbig, desto lebhafter ging es nachher von Statten, so daß es zwischen den beiden Freunden oft zu bedeutenden Discussionen kam. Ich hörte aufmerksam zu, guckte aber dabei zum Fenster hinaus, in Erwartung, bis auch an mich ein Wort gerichtet würde. Da rief mich dann meist der Kanonikus zu sich: „He, Männl! wie steht's mit der Jahreszahl? Wann ist Kaiser Ludwig der Bayer gestorben? Hast du das Zettelchen noch, worauf es steht? — Ich mache es auch nicht anders; wenn ich mir eine Jahreszahl merken will, schreibe ich sie auf ein Zettelchen und stecke es in die Westentasche. Unter Tags ein paarmal angesehen — und sie bleibt mir im Kopfe! Merk dir's, Männl!" Nach solchem Examen trat ich gewöhnlich ab, oder lauschte noch etwas den Schlußverhandlungen der beiden Alten, wenn es über die schlechten Zeiten herging. Dabei war aber der Kanonikus größtentheils der Ansicht, daß es doch immer besser gehen werde, und daß zwischen altem Plunder und dem guten Alten wohl zu unterscheiden sei. Mein Onkel hielt aber fest am Alten. — Nachdem man sich doch in der Hauptsache vereinigt hatte, drückte man sich die Hände, und schied unter gegenseitigen Respektsbezeugungen. Der Herr Kanonikus wandelte die Treppe hinab, und nicht selten durfte ich noch ein Stückchen Wegs an seiner Hand auf der Straße gehen, worauf ich mir nicht wenig einbildete. —

Im Jahre 1829 hieß es eines Freitags: „„Heute kömmt der Herr Kanonikus nicht zum Kaffee, er ist krank!"" — Und ein paar Tage darauf hieß es: „„Der Herr Kanonikus ist gestorben!"" —

229. Im Gärtchen des Küsters.

(Nach Bettina von Arnim, geb. Brentano de la Roche.)

Am Sonntag. — Schlangenbad, 1804.

Hier ist auch eine Kapelle, und eine kleine Orgel, die hängt an der Wand; die Kapelle ist rund, ein mächtiger Altar nimmt fast den ganzen Platz ein, ein großer goldner Pelikan krönt ihn, der einem

Dutzend Jungen sein Blut zu trinken giebt. Einen eigenthümlichen Eindruck machten die mit vielen Spinnweben überflorten Zierrathen und Kränze von Golddraht am Altar, die frischen Sträußer daneben, von Rosen und gelben Lilien, und die düstern Scheiben, wo oben grad über dem Pelikan die dunkelrothen und gelben Scheiben die Sonnenstrahlen färben.

Der Geistliche, der eben predigte, war ein Franziskaner aus dem Kloster bei Rauenthal. „..Die Liebe Jesu, die hienieden nicht begnügt und beglückt werden konnte, ruft zu sich Alle, die da mühselig und beladen sind; sie sind verschlossene thränenschwere Knospen; die mächtige Sonne der göttlichen Liebe wird sie zum ewigen Leben der Liebe wecken, denn dieß ist alles Lebens, alles Strebens Ziel auf Erden! Amen." — Diese schönen Worte waren die einzigen, welche ich von der Predigt noch hörte; aber sie waren mir genügend, um mich den ganzen Tag zu begleiten; sie klangen wie ein himmlisch Geläut in mein Ohr, und erschienen mir wie ein schöner Sonntag-Morgen. —

Als Alles zum Tempel hinaus war, ging ich von der Emporkirche herab in die runde Kapelle; ein anderer Priester las eben die heilige Messe; nach Beendigung derselben kam ein alt Mütterchen, die löschte die Kerzen und räumte auf. Ich frug, ob s i e Sakristan sei? Sie sagte, ihr Sohn sei Küster, aber der sei heut über Land. Ich frug, wo sie die vielen Blumen hernehme, da ich doch nirgend einen Blumengarten gesehen? Sie sagte, die Blumen sind aus unserm Garten, mein Sohn pflegt sie alle für unsern Altar. — Ich hatte eine rechte Lust mit in den Garten zu gehen; das war sie zufrieden.

Das war ein Garten, so groß wie der Hof vor unserm Haus; an der weißen Wand des Hauses wachsen Trauben und ein paar hohe Rosenbüsche sind dazwischen verflochten. Ein hölzern Bänkchen war da an der Mauer, und aus einer kleinen Nische in derselben blickte ein Marienbildchen lieb und traut hernieder. Ich setzte mich ganz ans End, und die Frau neben mich, ich mußte recht dicht an die Frau heranrücken, ich legte meine Hand in ihre auf ihren Schooß; sie hatte eine so harte Hand; sie sagt: „Das sind Schwielen vom Graben im Land, denn hier ist ein felsiger Boden!" Man glaubt nicht, wie schön der Garten in der Sonne lag, denn jetzt ist grade die reichste Blumenzeit; Alles ist doch so schön; wenn die Natur mit Ordnung bedient wird, gleich ist's ein Tempel, wo ihre Erzeugnisse als Gebete zu dem Schöpfer des Himmels und der Erde aufsteigen, gleich ist's ein Altar, der voll kindlicher Opfergeschenke beladen ist! — So ist das Gärtchen mit seinen reinlichen Kieswegen und buchsbaumnen Felder-Theilchen. Der Buchsbaum ist so ein rechter Lebens-

freund; von Jahr zu Jahr umfaßt und schützt er, was der Frühling bringt; es keimt und welkt in seiner Umzäunung und er bleibt immer der grüne Treue, auch unterm Schnee. Das sagt' ich der alten Frau; die sagte: „Ja, das ist wohl wahr, der Buchsbaum muß alles Schicksal mitmachen!“ — Aber man stelle sich das hübsche Gärtchen noch deutlicher vor; links vom traubenbewachsenen Haus die Mauer mit Jasmin; gegenüber im Schatten eine recht dichte Laube von Geisblatt; der Eingang zum Haus von beiden Seiten mit hohen Lilien besetzt. Ueber der Thüre grüßt ein kleines, steinernes Crucifix. So viel Levkoyen, so viel Ranunkeln, so viel Ehrenpreis und Rittersporn und Lavendel, ein Beet mit Nelken, ein Maulbeerbaum in der einen Ecke und in der andern, geschützt gegen die kalten Winde, zwei Feigenbäume mit ihren lieben, rein gefalteten Blättern; unter denen springt ein Quellchen hervor in einen Steintrog, da kann die Frau gleich ihre Blumen begießen; und in den offenen Fenstern hing ein Käfig mit Kanarienvögeln, die schmetterten so laut. — Ach, es war recht Sonntagswetter, und Sonntagslaune in der Luft, und Sonntagsgefühl in meinem Herzen! —

Die Frau schüttelte mir Maulbeeren ab, die sammelte ich auf einem Blatt, und einen Strauß von Nelken, Ehrenpreis und Rittersporn hatte ich mir auch gepflückt. Und wie ich so da steh ganz still in der Sonn, da kommt der geistliche Herr aus der Thür; er hatte eben sein Frühstück genossen, was die Küsterfrau immer nach der Kirche bereit hält. — „„Gelobt sei Jesus Christus!““ grüßte er friedlich. — Der Geistliche ist ein schöner, ganz stiller Kopf mit sanften Augen, und noch jung. Mich strahlten die hehren Worte, die ich von ihm gehört hatte, noch einmal aus seinem Gesicht an; ich konnte auch aus Ehrfurcht ihm nichts sagen; er sah mich aber freundlich an und rief: „„Ei wie! schon reife Maulbeeren?““ er nahm auch welche davon; und den Strauß nahm er mir auch ab und steckte ihn in seinen Aermel, denn ich war so überrascht, als ich ihn kommen sah, daß ich nicht wußte, was ich that, und ihm beide Hände entgegenstreckte; ich wußte gar nicht, daß ich ihm den Strauß gegeben hatte, und erst als er mir ihn mit einem Dank abnahm, merkte ich's. Nun ging er weg und ich blieb betäubt stehen, der Spitzhund aber begleitete ihn sehr höflich vor die Gartenthür; ich hörte ihn noch vor der Thür freundlich mit dem Hund sprechen. „„Geh nach Haus, Filax!““ sagte er. —

Das alte Mütterchen küßte demüthig dem Scheidenden die Hand. — Ich aber war recht vergnügt, und mehr als all die Tage über daheim auf der Terasse, mit meinem lieben Sonntagmorgen. —

---

230. Der zu Einsiedeln gefundene Balsam.

Der weiland Großherzoglich badische Staatsrath Joseph Albert von Ittner erzählt:

Ich stand auf der Höhe des Berges Ezel an den Ufern des Zürcher-Sees, dort, wo man die Gebirge von Appenzell, Glarus, Uri und Schwyz mit ihren beeisten Hörnern überschauen kann. Dann senkte ich meinen Blick nieder auf das herrliche Thal, dessen Mündungen sich gegen den Zürcher-See öffnen. Nebel, vom Strahle der Sonne übergoldet, wälzten sich den Berg hinauf. Es war ein unübersehbarer Ocean, der vom Sturmwinde emporzuschwellen schien. Verloren in Bewunderung durchmusterte ich mit meinem Sehrohr das aufwallende Wolkenmeer, das mir tief unter meinen Füßen entgegenschwebte. Siehe: da erhob sich auf einmal aus diesen Wellen deutlich das Haupt eines Menschen und glänzte in den Strahlen der Sonne. Dann drängte sich die Hälfte der Brust und endlich zwei Arme hervor, die wieder zuweilen in das Meer hinein griffen, als ob sie etwas zu retten bemüht wären. Und abermals verschwand die rettende Gestalt plötzlich, erhob sich neuerdings, und zog einen jungen Menschen hervor, den sie sanft an einen Felsen hinlehnte.

Dieser Anblick erweckte bei mir eine sonderbare Täuschung, welche durch das Strahlenbrechen der Sonne wundersam begünstigt ward. Es kam mir vor, als sehe ich zwei Menschen im Sturme mit den Wellen ringen, von denen der Eine, der besser schwimmen konnte, seinen schwachen und hilflosen Gefährten von der augenscheinlichsten Todesgefahr gerettet, und auf einen Felsen an das Land gezogen hätte. Beide lagerten nun auf der lieben Erde, und schienen sich an dem erwärmenden Strahle der Sonne zu erholen. —

Nach einer kurzen Ruhe standen sie auf, und stiegen den Berg hinan. Ich bemerkte deutlich, daß der Eine dem Andern die Hand reichte, und in der Entfernung eines Schrittes ihn mit Anstrengung auf der steigenden Höhe nach sich zog. Jener, der ihm folgte, wandelte bergauf gekrümmt. Er schien mir etwas Schweres unter dem rechten Arme zu tragen, das ihn nach der Erde beugte. Bisweilen stand er still und stützte die Last auf sein Knie, dann kam ihm der Andere wieder zu Hilfe. Aus den lebhaften Geberden, die sein Gefährte machte, erklärte ich mir, daß er ihm Geduld und Muth einsprechen müßte.

So gingen sie nun fort, bis Beide nach einer Stunde, triefend von Schweiß, den Berg hinaufkamen, und nahe bei der Stelle wieder ausruhten, wo ich mich selbst gelagert hatte und in einem Buche las. Ich sah nun, daß die Last, die der Jüngere trug, nichts

anders war als ein Stück länglichen Granitfelsens, der, seltsam genug, mit einem Blumenkranze von blauem Enzian umwunden war. Die ganze Bürde mochte wohl ihre zwanzig Pfund schwer sein. Der junge Mensch, welcher sie jetzt sitzend auf seinen Knieen liegen hatte, trug tiefe Spuren des Kummers auf seinen Gesichtszügen. Er athmete schwer, sein Blick streifte verworren und unstät über die nächsten Gegenstände. — Armer Mensch! dachte ich, welche Macht hat dich verurtheilt, eine solche Last diesen Berg hinauf zu wälzen oder zu tragen?

Sein Begleiter näherte sich, und grüßte mich mit dem Anstande und dem Tone eines sehr gebildeten Mannes. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen bewunderten wir die schöne Natur über uns und unter uns. Auf die Frage, wohin ich reiste, antwortete ich: „Zunächst nach Einsiedeln." — „„So wandern wir Eine Straße!"" — „„Sind Sie katholisch?"" — „Ich bins!" — „„So sind wir Glaubensverwandte!"" — war seine Antwort.

Ich warf einen theilnehmenden Blick auf seinen tiefgebeugten Gefährten. Da erhob er sein Auge gegen Himmel, und sagte seufzend: „„Ach, ein unglücklicher Freund! die Gewissens-Bisse!"" — Bei diesen Worten stand der junge Mensch auf, raffte seinen Stein unter den Arm, und wanderte den Berg hastig abwärts, auf der schönen Straße, die nach Einsiedeln zieht. Wir folgten Beide langsam, ohne daß ich es wagte, über den jungen sonderbaren Steinträger nähere Erkundigung einzuziehen.

Da wir schon unten im Thale waren, unfern der Brücke über den schäumenden Fluß Sihl, dort, wo mehrere zerstreute Häuser und eine Kapelle stehen, sahen wir auf dem andern Berge, den wir bald besteigen mußten, eine Reihe Menschen in vollkommener Ordnung am Horizont auf dem Walde hinziehen. Wir ruhten hier aus und schauten nach der Höhe; da rief mein neuer Reisegefährte, mit dem Finger hinzeigend: „„Eine Prozession!"" — Es war wirklich ein Wallfahrer-Zug. —

Als nun die Prozession mit lautem Gesange und Gebete gegen die Brücke, unsere Ruhestätte, kam, so fing man an, in der nahen Kapelle mit zwei Glocken zu läuten.

Wie vom Donner getroffen warf sich in Einem Augenblick der junge Mensch mit seinem Granitfelsen auf den Boden. Seine Brust war offen; das Gesicht zur Erde gekehrt, wälzte er sich auf den scharfen Kieseln. Ströme von Blut rieselten herab. — „„Höre mich!"" rief er, stöhnend und verzweiflungsvoll. „Höre mich, Allgütiger! aber nein, du hörst mich **nicht**, denn ich bin deiner Barmherzigkeit unwürdig! — **Armer Theodor!** auch

in diese Einöde folgst du mir, und deine Hand, mit der du die blutende Wunde bedeckst...!'"

Dieser Ausbruch der Verzweiflung war die Sache von einigen Minuten; sein Freund und Begleiter sprang hastig hinzu, raffte ihn mächtig vom Boden auf, und trug ihn hinter die Kapelle in ein Erlengebüsch, wo er ihn auf die Erde legte und sich neben ihn niedersetzte. Ich blieb wie versteinert in der Ferne stehen, und konnte mir diesen rührenden Auftritt nicht erklären.

Als endlich die Prozession vorbei und das Geläute in der Kapelle wieder verstummt war, kamen Beide zurück. Der junge Mensch suchte seinen Granitstein wieder auf, faßte ihn, und war todtenblaß, wie wenn er einen heftigen Fieberparoxismus überstanden hätte. Wir folgten ihm in einiger Entfernung nach.

„„Verzeihen Sie,"" sagte mein Gefährte, „„daß ich Sie Zuschauer von dieser Scene sein ließ, ohne Sie von der nähern Veranlassung zu unterrichten. Wenn Sie der Mann von Gefühl sind, für den ich Sie halte, so werden Sie diesem Unglücklichen Ihre Theilnahme und Ihr Mitleid nicht versagen. In Freundschaft bin ich als Geleitsmann diesem beweinenswürdigen jungen Manne bis hierher gefolgt. Er ist von Gewissens-Bissen schrecklich verfolgt, findet nirgends Trost und Ruhe, und wenn das einzige psychologisch-religiöse Heilmittel nicht anschlägt, das ich jetzt versuche, so habe ich die traurige Aussicht, ihn einem quälenden Wahnsinne preisgeben zu müssen.

Dieser junge Mensch ist mein Jugendfreund und Verwandter; nach gleichen Grundsätzen erzogen, verlebten wir glückliche Tage in einem Städtchen unfern des Bodensees im Umgange mit den Musen, Künsten und Wissenschaften. Drei Jahre sind es, seit wir uns trennten. Ich reiste nach Italien, meine Bildung zu vollenden. Mein Freund war ein großer Liebhaber der Jagd und theilte diese Leidenschaft, dieses Vergnügen mit einem Jünglinge, den er leider! aus Unvorsichtigkeit erschoß.

Der Unfall war um so trauriger und folgenreicher, da der Getödtete der Einzige Sohn einer armen Wittwe war, die mit ihm allen Trost, alle Hoffnungen und Aussichten für ihr hilfsbedürftiges Alter auf einmal verlor.

Verzweiflung folgte auf die That, er stellte sich selbst ins Gefängniß, es wurden beeidigte Zeugen abgehört, die Richter sprachen ihn nach einer langen Gefangenschaft los, und seine Eltern und Freunde sicherten der armen Wittwe ein lebenslängliches Gehalt zu, von welchem sie bis in das späteste Alter gemächlich leben kann.

Aber sein Gewissen, aufgeschreckt durch seine zarte Moralität,

und die Erinnerung an eine Handlung, über die er sich ewige Vorwürfe macht, versenkten ihn in eine Tiefe von Schwermuth, die sich bei gewissen äußern Veranlassungen zum wüthenden Ausbruche eines periodischen Wahnsinns erhebt. So oft er einen Schuß fallen hört, und noch mehr, so oft er das Geläute einer Glocke vernimmt, fällt er in die Symptome der schrecklichsten Verzweiflung, gemäß den Gesetzen der natürlichen Ideenverbindung, die ihm Tod und Begräbniß in das Andenken zurückrufen. Kraft einer irrigen Vision glaubt er das Bild des getödteten Jünglings vor sich zu sehen, der auf seine Schußwunde deutet, sie mit der Hand verhüllt und wieder verschwindet. In einer solchen Anwandlung sprach er oft meinen Namen sehnsuchtsvoll aus, und rief mich um Hilfe an. Die Eltern schrieben mir, ich kam aus Italien zurück.

Ich bin jetzt der Einzige, dem er seitdem einiges Vertrauen beweist. Unter einer Fluth von Thränen klagte er mir, daß: weil er nicht fähig wäre, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, er auch nie Verzeihung erhalten könnte. Ich sah wohl ein, daß Widerspruch in einem solchen Zustand ihn nur mehr erbittern würde, weil bei religiöser Hoffnungslosigkeit das Wort aus einem weltlichen Munde wenig oder gar nicht gemildert werden kann. Ich bestrebte mich also, ihn nur durch Geduld und Sanftmuth und durch die Anknüpfung unserer jugendlichen Geschichten auf andere Ideen hinzuleiten. Oft sprachen wir von einer Reise durch die Schweiz, und ich weiß es nicht, wie ihm selbst der Gedanke einfiel, nach **Einsiedeln** eine Fußreise zu machen, um sich dort Vergebung seines Verbrechens zu erflehen. Mit Vergnügen benutzte ich diese Gemüthsstimmung, sprach mit den Eltern, ging sogleich ab, und zerstreute ihn durch die Neuheit der Gegenstände, die uns aufstießen.

Vier Tage sind wir jetzt auf der Reise. Als wir auf das rechte Ufer des Zürcher-Sees angekommen waren, lud er sich den schweren Granitfelsen auf, umfaßte ihn mit Blumen und schleppte ihn seitdem zur Buße mit sich über den Berg. Das ließ ich gerne geschehen, thun dieses ja auch andere Pilger, dachte ich, die diesen Weg wandern. Der Stein mag allenfalls zum Ballast dienen, um der Gewissensangst das Gleichgewicht zu halten. Jetzt setze ich noch meine Hoffnung auf einen würdigen Beichtvater, den ich vorläufig von dem Zustande dieses Büßers zu unterrichten wünsche.““ —

„Dieser ist gefunden,“ sagte ich, „denn ich stehe mit einem sehr würdigen Manne dieses Klosters in freundschaftlichen Verhältnissen, mit einem Psychologen, wie Sie wohl keinen in einer Mönchszelle suchen werden. Verlassen Sie sich auf mich!“ —

Unter diesen Gesprächen holten wir unsern stillen und sprachlosen Büßer ein. Wir kamen bald auf die Höhe des Berges nah' an die erste Kapelle, von welcher man den prächtigen Tempel des Klosters mit seinen hohen Thürmen und Säulen erblickt. An der Straße sahen wir einen ungeheuern Haufen von Steinen liegen, welchen die Pilger, die solche Steine zur Buße den Berg hinaufschleppen, zusammengetragen hatten.

„„Hier wirf deinen Stein hin, und mit ihm die Last deiner Sorgen!““ sagte dieser Reisegefährte. Der junge Mensch wand den Blumenkranz los und warf seinen Stein auf den Haufen, dann kehrte er sich mit dem Angesicht nach dem Tempel, breitete seine beiden Arme nach ihm aus, und stand in der Haltung eines Menschen, der ernstlich und feurig betet.

Hierauf nahm er den losgewundenen Blumenkranz, ging nach dem ersten Kapellchen, und hing ihn an ein Marienbild auf. Um nun den versprochenen Beichtvater aufzusuchen, wanderte ich voraus in das Kloster, und wies einstweilen meine beiden Gefährten in den Tempel. Meinen alten redlichen Freund, den Pater Sigmund, traf ich mitten unter seinen Büchern an. „Kommen Sie!“ sagte ich. „Ein Unglücklicher bedarf ihres religiösen Zuspruchs!“

Während wir die langen Kreuzgänge des Klosters nach dem Tempel durchliefen, unterrichtete ich ihn über den Seelen-Zustand des jungen Büßers. „„Ach,““ sagte er, „„die religiöse Schwermuth ist nicht so leicht zu heilen, als Sie sich vorstellen. Aber ich will es versuchen, und Gott ist allbarmherzig!““ —

Den jungen Menschen, der sich indessen zur Buße vorbereitete, fand ich kniend auf der marmornen Treppe der Marien-Kapelle. Anfangs schien er ruhig und versunken in glühende Andacht; dann zerfloß er in einen Strom von Thränen, bebte und zitterte am ganzen Körper, als wenn er vom heftigsten Fieberfrost ergriffen wäre, ward abermals ruhig, schaute nach uns, und diesen Augenblick benutzten wir, ihn in die Beicht-Kapelle zu dem theilnehmenden Manne zu geleiten, der ihn liebreich empfing und sich mit ihm einschloß. —

Wir unterhielten uns in der Zwischenzeit, die Anathemate, die tausendfältigen Tafeln zu beschauen, welche die Pilger an den Wänden als Denkmale ihres Dankes, ihrer Rettung und ihrer befriedigten Wünsche aufgehängt hatten. — —

Unser junger Freund kam mit seinem freundlichen Gewissensrathe zurück, getröstet, wie es schien, mit ruhiger Miene. Wir hatten den ganzen Tag noch nichts genossen, kehrten in einen Gasthof ein, und aßen tapfer zu Nacht. Während dem Speisen ward mit allen Glocken das Fest des folgenden Tages eingeläutet. Ich schaute meinen

ältern Reisegefährten ängstlich an, aber der junge Mensch blieb ruhig und bekam seine Symptome nicht mehr; dann flüsterte ich dem Andern in das Ohr: „Glücklicher Freund! die Gewissens-Bisse sind von deinem Gefährten gewichen!" —

Den andern Tag begleiteten wir unsern getrösteten Freund wieder in die Kirche. Er verrichtete seine Andacht und nahm Abschied von seinem Gewissensrathe.

Wir entschlossen uns, in traulicher Gesellschaft eine Reise durch die kleinen Gebirgskantone zu machen, freuten uns des arkadischen Landes, sahen auch hier und da einige Kompagnien der tapfern Schweizer-Landmiliz sich in den Waffen üben und abfeuern, ohne daß unser junger Freund dadurch erschüttert wurde. Zu Altdorf am Vierwaldstätter-See ward beschlossen, über den Gotthard nach Mailand zu gehen.

Ich mußte diese Reise ausschlagen, mein Weg führte mich an den Bodensee. Dorthin nahm ich Briefe mit, und hatte das Vergnügen, den bekümmerten Eltern zu melden: daß von ihrem unglücklichen Sohne, den die Hand eines theilnehmenden und klugen Freundes geleitet hatte, die Gewissens-Bisse zu Einsiedeln gewichen wären! —

---

231 u. 232. Fromme Erlebnisse in Belgien.

1. Die Kirche des heiligen Grabes zu Brügge.

Eine Reisende berichtet:

Eine Kirche, welche genau dem heiligen Grabe zu Jerusalem nachgebildet ist, war mir interessant als Resultat einer durch fromme Beharrlichkeit ausgeführten Idee. Ein Bürgermeister der Stadt Brügge hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, seiner Vaterstadt ein getreues Bild des heiligen Grabes durch eine Kirche zu geben, in welcher der gläubige Sinn sich an das wirkliche Grab des Heilands versetzen könnte. Er pilgerte mit seiner Ehefrau nach Jerusalem, um sich selbst aufs Genaueste von der Kirche zum heiligen Grabe und ihren inneren Verhältnissen zu unterrichten, und stiftete bei seiner Rückkehr die eben genannte Kapelle. Die Sage erzählt, daß er zum Zweitenmal die mühevolle Wanderung nach Jerusalem unternommen, weil er vergessen habe, sich die Zahl der Nägel in den Thüren genau zu bemerken. Als er von seiner zweiten Pilgerschaft glücklich wiedergekehrt war, und sein Werk vollendet hatte, fand seine fromme Seele Ruhe, und ihm wurde der einzige Lohn, den er von Gott verlangt, mit seiner Ehefrau, die mit gleicher Innigkeit sich seiner Idee angeschlossen, in der von ihm gestifteten Kapelle zu ruhen.

Aus dieser dunkeln, kleinen, ungeschmückten Kirche, wo man in

den Eingang zu dem heiligen Grabe kriechen muß, traten wir bald darauf in die helle, glänzende, elegante Kirche der englischen Nonnen. Der Kontrast jenes Jahrhunderts, in welchem einfache Frömmigkeit die Menschen so begeistern konnte, daß sie an die Durchführung einer frommen Idee ihr ganzes Leben, Gut und Blut setzten, mit der jetzigen nüchternen Zeit konnte nicht frappanter dargestellt werden, als durch die beiden ebengenannten Kirchen. Die Kirche der englischen Nonnen machte mir eher den Eindruck eines modernen, höchst eleganten kleinen Salons oder Konzertsaals. Das Licht fällt von oben herab aus einer Kuppel. Vier und zwanzig Arten von Marmor schmücken die Kanzel, und glänzendes Gitterwerk trennt die Orgel von dem Kirchenraum. In die Wand sahen wir mehrere Marmortafeln eingefügt, welche die Grabstätte heimgegangener Nonnen bezeichneten. Auf einer derselben las ich den Namen der Tochter des Sir Thomas Morus (nicht zu verwechseln mit dem irischen Dichter Thomas Moore). Thomas Morus war bekanntlich Großkanzler von England unter Heinrich VIII. und ist eines der Opfer, welche die blutige Despotie des Tyrannen dem Tode durch Henkershand überlieferte. Die Leidenschaft des Königs für Anna Boleyn war der Grund seiner Entzweiung mit Thomas Morus, und den Gegenstand seiner Liebe wie seines Hasses brachte er unter das Beil. Die Tochter scheint sich nach diesem blutigen Riß durch ihr Leben in dieses Kloster zurückgezogen zu haben. Als ich darüber nachdenkend vor ihrem Grabsteine stand, veranlaßte mich ein leises Rauschen, aufzusehen, und ich bemerkte hinter dem Gitter eine schneeweiße Nonnengestalt, die wie ein Schatten an der Orgel vorüberstrich und an der andern Seite der Mauer verschwand. Wäre der Ort nicht so hell und freundlich gewesen, so hätte ich geglaubt, das blutige Ereigniß, welches ich heraufbeschworen, habe die schlummernde Tochter noch einmal ans Tageslicht gelockt. —

2. Die Procession in der Dominikaner-Kirche.

Dieselbe Reisende berichtet:

An einem Sonntag-Abend wohnte ich zu Gent in der Dominikaner-Kirche einer Prozession bei. Sie wurde zum Gedächtniß eines vor Jahrhunderten errungenen Sieges über die Türken gehalten. Um 6 Uhr Abends bot die Kirche einen wahrhaft poetisch-mystischen Anblick dar. Die letzten Töne des Segens verklangen, als wir eintraten. Kopf an Kopf knieten die Betenden. Duftige Weihrauchwolken verbreiteten eine ahnungsvolle Dämmerung, aber vom Altar herab, auf dem das festlich geschmückte Marienbild stand, ergoß sich ein Strom der Klarheit. Maria erschien heute als Himmelskönigin,

in höchster Pracht. Sie trug einen blauen Sammtmantel mit Sternen gestickt, auf dem Haupte die Krone. Ihre Rechte hielt das Scepter, ihr linker Arm umfaßte das Christuskind. Sie stand auf einem Blumenthron, um sie her brannten zahllose Kerzen, welche sie mit blendendem Glanz umgaben. Hoch vom Kreuzgewölbe herab wallte in reichen Falten ein goldener Baldachin, und vom Altare bis zum Eingange der Kirche bildeten zwei Reihen mit bunten Fahnen geschmückte Lorbeerbäume eine grüne Allee. An allen Pfeilern waren Banner aufgepflanzt, vor allen Heiligenbildern brannten Kerzen. Aber hinten im Chor stand eine ernste Gruppe, die Dominikaner. Die kleinere Litanei wurde angestimmt. „Kyrie eleison! Christe eleison! Christe exaudi nos!" klang es feierlich vom Chore her, und die Prozession begann.

Eine lange Reihe, brennende Kerzen tragend, bewegte sich nach dem Marienaltare. Ueber den Kerzen wogten die Banner, dazwischen begleiteten langgehaltene Posaunentöne die mächtigen Worte: „Pater de coelis deus, miserere nobis! Fili redemptor mundi Deus! Spiritus sancte Deus! Sancta trinitas unus Deus!" Am Altare angelangt, hoben vier Jungfrauen, in der Tracht der Genter Waisenhäuser, das Marienbild auf eine Bahre und trugen es auf ihren Schultern. Die Feier wurde immer poetischer. Von durchsichtigen Weihrauchwolken umhüllt, schwebte das Marienbild hoch über den Häuptern der Menge. Der Zug wallte voran und zog dreimal durch die Kirche unter fortgesetztem Gesang. „Sancta Maria! Sancta virgo virginum! Mater Christi!" klang es dort in hellen Tönen; mächtig und stark strömte das „„Ora pro nobis!"" der Menge dazwischen. Als der Zug an mir vorüberwallte, war ich ergriffen von seiner wunderbaren Schönheit. Besonders war die Gruppe, welche das schwebende Marienbild umgab, lebendige Poesie. Die vier Jungfrauen, die es trugen, waren ausgezeichnet schön, ihre Tracht hob die Feinheit der Gestalt und die Schönheit des Angesichts noch mehr hervor. Sie trugen carmoisinrothe, knapp anschließende Mieder, dazu niederländische Häubchen von schneeweißem Musselin und himmelblaue Schürzen. Eine dieser Jungfrauen war ein so wunderliebliches Wesen, daß sie vor Allen würdig war, die jungfräuliche Maria zu tragen. Die unschuldsvolle Demuth und bezaubernde Anmuth auf dem liebreizenden Gesichtchen waren um so anziehender, als dicht hinter dem Mädchen die ernsten Dominikaner schritten. Sie trugen Kerzen in der Hand und sangen mit tiefer Stimme: „Rosa mystica! Turris davidica! Turris eburnea!" Das sich bekreuzende Volk fiel jedesmal mit den Worten ein: „„Ora pro nobis!"" — Die langen weißen Kutten der Dominikaner mit den schwarzen Skapulieren und die vom

Kerzenlichte blaß beleuchteten markirten Physiognomien gaben ihnen ein geisterhaftes Ansehen; sie schienen mit ihren Kerzen dem Grabe entstiegen zu sein. —

Die schmetternden Posaunentöne, welche jetzt dem Allerheiligsten voranzogen, das unter einem purpurnen Baldachin getragen wurde, drangen mir durch Mark und Bein. Immer mehr jener geisterhaft blickenden Mönche wallten kerzentragend an mir vorüber, ihnen schloß sich nach und nach eine bedeutende Menge von Gläubigen an. — Es war ein merkwürdiger Anblick, die ganze Kirche war in Bewegung, die Banner wehten, die Kerzen flammten, der Weihrauch wogte, die Posaunentöne drangen von Zeit zu Zeit durch, wie ein Grabesruf, das „„Ora pro nobis!““ klang wie ein Ruf um Gnade zu Gott empor, und der Friede der Gnade schien die ganze Versammlung zu beseligen. Ich war dem Himmel näher, als der Erde. —

233. Der Frühlingsgarten im Winter.

(Einer Sage nacherzählt von H. Jäger.)

Als der römische Kaiser Graf Wilhelm von Holland auf seiner Krönungs-Reise nach der alten Kaiserstadt Aachen am 6. Januar 1249 in Cöln bei dem berühmten Gelehrten, dem Dominikaner Sanct Albertus Magnus,*) Oberer der großen Schule zu Cöln, bei einem Gastmahle war, das dieser zu Ehren des Kaisers veranstaltet hatte, begab sich Wundersames, davon die Sage sich durch das ganze römische Reich und die übrige Welt verbreitete. —

Der Saal, in welchem der Kaiser mit seinem Gefolge und vielen andern Gästen, darunter der Kurfürst von Cöln und viele Ritter und Prälaten, das Mahl einnahmen, glich einem Frühlingsgarten. Rings an den Wänden standen blühende Obstbäume jeder Art. Ganze Beete von blühenden Veilchen, Hyazinthen und Maiblumen erfüllten die Räume mit süßem Duft, und daneben zeigten sich in eitler Pracht die glänzenden duftlosen Tulipanen. Auf der Tafel selbst standen in

*) Der heilige Albertus, wegen seiner literarischen Größe „Magnus“ beigenannt, stammte aus dem Geschlechte der Herren von Collstädt und wurde zu Lauingen an der Donau, jetzt zum Königreiche Bayern gehörig, um's Jahr 1200 geboren. — Im Jahre 1260 wurde er vom Papste Alexander IV. auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg erhoben, resignirte aber schon nach zwei Jahren und zog sich wieder in das Dominikaner-Kloster zu Cöln zurück, wo er in einem hohen Alter starb. — Neben philosophischen und theologischen Werken aller Art verfaßte er aber auch mehrere naturhistorische Werke, und war durch seine physikalischen Kenntnisse und künstlichen Experimente seinen Zeitgenossen so sehr überlegen, daß sie ihn als einen „Wundermann“ und „Hexenmeister“ anstaunten. —

vergoldeten Gefäßen blühende Rosen, türkischer Hollunder, Mandeln und Weinreben. Alles dieses hatte der heilige Albertus durch die Gewalt seines Wissens und durch seine Kenntniß der geheimsten Naturkräfte hervorgebracht, während draußen die Schneediamanten in der kalten Sonne glänzten und starrende Kälte eine Eisbrücke über den mächtigen Rheinstrom geschlagen hatte.

Die Gäste staunten das nie gesehene Wunder, den Frühling im Winter, an, und betrachteten den Heiligen mit grauenvoller Ehrfurcht und Bewunderung. Sanct Albertus saß dem Kaiser gegenüber und verflocht denselben der Art in ein tiefes Gespräch über das Weltgebäude und das stille Walten der Allmacht Gottes in der Natur, daß er bald seine Umgebung und die Gegenwart vergaß. —

Unterdessen begab sich im Speisesaale, ohne daß es Gästen und Dienern auffiel, eine wunderbare Veränderung. Die Wände und Gewölbe des Saales zogen sich in die Ferne, wurden undeutlich und zuletzt ganz unsichtbar. Oben über der Tafel, wo sonst die niedrige Decke schwer und drückend aufgelegen, wölbte sich die weite blaue Kuppel des Frühlingshimmels über die sonnige Landschaft, und an der Stelle der Wände sah man blühende und duftende Gebüsche und Bäume, aus denen der herrliche Gesang der Nachtigallen laut erschallte, während oben in der heitern Luft das anmuthige Lied der Lerchen leiser ertönte und in ihren Chor andere Vöglein mit einstimmten. — Allmählich veränderten sich auch die Bäume und Gebüsche. Erst schwebten gleich Schneeflocken zahllos weiße und hellrothe Blüthenblättchen herab auf die Zechenden und manches zarte Blättchen ließ sich sanft auf die immer vollen Becher nieder. Darauf füllten sich die Zweige mit saftigen, maigrünen Blättern; die Reben rankten zusehends an den vergoldeten Stäben empor, wölbten sich zu einem zierlichen Bogen über dem Sitze des Kaisers und entfalteten ihre kleinen, köstlich duftenden Blüthentrauben. So stand nun die Tafel inmitten eines herrlich blühenden, duftenden und klingenden Gartens mit kühlen Springbrunnen und prächtigen Wasserfällen, und alle Gäste freuten sich der Lust und Pracht, ohne daran zu denken, daß sie im Zimmer sich zu Tische befanden.

Schon manches Gericht war von der Tafel verschwunden und schon manche Kanne funkelnden Weines geleert, als man endlich, nach den schweren Speisen, auch die leichteren auftrug, und saftige Früchte reizten auf's Neue zum Genuß. Albertus ersuchte den Kaiser, sich selbst die schönsten Trauben, die während der Mahlzeit reif geworden, von der Rebenlaube über seinem Haupte zu schneiden, und pflückte für den hohen Gast eine Schale voll der köstlichsten Früchte von den Obstbäumen. In gleicher Weise wurden die übrigen Gäste bedient,

und Manchem hingen die schönsten Früchte so nahe, daß sie im Sitzen gepflückt werden konnten. Niemand verwunderte sich über diese reiche Spende des Herbstes, denn man sah ja an dem goldigen Schimmer der Landschaft ringsumher, daß die Zeit der Früchte gekommen war.

Endlich hob der Kaiser die Tafel auf, und verlangte, sich im Garten zu ergehen; auch die übrigen Gäste zerstreuten sich nach allen Seiten in dem wunderwonnigen Garten.

Plötzlich schallte eine muntere Fanfare von Waldhörnern und Hundegebell aus dem nahen Forst herüber, und Albertus lud den überraschten Kaiser zu einer Jagd ein, und zeigte ihm zugleich eine Menge von Wild, das scheu über die Waldlichtung eilte, Hirsche, Rehe, Wildschweine, Füchse und sogar einen Bären. Zugleich führten Diener ein edles Jagdroß vor, das der Kaiser bestieg und mit ihm im Walde verschwand. Auch die meisten übrigen weltlichen Gäste schlossen sich der Jagd mit Eifer an. Der Geber dieses Mahles aber stand mit seinem Schüler Thomas von Aquino auf der Sternwarte, und wurde nicht wieder im Saal und im Garten gesehen. —

So begab es sich zu Cöln am 6. Januar 1249 nach Christi Geburt, Alles durch die Kraft des heiligen Albertus, wie es damals von den vielen Augenzeugen in allen Landen erzählt worden ist. — Das Wunderbarste und Geheimnißvollste war noch mit, daß Keiner der anwesenden Fürsten, Ritter und Prälaten später zu sagen wußte, wie das Gastmahl zu Ende gegangen und wie sie nach Hause gekommen. —

234. Die versunkene Stadt in der Gand.

(Aus: Sagen-Kränzlein aus Tirol von Martin Meyer, 1855).

Von Sanct Michael gegen Caltern hin dehnt sich rechts von der Straße eine weite, durch einen Bergsturz mit Felsblöcken übersäete Fläche, darauf nichts wächst als Gras und wildes Gestrüppe; sie erstreckt sich hinauf bis an den Fuß der Mendel, wo die Eislöcher liegen und die Gegend rauh und gebirgig wird. Dort erheben sich einsam die nackten Mauern eines uralten Kirchleins „Sanct Georg auf der Gand" genannt, dem Volksglauben nach das einzige noch stehende Gebäude von einer großen Stadt, welche seit undenkbaren Zeiten unter jenen Steinmassen verschüttet liege. —

Vor etwa fünfzig Jahren saß an dieser Stelle ein Bauernmädchen aus Michael, ihre Kühe weidend. Es war gerade das Fest „Mariä Verkündigung," wo die Schwalben wiederkehren und das Veilchen seinen duftenden Kelch entfaltet; ein blauer heiterer

Frühlingshimmel lag mit stiller Feier ausgebreitet über den blühenden Gefilden und mit erbaulichem Klange hallten die Festglocken von Sanct-Pauls den Hirten herauf in die einsame Gand.

Die Kleine hatte sich auf der Schwelle des Kirchleins gelagert und band sich einen Kranz aus bunten Märzblumen, die sie in ihrer Schürze gesammelt hatte; Bienen und goldschillernde Käfer summten lustig umher und eine frische Lenzluft strich durchs Gebüsche und säuselte um das niedrige Gemäuer des verödeten Gottestempels.

Plötzlich vernahm das Kind seltsame, wunderliebliche Töne, die aus der Erde zu dringen schienen, und ein leises harmonisches Glockenspiel klang an sein Ohr. Die Kleine beugte ihr Köpfchen und lauschte mit süßem Schauer der sanften, klagenden Musik, die in weichen, unterbrochenen Accorden vom Windhauch emporgetragen wurde. Von einer namenlosen Sehnsucht getrieben, warf sie ihr halb vollendetes Kränzlein hin und folgte mit zaghafter Neugierde den verlockenden Tönen; die zerstreut umherstehenden Felsstücke schienen sich zu bewegen und es bildete sich ein breiter Gang, durch welchen sie eine gute Strecke abwärts stieg, wobei es immer dunkler wurde, während das Glockenspiel stets heller und schmelzender ihr entgegentönte.

Kecker drang sie jetzt durch das unterirdische Labyrinth der verführerischen Musik nach; es öffnete sich ein breites Thor und wie mit einem Zauberschlage breitete sich eine große prächtig erleuchtete Stadt vor ihren Blicken aus. Staunend sah sich die Kleine um, Palast an Palast, einer großartiger als der andere, tauchte empor, die Straßen waren pfeilgerade und mit blendend weißem Marmor gepflastert und die zahllosen Dächer schimmerten, als wären sie mit purlauterem Golde gedeckt. Auch große geräumige Plätze thaten sich auf mit den wundervollsten Bauwerken geschmückt, und Gärten mit Blumen und Fruchtbäumen aller Art standen einladend dazwischen; statt dem Firmamente rauschte aber eine tiefblaue Fluth über der Stadt und goldene, glänzende Fischlein funkelten darin anstatt der Sterne. Alle diese Herrlichkeiten lagen öde und verlassen da, keine menschliche Seele ließ sich blicken, nur das zauberische Glockenspiel hallte von Zeit zu Zeit von Kuppeln und Thürmen, bald in leisen, klagenden Tönen, bald in vollen rauschenden Accorden.

Lange mochte das Mädchen hin und her geirrt sein durch die Straßen der versunkenen Stadt, ehe es seinen Rückgang fand; als die Mutter es gegen Abend aufsuchen ging, fand sie es fest eingeschlummert auf der Schwelle des Kirchleins sitzend, das halbgebundene Blumenkränzel lag daneben, und die scheidende Sonne übergoß mit reichem Lichte die unschuldige Schäferin.

„Aber was machst du denn?“ sagte die Mutter, das Kind mit

rauher Hand aufrüttelnd; „du bist mir eine rechte Hüterin, auf die man sich verlassen kann!"

Die Kleine erwiederte jedoch, indem sie die Augen weit öffnete: „„Ach, Mutter, es ist ja stockfinstere Nacht, warum laßt Ihr mich denn nicht schlafen?""

Das arme Kind war von dem Anblicke der unterirdischen Herrlichkeiten erblindet. —

Noch lebt dieses Mädchen, jetzt freilich ein altes, blindes, gebrechliches Weib, das aber noch häufig ohne Führer in die einsame Gand hinaufsteigt, um dem wundervollen Glockenspiele zu lauschen aus der versunkenen Stadt. —

---

235. Wiedererstattung giebt Ruhe.

(Aus: Neues deutsches Mährchenbuch von Ludwig Bechstein.)

Ein frommer Wandergast trat in ein Bauernhaus und fand allda die Familie, den Vater mit Frau und Kindern in trüber Stimmung und in Trauerkleidern, denn ihnen war vor wenigen Wochen ein liebes und schönes Kind, ein Mädchen gestorben. Die Leute ließen den Fremden, der ihnen jedoch verwandt war, an ihrem Mittagsmahle Antheil nehmen. Man setzte sich nach gesprochenem Gebete zu Tische — da schlug es zwölf Uhr. Und mit dem letzten Schlage der Uhr ging ganz leise die Stubenthür auf, und es trat ein bleiches Kind herein in die Stube, grüßte Niemanden, sah sich nicht um, sprach kein Wort, sondern ging schwebenden Ganges in die Kammer. Niemand sprach ein Wort und auch der Fremde fragte nicht, aber es überlief ihn ein Schauer.

Geschäfte hielten den Verwandten noch einen und den andern Tag im Orte, sonst wäre er lieber gegangen, denn am zweiten Tage zeigte sich dieselbe Erscheinung; das bleiche Kind kam zur Stubenthür herein und ging schweigend in die Kammer — ohne daß die Leute es nur zu gewahren schienen. Dasselbe geschah am dritten Tage; da hielt der Fremde nicht länger an sich, sondern fragte: „Ei saget doch, was ist das für ein Kind, das jeden Mittag Glock zwölf so still durch die Stube und die Kammer geht?"

„„Ich weiß von keinem solchen Kinde, ich sah noch keins!"" — erwiederte der Vater; die Mutter aber begann zu weinen.

Jetzt ging der Fremde zu der Kammerthüre, öffnete sie ein wenig und blickte in die Kammer. — Da gewahrte er das Kind. — Es saß an der Ecke und grub mit den Fingern gar emsiglich in einer Ritze zwischen zwei Dielen, und wühlte und seufzte leise: „„Ach das Hellerlein! Ach das Hellerlein!"" — Als aber die Kammerthür

ein wenig knarrte, fuhr das Kind erschrocken zusammen und verschwand.

Nun sagte der Gast den Leuten an, was er gesehen, und beschrieb des Kindes Gestalt. Da rief die Mutter schluchzend aus: „Ach Gott! ach Gott! das war unser Kind, das wir vor vier Wochen begraben haben.“—

Nun gab der Gast den Rath, die Diele aufzubrechen; und als das geschah, so fand sich darunter ein armseliges Hellerlein; das hatte das Kind in der Kirche in den Klingelbeutel legen sollen, hatte es aber behalten, bis es noch eines zweiten habhaft würde; dann hatte es sich wollen eine Pfennigsemmel kaufen. Zu Hause aber hatte das Kind das Hellerlein fallen lassen, und es war zwischen den Dielen in die Ritze gefallen. Deßhalb hatte das Kind keine Ruhe im Grabe.

Am Tage darauf warf des Kindes Mutter das Hellerlein in den Klingelbeutel, und von nun an kam das Kind nicht wieder. —

236—240. Wahrnehmungen auf der Insel Malta.

Jakob Mislin, infulirter Abt zu St. Maria von Deg in Ungarn, schreibt in seiner „Pilgerreise nach Jerusalem“ das Folgende:

1. Wir reisten am 3. November 1848 um ein Uhr nach Mittag von Beyruth ab. Das Meer ging hohl, aber der Wind war günstig; wir brauchten vierundzwanzig Stunden, um nach Alexandria zu kommen. Ich sah von ferne die Berge Judäa's wieder, und sagte ihnen das letzte Lebewohl.

Ich war auf dem Verdeck am Abend, als die Sonne sie mit ihren schönen Tinten färbte; ich wiederholte in meinem Geiste Alles, was ich gesehen hatte, und dankte Gott für die unermeßliche Gnade, die er mir erwiesen; die Sterne funkelten im schönsten Glanze, als die Matrosen, auf dem Kabeltau am Vordertheil des Schiffes sitzend, die Litaneien der heiligen Jungfrau anstimmten. Wenn man an dieser stürmischen Küste die an die Wölbung einer verfallenen Kapelle geschriebenen Worte nicht ohne Bewegung liest: „Stella matutina, advocata navigantium, ora pro nobis!“ so muß man noch weit mehr gerührt werden, wenn man diese Worte mitten im Meere hört, so weit vom Vaterlande, und in einer Lage, wo man des göttlichen Beistandes so bedürftig ist. Daher sah ich auch mehr als einen Passagier tief gerührt im Chore mit der ganzen Mannschaft wiederholen: „Advocata navigantium, ora pro nobis!“

Mehrmals hörte ich während unserer Ueberfahrt, wenn wir am Abend bei ruhigem Meer Alle auf dem Verdeck versammelt waren, die französischen Matrosen auf solche Weise die Litaneien, das Ave, maris stella und das De profundis singen; auf österreichischen Schiffen hatte ich dieß Vergnügen niemals. —

2. Den 12. November um 8 Uhr Morgens sahen wir zum ersten Male die Insel Malta; eine Stunde später waren wir im Hafen. Die Insel Malta, vom Meere aus gesehen, ist nicht hoch, weiß, unfruchtbar; wenn man näher kommt, sieht man längs der Hügel zerstreute Häuser. — Die Stadt Lavalette*) zeigt sich mit ihren dachlosen Häusern zuerst wie eine orientalische Stadt; aber man bemerkt bald, daß die Häuser besser gebaut sind, daß sie Fenster, Sommerläden, Wandpfeiler und Balcone haben; zierliche Glockenthürme vertreten die Minarets, man hört den Schall der Glocken; schöne und große Kirchen erheben sich über alle übrigen Gebäude; dieß ist wohl auch der Orient, aber mit den Künsten, den Sitten und der Civilisation des Occidents. — Das Auge folgt mit Staunen den Krümmungen der Festungswerke, welche die erstaunlichsten auf Erden wären, wenn es kein Gibraltar gäbe. Der Hafen ist noch merkwürdiger; er umfaßt die Stadt auf beiden Seiten, dringt durch zahllose kleine Buchten in sie hinein, windet sich um die Bastionen und Wälle, und könnte ganze Flotten verbergen, ohne daß man außen Etwas davon sähe.

Der Capitän des Schiffes hatte auch die Gefälligkeit, uns in seinem Kahne mit sechs Ruderern ins Lazareth (der Quarantäne wegen) führen zu lassen. Ich bot den Matrosen eine Belohnung an, sie weigerten sich; einer von ihnen sagte zu mir: „Sie könnten uns dennoch einen großen Gefallen thun; nie haben wir das Glück gehabt, Rosenkränze vom heiligen Lande zu bekommen.“ Ich gab einem Jeden von ihnen einen, sie nahmen sie ebenso ehrerbietig als dankbar an.

Wir waren bald im Lazareth; man hatte die Aufmerksamkeit, uns einen Altar herrichten zu lassen, um die heilige Messe zu lesen. Der Generalvicar der Diöcese begrüßte uns im Namen des Bischofs. Jeden Tag hatten wir den Besuch der Kapuziner, der Augustiner, der Karmeliten oder von dem Kaplan des Gouverneurs. Der österreichische Consul schickte mir Zeitungen, welche mich von der Belagerung und Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen in Kenntniß setzten; wie viel Unglück hat sich diese arme Stadt zugezogen!

Den 19ten führte uns der Capitän des Lazareths, der voll Aufmerksamkeit gegen uns gewesen war, zu den Patres Kapuzinern; sie hatten uns eingeladen, bei ihnen zu wohnen. Ich beeilte mich, dem hochwürdigen Herrn Publius Maria, Bischof von Malta und Erzbischof von Rhodus, meinen Besuch abzustatten. Es ist ein gelehrter

*) Die Bevölkerung der Insel beträgt 120,000 Einwohner; die der Hauptstadt 30,000. —

Mann von hoher Frömmigkeit und äußerster Milde. Ich erfuhr am andern Tage, als ich bei ihm speiste, daß er nie einen einzigen Zeitungsartikel gelesen hat; dadurch hat er unendlich viel Zeit gewonnen.

Ich machte dann bei dem Gouverneur, Sir Moore O'Ferrall, meinen Besuch, der mich auf das Allerfreundlichste empfing. Er sprach mit großem Interesse von den heiligen Stätten mit mir, und beklagte es, daß sie von den katholischen Mächten verlassen werden. Der Gouverneur bewohnt den Palast der alten Großmeister von Malta. —

Als ich zu Fuß ausging, wurde ich erbaut, da ich sah, welche Ehrfurcht die Einwohner von Lavalette für den Klerus haben; sie ist nirgends so groß, außer im Libanon. Wenn ich an einer Wache vorüberging, trat der Posten hervor und präsentirte das Gewehr; diese Soldaten, meist Protestanten, glaubten diese Ehre einem Bischof zu erweisen. Solche Zeichen von Ehrerbietung gefallen einem fremden Priester um so mehr, als er weiß, daß man sie nicht seiner Person, sondern seinem Charakter bezeigt, und daß diese Huldigung der Religion gilt. In der That, die Insel Malta, welche vom heiligen Paulus zum Christenthum bekehrt wurde, ist dem katholischen Glauben sehr anhänglich geblieben. Seit fünfzig Jahren ist sie England unterworfen, und hat viele Prüfungen zu bestehen gehabt, wenn auch nicht direkt von der Regierung aus, doch wenigstens von Seiten der Bibel-Gesellschaft, welche das Recht zu haben glaubt, ihre verderbliche Thätigkeit unter der Aegide einer protestantischen Regierung ausüben zu dürfen. Uebrigens kann sie sich kaum einiger Erfolge rühmen; denn während dieser ganzen Zeit hatten die Katholiken nur den Abfall von sieben bis acht italienischen Mönchen zu beklagen! —

3. Ich besuchte die Kirche St. Johann, ein prächtiges Denkmal des Geschmackes und der Frömmigkeit der Ritter.

Eines Abends begab ich mich nach St. Chalcedo; ich war überrascht von der Menge Menschen, welche denselben Weg einschlugen: Landleute, Bürger, Priester, Soldaten; unter der Menge bemerkte ich auch den Gouverneur, und erfuhr, daß ein Jesuit, der Pater Edmund, predigen werde. Ich trat mit den Uebrigen ein, und sah zwei Stunden lang diese vielen Zuhörer unter dem Zauber eines freien und beredten Wortes. Ich sollte auch hier die Bemerkung machen, die ich an so vielen Orten gemacht habe. Wenn man gewisse Personen hört, so werden die Jesuiten von der ganzen Welt verabscheut,*)

*) Sie werden den Worten des Erlösers gemäß von den Bösen gehaßt: „Ihr werdet von Allen gehaßt werden um meines Namens willen." (Matth. 10, 22.)

und doch strömt ihnen die Menge zu, so oft sie eine Kirche oder eine Schule eröffnen; ihre Lehren seien auf den Umsturz gerichtet, und die Personen, welche sie befolgen, sind die tugendhaftesten und friedfertigsten, während Jene, welche die Gesellschaft umstürzen, ihren Predigten sehr wenig beiwohnen.

Der Pater Edmund ist ein Irländer, derselbe, welcher vor drei Jahren die zwei Häuser der Gesellschaft Jesu auf der Insel Malta errichtet hat. Er erzählte mir alle seine Kämpfe mit der damaligen Regierung, welche sich widersetzen wollte; doch er machte sein Recht als englischer Unterthan geltend und erklärte der Regierung, daß er sich auf Malta wie in London niederlassen, sein Amt ausüben und lehren könne, und daß ihm die Regierung wie jedem Andern Schutz schuldig sei. Er gründete in Citta Nobile ein Collegium, das schon zu blühen beginnt. Wie einst während der ersten Verfolgung die Jesuiten von Rußland beschützt worden sind, so haben sie dieses Jahr, wo sie aus allen katholischen Ländern, die auf dem Wege der Revolution sind, vertrieben wurden, in England, in der Türkei, in den Vereinigten Staaten, in Ländern ein Asyl gefunden, die civilisirt genug sind, um nicht zu glauben, daß die Jesuiten, wie einst die Christen, Menschenfresser sind.

Die Geschichte dieses Jahres beweist abermals wieder, daß man, wenn man die Ordnung, die Gesellschaft, die Religion zerstören will, mit einem Angriff auf die Jesuiten beginnt. Der heilige Ignatius hat für seine Kinder um Prüfungen und Trübsale gebeten; wie sehr hat ihn der gute Gott erhört! Seine Bitte beweist, wie erleuchtet er in den Dingen Gottes war.

Uebrigens hat der Name Jesuit eine besondere Ausdehnung bekommen; denn heutzutage nennt man auf der ganzen Erde einen Jeden so, der noch an Gott glaubt. —

4. Der Pater Edmund nahm mich eines Tages mit, um mir das Interessanteste zu zeigen, was es auf der Insel giebt. Eine Stunde von Lavalette befindet sich der Flecken Musta; hier sah ich eines der überraschendsten Dinge auf meiner ganzen Reise. Die Einwohner dieses Fleckens, deren Zahl 4000 beträgt, von denen die meisten sehr arme Leute sind, die nichts zum Leben haben, als ihre Arme, und denen am Ende des Jahres kein Pfennig übrig bleibt, haben den Gedanken gefaßt, ein Pantheon in ihrem Dorfe zu bauen, und dieses Riesenwerk ist der Vollendung nahe. Nichts beweist besser als die Kirche von Musta, was die Kraft des vom Glauben beseelten Willens kann. Sie haben bei sich wie durch Zauber Arbeiter, Bauleute und Material gefunden. Der Stein der Insel ist für die Bauten überaus geeignet; man kann ihn bearbeiten, meiseln wie

Kreide, dann verhärtet ihn die Zeit, ohne ihn zu schwärzen; er ist etwas gelblich und giebt den Landschaften Malta's, die außerdem von einer afrikanischen Sonne erhellt werden, ein glänzendes Colorit.

Ich machte zuerst einen Besuch bei dem Pfarrer; leider! war er abwesend, aber ich konnte die Pläne seiner Kirche zu Rathe ziehen, die ganz nach dem Muster des Pantheon in Rom gebaut ist, das sie in ihren Dimensionen übertrifft. Der äußere Durchmesser der Kuppel beträgt 176 Fuß; ihre Höhe, von der Fläche des Pflasters an bis zum Kuppelthürmchen genommen, ist 180 Fuß *); die Länge des ganzen Gebäudes mit Inbegriff des mit sechs cannelirten Säulen geschmückten Porticus beträgt 234 Fuß. Die alte Kirche, welche noch bis zur Vollendung der neuen benützt wird, ist ganz in diese Kuppel eingeschlossen.

Nun, wie hat sich denn dieß colossale Gebäude erhoben? Die ersten Fonds wurden von dem alten Pfarrer des Ortes geliefert, der, als er starb, für dieß Werk einige Tausend Franken hinterließ. Dann erlaubte der Bischof diesen armen Leuten, am Sonntage Nachmittags zu arbeiten, und Diejenigen, welche es können, verwenden einige Stunden in der Woche dazu; mit dem Segen des Himmels wird man bald in einem Dorfe eines der schönsten Denkmäler der Neuzeit sehen. Sie haben keine Baugerüste, kein Holz, um eines zu machen, keine Maschine; sie haben nur ihre Hände. Da es jedoch von Zeit zu Zeit einige unvermeidliche Ausgaben giebt, so hat der heilige Stuhl bei der Ernennung des letzten Bischofs sich vorbehalten, daß er zehn Jahre lang von seinem Tischtitel sechstausend Franken jährlich zur Vollendung dieser Kirche abzureichen habe; zwei Drittel davon sind fertig. —

5. Von da aus ging ich in die alte Hauptstadt der Insel, welche man Citta Vecchia oder Notabile nennt; sie ist jetzt fast verlassen. Sie hat mehrere schöne Kirchen, unter Andern die Kathedrale, welche schöne Marmorarbeiten und sehr kostbare Ornamente besitzt; sie steht unter dem Schutz des heiligen Petrus und des heiligen Paulus. Man erwartete mich im Jesuitencollegium, wo ich von der ganzen Gemeinde empfangen wurde: ich fand da mehrere englische, irländische, französische und italienische Väter.

Nach dem Mahle besuchte ich den Ort, wo der heilige Paulus Schiffbruch gelitten, und die Grotte, die er drei Monate lang bewohnte. Der heilige Paulus wurde in Jerusalem gefangen genommen, und da er an den Kaiser appellirte, nach Cäsarea geführt, wo er sich nach Italien einschiffte. Nach einer langen Fahrt scheiterte das

*) Ungefähr 40 mehr als das Pantheon.

Schiff, welches ihn trug und vom Sturm überfallen wurde, an einer Landzunge an der Küste von Malta.

Man liest in der Apostelgeschichte: „Als wir nun gerettet waren, erfuhren wir, daß die Insel Malta heiße. Die uns fremden Einwohner aber erzeigten uns nicht geringe Menschenfreundlichkeit. Denn sie zündeten ein großes Feuer an wegen des anhaltenden Regens und der Kälte, und erquickten uns Alle. Da nun Paulus einen Haufen Reiser zusammenfaßte und auf das Feuer legte, fuhr eine Natter, der Hitze wegen, hervor, und hing sich an seine Hand. Die Bewohner sahen das Thier an seiner Hand hängen, und sprachen zu einander: „„Gewiß, dieser Mensch ist ein Mörder, den die Rache nicht leben läßt, obschon er dem Meere entkommen ist!““ Er aber schleuderte das Thier ins Feuer, und es geschah ihm kein Leid.“ (Apostelg. 28.)

Der Angesehenste auf der Insel, welcher an diesem Orte Besitzungen hatte, nahm den heiligen Paulus gütig auf; der Apostel belohnte ihn dafür, indem er seinen Vater heilte. Man glaubt, daß Publius Statthalter der Insel für die Römer war, weil er princeps insulae genannt wird; er wurde Christ und der erste Bischof von Malta.

Der Ort ist voll Erinnerungen an den heiligen Paulus; überall sieht man sein Bild; alle Augenblicke hört man seinen Namen; die Malteser nennen ihn ihren Vater: „Apostolu missierna san Paul;” sie beweisen ihm eine tiefe Verehrung. Am Ende der kleinen Insel Selmon, wo er Schiffbruch litt, haben sie ihm, wie an mehreren andern Orten, eine Statue auf dem Marktplatze errichtet, wo er gepredigt hat, und in der Grotte, worin er drei Monate lang lebte. —

---

241. Der Blick nach Bethanien.

In seinen „Daguerreotypen, aufgenommen während einer Reise in den Orient in den Jahren 1840 und 1841,“ schreibt F. W. Hackländer:

— — „Immer noch stand ich auf der Terrasse der Grabeskirche zu Jerusalem, an die Kuppel des Doms gelehnt, wo rings umher die Zellen der gläubigen Beter sind, und mein Auge war in dem großen Schauen fast wie eingewurzelt. Kein Wort ging mir über die Lippen; ich mußte schweigen, weil die Bedeutung dieses Augenblicks mich verstummen machte. — Das Auge übersieht hier den Oelberg. Den Oelberg — jede Spanne des Berges eine Geschichte! Nah' am Oelberg liegt Gethsemane; unten an seinem Fuße der Olivengarten; und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Steht der Sinai in der Wüste wie ein

Berg des Zorns, so ist der Oelberg mit seinen Bäumen wie ein Berg des Friedens anzuschauen. Ich konnte mein Auge fast nicht wenden von den heiligen Hügeln; nur unbemerkt schweifte es mir hin und wieder nach **Bethanien** hinüber.

Nächst Bethlehem ist Bethanien gewiß das lieblichste Dörflein, das weit und breit der Reisende findet. Und welch theure Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte! Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreise hat Jesus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte sich zu sammeln zur Ausführung des schweren Berufs, den er, gehorsam seinem himmlischen Vater, übernommen; hier hat der aus Jerusalem Verstoßene ein Obdach, der Heimathlose eine Heimath, der von seinem Volk einem Missethäter gleich Verachtete heilige Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möcht' ich den „Ort der stillen Liebe" nennen: es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umschlossen, daß man, wenn man's nur auch anschaut aus der Ferne, Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Noch heute wallen alle Pilger besonders gerne dorthin, und viele Christen verweilen daselbst, um sich der Erinnerung an die Stunden zu erfreuen, da Jesus in des Lazarus Haus ausstrahlte allen Glanz seiner himmlischen Liebe, und wo der Geliebte Liebe um Liebe empfangen. Wäre der Orient zur neuen Heimath mir beschieden, so möcht' ich mit jenen Christen in Bethanien wohnen, und oft vorübergehen an des Lazarus Haus und der Martha gedenken und ihrer Schwester Maria. — Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimath der Seelen, welche der Herr lieb hatte; und die Seele war mir bewegt von unbeschreiblicher Wallung der Liebe zu Gott!" —

242—250. Bemerkungen auf der Pilgerung nach Jerusalem.

(Aus: Besuch bei Sem, Cham und Japhet von Dr. Alban Stolz.)

1. Begrüßung der Heiligen-Bilder.

In Prag war ich jetzt zum zweiten Mal und bemerkte jetzt wie vor längeren Jahren, daß auf der Brücke, welche in vielen mit Statuen geschmückten Bogen über die Moldau schreitet, zahlreiche Männer verschiedenen Standes vor dem Bild des heil. Johann von Nepomuk durch Hutabziehen ihre Ehrfurcht bezeigten. Der Katholicismus allein lehrt, was am Menschen als Höchstes zu ehren ist, nämlich die Treue und Tapferkeit im Dienste Gottes, und der Katholicismus lehrt auch, diese Ehrfurcht muthig zu bekennen. Der Weltmensch ehrt seine Götter und Halbgötter, z. B. einen berühmten

Schlachtenmeister, einen Dichter, einen Componisten oder gar einen Virtuos oder eine Theaterperson; aber dennoch getraut sich nicht leicht Einer, vor der Statue des Mozart in Salzburg, oder der des Schiller in Stuttgart, oder vor einem der gegossenen Helden auf dem Schloßplatz zu Berlin den Hut abzuziehen, aus Besorgniß, man könnte gegen sein entblößtes Haupt Verdacht fassen, während der gläubige Katholik auf diese Weise die Bilder heiliger Personen ehrt, ohne sich vor dem Spott des aufgeklärten Blödsinnes der Weltläufigen zu scheuen. —

2. Die Betglocke.

In Triest fanden wir erst die Ansammlung der übrigen Reisegefährten. Es wurde verabredet und ausgeführt, daß wir daselbst noch vor der Einschiffung insgesammt beichten und kommuniciren, um auf diese Art unserer Reise Segen und Weihe zuzuziehen. — Den Abend vorher ging ich den schönen Weg gegen Muygia, welcher mich schon in frühern Jahren so ungewöhnlich angesprochen hatte. Es zieht sich nämlich die Straße in geringer Berghöhe unmittelbar über dem Meer von Triest gegen das genannte Dorf. Die abgesunkene Sonne röthete den schönen Himmel und die Dämmerung dunkelte durch das edle Roth. Da tönte die große Betglocke von Muygia her, — viel tönender und heller, als bei uns die Glocke in solcher Entfernung tönt, wie auch das Licht in südlichen Ländern heller ist. Selbst solche Leser, die noch nie am Meer gewesen sind, werden sich einigermaßen denken und fühlen können, wie spätes Abendroth über dem Meer und die süße italienische Luft und das Läuten einer großen Betglocke von fernher den Fremden, der am Bergufer steht, wie ein wunderbarer Dreigesang antönen müsse. Die Resonanz davon macht Saiten in der Seele anklingen, die vorher ihm selbst verborgen waren und in seinem Innern geheim vorbereitet liegen für die Harmonie einer andern künftigen Welt. —

3. Die schönste Ruine der Erde.

Die Akropolis zu Athen ist allerdings eine stolze Tempelstadt gewesen und dem nach Außen ergossenen ästhetisch sinnlichen Griechen mußte sie der herrlichste Platz der Erde scheinen; dennoch ist auch einiger Ungeschmack und Ueberladung drin, nämlich in dem Umstand, daß so viele Tempel nebeneinander gestellt sind. Für den Heiden mag solches immerhin den Sinn gehabt haben, daß die Akropolis in dieser Weise ein Abbild des Olymps sei, wo jede Gottheit ihre Wohnung habe; aber das Auge wird in der ruhigen Betrachtung des einzelnen Tempels durch die nahe gerückten Nachbarn gestört und

einer degradirt den andern durch den zudringlichen Vergleich. — Auf dieser schönsten Ruine der Erde drängt sich aber auch ein anderer Gedanke dem Christen lebhaft auf. **Hier** schaute sich auch einmal der Apostel Paulus um. Er und sein gepredigtes Wort, damals verlacht, hat doch Recht behalten, steht jetzt, hingegen zusammengestürzt liegt in Trümmern die Herrlichkeit Athens und die Weisheit der Athener ist nur noch Auskehricht, an welchem gewisse Gelehrte verlesen und Brod und Ruhm zu erwerben bestrebt sind. Selbst das Wort Gottes, das reich und kräftig über die Erde sich verbreitet hat und immer weiter dringt, scheint auf dem Gebiet von Athen verstaubt und halb vertrocknet, wie die Pflanzen an der Landstraße von Athen nach Pyräus! —

4. Die Predigt vom heiligen Abendmahle.

Am Abend des 20. März gingen wir zu Smyrna in eine katholische Kirche, wo jede Woche während der Fastenzeit eine deutsche Predigt gehalten wird. Der Prediger war ein Armenier, welcher bei den Mechitaristen in Wien die deutsche Sprache erlernt hatte. Er sprach sie rein wie Quellwasser, konnte aber das Fremdländische in der Aussprache nicht ganz verbergen, was übrigens das deutsche Ohr eigenthümlich anspricht. Der Vortrag war langsam und scharf ausgeprägt in Wort und Action, wie eine Mechanik aus Stahl. Inhalt und Behandlung hatte für mich nichts Neues, dennoch erbaute sie mich durch die einfache Darlegung, welch ein unendliches Gut uns in dem heiligen Abendmahl gegeben sei. Gerade diese Schmucklosigkeit und Bescheidenheit, womit der Prediger sich selbst vergessen machte und Sinn und Gemüth der Zuhörer ausschließlich dem großen Geheimniß zuwendete, hat ein inniges Wohlgefallen bei mir zurückgelassen. — Auch erinnert mich diese Predigt an ein früheres Begegniß in Smyrna. Ich sah einmal einen Mohren auf der Straße fortrutschen, der elend verkrüppelt gar keine Beine und Füße, sondern nur ein paar kurze lahme Auswüchse am Rumpf hatte. Ich gab ihm, ohne daß er es erwartete, eine Kleinigkeit, da rief er mir seinen Dank und Segen in arabischen Worten nach, die ich nicht verstand; aber ein Herzens-Verständniß hatte ich von seinem Blick und dem Ausdruck seines Gesichtes. Es schien die Erinnerung an sein Elend und die Freude, daß ein Fremder, ein Weißfarbiger, ein Europäer unangerufen Mitleiden ihm zeigte, seltsam zusammenzustoßen und in gerührtem innigen Dank Ausbruch zu nehmen. — Der Mohr kommt mir jetzt noch schön und lieb vor in seinem langen Leid und seiner kurzen Freude und in dem Auflodern seines Dankes. Wir sind insgesammt vor Gott auch alle arme verkrüppelte Mohren

der Seele nach, und hatten nirgendsher etwas zu erwarten; da geht Gott vorüber und giebt uns unangerufen nicht einen Groschen, sondern mehr als eine Welt, das Höchste, was er selbst hat, seinen Eingebornen Sohn, und giebt ihn fort und fort im heiligen Abendmahl. Aber ach! der Mohr in Smyrna dankte herzlicher für die armselige Kleinigkeit, als die Meisten von uns für das selbst vor Gott Höchste. Da mag wohl der Sinn eines bekannten biblischen Spruches sich auch so ausdrücken lassen: „Die Mohren werden weiß sein, und die Weißen schwarz!" —

5. Adler-Flug.

Als ich vor Jahren auf einem der höchsten Berge des obern Engadin zwei Adler schweben sah, kochte beim ersten Anblick meine Seele plötzlich auf wie ein Guß Wasser über gebrannten Kalk. Schon für den sinnlichen Blick schwebt etwas unbeschreiblich Herrliches darin, weit über den allerhöchsten Alpen- und Gletscherhöhen noch von den größten mächtigsten Thieren weben zu sehen. Im blauen Himmelsgewölbe, in einer Höhe, wohin keine Erde und kein Erdenwesen sonst dringt, ist es allein dem Adler vergönnt, ruhig und wohlig dahin zu schweben. Dieß kam mir so prachtvoll und majestätisch vor, daß ich meinte, es könne fast nicht sein, daß diese Thiere kein Bewußtsein davon haben, was sie darstellen. Und doch ist seltsamer Weise am Menschen selbst Vieles nur so lang wahrhaft schön und unaffectirt, als er kein Bewußtsein davon hat, so lange es in seiner Unmittelbarkeit nur für Andere, nicht aber für ihn vorhanden ist. — Es schien mir dieses Schweben der Adler weit über den letzten Spitzen der Erde ein eigenthümlicher erhabener Cultus, welchen die Natur Gott darbringt und feiert, — und es schien mir ferner, daß uns Gott in dieser Erscheinung die hohe Idee sichtbar vormale, wie man groß und frei hoch über der Erde schweben könne, ungesehen von Menschen, arm an Genüssen, aber desto sicherer und erhabener. Auch an den öden Bergen bei Smyrna kam mir der Adler vor wie eine übernatürliche Erscheinung am Himmel; sie blitzt in die Seele das Bewußtsein: „Auch Du kannst und sollst ein Adler sein!" —

6. Die ärmliche Kleidung der Frauen.

Das Frauenvolk zu Alexandria scheint hier viel mehr bei Arbeit und Gewerb jeder Art sich zu betheiligen, als im türkischen Asien solches der Fall ist. Ihre Kinder tragen sie auf einer Achsel, so daß das Kind gleichsam darauf reitet und sich am Kopf der Mutter festhält. Solches ist viel weniger beschwerlich und hindert sonstige Thätigkeit nicht. Auch beim weiblichen Geschlecht der niedern Stände besteht die Kleidung in weiter nichts als in einem blauen langen

Hemd. — Es fiel mir bei dem Anblick dieser armen, so gering gekleideten Frauen ein, ob nicht die Heiligste ihres Geschlechtes, Maria, auch so gering und arm ausgesehen habe, als sie nach Aegypten flüchtete. Es ist mir sogar wahrscheinlich und mit ihrer hohen Bestimmung ganz wohl verträglich; denn kein Mensch auf der Welt hat ja größere und wesentlichere Aehnlichkeit mit dem Heiland gehabt, als seine Mutter; er aber ist in Knechtsgestalt der Welt erschienen, deßhalb wird sie vor der Welt auch nur Magdgestalt an sich getragen haben, während sie unter dieser armen Hülle vor dem Auge Gottes eine Blüthenknospe war, welche zur Himmelskönigin sich entfaltet hat. Eine unendliche Verehrung leidet nicht darunter, wenn man sich Maria in der Kleidung einer armen Aegyptierin denkt; hingegen kommt es mir fast wie eine Lästerung vor, wenn man sich Maria in die Hoffart gekleidet denken wollte, womit die sogenannten Damen bei uns sich kleiden. —

7. Die Lerche zu Ramla.

Bald zeigte sich das Gebirg von Juda lang hingestreckt, wie das Gebirg des Rheinthales in Baden oder im Elsaß, aber freilich ganz anders bekleidet. Es war noch ziemlich früh, da wir in Ramla ankamen. Im Voraus angekündigt, wurden wir im Kloster sehr freundlich aufgenommen und bewirthet. Das Kloster selbst ist wieder gleich einem romantischen Kastell sehr mannigfaltig und sturmfest gebaut. Ungemein anziehend war es mir Nachts im Mondschein auf diesen Terrassen, welche das Dach des Klosters bildeten und in verschiedenen Höhen durch Steintreppen miteinander verbunden sind, umherzugehen — dazwischen ragten aus den eingeschlossenen Gärten Palmen und mächtige Weinstöcke in die Höhe. Noch ist mir träumerisch schön im Andenken der Saal, wo wir zu Nacht speisten. Seine Fenster öffneten sich in einen vom Kloster umschlossenen Garten, in dessen hochaufrankenden Reben der Mondschein spielte und spiegelte. Außerdem, daß uns im Kloster reichlich Speise und Trank aufgestellt wurde, gab man uns auch noch für die Reise des andern Tages die nöthige Nahrung und Wein mit, indem es auf dem Weg bis Jerusalem nirgends eine Ankehr giebt.

Den andern Morgen wurden wir bestellter Weise um drei Uhr geweckt und eine Stunde darauf saß Alles zu Pferd. Nachdem wir durch die mannigfachen fensterlosen Gassen ins Freie gekommen waren, brachte es der nächtliche Morgen auf diesem Boden mit sich, daß eine schöne ernste Stimmung über die Seele sich legte. Eine Lerche hatte sich schon vor Tag in die Höhe gehoben und sang ihr unermüdetes Lied.

Soeben hatten wir das Franziskanerkloster verlassen; die Lerche erinnerte mich aufs Neue daran. Die Mönche werden von der Welt oft Müßiggänger gescholten, und die Welt hat insofern Recht, als die Bestimmung der Mönche nicht Industrie und Förderung irdischer Interessen ist, sondern das Lob Gottes und das Seelenheil der Menschen, was bekanntlich bei der Welt nicht viel gilt. Hingegen giebt es auch Leute, welchen die Sache umgekehrt vorkommt, nämlich als seien die meisten Arbeits- und Industriemenschen Müßiggänger, da in ihrem Rennen und Laufen meist nichts ist, was vor dem Heiligen wohlgefällig und für die unsterbliche Seele von Werth ist; wohl aber führen Mönche, welche dem Geist ihres Ordens entsprechen, ein erhabenes, übernatürliches Leben zu Gott und in Gott. Das Huhn scharrt den ganzen Tag auf dem Dunghaufen und verliest das Aufgescharrte, ob nichts Eßbares drin ist; zuweilen legt es auch ein Ei und preist sein Produkt mit großem Gackern übermäßig an, und die Eier sind eine sehr nahrhafte Speise für den Bauch. Die Lerche hingegen hebt sich schon in der Morgennacht in die Höhe und singt ihr Lied, und singt es zu jeder Zeit des Tages; und wenn Abends spät schon die Sterne blinken und Alles schweigt, hört man oft von Ferne eine Lerche am Himmel, die noch nicht genug bekommen hat, den Schöpfer zu preisen. Und der Mensch, der es hört, freut sich, die Lerche weckt ihm Andacht in der Seele, sie ist selbst ein lebendiges unaufhörliches Rufen: „Sursum corda!" — In ähnlicher Weise hält der Franziskaner in nächtlicher Frühe schon, zu verschiedenen Zeiten des Tages und wieder am späten Abend seinen Psalmengesang und bringt Gott sein Lob dar. Wenn der Stifter des Ordens, der heilige Franz von Assisi, eine ganz besondere Liebe zu den Lerchen trug und sagte, er würde verbieten, wenn er Fürst wäre, je eine Lerche zu tödten, so mochte die Ahnung aus ihm gesprochen haben, wie die Lerche selbst sein und seiner Brüder Naturbild sei. In einer gewissen Gegend Deutschlands aber, wo alle Klöster längst vertilgt sind, da liebt man auch die Lerchen sehr; man fängt sie nämlich und verspeist sie zum Sauerkraut! —

8. Eine Hochzeit zu Nazareth.

Es war auch eine Hochzeit, während wir in Nazareth waren; mir kam jedoch nichts davon zu Gesicht, als eine Wiege, welche ein Reiter höchst vorsorglich auf dem Pferd hatte und damit durch den Ort triumphirte. Die Mädchen heirathen schon mit zwölf bis dreizehn Jahren, und es bleibt bei der geringen Bevölkerung fast niemals eine ledig. Das Ledigbleiben ist so unlieb, daß zu Nazareth eine katholische Mutter, deren Sohn geistlich wurde, ihn beweinte, wie

wenn er gestorben wäre, lediglich deßhalb, weil er wegen des Cölibates keine Nachkommenschaft haben werde. Bei uns wird ein junger Mann, der geistlich wird, zuweilen auch von der Welt bedauert, aber nicht sowohl der Nachkommenschaft wegen, als vielmehr der Eheseligkeit und des vorausgehenden Liebefrühlings wegen, worauf er Verzicht leiste. So meint die Welt. In Wahrheit giebt es aber schon in diesem Leben keinen glücklichern Menschen, als den katholischen Geistlichen, **wenn** er wahrhaft von Gottes- und Nächstenliebe durchdrungen ist. Sein Leben ist das edelste Künstlerleben; der Stoff, in welchem er arbeitet, sind unsterbliche Seelen — das Ideal, das er darin ausprägt, ist Jesus Christus — und das Genie, welches ihn selbst begeistert, ist der heilige Geist — und seine Kunstwerke sollen einmal aufgestellt werden vor Gottes Thron ihm zum ewigen Ruhm. Frei von den mannigfaltigen Erbärmlichkeiten, womit das Eheleben den Mann oft quält und herabdrückt, hat der Seelsorger seine Familie an der Gemeinde. Er entbehrt aber auch das Edlere in der Ehe, eine reine Liebe nicht; im Gegentheil, außer einem Fürst vermag sich nicht wohl ein Mensch auf Erden die innigste Liebe so vieler Herzen zu gewinnen, als in einer Dorfgemeinde der rechte Geistliche. Und wenn er z. B. eine Kinderschaar in langem Unterricht und religiösen Uebungen allmälig für den Tisch des Herrn vorbereitet hat, und sie nun zum ersten Mal so rein und heilig hinzutreten: so ist die Vaterliebe, die er empfindet, eine edlere und berechtigtere, als die der leiblichen Eltern; denn er ist der Vater ihrer Seelen geworden, insofern die höhere Wiedergeburt derselben durch ihn zu Stand gekommen ist. Wer so als Künstler des höchsten Ranges wirkt, dem wäre die Ehe ein Bleigewicht und ein Hemmniß, wie es selbst weltliche Künstler und Männer der Wissenschaft oder der That von vorragender Begabung gewöhnlich fühlen. —

9. Wider das Beneiden meiner Wallfahrt.

Manche frömmeren Leser werden mich gleichsam beneiden um das Glück, die heiligen Stätten gesehen zu haben, und würden gern die Entbehrungen und Beschwerlichkeiten auf sich nehmen, welche eine solche Reise mit sich führt. Allein je weiter Du durch den Glauben in die unsichtbare Welt eingedrungen bist, desto mehr wirst du es erkennen und erfühlen: daß im Grund genommen eine Wallfahrt zu dem lebendigen Christus im heiligen Abendmahl schöner und noch werthvoller ist, als eine Pilgerreise zu seinem steinernen Grab in Jerusalem, während die Beschwerlichkeiten einer sorgfältigen treuen Vorbereitung dazu viel geringer sind.

Allerdings schließt Eines das Andere nicht aus, man kann auch

am Fuß von Golgatha kommuniziren, und gewiß findet die Andacht eine hohe Steigerung, so sehr als nur je eine äußere Umgebung auf Andacht wirken kann, durch den Gedanken: ich kniee an der Stätte, wo mein Erlöser für mich geblutet hat. Dennoch habe ich selbst in der Heimat Gegenden gefunden, welche — den Eindruck der ersten Tage abgerechnet — so tief und innig zur Andacht und frommen Melancholie stimmen, als es nur das heilige Land vermag. Wenn unten im Rheinthal über das Land hin grauer Herbstnebel liegt, so steig' hinauf zu den weiten Höhen des Schwarzwaldes. Da ist um diese Zeit unbeschreiblich holder Sonnenschein, daß man in der milden Luft seinen Leib gleichsam nicht mehr inne wird. Den Horizont des bleichen wolkenlosen Himmelblau rändet zackig das dunkle Grün der Tannen, und vom Wald zum Auge ziehen sich die hellen baumlosen Wiesen. Der zeitweise Klang von der Glocke einer weidenden Kuh, die Grille am nahen Rain, das Rauschen des aus dem Wald in die Matte abstürzenden Bergbächleins ist Alles, was du hörst. Sonst ist es ganz still und kirchhofruhig. Da kommt es über einen, wie wenn der Leib auch schon auf dem Kirchhof ruhete und über seinem Grab die Seele, los vom Getös und Leid der Erde, noch betrachtend weilte. Und nirgends brauchst du weit zu gehen, so siehst du einen Setzling von Golgatha, ein hohes, rothes Kreuz im grünen Feld, oft mit Leidenswerkzeugen geschmückt, oft mit einer Kniebank davor. Dort mag Mancher so nah zum Herzen Jesu in Andacht aufsteigen, als in Jerusalem. Gleicht hier an der Brandstätte des Leidens Christi die Andacht der heftig auflodernden Flamme, so glüht sie wie Kohlenfeuer ruhig und stetig in der Kapelle oder am Kreuz droben auf den einsamen Höhen und armen Halden des Schwarzwaldes. —

251—253. Spätere Fragen nach den Rosen.

(Nach dem Schwedischen von Anton von Etzel.)

1. Hoch oben im Norden, wo die Sonne in den lichten Sommernächten es ganz vergißt, zur Ruhe zu gehen, wohnte auf einem steilen Berge ein hochbetagter Greis. Er hatte einen langen Bart und silberweißes Haar, aber hellglänzende Augen. Die ganze Gegend kannte und liebte ihn, und die ältesten Leute entsannen sich, daß sie ihn in ihrer Kindheit schon ganz so, wie er jetzt aussah, erblickt hatten. Es war etwas Wundersames mit ihm, das stand in der Meinung Aller fest.

Rings um seine Hütte blühten Gewächse, wie sie sonst nirgends in dieser Gegend gesehen wurden, und Viele nannten ihn deßhalb

den „alten Krautgärtner.“ Er machte oft weite Reisen, kam aber immer wieder zurück, und dann blühte in der ganzen Gegend Alles schöner auf.

„Es sollte mich wundern,“ sagte ein Jüngling gedankenvoll, „wenn er nicht ein heiliger Krautgärtner wäre, den Gott abgesendet hat, um nachzusehen, wo die Blumen auf der Erde wachsen, die ins Paradies versetzt werden sollen!“

Der Alte schien übrigens fast nichts zu besitzen, und blieb dennoch der Wohlthäter der ganzen Gegend. Er war der Arzt der Kranken, spielte die Geige zum Tanze der jungen Leute und erzählte den Kindern gemüthliche Legenden. —

2. So kam einmal der Sanct Johannis-Tag heran. Die Leute stiegen auf den Berg, um Gott den Allmächtigen im güldenen Sonnenaufgange zu bewundern. Der Greis hatte viele Besucher. Er stand außen vor seiner Hütte wie verklärt, denn er betete, umflossen von dem herrlichsten Sonnenstrahl.

Ein Fremdling nahte sich ihm und fragte ihn traulich: „Wohnest du hier oben, alter Vater?“ und bald waren sie miteinander in ein Gespräch gerathen.

Aber die Kinder aus den umliegenden Dörfern drängten sich um den Greis und wollten mit ihm reden. Er ließ sie auf das Rennthier-Moos sich niederlassen und sah sie Alle freundlich an und segnete sie.

„Was machen denn deine blauen Blümchen?“ fragte er mit einem Mal ein Mädchen mit Namen Anna. Sie erröthete und schlug die Augen nieder. „„Sie haben sich geschlossen und lassen ihre Blätter hängen!““ erwiederte sie erbleichend; „„doch erhoben sich ein Paar schon wieder und begannen sich soeben, da ich fortging, zu öffnen.““ Und der Greis sagte: „Erzähle mir doch die Ursache hiervon!“ Da entgegnete Anna: „„Du weißt, Vater! daß die wunderbaren Blumen, die ich von dir erhalten, sich nicht wie andere Blümchen schließen, wenn die irdische Sonne untergeht, und auch dann nicht, wenn das Wetter rauh und schlecht ist; sondern nur dann, wenn die Sonne der heiligen Liebe durch Unarten beschattet wird. — Nun war ich unfreundlich gegen meinen Bruder; wir hatten uns gezankt und es herrschte nicht mehr das frühere Wohlwollen zwischen uns. Da bemerkte ich, daß sich gleichsam ein Reif auf die Blätter der blauen Blümchen gelegt hat. — Und erst heute Morgen warf ich heftig meiner Mutter vor, daß sie das Sträußchen, welches mir Erik gebracht, als ich gerade vom Hause abwesend war, nicht ins Wasser gestellt hatte, denn nun gerieth es schon ins Welken. Meine Mutter wurde sehr betrübt über mich; ich ging zu dem

Fenster, und ach! alle blaue Blümchen hatten sich geschlossen; als ich jedoch anfing zu weinen und mein unartiges Thun herzlich bereute, öffneten sie sich langsam wieder!"" Der Greis bemerkte: „Die Wurzel ist frisch und gesund; aber achte auf die kleinen zartfühlenden Blättchen, sie vertragen nicht viel; welken sie einmal ernstlich, so dringt dieß Welken bis in die Wurzel hinab, so daß auch diese zuletzt gänzlich abstirbt. Dann sind die Blumen dahin, und auch ihr lichter Farbenschein und ihr süßer Himmelsduft!" — —

Der Alte bemerkte nun, daß unter den Kindern die kleine Eva verweinte Augen hatte und kleinmüthig war. „Was betrübt dich, mein Kind?" fragte er. „„Ach!"" antwortete die Kleine, und fing wieder an zu schluchzen, „„ich hatte außen vor unserm Fenster ein kleines Gehege, daran blühten die Winden so schön roth, weiß und blau. Fast sind sie alle todt. Unsere Dienstmagd Lise goß ein Gefäß mit heißem Wasser darüber aus. Ich würde nicht weinen, wenn ich wüßte, daß sie zu dem lieben Gott in den Himmel kämen."" Der Greis sagte: „Hör' einmal, Kleine! die Blumen haben auch ihren Himmel. Weißt du, wo der ist!" Eva erwiederte: „„Nein!"" Und der Greis fuhr fort: „Nun, so höre! die Seelen der Vergißmeinnicht kommen in die klaren Aeugelein frommer Kinder, die der Lilien wohnen auf deren Stirnen, und die der Rosen schweben auf ihren Wangen." Eva entgegnete: „„So ist's?"" Und der Greis versetzte: „Ja, so ist's! Wenn die frommen Kinder sterben und Engel werden, dann folgen die kleinen Blumenseelen ihnen nach ins Paradies." — —

Der Greis stand auf, und während ein eigenes Lächeln um seine Lippen spielte, begann er: „Ihr sehet jetzt Alle so frisch und glücklich aus; wie mag es wohl mit euch in vierzig Jahren aussehen? Wenn eine so lange Zeit vorüber sein wird, will ich euch wieder besuchen und euch fragen, wohin die R o s e n eurer W a n g e n geflohen sind? Ich weiß wohl, daß die Jahre gerade die R o s e n rauben; aber viel kommt dabei auf euch selbst an, daß eure Rosen nicht durch ekle, gottverfluchte Leidenschaften, sondern durch treue Pflichterfüllung verblassen. D i e in der treuen Pflichterfüllung verblaßten Rosen sind's aber, die dann um so herrlicher in dem Himmel bei Gott aufblühen und in alle Ewigkeit frischblühend bleiben werden!"

Die Kinder und Landleute reichten dem Alten zum Abschiede die Hand, und der Fremde gab ihm auch einen treufesten Handschlag. —

3. Viele, viele Jahre vergingen, und wieder einmal war der Sanct Johannis-Tag herangekommen.

Der A l t e v o m B e r g e ging nach der Stadt und schritt auf ein großes steinernes Haus zu und die Treppen hinauf. Hier klopfte

er an eine Thür; sie wurde ihm geöffnet. Dort saß der Fremdling bei seiner Lampe, über ein Buch geneigt. Er war bleich, seine Stirne gefurcht und das Haar ergraut, aber in seinen Augen glänzten klare Strahlen und die Schleier der Seele schienen durchsichtiger geworden zu sein. „Erinnerst du dich wohl unseres Gesprächs auf dem Berge? Wo sind die Rosen deiner Wangen geblieben?“ Der Gelehrte antwortete, indem er das Buch öffnete: „„Hier liegen sie. Hier habe ich die Blüthen meiner Freuden und die Frucht meiner Erfahrung niedergelegt. Möchten die Menschen sie doch benutzen!““ — Der Greis lächelte und reichte ihm wohlwollend seine Hand. —

Der Alte wanderte weiter. In einem kleinen lieblichen Häuschen auf dem Lande saß eine glückliche Hausfrau. Die Jahre hatten schon einige Silberstreifen durch ihr schwarzes Haar gezogen und die Rosen ihrer Wangen abgebleicht. Der Wanderer klopfte leise ans Fenster, und es ward ihm alsbald Einlaß gewährt. „Gottes Frieden!“ grüßte er. „Meinem Versprechen gemäß komme ich und frage: Wo sind die Rosen deiner Wangen?“ Anna erwähnte nicht all' die Mühen und Nachtwachen, die das Familien-Leben seither von ihr gefordert; vielmehr fröhlichen Sinnes zeigte sie, die fromme Mutter, auf den Kreis ihrer Kinder umher, für deren Wohl die heilige Muttersorge viele, ja sehr viele Opfer zu bringen hat. — „Ich bin zufrieden!“ sagte der Greis und ging. —

Eine andere Thür wurde erschlossen. Dort saß eine einsame, bleiche, verdorrte Gestalt. Sie schrack zusammen und sah voller Mißtrauen in die Höhe. „Wo sind die Rosen deiner Wangen?“ fragte der Greis in feierlichem Tone. Ein Schauer überflog den Mann. „„Die Jahre haben sie mir genommen!““ flüsterte er. „Nein! du hast sie einem verächtlichen Abgott geopfert, deinem goldenen Kalbe!“ sagte der Greis streng verweisend; das kalte Gold hat sie zerstört, und du sitzest hier einsam und unglücklich! Bessere dich! Vielleicht erstehen sie dann aufs Neue wieder!“ — Er ging, und der Geizige verschloß vorsichtig die Thür hinter ihm zu, konnte aber dennoch die Nacht über nicht schlafen. —

Er klopfte an eine andere Thüre. Dort saß eine Dame vor ihrer Toilette; sie war zu einem Feste gekleidet und hatte auf das Sorgfältigste alles Das aufgesucht, was ihre Schönheit hätte erhöhen können; aber sie war verblichen. „Wo sind die Rosen deiner Wangen?“ forschte der Alte. „„Man behauptet, daß ich sie noch besitze!““ zürnte sie und erbleichte vor Aerger über seine Unhöflichkeit. „Du hast sie der Eitelkeit geopfert und ihre verwelkten Blätter auf dem Boden der Ballsäle zerstreut! Du hast kein edles Samenkorn aus ihnen gewonnen; nicht einmal der süße Duft der Erinnerung ist dir

übrig geblieben, denn deine Freuden waren schnöd' und öd' in Weltsucht! Die Schminke betrügt mich nicht; betrüge du nur dich selbst nicht! Denk' an Heiliges und suche fortan nur Himmlisches! — Bessere dich!" —

Eines anderen Hauses Thüre stand offen. Lautes Lachen erscholl aus derselben. Der Alte sah hinein. Ein wohlgenährter Mann mit hochroth flammendem Antlitz saß hinter einem Becher und sang und jubelte. „Wo sind die Rosen deiner Wangen?" tönte es von außen her. „„Sie sind zu Päonien geworden!"" antwortete wild lachend der Trunkenbold. „„Die Rosen waren zu bleich und taugten nicht, darum hab' ich sie in dem Wein ertränkt!"" — Der Alte zog still betrübt von dannen. —

Aus einem andern Hause winkte ihm ein freundlicher Lichtschein einladend entgegen. Der Alte trat ein. Dort saß eine kleine, aber ausgesuchte Gesellschaft, aus jüngeren und älteren Personen bestehend. Im bunten Kranze reihte sie sich um eine edle Frau. Sie las den Freunden umher die Aufzeichnungen ihrer Erinnerungen vor; darin lagen die Rosen ihrer fromm verlebten und durch allerlei Heimsuchungen schwer geprüften Jugend; ihr süßer Duft schien sich aber noch fühlbar über den ganzen Kreis der Zuhörer zu verbreiten, denn in Aller Augen glänzten heilige Thränen. — Der Alte nickte, anerkennend das Gehörte, still vor sich hin und trug von dannen den Wanderstab. —

Er kam zu der Hütte eines Arbeiters. Dieser lag schon in tiefem Schlaf. Seine Rosen hatte er von den Wangen mit dem Schweiß seines Tagewerks und unter Gebeten und vielfachen Entbehrungen in die Furchen der Erde gestreut, und sie hatten Aehren mit reichlichstem Fruchtsegen für seine Kinder getragen. Ein lieblicher Traum, durch den lichte Engel mit goldenen Fruchtgarben schwebten, erquickte seinen Schlaf und segnete ihn mit Ruh' und Frieden. —

Der Alte ging vorüber und kam zuletzt zu einem Trauerhause. In dem sehr geschmückten und erleuchteten Raume lag ein Todter in seinem Sarge. Es war ein ehrwürdiges Antlitz, verklärt von einem friedlichen Lächeln. Ein Crucifix trug er in den Händen. Blumen umkränzten es. Die Blumen und der Sarg waren mit Thränen befeuchtet. „Wo sind die Rosen deiner Wangen?" fragte der alte Gärtner mit weicher Stimme. Ein schwarzgekleidetes Mädchen, das dort kniete, antwortete gar milden Tones: „„Hienieden erblühten sie frisch auf den sonst bleichen Wangen der vielen Armen, die der Abgeschiedene väterlich um Jesu Willen unterstützte und erquickte, und ihm selbst blühen sie noch herrlicher im Himmel auf, wohin sie gewiß sein heiliger Schutzengel verpflanzt hat!"" —

Der Alte beugte tief sein graues Haupt und ging langsam zurück nach seiner Heimath auf dem Berge. Dort stand ein schlichtes Christusbild. Die Dornenkrone des Herrn sproßte in den frischesten und anmuthigsten und süßduftigsten Rosen! Es sind dieß aber die kostbarsten Rosen des Heils und der Gnade! — Der Alte pflückte sich davon einen vollen Strauß und drückte ihn selig an seine Brust. —

254. Byzanz.

(Aus: Die Väter der Wüste von Ida Gräfin Hahn-Hahn.)

Fährt man aus dem unruhigen, stürmischen schwarzen Meer in den Bosporus ein, der sich mit sieben Windungen zwischen den Küsten Europas und Asiens in die Propontis (Marmora-Meer) hinein schlängelt: so blättern sich Bilder eines Zauberspiegels auf, die immer schöner und schöner werden bis zu dem Punkt, wo der Bosporus in die Propontis mündet und wo das uralte Byzanz, wie eine Königin zweier Welttheile, auf ihren sieben Hügeln thront. Die Stadt bildet ein Dreieck, dessen eine Seite die Wellen der Propontis bespülen; die zweite wird von dem Goldenen Horn begrenzt, dem Hafen, welchen ein tiefer Arm des Bosporus bildet; und die dritte Seite ist dem Lande zugewendet; da geht es durch das Hügelland von Thracien dem Balkangebirge zu. Auf dieser Seite lag das goldene Thor, durch welches Kaiser Constantin und seine Nachfolger ihre Triumpheinzüge hielten. Aber Byzanz sank und sank, und schon Jahrhunderte, bevor der Türke es in Stambul verwandelte, war das goldene Thor zugemauert, aus Furcht, die Völker des Westens, die Lateiner, könnten triumphirend durch dasselbe einziehen. Auf der äußersten Landspitze seewärts, wo das Goldene Horn, der Bosporus und die Propontis zusammenfließen, erhob sich der Palast Kaiser Constantin's, ein riesenhafter Prachtbau, mit unzähligen Gemächern, Sälen, Hallen, Säulengängen, Vorhöfen, Bädern und Gärten, der sechstausend Bewohner fassen konnte, mit Mauern, Thürmen und Thoren umgeben war und in der großen Stadt eine kleine bildete. Jetzt heißt dieser wunderbar schöne Punkt, der wie eine gigantische Isola bella aus den blauen Meereswellen auftaucht, „Spitze des Serails," und trägt den Palast des türkischen Großherrn, nachdem er den des ersten christlichen Kaisers getragen. In seiner Agglomeration von Gärten, Terrassen, Pavillons, Thürmen, Kuppeln und Minarets, mit seinem hellen Baustein, den der Sonnenstrahl zu einem lichten Weiß anglänzt, mit seiner ganzen phantastischen Architektur, die durchwebt, bekränzt und umschattet von der Laubesfülle kräftiger Platanen und dem dunkeln Gezweig majestätischer Cypressen ist, sieht

er eigentlich aus wie die Residenz eines Geisterkönigs oder wie die funkelnde Krone, die der Bosporus, die schillernde Zauberschlange, auf dem Haupte trägt, nach jenen Mährchen, wo Schlangen nicht giftig, sondern glückbringend und Boten von guten Feen sind. Die ganze europäische Küste des Bosporus, mit ihren mehr und minder tiefen oder flachen Buchten, hügelt sich unmittelbar vom Ufer auf, und über diese Hügel wälzt sich in grünen Kaskaden eine unbeschreibliche Fülle der Bebaumung. Eichen, Platanen, Nußbäume, Cypressen, Kastanien, Ahorn steigen von den Abhängen auf Wiesen herab, die das Ufer besäumen, oder tauchen ihre Zweige unmittelbar in die Wellen ein. Die asiatische Küste ist nicht überall so üppig, sondern theilweise von kahler Bergesöde; aber dafür hat sie einen andern Juwel: den Bithynischen Olymp, dessen Schneegipfel im Glanz der Abendsonne wie eine feurige Rose des Ostens herüber glüht.

Ueber dem Gewirr der Paläste, Häuser und Thürme erhob sich in Byzanz die riesige Kuppel des Prachtbaues, den Constantin zu Ehren der göttlichen, menschgewordenen Weisheit errichtete: den Dom der Sta. Sophia; dieß wunderbare Gebäude, in welchem noch jetzt das christliche Dogma mit der grandiosen inbrünstigen Mystik der uralten Zeiten, mit der flammenden Glaubensgluth der Kirchenväter durchwebt und durchweht, ganz unverkennbar ist. Es war ein verschwenderischer Reichthum über sie ausgegossen, den später Kaiser Justinian noch erhöhete, als der Bau durch Erdbeben gelitten hatte und erneuert werden mußte. Die Sage spricht, daß damals zwischen jeden zehnten Stein eine heilige Reliquie eingemauert wurde. Die Thüren waren von Cedernholz, mit Elfenbein und Bernstein eingelegt; die Wände: heilige Bilder und Geschichten in Mosaikarbeit ausgeführt und in Marmor eingelassen. Der Marmorfußboden glänzte spiegelhell. Säulen von Porphyr, Alabaster, Verde antico und Granit bildeten Gallerien über den Seitenschiffen. Nachenförmige silberne Lampen schwebten mit dem ewigen Licht unter diesen Hallen. Silberne Bäume, deren Blüthen Flammen waren, erhoben sich aus dem Marmorfußboden. Ueber dem Ambo ruhte ein Dach mit goldenem Kreuz, hundert Pfund schwer und mit Diamanten und Perlen besetzt. Aus dem Gegitter, welches den Chor abschloß, stiegen zwölf mit Silber überzogene Säulen auf und zwischen ihnen die Bilder des Erlösers, seiner heiligsten Mutter, vier Propheten und vier Evangelisten von Silber. Im Chor befand sich der Altar auf goldenem Gestell, und die Platte war eine Masse von zerstoßenen Edelsteinen und Perlen mit Gold zusammengeschmolzen. Der Bischofstuhl war mit vergoldetem Silber überzogen und den silbernen Thronhimmel umgaben goldene

Lilien. Die Schatzkammer bewahrte unermeßliche Reichthümer; 6000 Leuchter aus reinem Golde; sieben goldene Kreuze, jedes von hundert Pfund Gewicht; 42,000 mit Perlen und Juwelen gestickte Kelchtücher; 24 Evangelienbücher mit Goldbeschlag, von denen jedes zwei Centner wog; Kelche, Rauchfässer, Kannen gar nicht zu zählen an Menge, gar nicht zu beschreiben an Kostbarkeit. 950 Geistliche versahen den Dienst in diesem Gotteshause. So war die Sta. Sophia, der Stolz der Kaiser und der Jahrhunderte, die Freude der Gläubigen, die Kleinodiensammlung der Kunst, der Schmuckkasten von Byzanz, bis, am 29. Mai des Jahres 1453 Sultan Muhamed II. zu Pferd in sie hineinritt und vor dem Altar mit Donnerstimme rief: „Es ist kein anderer Gott als Gott, und Muhamed ist sein Prophet.“ Da mußte die göttliche Weisheit vor dem menschlichen Irrwahne weichen, das Lamm Gottes vor dem Kismeth (Fatum) des Islams verschwinden. Da wurde das heilige Kreuzzeichen überall ausgekratzt, aber hie und da eins vergessen; da wurden die Mosaikbilder der Wände und Kuppel mit weißem Kalk übertüncht, der grell und roh absticht gegen die Marmortafeln, welche ihre Rahmen bildeten. Aber es existirt bis zu dieser Stunde bei den Christen und Muhamedanern eine kleine Legende, welche den Glauben ausspricht, daß hier nicht immer der Islam herrschen werde. Sie erzählt: „Als der Türk Constantinopel einnahm, las ein frommer Priester Messe in der Aja Sophia *). Im Augenblick der Wandlung drang die Schreckensbotschaft in die Kirche und der Priester betete mit heißer Inbrunst, Gott möge den heiligen Leib des Herrn vor Entweihung schützen. Siehe! da umschloß plötzlich die Wand Hostie und Priester; und an dem Tage werden Beide unversehrt aus ihr hervortreten, da Constantinopel von den Christen wieder eingenommen wird.“

In der Kirche der zwölf Apostel bereitete sich Constantin sein Grab. Auch sie war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, und das Haupt des heil. Andreas wurde in ihr verehrt. Die Standbilder der zwölf Apostel in Porphyr schmückten sie und zu deren Füßen wollte Constantin begraben sein, um seine Ehrfurcht vor ihrer Heiligkeit und sein Vertrauen auf ihre Fürbitte recht an den Tag zu legen.

Die profanen Gebäude der Stadt waren in demselben überreichen kaiserlichen Geschmack: Marmor, Porphyr, Bronce, wohin das Auge blickte. Den Marmor lieferten die Brüche der nahen Insel Proconnesus in der Propontis, welche dieser ihren zweiten Namen, das

*) Aja, vom griechischen agia, die heilige. Die Griechen nennen die seligste Jungfrau Maria „die Panagia,“ die allheilige.

Marmora-Meer, gaben; Porphyr, Alabaster und Granit kamen aus Aegypten und dem Orient; das Bauholz aus den ungeheuern Wäldern am Bosporus und vom Taurus in Bithynien. Auch in dieser Beziehung war die Lage von Byzanz äußerst günstig. Das Forum Constantin's, mit Hallen und Gerichtssälen umgeben, zwischen denen Bildsäulen von Porphyr aufstiegen, hatte, wie Trajan's Forum in Rom, als Mittelpunkt auch eine Säule, 87 Fuß hoch, von Porphyr mit vergoldeten Lorbeerkränzen um ihre Fugen, die Constantin's Standbild trug. Sie ist jetzt ein von Feuersbrünsten zerstörter und verkalkter Stumpf, dessen Trümmer durch eiserne Reife kaum noch zusammengehalten werden, und den man den Reisenden unter dem Namen der „verbrannten Säule" zeigt. In dem großen Circus, wo die Wagenrennen stattfanden, sammelte Constantin die berühmtesten Kunstschätze aus den Tempeln und von den öffentlichen Plätzen der glänzendsten Städte seines Reiches. Die vier Pferde von Bronce, Werk des Lysippus, die jetzt über dem Portal der St. Marcus-Kirche zu Venedig stehen und die einst den Hafen von Athen schmückten, waren eine Hauptzierde des Circus. Rom allein hatte ihm sechzig der schönsten Bildsäulen abgeben müssen; Aegypten einen seiner herrlichsten Obelisken, aus rosenfarbenem Granit, 60 Fuß hoch in einem Stück; Delphi das Denkmal des Sieges bei Platäa: drei ineinander gewundene Schlangen, deren Häupter den berühmten delphischen Dreifuß trugen. Mit einem Wort: Reichthum, Kunst und Herrlichkeit der ganzen Welt waren Byzanz tributpflichtig geworden, und wie für den Glanz und Schmuck der Stadt, sorgte Constantin und seine Nachfolger für ihr Wohlbehagen. Ungeheure Speicher errichtete er, in welchen das Getreide Aegyptens niedergelegt und dann dem Volk umsonst ausgetheilt wurde; große Aquaducte, die das Wasser aus den Bergen Thraciens herbeiführten; zahlreiche und geschmackvolle Brunnen, die das Wasser durch die ganze Stadt verbreiteten; zahlreiche Badeanstalten, mit verschwenderischem Luxus ausgestattet und Allen zugänglich. Kurz, es kam aus dem Heidenthum und mit allen diesen Tributen Roms, Griechenlands und Asiens ein gewisses üppiges Element in das christliche Byzanz hinein, welches dem Christenthum um so gefährlicher, als es ihm neuer war. Bis jetzt hatte man ihm kaum Fristung des Lebens gegönnt, und nun wurde es mitten in alle Genüsse des Lebens versetzt und zugleich in die volle Sicherheit, sich derselben erfreuen zu dürfen. Aber mit Sammet-Teppichen ist „der schmale Weg, der zum ewigen Leben führt," nicht belegt, und die große Masse fand es doch ungleich behaglicher, auf Sammet-Teppichen einherzugehen! Dennoch waren unter dieser Masse immer auch fromme, heilige Seelen, große Seelen von erhabenem Geiste,

welche nicht geblendet wurden von den irdischen Gütern, nicht gefesselt vom irdischen Glück, und sogar zwischen den im Purpur Geborenen entwickelten sich Lieblinge Gottes, Heilige. Denn wenn sich schon in jeder Menschenbrust das Reich des Lichtes und der Finsterniß begegnen, um wie viel weniger werden sie im großen und allgemeinen Treiben der Welt äußerlich mit scharfer Linie abzugrenzen sein. Die Lebensfaden kreuzen und berühren sich und mit einem goldenen kann ein schwarzer verwebt sein.

So war denn die Weissagung erfüllt, welche Isais 49, 22 und 23. über Jerusalem, dem Vorbild der christlichen Kirche, verkündigt: „So spricht Gott der Herr: Siehe, ich erhebe meine Hand den Heiden zu! Den Völkern zu errichte ich mein Panier, und sie werden in den Armen deine Söhne bringen und auf den Schultern deine Töchter tragen! Könige werden deine Ernährer und Königinnen deine Säugammen sein, werden mit zur Erde gesenktem Antlitz vor dir anbeten und küssen den Staub deiner Füße!" —

255. Der St. Rembertus-Hügel.

Als die Normannen auf ihren Raubzügen auch in Friesland einfielen und gegen Norwiede (jetzt Norden genannt) vorrückten, um dasselbe zu plündern und zu zerstören, beredete der Bischof von Bremen, St. Rembertus (865—888), welcher sich gerade in jener Gegend befand, die Friesen, dem gefürchteten Feinde kühnlich entgegen zu gehen. Durch seine Aufforderung ermuthigt, fielen die Christen über die gelandeten Raubschaaren her und machten zehntausend dreihundert und sieben und siebzig Normannen nieder. Auch von den Uebrigen, welche ihr Heil in der Flucht suchten, kamen noch viele um beim Uebergang über die Flüsse.

Dieß, durch Rembert bewirkte Wunder blieb noch nach Jahrhunderten bei den Friesen in gutem Andenken; **der** Hügel, auf welchem der Heilige während der Schlacht im Gebet stand, ist mit ewig grünendem Rasen bekleidet, und auf einem Steine sind besondere Zeichen eingehauen, um die Geschichte zu verewigen. —

256. Der Nonnenfels.

(Aus: Das Haardtgebirge von F. K. Bruckner.)

Von Dürkheim bis Frankenstein zieht sich ein liebliches Thal hin in einer Länge von vier Stunden. Hinter dem Dorfe Hartenburg nimmt die Gegend einen ernsteren, mitunter wilden Charakter an. Schön bewaldete, ziemlich hohe Berge, mit hier und da zu Tage liegenden grotesken Felsmassen, stehen zu beiden Seiten

der Landstraße, welche sich mit der Isenach durch das enge Thal und seinen üppigen Wiesengrund windet. Unweit Hartenburg, am Eingange des ersten, zur Rechten sich öffnenden Seiten-Thälchens, erhebt sich auf einer Anhöhe der „Nonnenfels," dessen Namen die Sage folgendermaßen erklärt:

Einer der Grafen von Hartenburg, ein rauher und wilder Mann, besaß eine Tochter Adelinde, ein Vorbild echter Frömmigkeit, zarter Weiblichkeit und edlen Sinnes. Sie wählte sich einen gottesfürchtigen Jüngling, der als Knappe bei ihrem Vater diente, nach langer Berathung, die sie mit Gott im heißesten Gebete gepflogen, zu ihrem Bräutigam. Kaum aber hatte die Tochter den reinen Wunsch ihres Herzens ihrem Vater demüthig und vertrauensvoll mitgetheilt, als er auch augenblicklich von solcher Wuth gegen den Knappen entbrannte, daß dieser dem sichern Tod nur durch eiligste Flucht aus der Burg entrinnen konnte. Adelinde mußte nun die ganze Härte des Vaters ertragen, und endlich sollte sie sich, gegen ihren Willen, mit einem Ebenbürtigen seiner Wahl ehelich verbinden. Um diesem Geschicke zu entgehen, wählte sie die verschwiegenen Mauern eines Klosters zu ihrem schützenden Aufenthalt, und zwar um so lieber, da sie die Trauerbotschaft erhalten, daß Ruprecht, der fromme Bräutigam ihrer Wahl vor Gott, im Morgenland den Tod im heiligen Kriege gefunden habe. In dieser stillen Einsamkeit weinte sie ihren Schmerz aus und theilte ihre Zeit zwischen Gebet, Wohlthun und Pflege der Kranken. — Doch ihre theure Heimath konnte sie nicht vergessen, und begleitet von einer treuen Freundin, die, gleich ihr, in dem Kloster als eine Laien-Schwester gelebt, kehrte sie in das Thal zurück, wo sie ihre glückliche Jugendzeit verlebt hatte. Hartenburg gegenüber errichtete sie auf dem genannten Felsen ihr bescheidenes Hüttchen, und bald verbreitete sich der Ruf der hilfreichen, heilkundigen Nonne in der ganzen Umgegend; nur der immer noch sehr rauhe Graf beachtete sie nicht. Da vernimmt sie plötzlich, daß ihr Vater auf der Jagd eine schwere Wunde erhalten habe, und daß alle Mittel, seine Schmerzen zu lindern und seine Wunden zu heilen, vergeblich seien. Dem Drange des edlen Herzens folgend, besteigt sie die Stammburg ihres Geschlechts und rettet, nachdem sie im heißesten Gebet ihre Zuflucht zu Gott genommen, das Leben des Vaters, der sie darauf erkennt, die ganze Größe seines Unrechts bereut und ein neues, besseres, gottgefälliges Leben beginnt. Er suchte durch alle möglichen Bitten seine fromme und schwergeprüfte Tochter Adelinde zur Rückkehr nach Hartenburg zu bewegen; doch — sie blieb auf ihrem Felsen und widmete auch den Rest ihres Lebens dem Gebet, der Abtödtung, dem Wohlthun und dem Beglücken ihrer

Mitmenschen. — Noch zeigt man den Altar, an dem sie ihre Andacht zu verrichten pflegte, und die Vertiefungen, in denen die Thüre ihrer dürftigen Hütte befestigt war. — Die Dankbarkeit der von ihr erquickten und gesegneten Thalbewohner nannte sie geradezu den „Engel vom Felsen." —

257. Der Königsstuhl bei Erbenheim.

(Aus: Geschichte der Grafen von Nassau, von Dr. J. H. Hennes.)

Heinrich der Löwe war gebändigt, Deutschland beruhigt, mit den Lombarden der Friede von Constanz geschlossen, und nun endlich hätte der Kaiser Friedrich Barbarossa, nachdem er dreißig Jahre lang in Stürmen umhergeworfen worden, strahlend in seinem höchsten Glanze, die Waffen niederlegen können; allein der damals schon vier und sechzigjährige Kaiser wollte sie noch einmal bei einem öffentlichen Waffentanz führen und versammelte daher in den schönen Pfingsttagen des Jahres 1184 zu Mainz an den blühenden Gestaden des Rheins die Fürsten und Ritter zu einem glänzenden Feste. *)

Der Stadt gegenüber, die, verwüstet, keinen Raum für die zahllosen Gäste hatte, in dem Winkel, welchen Rhein und Main durch ihren Zusammenfluß bilden, hatte Friedrich Zelte aufschlagen lassen, daß sie den Anblick einer zweiten Stadt voll Pracht und Ueberfluß gewährten, in deren Mitte eine kaiserliche Pfalz, rings mit prächtigen Gemächern für die Fürsten umgeben, majestätisch aufragte. Es war dort, wo zur Zeit der Hohenstaufen der Königsstuhl von Babenheim **) gestanden hat, dessen Stätte weit mehr, als der Königsstuhl von Rhense, durch Alterthum und das Andenken glorreicher Kaiser geheiligt ist, in dem Gau „Königesunden," d. h. „Königssonderland," in jenem schönen Landstrich, welcher der

*) Aus diesem Fest ist bereits Eine Scene mitgetheilt im 2. Bande des Katholischen Anekdoten-Schatzes, Seite 413.

**) Er erhob sich auf der gedehnten Fläche zwischen Wiesbaden und Erbenheim. Spurlos sind zwar seine letzten Trümmern verschwunden und goldne Saaten wogen einsam auf der Stätte, wo sonst, im Angesichte von Mainz, dessen Kurfürst die Wahl des deutschen Kaisers zu leiten hatte; hier war es, wo manches neugekürte Oberhaupt des deutschen Volkes, wie Lothar der Sachse und die Hohenstaufen Philipp und Friedrich II., auf den Schild gehoben und der harrenden unermeßlichen Menge zur Bestätigung durch zugejauchzten Beifall — zur Acclamation, Collaudation und Elegation — vorgestellt wurden; hier war es, wo jene merkwürdigen feierlichen Reichstage stattfanden, von deren Glanz man sich kaum einen Begriff machen kann; hier hielt auch Kaiser Friedrich II. im Jahre 1235 einen Reichstag, den 1200 Adelige und darunter 64 Fürsten mit ihrer Gegenwart verherrlichten. —

deutschen Könige gesondertes oder vorbehaltenes Eigenthum war, und vorzugsweise der „Königs-Bezirk" genannt wurde. Fürwahr! dieser Gau war mit Recht schon in alten Tagen als königliches Land auserkoren und würdig an dieser Stelle der „Königsstuhl" aufgerichtet worden, bei dem so viele unsrer hohen Kaiser die Fürsten und Großen des Reiches um sich versammelten. Wer ist dort vorüber gewandert und nicht entzückt stille stehen geblieben? Man kann den Blick nicht abwenden, das Herz ist Einem voll Seligkeit, wenn man von der zwischen Hochheim, Massenheim und Erbenheim liegenden Hochebene herabschreitet und das amphitheatralisch aufsteigende Mainz vor sich liegen sieht und den Rhein und das ganze herrliche Land seinen schönen Ufern entlang mit den blühenden Dörfern und Städten. —

Alle Nachbarländer von Illyrien bis nach Spanien hatten Gäste zu diesem Feste gesandt. Es waren, wie erzählt wird, 40,000 Ritter, ja, nach anderen Schriftstellern, sogar gegen 70,000 Männer, Fürsten und ihr Gefolge, anwesend. Unübersehbare Vorräthe von Lebensmitteln lagen dort aufgehäuft. Der Kaiser selbst erschien, umgeben von fünf blühenden Söhnen, an der Seite der anmuthigen Kaiserin Beatrix. Das Truchseß- und Schenkenamt, das des Marschalls und Kämmerers versahen Fürsten und Herzöge, beim fröhlichen Mahle erschallten kriegerische Trompeten oder fröhliche Minnelieder, und Alles strahlte Glück und Freude.

Doch eine trübe Wolke zog heran!

Als Barbarossa am Pfingstsonntage, kurz vorher, ehe die Prozession beginnen sollte, in die Kirche kam, die man in der Ebene weit und tief von Holz aufgeschlagen hatte, und um ihn her die ersten Fürsten und Bischöfe saßen, stand der Abt von Fulda auf, wandte sich zu dem Kaiser und sagte: „Herr, ich bitte Ew. Erlaucht, mich anzuhören!" — „„Ich höre!"" erwiederte Friedrich. „Es ist schon lange her," fuhr jener fort, „daß der Herr von Köln, der da sitzt, die Abtei, deren Vorsteher ich durch Gottes Gnade und Gunst bin, eines gewissen Rechtes beraubt!" — „„Sprecht deutlicher!"" unterbrach ihn der Kaiser. „Die Kirche von Fulda," sprach der Abt weiter, „hat von den alten Kaisern das Vorrecht überkommen, daß, so oft zu Mainz ein Fürstentag gehalten wird, der hiesige Herr Erzbischof zur Rechten und der Abt von Fulda zur Linken des Kaisers seinen Platz einnimmt. Und weil der Herr von Köln hierin so lange schon unserm Rechte zu nahe tritt, so bitte ich, daß Ihr Einsprache thut, und er heute den mir zukommenden Platz nicht einnehmen möge!" — Der Kaiser wandte sich an den Erzbischof: „„Ihr habt gehört, was der Abt gesagt hat. Auf seine Bitte ersuche

Euch, daß Ihr heute Unsere Freude nicht trübt und ihm den Platz, worauf er ein Recht zu haben behauptet, nicht abschlagt!"" — Darauf erhob sich der Erzbischof von Köln. „,Wie es Ew. Erlaucht gefällt,'" sagte er, „,so geschehe es! Der Herr Abt mag den Platz, den er verlangt, einnehmen; ich aber, mit Eurer Erlaubniß, werde in meine Herberge gehen!'" — Und als er im Begriffe stand, sich zu entfernen, erhob sich an der Seite des Kaisers dessen Bruder, Pfalzgraf Konrad, und sagte: „Herr, ich bin Einer von des Kölners Mannen; es ist billig, daß ich ihm folge, wohin er immer gehen mag!" Darauf erhob sich der Graf Robert von Nassau: „Auch ich," sprach er, „werde mit Eurer Erlaubniß meinem Herrn, dem Erzbischofe, folgen!" Das Gleiche sagten auch der Herzog von Brabant und viele andere mächtige Männer. — Da nahm der Landgraf Ludwig von Thüringen, Einer von des Abts Mannen, das Wort, und sagte zum Grafen von Nassau: „Ihr habt heute Euer Leben verdient!" — „Ja, ich habe es verdient," erwiederte dieser und, von Zorn entflammt, dem Landgraf ins Auge schauend, setzte er hinzu: „Und ich werde es noch mehr verdienen, wenn es heute nöthig sein sollte!" — Als nun der Erzbischof abscheiden wollte, sprang des Kaisers Sohn, der junge König Heinrich, der einen heftigen Sturm heranziehen sah, vom Sitze, hängte sich an seinen Hals und flehte: „Ich bitte dich, geliebtester Vater, bleibe hier, daß du unsere Freude nicht in Trauer verwandelst!" Auch der Kaiser selbst bat ihn, zu bleiben, und sagte zu ihm: „„In der Einfalt meines Herzens habe ich gesagt, was gesagt worden ist, und Ihr wollt in Verdruß weggehen? Handelt nicht so unrecht und regt nicht unsere Ruhe zu blutigem Streite auf!"" — Aber der Erzbischof, in der größten Aufregung, ergoß sich in bittere Vorwürfe. „,Nie dachte ich von Euch vor den Augen der Fürsten solche Unbill zu erfahren! In der Lombardei habt Ihr meine Hingebung gesehen; bei Alexandrien habt Ihr meine Treue erprobt; was ich in Sachsen für Euch gethan, wißt Ihr sehr wohl! Dieß Haupt ist ergraut in Eurem Dienste, in dem ich ausgeharrt, nicht mit Gefahr meines Lebens allein, sondern mit beklommenem Herzen und tausend Aengsten meiner Seele! Und heute zieht Ihr diesen Abt mir vor!?'" — Der Kaiser stand auf. „„Daß ich arglos gesprochen, habe ich Euch betheuert; hegt Ihr noch Mißtrauen, so schwöre ich einen Eid darauf!"" Und er streckte die Hand aus, sie auf die Reliquien zu legen. Bei diesen Worten sänftigte sich die Aufregung des Erzbischofs. „,Euer Wort,'" sprach er, „,ist mir so gut wie ein Eid!'" — Der Kaiser aber bemerkte dem Abt: „„**Ihr** müßt auf das Recht, das Ihr ansprecht, ver-

zichten und den höheren Platz dem Erzbischofe lassen!"" — So endigte dieser Zwist. — Der Kaiser, die Kaiserin und König Heinrich setzten die Kronen auf, die Prozession begann, der Abt aber, nicht ohne Erröthen, nahm den geringeren Platz ein. —

Am Pfingstmontag wurde dann mit großer Feierlichkeit das Fest begangen, wozu der Kaiser den glänzenden Fürstentag ausgeschrieben hatte.

Nach dem Hochamt huben auf den freien Plätzen der Gezelte-Stadt die Turniere und andere Schauspiele an, welchen die Fürsten und Fürstinnen, köstlich geschmückt, auf prachtvoll gerüsteten Rossen beiwohnten. — Friedrich selbst betrat noch einmal die Schranken, die so oft seine Lust gewesen waren. Ihm folgten seine beiden Söhne Heinrich und Friedrich, die sich hier würdig erzeigen sollten, wehrhaft gemacht und zu Rittern geschlagen zu werden. Der Kaiser selbst umgürtete sie mit dem Schwerte der Ritterschaft, das sie Gott und den Heiligen zu weihen gelobten, und Ritter schnallten ihnen die Sporen an die Füße, wie es der altehrwürdige Brauch des Ritterschlags mit sich brachte. —

258. Die Einsiedelei „Wildkirchlein."

(Nach: Der Führer durch den Kanton Appenzell.)

Ohne große Mühe erreicht man von dem „Weißbad" aus in anderthalb Stunden die Ebenalp. Bald liegt das Sillerthal in der Tiefe zu unsern Füßen und von den Gebäulichkeiten blicken nur noch durch die dunkelgrünen Laubgewölbe die grauen Giebel mit den kleinen Thürmchen. Ehe der halbe Weg zurückgelegt ist, sieht schon das Auge hoch an dessen senkrechten Felsen das Wildkirchlein, dessen Glöcklein freundlich den klingenden Gottesgruß dem Wanderer entgegenruft. Bald zieht sich der schmale, jedoch ganz gefahrlose Bergpfad am Fuße der schroffen Felswand hin, indeß südlich in der Tiefe das See-Alpenthal mit seinem anmuthigen See, der von grünen Alpentriften mit niedrigen Sennhütten umkränzt ist, mehr und mehr dem Blicke sich erweitert. Ganz auf der Höhe der südlichen Abdachung angelangt, befindet sich eine Sommer-Wirthschaft, welche dem Reisenden gern einige Erfrischungen darbietet. Drunten glänzt das See-Alpthal mit seinem Sees-Spiegel, dem die grünen Bergeshalden eine grüne Färbung verleihen. Jenseit des Thales die steilen Halden, an welchen ein schmaler Fußpfad sich hinaufzieht und den kühnen Wanderer thurmhoch über die schroffen Felsenwände führt nach der herrlichen Meglis-Alp, deren Hütten wir aus der Ferne herüberschauen sehen. Ueber diesen Alpen heben sich die grauen Felskolosse

Alter Mann, Meßmer und Säntis; blendend glänzt das Gletschergefilde des letztern in dem Strahle der Sonne. Staunend blickt das Auge hinauf an die tausendjährigen Riesen, welche majestätisch ihre dunklen Häupter in das dunkle Blau der heitern Lüfte tauchen, leicht umspielt von flüchtigen Nebelchen. Herrliche Welt da droben in dem riesigen Dome, dessen Gewölbe auf den hohen Säulen ruhen, die von keinem Sturm erzittern. Frei und froh fühlt sich hier der Pilgersmann und Andacht erfüllt sein Herz. Die großartige Natur, die uns rings umgiebt, die steilen Felsen, das Plätschern der sprudelnden Quellen, der Anblick der tausend Blüthen in reichem Farbenschmucke, das Klingen der Heerdeglocken, das Gejauchze der lebensfrohen Hirten, das die Zauber des Echos ruft — das Alles erhebt wundersam und wird zum rührendsten „Sursum corda!" Man fühlt sich himmelnah! —

Doch steigen wir von dem „Aescher" aus, bei dem wir uns ein wenig ausgeruht, noch weiter hinauf. Der Weg zieht sich ostwärts über die Felsenwand hin. Zur Rechten trennt uns ein Zaun von dem senkrecht abgeschnittenen Felsen, indeß die linke Seite des Pfades wieder mit einer hohen Wand begrenzt ist. Die gefährlichste Stelle hat man mit einer kleinen hölzernen Brücke überbaut. —

In wenigen Minuten befinden wir uns vor der bekannten 4565 Fuß über dem Meer erhabenen **„Einsiedelei zum Wildkirchlein."** — Drei weite Felsengrotten öffnen sich; in dem Vordergrund der einen erhebt sich eine ältere Hütte, das „Bruderhäuschen" mit einer kleinen Kammer, das noch vor wenigen Jahren von einem Waldbruder bewohnt war, der hier sein beschauliches Leben führte, sich der fremden Besucher als Wirth und Führer annahm. Das hohe, schlichte, hölzerne Crucifix vor der Bretterthür zum Bruderhäuschen erscheint gleichsam wie eine Liebeshand, die den Pilger hier traulich und ehrlich zur Einkehr ladet. *) — Im Hintergrund einer andern Grotte befindet sich ein Betaltar, indeß die dritte als Keller benutzt wird. — Wenige Schritte ostwärts des Häuschens, auf einem Felsenvorsprunge, steht ein kleines Kapellchen, dessen Glöcklein den Hirten der nahen Alpen am Morgen, Mittag und Abend den frommen Ave-Maria-Gruß zuklingt, und sein ergreifendes Echo in den Klüften der hehren Alpenwelt findet. —

Schon vor der sogenannten Reformation wurde die eine Grotte von einem Mönche bewohnt, und bereits im Jahre 1610 befand sich daselbst ein Altar mit einer Kapelle, zu welcher Wallfahrten unter-

*) Der letzte der Klausner fand im Jahre 1853 seinen Tod durch einen Sturz in die jähe Tiefe.

nommen wurden. — Im Jahre 1656 vertauschte ein Pfarrer Appenzells, P. Ulmann, seine dortige Pfründe mit der Einsiedelei und ließ sich das „Bruderhäuschen" erbauen. Derselbe stiftete dann im Jahre 1679 zu Gunsten der Einsiedelei ein Vermächtniß, das zur Einweihung der Kapelle, für jährliche drei heilige Messen und die Besoldung eines Waldbruders bestimmt war und in seiner ihm eigenthümlich angehörenden „Alp-Ober-Bodmen" bestand. Nach mehreren Jahren wurde das „Bruderhäuschen" ein Raub der Flammen, wurde aber wieder neu aufgebaut. Ulmann weihte die Kapelle dem heiligen Erzengel Michael, und alljährlich noch, am Gedächtnißtag dieses Schutzheiligen, wallfahrten die Inner-Rhoder in bunten Schaaren mit Kreuz und Fahnen und unter erhebenden Gebeten und Gesängen nach dem Waldkirchlein, von wo sie, sobald die heilige Messe beendigt ist, nach der Ebenalp sich begeben, um in bescheidener Lust ein unschuldiges, liebliches Hirtenfest zu begehen. —

Prachtvoll ist von diesem Kapellchen aus der Blick in die Alpen. Stolz blinken die Spitzen des Kamors und des hohen Kastens herüber. Majestätisch hebt sich Firne an Firne nah' vor uns im Süden, und in der Tiefe, zwischen sie und uns gebettet, breitet sich das grüne Alpthal aus. Zu den Füßen des Kamors steht das Kirchlein von Brüllisau auf grünem Vorsprung über dem Ufer des Bärenbaches. Nordöstlich überschauen wir einen Theil des Appenzellerlandes, aus welchem der Kurort Gais hauptsächlich bemerkbar ist. —

Hinter dem „Bruderhäuschen" (wie schon bemerkt worden) klafft eine neue Höhle auseinander. Sie hat wohl 60 Schritte Breite und 80 Schuh Wölbung. Beständig träufelt darin Wasser, das Kalktheile enthält, herab und überzieht Alles mit Tropfstein-Rinde. Hundert Schritte wandert man durch den Bauch des Berges, bis sich der Weg verengert zu einer schmalern Höhle. Das Innere derselben ist von feuchter Mondmilch überkleidet; der Boden voller Steintrümmer und Felsspalten. Es geht über diesem Schutte steil und durch Nacht vorwärts. Der Eremit leuchtet mit flammendem Holzscheit voran. — Man steht vor einer kleinen Thür. — Sie wird aufgeschlossen. — Und, o Wunder! es tritt uns ein herrlich blendendes Bild entgegen — eine fremde Alpen-Aussicht, blauer Himmel, Gebirg um Gebirg, glänzendes Wiesengrün, Halmen der Gräser wie durchsichtig. — Es ist keine Täuschung! — Wir sehen Hirten und umherirrende Rinder. Wir hören das zeitweise Tönen ihrer Halsglocken. Wir sind durch das lange Felsengrab in die schönste aller inner-rhodischen Alpen gelangt.

Man möchte fast den Einsiedler um sein herrliches, kühnes

Adlernest an einer der Säulen des merkwürdigen Naturtempels beneiden. Er selbst aber denkt nur Gedanken der Ewigkeit. Der Anblick des ungeheuern Prachtbildes draußen vor dem schmalen Fensterlein seiner Hütte ist ihm zu einer leuchtenden Tapete geworden, die in reizenden Zügen von des Himmels ewiger Herrlichkeit doch nur einen schwachen Abglanz giebt. Der irdische Gottesgarten umher erhebt ihn wundersam zu dem jenseitigen ewigen Himmelsgarten. Die milden Klänge des Ave-Maria-Glöckleins geben ihm dreimal des Tages Schwingen und Flügel dahin! — O glückselige Pilgerfahrt, die im Staube die kindliche Frömmigkeit feiert zu den Wohnungen Gottes der Engel und aller Heiligen! —

259. Die „alte Residenz" zu München.

Die in der jüngeren Zeit sogenannte „alte Residenz" zu München stammt aus den Tagen des großen Kurfürsten Maximilian I., der den weitläufigen und im Zeitalter des Erbauers weit gepriesenen Bau*) noch als Herzog begann und durch Peter Candid (von welchem auch die zum Gedächtniß der „Prager Schlacht am weißen Berge" errichtete Marien-Säule auf dem Schrannenplatz ist) ausführen ließ.

Die „alte Residenz," welche nun von dem neuen Königsbau und der neuen Residenz am Hofgarten umschlossen steht, hat ihre mit allegorischen Standbildern und Löwen geschmückte Façade gegen die Residenz- und Schwabinger-Straße zu und umfängt vier große Höfe, den Kaiserhof, den Küchenhof, den Kapellenhof und den Brunnenhof, in welchem sich der schöne Brunnen mit dem Erzbilde Otto's von Wittelsbach, umgeben von den vier Elementen, den vier Hauptflüssen Bayerns und Seegeschöpfen, ein Werk Peter Candid's, befindet.

In der Halle zwischen dem Brunnen- und Kapellenhof wird der an einer Kette gefestigte Stein gezeigt, dessen Gewicht die Inschrift auf 364 Pfunde angiebt, welchen der ebenso fromme als ritterliche Herzog Christoph mit Leichtigkeit von der Erde aufhob und schleuderte; deßgleichen sieht man an der Wand die drei Nägel (den höchsten 12 Schuh von der Erde), die derselbe Fürst im Sprung „mit seinem Fuß herab that schlagen."

Die innern Räume der „alten Residenz" umfassen die prachtvoll

*) Gustav Adolph, der Schwedenkönig, drückte seine Bewunderung gegen diese Residenz mit den Worten aus: „Wär's doch nur möglich, sie auf Walzen nach Schweden versetzen zu können!" — Auch nannte er die Stadt München, in Bezug auf den öden Boden, „einen goldenen Sattel auf einem magern Pferde." —

eingerichteten Kaiser-Zimmer Carl's VII. und seiner Wittwe Amalie; den Thron-Saal, den Audienz-Saal für die Gesandten, das Schlafkabinet, das der Kaiser Napoleon I. bewohnte, das Spiegelkabinet und das Miniaturenkabinet; ferner die sogenannten „schönen Zimmer," vom Könige Max eingerichtet; dann die einst von dem Kurfürsten Carl Theodor bewohnten Fürstenzimmer; die päpstlichen Zimmer, welche der Papst Pius VI. im Jahre 1782 bewohnte; und dann unter vielen andern noch den „schwarzen Saal." —

Die „reiche Kapelle," welche Kurfürst Maximilian I. im Jahre 1607 erbaute und alle seine Nachfolger bereicherten, — ist der Aufbewahrungsort zahlreicher Reliquien und Schätze, worunter ganz besonders merkwürdig und ehrwürdig sind: die rechte Hand des heiligen Johannes des Täufers und der Hausaltar der hingerichteten Königin Maria Stuart. — Die von Albrecht V. gegründete Schatzkammer enthält unter vielen ehrfurchterweckenden Kleinodien die Kronen des Kaisers Heinrich des Heiligen und seiner Gemahlin Kunigunde, des Kaisers Carl VII. und seiner Gemahlin Amalie, des Königs und der Königin. —

260. Entstehung des Klosters Clairvaux.

1. Das Mutterhaus des Cisterzienser-Ordens zu Citeaux wurde seit dem Jahre 1115 so sehr mit Novizen gefüllt, daß der heilige Abt Stephan, wie das schon einmal geschehen, sich genöthigt sah, diesen Schaaren von evangelischen Arbeitern eine neue Ansiedelung zu gewähren. Man hatte ihm einen unbewohnten Ort von Langres bezeichnet, eine Wüstenei, die sehr morastig und unzugänglich war. Stephan wählte zu dieser Sendung zwölf Religiosen aus und stellte an die Spitze dieser heiligen Colonie Jenen als Abt, der seither schon der leitende Engel und Tröster der übrigen Mönche gewesen, den heiligen Bernardus. Die Zwölf-Zahl sinnbildete die Zahl der Apostel und der Abt in ihrer Mitte Jesum Christum. Nachdem der neue Abt Bernardus aus der Hand des Abtes vom Mutterhause das Kreuz empfangen hatte, zog er mit den Zwölfen unter dem Geleite dieses Kreuzes von dannen. Beim Abschied vom Kloster stimmte man in der Kirche noch einen feierlichen Psalmengesang an. Und die Chronik von Citeaux erzählt: „Als nun Bernardus und seine zwölf Mönche stillschweigend die Kirche verließen, hättet ihr sehen sollen, wie den Augen aller Brüder Thränen entstürzten, ohne daß man etwas Anderes hörte, als die Stimmen Jener, welche die Hymnen sangen, und sie konnten ihr Schluchzen nicht zurückhalten, ungeachtet des klösterlichen Ernstes, der ihnen die Anstrengung, ihre

Seufzer zu ersticken, auferlegte. Nur mit Mühe konnte man die Abreisenden von den Zurückbleibenden unterscheiden; Alle waren in Betrübniß und Schmerz versunken, bis sie endlich an der Kloster-Pforte anlangten, die sich für die Einen öffnete und für die Andern schloß." — Bernardus schritt vor den Zwölfen her, wie der gute Hirt; er führte, tröstete und erhob sie über die menschlichen Ansichten und erfüllte sie mit Hoffnung und Freude. Lange Zeit irrten sie im unbewohnten Lande und in wilden Wäldern herum, aber sie fühlen weder die Entbehrungen, noch die Mühseligkeiten; der erschöpfte Wanderer sehnt sich nicht inniger nach dem gastfreundlichen Obdach, als diese Männer Gottes nach ihrer Wüstenei. Endlich langten sie in diesem sumpfigen Thale an; es ist ein alter Schlupfwinkel der Räuber, und im Lande nannte man es nur das „Wermuth-Thal;" aber Bernardus gab ihm den Namen „Licht-Thal" (Claire-Vallée), denn für die Zukunft wird es einer der brennendsten Heerde des göttlichen Lichtes werden. — Bernardus und seine Genossen bauten sich hier, an diesem von jeder Menschenwohnung weit entfernten Ort, nun an; und die Bewohner der benachbarten Gegenden unterstützten sie beim Umackern des Landes und bei der Erbauung der kleinen Zellen, indem sie sich glücklich schätzten, Mönche zu besitzen, deren strenges Leben sie bis zur Zerknirschung rührte. Sobald die Brüder ihr kleines Bethaus vollendet und alle Theile des Baues eine etwas klösterliche Gestalt erhalten hatten, gab ihm Bernardus eine bestimmte Einrichtung. Der heilige Geist durchwehte diese Gesellschaft. —

2. Um den Werth des heiligen Werkes eingermaßen begreiflich zu machen, zu welchem St. Bernardus in der Wüste den Grund legte, mag ein Brief dienen, der in den Jahrbüchern von Citeaux aufbewahrt ist, und von dem Mönche Peter von Roya geschrieben worden, von einem Manne also, der, nachdem er selbst der weltlichen Größe entsagt hatte, unter der Leitung des Heiligen die reinsten Genüsse der Frömmigkeit kostete.

Und dieser Brief lautet:

„Obgleich das Haus von Clairvaux in einem Thale liegt, so ruht sein Grund nichtsdestoweniger auf heiligen Bergen. Hier zeigt sich Gott in seinen Wundern und vollbringt außerordentliche Dinge zur Verherrlichung seines Namens; hier finden die Thoren die Weisheit wieder; hier erneuert sich der innere Mensch, während der äußere sich vernichtet; hier werden Stolze demüthig, Reiche machen sich arm, Unwissende gelangen zur Wissenschaft und die Finsternisse der Sünde zerstreuen sich unter der Wirkung des Lichtes. Hier ist nur Ein Herz, nur Eine Seele unter einer Menge Menschen, die

sich aus so verschiedenen Ländern gesammelt haben. Sie verkosten hier ohne Aufhören eine geistige Freude in der Hoffnung der ewigen Seligkeit, von der sie schon in diesem Leben einen Vorgeschmack empfinden. An ihrer Wachsamkeit im Gebete, an ihrer Andacht und der demüthigen Haltung ihres Leibes kann man ihren Eifer und die Reinheit der Seele, mit welcher sie von Gott sprechen, und die innige Vereinigung, in der sie zu ihm stehen, wahrnehmen. Die langen Pausen, die sie beim Gottesdienst mitten in der Nacht machen; die Art, mit welcher sie die Psalmen beten und wie sie das Lesen der heiligen Bücher betreiben; das tiefe Stillschweigen, das sie beobachten, um Gott zu hören, der sie im Innern ihres Herzens unterrichtet, dieß Alles bezeugt genugsam die Wonnen, die sie genießen. — Wer aber sollte sie nicht bewundern, wenn sie sich in der Händearbeit üben! Denn wenn die ganze Genossenschaft sich an die Arbeit begiebt und von derselben zurückkommt, wandeln sie mit Bescheidenheit Einer hinter dem Andern daher, wie eine in Schlachtordnung gestellte und mit den Waffen der Demuth bekleidete Armee; der Eine hängt an dem Andern durch die Bande des Friedens und der brüderlichen Liebe, die eben so sehr die Freude der Engel als der Schrecken der höllischen Geister ist. Der heilige Geist unterstützt sie so in ihren Arbeiten durch die Salbung der Gnade, daß sie, sie mögen mit so vielen Leiden und Mühseligkeiten als immer bebürdet sein, dieselben doch mit so vieler Geduld ertragen, daß sie dieselben gar nicht zu fühlen scheinen. — Es befinden sich unter ihnen Manche, die ehemals in der Welt in sehr hohem Ansehen standen, und die von Glanz umstrahlt waren durch die Vorzüge ihres Wissens, die sich aber jetzt erniedrigen und um so tiefer demüthigen, als sie früher höher standen. Wenn ich sie auf den Feldern den Spaten in der Hand, die Gabel und den Rechen führen, oder wohl auch in dem Walde die Axt tragen sehe; und dann an Das denke, was sie gewesen waren und was sie jetzt sind: so würden sie mir, wenn ich mit den Augen des Fleisches darüber urtheilte, als Thoren und Unvernünftige, der Sprache und der Worte Beraubte und als nichts Anderes als der Schimpf der Menschen und der Spott der Völker erscheinen. Aber wenn ich sie mit den Augen des Glaubens betrachte, sehe ich in ihnen Menschen, deren Sinnen und Trachten mit Gott in Jesus Christus verborgen ist und die nur für den Himmel leben. Ich sehe unter ihnen einen Gottfried von Peronne, einen Wilhelm von Saint-Omer und so viele andere große Männer, die ich ehedessen in der Welt gekannt habe, die heut zu Tage nicht die mindeste Spur von ihrem früheren Stande erblicken lassen; denn anstatt, daß sie den Kopf hoch tragen, wie sonst, obgleich sie damals nichts als Gräber voller Todtengebeine

waren, sind sie jetzt heilige Gefäße, die den Schatz aller christlichen Tugenden einschließen."

So war der Glanz des Klosters von Clairvaux vom Jahre 1118 an beschaffen! — Gegen das Ende des Jahres hatte der heilige Bernardus noch den süßen Trost, seinen alten Vater zu sehen, der durch die Wirkung der Gnade kam, um sich mit seinen Söhnen, die gleichfalls ins Kloster eingetreten, zu vereinigen und ihr Loos zu theilen. Und Tecelin, der seitherige Gutsherr von Fontaines, in der Nähe von Dijon, nahm das Ordenskleid, und ohne sich auf irgend eine Art vor den übrigen Mönchen auszeichnen zu wollen, machte er demüthig alle Uebungen des Ordens mit, und endete in kurzer Zeit durch den seligen Tod des Gerechten seine ehrenvolle Laufbahn. —

261. Die Klosterschätze und der Mönchsschwur.

1. Es war ein stürmischer Februarabend. Der Wind sauste um die hohen Giebel der Häuser und trieb den Schnee gegen die Fenster, die Wetterfahnen drehten sich klirrend auf dem Dache; Alles drängte sich zum wärmenden Kamin und suchte den unheimlichen Abend durch allerlei trauliche Gespräche so gut als möglich zu verbringen.

Kaiser Carl IV., — welcher von 1347—1378 regierte, fein und geschickt im Unterhandeln, in mehreren Sprachen wohlbewandert und auf das Wohl seiner Erblande, für die er durch viele nützliche Einrichtungen sorgte, eifrig bedacht war, — saß, umgeben von vielen Grafen und Herren, in einer angenehm durchwärmten Halle seines Schlosses; denn Carl, den das böse Wetter mehrere Tage lang in dem Innern seiner Gemächer zurückgehalten hatte, bedurfte der Zerstreuung. Es waren damals bedenkliche Zeiten. Heuschreckenschwärme hatten im vorhergehenden Sommer die Sonne verfinstert und die Fluren in Ungarn, Polen, Schlesien, Oesterreich und andern Gegenden so verwüstet, daß eine gräßliche Hungersnoth entstanden; große Erdbeben stürzten noch fortwährend hin und wieder Städte und Dörfer um und begruben Menschen und Thiere unter Schutthaufen; schreckliche Seuchen wütheten und rafften eine ungeheure Menge Menschen hinweg; Verzweiflung ergriff fast Jedermann; man sah das allum hereinbrechende Unglück als eine Strafe Gottes an, die man durch allerlei Bußübungen zu versöhnen suchte; und während Einige von Schwärmerei ergriffen als Flagellanten oder Geißler umherzogen, fielen Andere über die Juden her, die sie als alleinige Urheber alles Unheils erachteten, ermordeten sie und plünderten sie aus. Es war eine Zeit namenlosen Unglücks und großer Verwirrung! —

An trüben Wintertagen werden die meisten Reisen für den nächsten Sommer verabredet; man spricht bei Sturm und Regen am liebsten von Sonnenschein und Blüthenduft und in Unglück und Armuth am häufigsten von vergrabenen Schätzen, leichterworbenen Erbschaften und unermeßlichen Reichthümern. Man sprach daher auch an diesem Abende von zukünftigen glücklichen Tagen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß bald nach dem Regen goldner Sonnenschein und nach den Zeiten der allgemeinen Noth wieder Tage des Glückes und der Freude kommen würden.

„Es ließe sich der Noth schon hier und da abhelfen," meinte ein alter böhmischer Ritter, „wenn Die, welche zwischen Gold= und Silberhaufen sitzen und täglich bei reichlich besetzter Tafel schwelgen, nur ihren Ueberfluß mit der Armuth theilen wollten!" —

„„Wie meinst Du das?"" sagte der Kaiser, „„Wer wäre der Glückliche, der sich in jetzigen Zeiten des Ueberflusses rühmen könnte?""

Der alte Ritter entgegnete: „Derer, die mehr haben, als sie für sich selbst bedürfen, und doch der Armuth nichts davon abgeben, findet man viele; ich aber dachte gerade nur an die Reichthümer des Klosters Opatowitz in Böhmen, von denen ich gar viel erzählen könnte!"

Der Kaiser forderte den Ritter auf, Das zu erzählen, was er davon wisse, und dieser berichtete in der Kürze, daß Opatowitz im elften Jahrhundert gestiftet und mit Benediktinern besetzt worden sei; daß es Wratislav II. zu einer Abtei erhoben und reichlich ausgestattet habe; daß die Besitzungen des Klosters im Laufe der Zeit theils durch Schenkungen, theils durch Kauf immer mehr angewachsen seien, daß sich die Zahl der in ihm lebenden Geistlichen, welche aus dem Herrenstande gewählt würden, auf siebenzig belaufe; daß es, jetzt drei Probsteien besitzend, als das reichste Stift nicht nur in Böhmen, sondern wahrscheinlich auch in ganz Deutschland betrachtet werden könne; und daß seine Mauern so unermeßliche Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen einschlössen, wie sie noch weniger Sterblichen Augen geschaut haben dürften. —

Alle Anwesenden hörten mit Erstaunen den wunderbaren Berichten des Ritters zu, aller Augen funkelten von Begierde nach den Schätzen, die in den unterirdischen Gewölben jenes böhmischen Klosters aufgehäuft und dort unbenutzt liegen sollten, und auch der Kaiser erklärte, daß er, sowie der Frühling ins Land käme, sich selbst von der Wahrheit des Gesagten mit eigenen Augen überzeugen wolle. —

2. Die Mönche von Opatowitz waren mehrere Wochen später eben im Begriff, das Mittagsmahl einzunehmen, als drei fremde Reitersmänner an der Pforte des Klosters hielten und dessen

Gastlichkeit in Anspruch nahmen. Mit der Hospitalität, die den Klöstern stets eigen gewesen ist, wurde das Thor geöffnet, und der Abt ließ die Fremden bitten, sich sogleich in dem Speisesaal einfinden zu wollen, was dieselben auch ohne Weiteres annahmen. —

Die Stiftsgeistlichen, ohne Ausnahme fein gebildete Männer, frugen weder nach Namen noch Herkommen ihrer Gäste. —

Nach der sehr erquicklichen Mittagstafel, die den Fremdlingen als lieben Gästen besonders servirt worden, entfernten sich die Mönche und die Gäste blieben mit dem Abte allein.

„Hochwürdiger Vater," begann jetzt der Vornehmste der drei Fremden, „betrachtet mich einmal genau, und sagt mir dann, ob Ihr mich kennt, oder nicht!" —

Der Abt musterte nicht nur den Sprecher, sondern auch die beiden Begleiter desselben von dem Scheitel bis zur Sohle, betheuerte aber endlich, sich durchaus nicht entsinnen zu können, sie schon jemals gesehen zu haben.

„Nun denn," sprach der Fremde, „so wißt, daß ich **Carl**, Euer Herr und Kaiser bin, und vernehmt auch sogleich, aus welcher Ursache ich hierher komme. In Euerm Kloster soll, wie man mir aus sicherer Quelle berichtet hat, ein großer Schatz an Gold, Silber und Edelsteinen liegen. Ist dem also, so werdet Ihr denselben auch mir, Euerm König und Herrn, nicht verhehlen. Ich gebe Euch mein kaiserliches Wort: weder durch mich, noch durch Andere soll etwas davon entfremdet werden; aber zu sehen verlang' ich ihn!" —

Der Abt, so gewandt und geistreich er sich auch während der Mahlzeit gezeigt hatte, verlor bei dieser Anrede alle Fassung, wurde leichenblaß und es währte geraume Zeit, ehe er sich insoweit zu sammeln vermochte, daß er den Kaiser um die Erlaubniß bitten konnte, sich, bevor er eine Antwort gebe, auf einige Minuten entfernen zu dürfen. Der Kaiser bewilligte das, mußte aber fast eine Stunde lang warten, ehe der Abt und zwar in Begleitung zweier alter ehrwürdiger Mönche wieder ins Gemach zurückkehrte.

„„Gnädigster Herr,"" sagte der Abt, „„es ist wahr, wir besitzen einen Schatz, aber von den 75 jetzt hier lebenden Brüdern ist er nur mir und diesen beiden Greisen bekannt. Stirbt Einer von uns Dreien, so wird ein Neuer in das Geheimniß eingeweiht, doch erfährt er dasselbe nur nach Ablegung des feierlichsten Eides: daß er selbst unter den fürchterlichsten Qualen weder durch Worte noch durch Zeichen das Geheimniß verrathen wolle!""

„Nun, ich bin bereit, denselben Eid zu schwören," sagte Carl lächelnd; „nehmt mich zum Vierten im Bunde auf!"

„„Gnädigster Herr,““ entgegnete der Abt mit Entschlossenheit, „„das dürfen wir, ohne unser Gewissen zu verletzen, durchaus nicht thun! Indessen wissen wir, was wir unserm gnädigsten Kaiser und Herrn schuldig sind und erbieten uns: entweder Ihnen, ohne daß Sie ihn besuchen, den Ort anzuzeigen, wo der Schatz liegt, oder Ihnen den Schatz zu zeigen, ohne daß Sie wissen, wo er liegt. Mehr können wir nicht bewilligen und wenn Sie uns das Leben nehmen!““

Carl überlegte eine Weile, dann sprach er den Wunsch aus, den Schatz selbst sehen zu wollen.

Der Abt warf sogleich eine Mönchskappe über das Gesicht des Kaisers, klapperte mit einem ungeheuern Schlüsselbunde und schritt nach der Thür. Die beiden alten Mönche nahmen den Kaiser beim Arm und nun ging es durch lange Gänge, viele Treppen abwärts, dann wieder empor, Schlösser rasselten, schwere Thüren wurden mühsam geöffnet, nun ging es wieder eine Strecke gerade aus, endlich wieder in die Tiefe hinunter, bis man zuletzt still stand und dem Kaiser die Kappe abnahm.

Carl schaute neugierig umher. — Er befand sich in einem großen Gewölbe, in welchem ungeheure Vorräthe von gegossenem Silber aufgehäuft lagen. In der daranstoßenden Halle, in die er darauf geführt wurde, waren so viele Goldstangen aufgeschichtet, daß der Werth derselben jedenfalls unschätzbar sein mußte; durch den Inhalt des dritten Gewölbes wurde aber Alles, was der Kaiser in den beiden ersten Räumen bewundert hatte, verdunkelt, denn es war angefüllt mit den köstlichsten goldnen und silbernen Geräthen, mit Kelchen, Kreuzen, Monstranzen und vielen andern Dingen, welche alle mit Diamanten reichlich besetzt waren, die im Scheine der Fackel, welche der Abt in der Hand hielt, wie Sonnen funkelten.

Noch nie in seinem Leben hatte Carl so Herrliches gesehen und er stand in sprachlose Bewunderung verloren da. — Der Abt aber, der wohl bemerkte, welche Gewalt die hier lagernden unermeßlichen Schätze an Gold, Siber und Edelsteinen auf das Gemüth des Kaisers ausübten, sprach: „„Gnädigster Herr, alle diese Schätze gehören Ihnen, werden für Sie und ihre Nachkommen für die Zeiten der Noth hier aufbewahrt; — nehmen Sie davon, so viel Ihnen gut dünkt!““

„Da sei Gott vor, daß ich etwas vom Kirchengute entfremden sollte!“ rief der fromme Carl unwillig, die Blicke unverwandt auf die blitzenden Edelsteine geheftet.

„„So erlauben Sie wenigstens, gnädigster Herr,““ sprach der Abt, „„daß ich Ihnen zur Erinnerung an Ihren Besuch ein Andenken überreiche!““

Er steckte bei diesen Worten einen schönen, goldenen Ring mit einem hellstrahlenden Diamanten von unschätzbarem Werthe an Carl's Hand, der ihn freudig annahm, sich wiederum das Haupt verhüllen und zurück an das Tageslicht bringen ließ.

Nachdem man noch eine reichliche Collation eingenommen hatte, sagte der Kaiser dem Abte seinen Dank: daß er seinen Wunsch erfüllt und ihn die Schätze habe sehen lassen, that einen Schwur, daß der **Ring**, den er als Erinnerungszeichen an seinen Besuch in Opatowitz erhalten habe, nicht von seinem Finger kommen und ihn auch ins Grab begleiten solle, und nahm dann von dem Abte und den beiden alten Mönchen den herzlichsten Abschied.

Carl trug sein ganzes übriges Leben hindurch den Ring beständig an seinem Finger, ließ ihn oft und gern bewundern, erzählte aber nicht eher Jemandem, auf welche Weise er denselben erhalten hatte, als bis er auf dem Sterbebette lag. Jetzt erst vertraute er das bestandene Abenteuer einigen seiner geheimsten Räthe, diese theilten dasselbe mehreren Freunden mit, und durch sie wurde es, mit allerlei Zusätzen, dem großen Publikum nur leider! allzubald bekannt. —

3. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich nun die Kunde von diesem doch nur sagenhaften Ereignisse weit und breit; aber sie wurde bald auch für das Kloster Opatowitz sehr verderblich, denn aller Blicke richteten sich nach demselben und ein Jeder wünschte die Schätze zu sehen und wo möglich in Besitz zu nehmen. —

Johann von Herzmann Miestecz, ein wilder Ritter und gegen Kirchengüter nicht so gewissenhaft wie Carl IV., hatte Tag und Nacht keinen andern Gedanken, als die nutzlos in der Verborgenheit ruhenden Schätze an das Tageslicht zu bringen. Er verband sich mit Otto Berka von Troske und Chlumecz und ritt mit demselben, von einigen Knechten begleitet, nach Opatowitz, wo sie sich ein Nachtlager erbaten und von dem damaligen Abte Laczur auf das Freundschaftlichste empfangen und auf das Gastfreieste bewirthet wurden.

Man unterhielt sich bei einem Becher guten Weins bis tief in die Nacht sehr angenehm; aber plötzlich öffneten die Knechte der beiden Ritter den draußen lauernden Bewaffneten das Klosterthor, die Ritter sprangen, die freundliche Maske abwerfend, vom Tische auf, fielen mit ihren Knappen über die Mönche und deren Dienerschaft her, erschlugen, was sich widersetzte, jagten die Mönche von dannen und behielten nur den Abt zurück, in den sie nun, unter Androhung der schrecklichsten Foltergrade, drangen, den Platz anzuzeigen, wo der Schatz befindlich sei.

Der unglückliche Greis, welcher entweder seinem Eide treu

bleiben wollte, oder, was auch wahrscheinlicher ist, von keinem Schatze etwas wußte, stand die fürchterlichsten Martern mit solchem Heldenmuthe aus, daß selbst seine Quäler endlich die Geduld verloren und von ihm abließen. Statt der ersehnten, in unterirdischen Gewölben aufgehäuften großen Schätze mußten sie sich einzig mit Dem, was sie gerade im Kloster vorfanden, begnügen. Sie schmausten und zechten im Kloster sechzehn Tage lang auf das Köstlichste, erlaubten sich sogar, die benachbarten Ritter und Frauen nebst deren Töchtern zu einem Gastmahl dahin einzuladen, und zogen endlich mit ansehnlicher Beute von dannen. —

Kaiser Wenzel war zwar, als er den im Kloster verübten Frevel vernahm, sehr erzürnt und forderte auch die Thäter auf, vor seinem Richterstuhle zu erscheinen; allein sie blieben ungestraft, da die hussitischen Unruhen, welche gleich darauf ausbrachen, Wenzel's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. —

Sobald es wieder etwas ruhiger geworden, fanden sich die verjagten Mönche in ihrem Kloster wieder zusammen und durch die traurigen Vorfälle gewarnt, nahmen sie zu ihrer Vertheidigung eine beträchtliche Anzahl Söldner in Dienst, wodurch es ihnen auch gelang, einen zweimaligen Angriff der hussitischen Königingrätzer von sich abzuwehren. Demungeachtet zwackte sowohl die Bürgerschaft von Königingrätz, als auch der nahewohnende Adel beständig an den Besitzungen des Klosters herum, zog einen Theil von dessen Besitzungen an sich, verwüstete einen andern Theil derselben und behandelte dasselbe so feindselig, daß Abt Johann mit mehreren Mönchen die Flucht ergriff, worauf Bohunco Bawor von Olowicz im Jahr 1430 das Kloster überfiel, ausplünderte und bis auf den Grund zerstörte.

Nach dem Glauben des Volkes liegen die unermeßlichen Schätze noch in der Erde! —

---

262. Zwei Cisterzienser-Mönche.

Der heilige Ailred, im Jahre 1109 in dem mitternächtlichen Theile Englands von vornehmen Eltern geboren, stand später im Dienste des Königs David von Schottland, und zwar besorgte er die Leitung des Palastes.

Er empfand aber mitten in dem geräuschvollen und zerstreuenden Hofleben immer eine brennende Begierde, die Welt zu verlassen und sich einzig dem Dienste Gottes zu widmen. Er begab sich deßhalb nach Rieval und trat in den Cisterzienser-Orden. Er unterzog sich den schwersten Bußübungen, und genoß die größte Süßigkeit in Dem, was die unheiligen Neigungen der Natur mit Gewalt niederkämpfte, und rief ein über das andere Mal aus: „Dieses Joch beugt

mich nicht danieder, es erhebt vielmehr meine Seele! Diese Bürde ist leicht und hat nichts Drückendes!“ —

Der Anblick jener frommen Ordensmänner, die er mit heiligem Eifer nach der christlichen Vollkommenheit ringen sah, erweckte schon einen edlen Wetteifer in seiner gottliebenden Seele. Einer dieser Genossenschaft, Namens Simon, erregte besonders seine Aufmerksamkeit; dieser hatte aus Liebe zur Buße allen Ehren und Genüssen entsagt, welche ihm in der Welt eine hohe Geburt, unermeßliche Reichthümer, die seltensten Geistesgaben und alle Vorzüge körperlicher Bildung reichlichst versprachen. Allzeit sah man ihn in Gott gesammelt und gleichsam versunken. Mit der bewunderungswürdigsten Strenge beobachtete er namentlich das heilige Stillschweigen. Trotzdem war sein Aeußeres sanft, gefällig, erbaulich. Ailred selbst giebt ihm dieses schöne Zeugniß: „Der Anblick seiner Demuth allein schon beschämte meinen Stolz und bedeckte mich mit Schamröthe ob meiner Nachlässigkeit in der Abtödtung meiner Sinne. Das Gesetz des Stillschweigens hinderte mich, ein längeres Zwiegespräch mit ihm führen zu können. Da mir aber einmal aus Unachtsamkeit ein Wort entfuhr, nahm ich an seinem Antlitze wahr, welches Mißfallen diese Verletzung der Regel bei ihm verursachte. Ich warf mich vor ihm auf die Erde nieder, und er ließ mich da einige Zeit zur Abbüßung meines Fehlers liegen. Ich habe mir nachher noch immer Vorwürfe darüber gemacht, und konnte mir diesen Fehler nie verzeihen!“ — Dieser heiligmäßige Mönch blieb sich die acht Jahre hindurch, die er im Kloster Rieval noch zubrachte, allzeit gleich. Er starb im Jahre 1142 und seine letzten Worte riefen zu dem Allerhöchsten empor: „Herr mein Gott, ewig werde ich deine Barmherzigkeit besingen, deine Barmherzigkeit, deine Barmherzigkeit!“ — —

In demselben Jahre wurde Ailred, wider seinen Willen, zum Abt von Revesby in der Grafschaft Lincoln gewählt, und im folgenden Jahre genöthigt, die Leitung der Abtei von Rieval zu übernehmen, wo damals dreihundert Mönche lebten. Man bot ihm mehrere Bisthümer an, jedoch aus Demuth und Liebe zur heiligen Einsamkeit schlug er sie alle aus. Gebet und Kasteiung blieben sein Tagewerk. Befiel ihn Geistesdürre, so schlug er die heiligen Schriften auf, und alsbald ward seine Seele gänzlich von den Lichtstrahlen des heiligen Geistes durchdrungen, seinen Augen entflossen Thränen und sein Herz fühlte die süßesten Empfindungen der göttlichen Liebe. — Gilbert von Dillandia, ein berühmter Abt seines Ordens, sagt von ihm: „Welches Leben war reiner, als das Leben Ailred's? Wer war je behutsamer in seinen Reden? Die Worte, die aus seinem Mund hervorgingen, waren süß wie Honig. Sein Leib war

schwach und hinfällig, allein seine Seele stark und kraftvoll. Gleich der Braut im Hohenliede schmachtete er nach den ewigen Gütern; sein Herz blieb wie ein geweihter Altar, auf dem er Gott unaufhörlich das Feuer seiner Liebe, die Abtödtung seines Fleisches und die glühenden Wünsche seiner heiligen Begierden als Opfer darbrachte. In seinem hagern und abgezehrten Körper wohnte eine Seele, die im Ueberflusse die Süßigkeit der himmlischen Gnade genoß; daher jene unaussprechliche Freude, mit der er Gott allstündlich lobte. Lästige Menschen ertrug er geduldig; er selbst aber fiel keinem Menschen jemals zur Last. Willig hörte er Andere an, und übereilte sich nie in seinen Rathschlägen, wenn man ihn um solche ersucht hatte. Man sah ihn nie zornig. Seine Worte und Handlungen trugen immer das hehre Gepräge jener Salbung und jenes Friedens von Gott, mit denen seine Seele erfüllt war." — Ailred starb im Jahre 1166, sieben und fünfzig Jahre alt, nachdem er zwei und zwanzig Jahre Abt gewesen. —

---

263. Die Lerche, eine Lehrmeisterin.

Der heilige Franziskus von Assisi hatte eine außerordentliche Freude an den Vögeln, besonders an den Lerchen, und lud sie oft ein, sie sollten mit ihm das Lob Gottes verkünden.

Er pflegte auch seine Ordens-Brüder, die Franziskaner, mit den Lerchen zu vergleichen, und ermahnte sie, ihnen ähnlich zu sein.

„Die Lerche" sagte er, „habe den Kopf mit einem Kamme bedeckt; so sollen auch sie ihr Haupt mit der Kapuze bedecken und damit gleichsam ihr Auge gefangen halten und ihre Ohren gegen leichtfertiges Gerede schützen.

Die Lerche sei von aschgrauer Farbe; so trügen auch sie einen aschgrauen Anzug, damit sie immer jener Worte erinnert würden: „„Gedenk', o Mensch, daß du Asche bist und in Asche wieder zurückkehren wirst!""

Die Lerche besitze nichts als Eigenthum, und sei dennoch für ihren Unterhalt unbesorgt; so sollen auch sie in gänzlicher Armuth leben, auf Gott vertrauen und zu dem Mitleide der Menschen ihre Zuflucht nehmen.

Sobald die Lerche ein Körnlein gefunden und verzehrt habe, steige sie in die Lüfte empor und opfere Gott durch Gesang ihre Danksagung; auf gleiche Weise sollen auch sie für die geringste Gabe bei Gott und den Menschen Dank sagen.

Die Lerche habe, nach der lateinischen Ableitung, ihren Namen vom Lobe — alaudae dicuntur a laude, — weil sie mit beständigem

Gesange Gott preise; so sollen auch sie Gott loben und preisen sowohl durch Psalmengesang, als durch Verkündigung des göttlichen Wortes und besonders durch ein heiliges Leben.“ —

264—266. Flucht der Welt-Ehre.

1. Der heilige Franziskus von Borgia, früher Herzog von Gandien, befand sich zu Mantilla in Geschäften seines Ordens. Aus Unvorsichtigkeit hatte man ihm beim Mittagstisch einen höheren Platz zugewiesen. Sobald er diese Verehrung bemerkte, bezeichnete er sich augenblicklich mit dem heiligen Kreuz, als sähe er den bösen Feind vor sich. „Ich bin mit Christus gekreuzigt!“ lispelte er, und nahm den letzten Platz ein. —

2. Zu Lissabon schickte ihm der König Johann III. einen seiner Hofleute entgegen, um ihn festlich zu empfangen. Der Hofmann fragte unter Anderm auch den Heiligen: ob er von der Reise-Anstrengung recht müde geworden, und gebrauchte bei diesen Anfragen öfter das ehrende Wort „Herr!“ — Und Franziskus erwiederte ihm: „„Obwohl ich auf dem Wege recht müde geworden bin, so macht mich doch das einzige Wort „Herr,“ mit welchem Ihr mich so oft angesprochen, noch müder; denn wisset, daß Ihr mich mit diesem Titel vielmehr beschweret, als ehret!““ —

3. Als einmal die Väter der Gesellschaft Jesu zu Ebora sich versammelt hatten, um nach alter Gewohnheit geistliche Gespräche zu führen, und die Rede an Sanct Franziskus kam, sagte er nicht mehr, als dieses Einzige: „Werke sind besser denn Worte!“ Hierauf erhob er sich von seinem Sitze, kniete auf den Boden hin, und küßte den Brüdern einem nach dem andern die Füße. Alle aber wunderten sich über eine solche Demuth und vergossen viele Thränen der Rührung und Beschämung. —

267 u. 268. Fromm als Ritter, streng als Mönch.

1. Der heilige Graf Gottfried lebte auf seinem Schlosse zu Cappenberg in Westphalen. Die Leute ringsum hatten eine hohe Meinung von ihm, besonders seit der Graf Engelmar, ein glaubwürdiger Mann, ausgesagt: er habe Nachts, da er dem Schlosse genaht sei, es gesehen, wie eine Stadt, lichter als Schnee und groß und herrlich, so daß es mit seinen Zinnen und Thürmen den Himmel berührte. — Gottfried war gewandt in allen ritterlichen Künsten und im Kriegshandwerk; aber lieber als er auf Fehde ritt oder zum Turnier sich schmückte, war ihm ein Gang in den einsamen dunklen Wald zu dem Crucifix, das dort aufgerichtet stand, oder ein Gebet

vor dem Gnadenbild in der abgelegenen Kapelle; nach den ernsten Dingen des Seelenheiles strebte sein Sinn zu jeder Zeit. Stets bot er eine Zuflucht den Armen und Unglücklichen, und die Kranken, ja selbst die Aussätzigen pflegte er mit eigener Hand. —

Unrecht durfte Niemand geschehen, wo er zugegen war, oder wohin sein Arm reichte. — Einst begegnete ihm tief im Walde, da er unbewaffnet daher kam, ein frecher Weglagerer, der eine Nonne aus ihrem klösterlichen Heiligthum geraubt hatte. Als Gottfried die Unglückliche in ihrem Jammer sah, trat er dem Entführer in den Weg und stellte ihn zur Rede. Dieser zieht sein Schwert und will auf den Unbewaffneten loshauen. Gottfried aber weicht nicht aus, und läßt nicht ab, ihn seines schweren Verbrechens zu bezüchtigen, so daß der Missethäter in seinem schrecklichen Zorn den Todesstreich führen will. Aber siehe! Gott ist mit Gottfried; des Räubers Arm bleibt erstarrt; und da Gott so sichtbar hereingegriffen, so bringt, unter ihres Retters Geleit, der erschütterte Verbrecher die Jungfrau in ihr Kloster zurück. —

Die Bürger von Münster waren in Gottfried's Gebiet eingefallen und hatten es verheerend durchzogen. Darüber entbrannten seine Dienstmannen in Unmuth und Eifer, und Einer von ihnen that den Feinden deßgleichen; und da er ihnen viele Beute abgejagt, zog er triumphirend der Burg Cappenberg entgegen. Gottfried stand unter der Schloßpforte, da er ankam; aber rasch wandte er sich ab und befahl seinen Dienern, daß Jener ihm nicht unter die Augen treten dürfe, bis er den letzten Heller des geraubten Gutes zurückgegeben hätte. — Erschüttert that dieser nach dem Willen des Grafen. —

Sollte Gottfried in den Krieg ziehen, so gehorchte er willig seiner schweren Pflicht, aber bitterlich verabscheute er die Hartherzigkeit und Grausamkeit seiner Kriegsknechte. Man sah ihn oft seine Hände gen Himmel erheben und hörte ihn beten: „Herr Jesu Christe, ich flehe zu deiner großen Güte, entreiße mich diesem Greuel der Ungerechtigkeit, und laß an jenem Tage deines Gerichtes mich wohlbereitet und unbefleckt erfunden werden! Denn ich weiß ja, o du gerechter Richter, daß auf mein Haupt zurückfällt, was von den Meinigen verbrochen wird!" —

2. Da kam der heilige Norbert ins Land, der Prediger der Buße und Weltentsagung. Am Feste „Mariä Himmelfahrt" übergab Gottfried, ergriffen von den Worten des heiligen Mannes, sich und seine Gattin und seine Güter der Kirche und den Armen Christi. Er wandelte seine drei Burgen in drei Klöster um, in Cappenberg selbst nahm er mit seinem Bruder Otto das geistliche Kleid und sie lebten gottselig im Frieden der Ordens-Uebungen.

Gottfried gründete seine Heiligkeit auf die tiefste Demuth, und man sah die größte Freude aus all seinen Zügen leuchten, wenn ihm die geringsten Dienste von seinen Obern übertragen wurden. Es that ihm wehe, wenn man je versuchte, ihn zu loben; und da ihn die Brüder hier und da noch mit seinem Grafentitel anredeten, so bat er sie mit Thränen in den Augen: „Liebste Brüder, wollet mich doch nicht also nennen! Denn unter jenem Titel habe ich viel Böses gethan, und daher sollt Ihr mich jetzt als den Knecht von euch Allen behandeln!“ —

Er blieb gegen sich sehr streng und wollte auch die Ordens-Regel in ihrer ganzen Strenge gehalten wissen. Als aber von mehreren Brüdern der Antrag gestellt wurde, dieselbe zu mildern, da sagte er: „Diejenigen, welche über einen reißenden Strom schiffen müssen, stechen gern ober dem Landungs-Platz ins Wasser; denn ob sie wollen oder nicht, so werden sie von der Fluth ergriffen und landen weiter unten, wenn sie es nicht der Art machen. So, meine Brüder, müssen wir es auch machen, da wir das reißende Meer dieses Lebens durchschiffen müssen. Die menschliche Trägheit wird uns weit hinabkommen lassen unter das Ziel, das wir uns vorgesetzt, wenn wir nicht mit allem Eifer nach dem Höchsten ringen. Ich fürchte sehr, unser heiliger Orden möchte mit der Zeit nicht mehr dieses höchste Ziel im Auge behalten, darum müssen wir jetzt unsern Vorsatz befestigen und eher die Strenge vermehren, als nur in Einem Pünktchen von ihr ablassen!“ —

In dem von ihm gestifteten Kloster Elofstadt erkrankte er zum Sterben. Da sein Bruder Otto und die Mönche um ihn jammerten in seiner Todesstunde, sagte er: „Was wehklaget ihr? Wozu haben wir das Ordenskleid genommen, wozu nehmen wir alle diese Abtödtungen auf uns, wenn wir nicht verlangen, durch sie desto schneller und sicherer zu unserm Herrn Jesus Christus zu kommen? Ich liebe es, den kürzesten Weg zu gehen, und zum Anblick meines Jesu, nach dem ich immer sehnsüchtig verlangte, möchte ich eilen! Deßwegen habe ich Alles verlassen, daß mir diese Stunde glückselig sei! Darum freue ich mich und bitte euch, eure Thränen zu trocknen!“ — Dann empfing er die heilige Oelung, und nachdem er alle Brüder um Verzeihung gebeten und ihnen den Friedenskuß gegeben, entschlummerte er. Ueber ein Kleines öffnete er nochmals die Augen, und sagte mit Entzücken: „Sie kommen, die Boten meines Herrn und Schöpfers!“ und mit diesen Worten eilte er in die Wohnungen des Friedens — im Jahre 1126.

Auf seinen Bildern trägt Sanct Gottfried die Prämonstratenser-Kleidung; auch hat er eine Schüssel mit Broden in der Hand oder eine Kirche. —

269. Besuch der Abtei La Trappe durch den König von England Jakob II.

Unter der Leitung des in seinen eigenen Bußübungen strengsten Abtes Armand de Rancé hatte das Kloster La Trappe des Cistercienser-Ordens in Frankreich eine solche Berühmtheit erlangt, daß man von allen Seiten, wie ehemals nach Clairvaux zur Zeit des heiligen Bernardus, dahin strömte. Die höchsten und erhabensten Personen der Kirche und im Staat, Bischöfe, Erzbischöfe, Cardinäle, Gesandte, Fürsten und Fürstinnen kamen um die Wette, das wunderbare Schauspiel zu sehen, das in diesem Augenblick La Trappe unter der ernsten Leitung des Abts von Rancé darbot. Und La Trappe, sagen wir es laut, entsprach ihren Erwartungen, und alle diese berühmten Besucher entfernten sich von Bewunderung durchdrungen vor dieser Frömmigkeit, dieser Ordnung und allen christlichen und religiösen Tugenden, die bei diesen demüthigen Einsiedlern hervorleuchteten. — Der Abt von Marsallier erzählt bei dieser Gelegenheit, daß ein Cardinal, ein Erzbischof und mehrere Prälaten ihren Würden entsagen wollten, um sich nach La Trappe zurückzuziehen, und daß nichts weniger als die Autorität des Papstes nöthig war, um sie von diesem Vorhaben abwendig zu machen. —

Unter den berühmten Personen, die Dom Armand von Rancé unter seinen Besuchern aufzeichnete, muß man den König und die Königin von England in die erste Linie stellen. — Gezwungen, in Folge der furchtbaren Revolution von 1688, aus England zu flüchten, kam Jakob II., nachdem er 1690 auch Irland verlassen hatte, an den Hof des Königs von Frankreich Ludwig XIV., und noch in demselben Jahr, den 21. November, besuchte er La Trappe.

Sobald der Abt von Rancé von der Ankunft Seiner britannischen Majestät benachrichtigt war, ging er, um ihn an dem Klosterthor zu empfangen. Als der König abgestiegen war, warf sich der Abt vor ihm nieder. Es ist der Gebrauch dieser heiligen Einsiedler, so hinsichtlich aller Derer zu verfahren, welche von Außen kommen, um sie zu besuchen. Es schien den König zu bekümmern, den Abt so vor sich liegen zu sehen. Er hob ihn mit Eifer auf, und bat ihn um seinen Segen. Nun begrüßte ihn Rancé in folgenden Worten:

„Sire, Gott besucht uns heute in der Person Ew. Majestät. Es ist eine Gnade und eine Ehre, der wir nicht würdig sind; aber es ist auch zu gleicher Zeit ein Trost, den ich nicht im Stande bin auszudrücken. Welch ein Glück für uns, diesen großen Prinzen, für den wir schon so lange Zeit Gott unaufhörlich unsere Gebete darbringen, in dieser Einöde zu sehen! Ja, Sire, wir thun nichts

häufiger und nichts mit größerem Eifer, als Gott bitten, daß er Eurer geheiligten Person alle die Kraft und all den Schutz gewähre, der Ihr nöthig ist; daß er Sie mit seiner Gnade überschütte und daß er Ihr endlich jene unsterbliche Krone gebe, die er für alle Diejenigen bereit hält, die sowie Ew. Majestät das Glück haben, Jesus Christus zu folgen und ihn allen andern Dingen vorzuziehen." —

Der König antwortete auf diese Anrede, indem er dem Abt die große Freude bezeigte, die er habe, sich an einem Orte zu sehen, für den er immer die ganze Achtung gehegt, welche man der daselbst herrschenden Frömmigkeit schuldig sei. — Der Abt führte hierauf Se. Majestät in die Kirche, um Ihre Gebete daselbst zu verrichten, und von da in einen Saal, wo er die Ehre hatte, den König während einer halben Stunde allein zu unterhalten. Als die Zeit der Completen gekommen, verlangte der Fürst, denselben beizuwohnen. Er setzte sich an den Platz des Abts, der bereit war, ihn zu empfangen.

Das Abendessen des Königs wurde hierauf von Mönchen und andern Personen des Hauses aufgetragen. Die Speisen bestanden aus Wurzeln, Eiern und Gemüse, die der König ungeachtet der Einfachheit ihrer Zubereitung wohlschmeckend fand. Eine reinliche Armuth herrschte allenthalben und trat an die Stelle der Pracht, mit welcher bedient zu werden die Könige gewöhnt sind. Der König wollte, daß zehn Personen, die ihn begleiteten, die Ehre haben sollten, mit ihm zu speisen. Was den Abt von La Trappe anbelangt, so blieb er an der Seite des Königs; während der Mahlzeit wandte sich Se. Majestät öfters mit großen Zeichen von Güte und Wohlwollen gegen ihn, und fragte ihn Mehreres über Das, was in der Einsiedelei vorging. —

Nach dem Abendessen näherte sich der König, welcher die in einen großen Rahmen eingefaßten, geschriebenen Maximen des Klosters bemerkt hatte, denselben, um sie zu lesen. Er fand, daß es Sprüche über die Liebe zu den Feinden und über die Verzeihung der Beleidigungen waren. Nachdem er sie mit großer Aufmerksamkeit gelesen hatte, sagte er: „„Dies sind gute Grundsätze, man müßte sie mit nach St. Germain nehmen. Es sind unumgänglich nothwendige Regeln für die Christen; Jedermann sollte sie üben."" Er wollte sie durchaus zu St. Germain haben, weßhalb man genöthigt war, ihm Abschriften davon zu schicken. —

Hierauf führte man Se. Majestät in einen andern Saal; hier unterhielt sich Dieselbe während einer Stunde mit der ganzen Gesellschaft von verschiedenen Dingen, und hauptsächlich von den französischen Kriegen, bei denen Sie Sich befunden und Ihre Tapferkeit

bewiesen hatte. Sie sprach davon mit jener so seltenen Bescheidenheit, die aber beweist, wie sehr große Seelen über Das, was der Eitelkeit schmeicheln kann, erhaben sind. Nach dieser Unterredung ging der König auf sein Zimmer, wo er sich von Neuem allein mit dem Abt von La Trappe unterhielt, worauf sich Beide zurückzogen. —

Den andern Tag wohnte der König der Tertie und der großen Messe bei. Bei der Kommunion verließ er seinen Betstuhl, um auf der zweiten Stufe des Altars niederzuknien. Sein Beichtvater bot ihm ein Polsterkissen an, das er jedoch ausschlug, worauf er mit dem Diakonus und Unterdiakonus, die ihm ein Altartuch vorhielten, sein Confiteor betete. Während der Kommunion Sr. Majestät sang das Chor den 118. Psalm des Königs David, und in demselben kommen die folgenden Worte vor:

„Thu' Gutes deinem Knechte, und gieb mir das Leben, so will ich bewahren deine Worte! — Thu' auf meine Augen, daß ich schauen kann die Wunder deines Gesetzes! — Ein Fremdling bin ich auf Erden; verbirg nicht vor mir deine Gebote! — Es schmachtet und verlangt meine Seele nach deinen Satzungen zu aller Zeit! — Du schiltst die Stolzen, und verflucht sind, die abscheiden von deinen Geboten! — Nimm weg von mir Schmach und Verachtung; denn deinen Zeugnissen strebe ich nach! — Denn es sitzen Fürsten und reden wider mich; aber dein Knecht übt sich in deinen Satzungen! — Und deine Zeugnisse sind meine Betrachtung, und deine Satzungen mein Rath!" —

Jedermann war um so mehr über diese Worte betroffen, welche sich gar sehr für den großen, vor der Majestät Gottes gedemüthigten König paßten, da man sie nicht absichtlich gewählt hatte, sondern wußte, daß sie zu dem Gottesdienst gehörten, den man der heiligen Cäcilie feierte. —

Der König verließ die Abtei, tief gerührt und erbaut von dem Bußeifer, der Entsagung und der demüthigsten Demuth ihrer Mönche. —

---

270. Demüthig wie ein Schulknabe.

Lanfrank, einem vornehmen Geschlechte zu Pavia entsprossen, empfing eine edle Bildung in fast allen Zweigen der Gelehrsamkeit, besonders aber in der Rechtswissenschaft.

Im Jahre 1041 sah man ihn als einen friedlichen Wanderer in der Normandie, begriffen auf dem Wege von Avranches nach Rouen, vermuthlich um daselbst eine Gelehrten-Schule zu gründen. In einem Walde von der Nacht übereilt, wurde er von Räubern angegriffen, gänzlich beraubt, an einen Baum gebunden und so dem

Untergange preisgegeben, wenn nicht Hilfe kommt. — Zuerst jammerte Lanfrank über sein Unglück; dann wollte er beten, konnte aber nicht, weil er über seinem Eifer im Erringen der menschlichen Wissenschaft die Wissenschaft des Seelenheils und namentlich das Beten gänzlich vernachlässigt hatte. Nun machte er das Gelübde, wenn ihm Gott jetzt aus seiner Noth helfe, wolle er ein besseres Leben anfangen, und ihm allein dienen. Und der Herr erhörte sein Flehen um Errettung. Des Morgens ziehen Reisende vorüber und lösen, um Hilfe angerufen, die Bande des Gefesselten. Befreit bittet er seine Retter um das Einzige, daß sie ihm ein Kloster, am liebsten ein niedriges und armes, zeigen möchten, denn er ist entschlossen, der Welt Lebewohl zu sagen. Sie zeigten ihm nun den Weg nach Bec, das in der Nähe liegt. Angelangt daselbst, trifft er den Abt Herluin sammt den Brüdern an dem Baue des Klosters beschäftigt. Er bittet um Aufnahme und erhält dieselbe, nachdem er die ihm vorgelegten Satzungen, die Regeln des heiligen Benedikt, genau zu beobachten versprochen hatte. —

Lanfrank brachte nun drei Jahre im Kloster zu, der Welt verborgen und vergessen von der Welt, und verwendete all seine Zeit auf die Lesung gottseliger Schriften und auf Gebet. — Ungeachtet seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit zeigte er sich demüthig wie ein Schulknabe; als er einmal während des Essens der Mönche vorlas, so begehrte der Prior, Lanfrank solle ein Wort, das er ganz richtig ausgesprochen, anders aussprechen. Obschon nun der Prior ungelehrt war, und Lanfrank doch durch sein eminentes Wissen die meisten Gelehrten der damaligen Zeit übertraf, so las er — ohne Widerrede — das Wort unrichtig nach der Anweisung des Priors; denn — eine wirklich lange Silbe kurz auszusprechen, hielt er für keine Sünde, wohl aber hielt er es für eine schwere Sünde, seinem rechtmäßigen Obern nicht zu gehorchen. —

Lanfrank wurde nicht lange nachher Prior im Kloster Bec, sodann Abt im Kloster St. Stephan zu Caën, das der Herzog Wilhelm von der Normandie neu gestiftet, und endlich Erzbischof von Canterbury. —

---

271. Der Segen einer Selbstpeinigung.

Der heilige Ludwig von Granada lag einst gegen Abend in seiner Zelle in Gebet und Betrachtung versenkt, küßte dann den Todtenkopf unter dem Crucifix und nahm die Geißel und schlug sich den Rücken bis zum Bluten.

Zwei junge Männer, die ein sehr lasterhaftes Leben führten, und eben einen Laienbruder im Kloster, der früher ihr Genosse

gewesen und sich bekehrt hatte, besuchten, — kamen an der Zelle Ludwig's vorüber. Voll Neugierde blickten sie leise hinein und sahen mit Entsetzen die Selbstgeißelung des Heiligen. „O wir Elenden!" riefen sie; „dieser fromme Ordensmann, der vielleicht nie eine schwere Sünde begangen, übt hier die strengste Buße, indeß wir Sünder darauf ausgehen, die Anzahl unserer Laster zu vermehren! Zu unserer tiefsten Beschämung hat es die Gnade Gottes also gefügt, daß wir Zeugen dieser Bußstrenge geworden sind!" — Und von tiefer Rührung ergriffen kehrten nun Beide ihrer Wohnung zu, und besserten ihren Wandel. Sie waren für Gott gefunden. —

Das berühmte große Werk des heiligen Ludwig von Granada, betitelt: „Die Lenkerin der Sünder," lobt ein Zeitgenosse mit den Worten: „„Es hat dieses Werk mehr Irrende auf den Weg des Heils zurückgeführt, als es Buchstaben enthält!"" *) —

272. Zartes Rücksichtnehmen.

Die Schwester Theresia Maria von Liguori aus dem Orden der heiligen Maria Magdalena von Pazzis im ehrwürdigen Kloster vom allerheiligsten Altarssakrament zu Neapel, war eine Tochter des Fürsten von Presiccio Franz von Liguori und der Virginia Raitano. — Liebe zu Gott und seinem treuen Dienste in Armuth und Gehorsam ließ sie der Welt entsagen und ins Kloster treten.

Theresia Maria trug namentlich eine so große Liebe zum Gehorsam und war so eifrig, denselben zu üben, daß sie jedem Auftrag ihrer Obern augenblicklich genügte, und auch ihren Mitschwestern in Demuth diente. Man durfte ihr nur sagen: „Gehorche!" und lächelnd that sie, was man von ihr wünschte.

So, zum Beispiele, hatte Theresia einmal mehrere Blumensträuße hergerichtet, um das heilige Grab des Erlösers in der Klosterkirche damit zu zieren; unter den Blumen befanden sich auch Jonquillen. Eine Klosterfrau, welche den Geruch dieser Blumen nicht wohl leiden mochte, bemerkte ihr: man müsse solche Blumen, die den Kopf angreifen, nicht benutzen. Obgleich Theresia mit großer Mühe und Sorgfalt die Sträuße gesammelt und geordnet, so machte sie dieselben doch schleunigst wieder auseinander und legte alle Jonquillen bei Seite, trotzdem daß man zu der Zeit gewöhnlich das heilige

*) Eine gute deutsche Uebersetzung dieses nicht genug zu empfehlenden Werkes ist im Jahre 1835 zu Aachen in der Cremer'schen Buchhandlung erschienen. A. H.

Grab mit denselben zu verzieren pflegte. — Als eine andere Schwester über dieses Zerstören der Blumensträuße ihr Erstaunen äußerte, entgegnete sie sanft und heiter: „Ich bin deßhalb hauptsächlich ins Kloster gegangen, damit ich Andern um Jesu Willen dienen und gehorsamen könnte!“ —

Sie starb am 30. Oktober 1724 im ein und zwanzigsten Jahre ihres Lebens, und rief im Scheiden von dieser Welt: „Ich leide aus Gehorsam und sterbe aus Gehorsam! Ich vertraue allein auf Gottes Barmherzigkeit!“ —

273. Im Franziskaner-Kloster zu Jerusalem.

Der Trappisten-Pater Maria Joseph von Geramb schrieb während seines Aufenthaltes zu Jerusalem im Jahre 1831 das Nachstehende über das dortige Franziskaner-Kloster in sein Tagebuch: —

Heute, am Tage des Festes der unbefleckten Empfängniß Mariä, fand ein feierlicher Gottesdienst Statt; der ehrwürdige Guardian vom heiligen Grabe hat ihn mit größter Pracht gehalten. Er hat das Recht, Inful und Stab zu führen und die heilige Firmung zu ertheilen. Seine Amtsverrichtungen dauern drei Jahre; wird er nach Ablauf derselben nicht mehr gewählt, so tritt er in das Dunkel seines Klosters zurück. Die Kirche war mit prächtigen Tüchern behangen; der Anzug der Priester, die den Gottesdienst verrichteten, war weiß und mit Stickereien in Gold von großer Schönheit verziert. Er ist ein Geschenk von Portugal. Der Thron des Pater Guardian, an dem ich mit Vergnügen das Wappen von Oesterreich bemerkte, ist von Silberstoff. Alles, was ich sah, ist prachtvoll; am meisten aber fielen mir zwei 8 Schuh hohe silberne Leuchter mit Basreliefs von köstlicher Arbeit auf. Sie sind aus den Trümmern einer Lampe von außerordentlichem Reichthum und seltener Schönheit verfertigt, die von der kaiserlichen Familie von Oesterreich, welche auf eine so edle Art die Frömmigkeit und die Großmuth mit dem Ruhme zu vereinigen weiß, zum Geschenke gemacht worden ist. Diese Lampe enthielt 300 andere kleinere. Unglücklicherweise erregte ein so bewunderungswürdiges Meisterstück den Neid der Griechen. Sie sägten die Kette durch, an welcher sie vor dem heiligen Grabe aufgehangen war, und gaben so Veranlassung zu ihrer Zerstörung. — Der Vordertheil des Altars ist von massivem Silber; er stellt die Herabkunft des heiligen Geistes vor. Er ist ein Geschenk der Könige von Neapel, sowie der Thronhimmel für das allerheiligste Sakrament, der von massivem Golde und mit Edelsteinen geschmückt ist. Carl III. zog einen überaus werthvollen Ring vom Finger, um mit demselben

diesen Thronhimmel zu zieren.*) — Ueberhaupt besitzt das heilige Land sehr viele Denkmale der Frömmigkeit der katholischen Monarchen Europa's, welche besonders ehemals Gefallen daran fanden, die heiligen Stellen mit kostbaren Zierden zu schmücken. Ich habe in keiner Kirche so prachtvolle Gegenstände gesehen, als in der von Jerusalem. Was mir aber noch bewunderungswürdiger schien, war die Art, wie der Gottesdienst gefeiert worden ist. Die Würde, die Genauigkeit, das Ganze der Ceremonien, die Harmonie der Orgel und einiger wohltönenden Stimmen: — Alles dieses beseligt, entzückt und erhebt die Seele, und trägt sie in den Schooß Gottes empor.

Nach Beendigung des Gottesdienstes machte ich den vornehmsten Geistlichen des Klosters meinen Besuch. Der Pater Perpetuus, Secretär vom heiligen Lande, begleitete mich. Beim Eintritt in ihre Zellen rührte es mich, die größte Armuth in denselben zu bemerken. Ich fand in jeder nur Einen schlechten Stuhl; wenn dieser aus Höflichkeit mir dargeboten wurde, so mußte der Secretär sich auf das Bett setzen, und Der, den ich besuchte, stehen bleiben, oder auf einem kleinen Koffer, wenn einer vorhanden war, Platz nehmen. „Alles für Gott, nichts für uns!" ist der fromme Wahlspruch eines Ordensmannes vom Kloster des Landes. Der ehrwürdige Guardian vom heiligen Grabe hat zu seiner Wohnung zwei kleine, mit schlechter Einrichtung versehene Zimmer. — Und dennoch hat man gewagt, ihn wie einen Souverän von asiatischem Luxus umgeben, da er doch in der Wirklichkeit nichts Anderes ist als ein armer Franziskanermönch, welcher, außer wenn er den Gottesdienst verrichtet, kein anderes äußeres Zeichen seiner Würde besitzt, als einen Stock mit silbernem Knopfe, dessen er sich bedient, wenn er barfuß, wie seine Brüder, und gekleidet wie sie, ohne Kreuz, ohne Ring und demüthig wie der Letzte der Kinder des heiligen Franziskus ausgeht. — Der Tisch der Väter ist sehr einfach; ohne diese Einfachheit mit der strengsten Sparsamkeit verbunden, könnten sie nicht so viele Unglückliche unterstützen, welche im Kloster zum heiligen Lande genährt und unterhalten werden; ohne sie könnten sie auch nicht die Raubgierde der Türken befriedigen, und ohne sie nicht den Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Erpressungen jeder Art entgehen, deren Opfer zu werden sie beständig Gefahr laufen. — —

*) Der Gesammtwerth dieser Schätze soll 3 Millionen Gulden betragen. Merkwürdig ist, daß nur dem Generalprocurator und noch einem der Väter der Ort bekannt ist, wo diese Kleinodien, sobald ein Kirchenfest beendet worden, aufbewahrt werden. Beim Antritt seiner Stelle muß er in die Hände seines Vorgängers oder dessen Mitwissers einen Eid schwören, eher Blut und Leben unter den größten Martern hinzugeben, als sein Geheimniß zu verrathen, um dieses kostbare Eigenthum vor raubgierigen Händen zu bewahren.

274. Das Gespenst des Tages.

Das „Gespenst des Tages“ kann man wohl mit Recht die Jesuiten nennen. Wäre die Sache nicht zu ernsthaft, die Art, wie man diesen Orden verdächtigt und zum Schreckbild macht, wäre wirklich lächerlich. — Dies Treiben erinnert unwillkürlich an eine Geschichte, welche der Cardinal Sfondrati, ein berühmter Schriftsteller aus dem Orden des heiligen Benediktus, erzählt, und die sich beim Tode eines deutschen Jesuiten zugetragen hat.

Dieser Jesuit, mit Namen P. Tanner, ein eben so frommer als gelehrter Mann, reiste von Prag nach Innsbruck, um die Luft seines Vaterlandes einzuathmen, und seine Gesundheit wiederherzustellen. Aber die Reise zerrüttete dieselbe vollends, und er starb auf dem Wege, in einem ungenannten Flecken. — Die Obrigkeit des Orts begab sich alsobald in das Haus, wo er gestorben war. Indem man ein Inventarium von seinen Habseligkeiten machte, fand man darunter ein kleines Schächtelchen, dessen sonderbare Form schon geheimnißvoll und verdächtig vorkam, denn es war schwarz und von Holz und Glas verfertigt. Aber noch mehr war man erstaunt, als der Erste, der in das Schächtelchen guckte, ganz erschrocken vier Schritte zurückwich und ausrief: „Abrenuntio tibi Satana! Ich widersage dir Satan!“ Dieß Nämliche wiederholten Jene, die nach ihm hineinschauten. Wirklich sahen sie im Schächtelchen ein lebendiges, schwarzes, abscheuliches und furchtbares Thier, mit drohenden Hörnern und von außerordentlicher Größe. Alle waren in Furcht und Schrecken, und man wußte nicht, was man von einem so erschrecklichen Ungeheuer denken solle; als ein junger Mensch, der soeben seinen philosophischen Curs geendet hatte, die Gesellschaft aufmerksam machte, daß das Thier größer sei als das Schächtelchen selbst, daß folglich hier das Enthaltene größer sei als das Enthaltende, daß dieß aber allen Naturgesetzen zuwider laufe und natürlicher Weise nicht zugehen könne; woraus er dann schloß, daß das kein materielles Thier, sondern ein Geist in Gestalt eines Thieres sein müsse. —

Alles stimmte dieser Meinung bei, und Alle waren überzeugt, daß der Teufel in eigner Person sich in diesem Schächtelchen befinde. Mit der nämlichen Ueberzeugung schloß man, daß Derjenige, dem dieses Ding gehörte und es mit sich trug, es nur zu bösen Zwecken gehabt habe, und nur ein Zauberer und Schwarzkünstler sein konnte. Das Gerücht verbreitete sich gar bald; das ganze Städtchen lief dem Hause zu, und Alle sagten zueinander voll Schrecken und Schaudern: „Heute haben wir den Teufel gesehen!“ —

Während man nun das Wunderthier dem neugierigen Volke

zeigte, verfertigte der Richter eine gerichtliche Urkunde. Er verurtheilte den Jesuiten als des kirchlichen Begräbnisses verlustig, und ertheilte dem Pfarrer den Befehl, die Exorcismen der Kirche vorzunehmen, um den Teufel aus dem kleinen Kerker und aus dem Lande zu jagen. Der Ausspruch des Richters erstreckte sich nicht weiter; aber die Politiker (Staatsmänner) des Städtchens ließen es nicht dabei bewenden. Die Schwarzkunst des P. Tanner sollte, nach ihrer Meinung, betrachtet werden als eine allen seinen Mitbrüdern gemeinsame, und das Urtheil einer allgemeinen Verbannung sollte alle Jesuiten in sich schließen.

Indessen nun Jedermann von diesem Wunder sprach, und Jeder nach seiner Meinung davon urtheilte, kam ein Preuße durch das Städtchen. Man erzählte auch ihm sogleich von dem Zauberwerk. Aber wie erstaunte er, als man ihm dasselbe zeigte; denn er sah im ersten Augenblick, daß das Schächtelchen ein Sonnenmikroskop war, wodurch kleine Gegenstände ins Ungeheure vergrößert werden. Er öffnete das Mikroskop, und es spazierte wohlgemuth und zu männiglichem Erstaunen aus demselben — ein **Hirschkäfer** hervor. —

---

275. Abends im Kloster.

Ein Wanderer im Rhöngebirge, der den „Heiligen Kreuzberg" und das Franziskaner-Kloster auf demselben besuchte, schrieb am 22. Mai 1841 des Abends spät noch in sein Tagebuch:

„In den Schleiern des Abends suchte ich meinen Heimweg zum Kloster. Das Vespergeläute ward mein Weiser. Nun war diese Natur schön, als linde Schatten von unten herauf sie weiß und duftig umflatterten, während oben die schwarzen Profile der nächsten Berghäupter am blaßblauen, kühlen Abendhimmel sich scharf abschnitten. Ein heiliges Wehen ging um den Berg; auf seinen Flügeln wiegten sich die verschwimmenden Klänge der Klosterglocke und grüßten, wie Friedens-Verheißungen vom Himmel, das verhüllte Thal drunten. Stimmungen der Andacht, Schauer eines innigsten Gottbedürfnisses rieselten durch meine Seele. Erschöpft stand ich an einem steinernen Heiligenstock still, herzklopfend, unwillkürlich mit gefalteten Händen. —

Die Väter empfingen mich im Refektorium sehr erfreut über meine Rückkehr; sie hatten mich schon verirrt gemeint.

Wenige Augenblicke nach meinem Eintritt in das noch dunkle Gemach kam auch der Laienbruder mit dem großen Leuchter, und da machte es einen überraschenden Eindruck auf mich, wie der Guardian mit dem Zeichen des Kreuzes und mit einem lateinischen Segenswunsche die eintretende Flamme, das **Licht**, begrüßte.

Murmelnd wiederholten die Mönche den Refrain; die schwarzen Kutten beugten sich einen Augenblick lang vor dem Lichte. — Ein seltsames Bild, eine sinnige Zeremonie! Ich hatte ihr, obschon ein fleissiger Besucher der Klöster, noch niemals beigewohnt, darum berührte sie mich um so tiefer. Es war ja eine heilige Erinnerung an das erhabene und erhebende Evangelium: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dieses war im Anfange bei Gott. Alles ist durch Dasselbe gemacht worden, und nichts wurde ohne Dasselbe gemacht. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht leuchtete in der Finsterniß, aber die Finsterniß hat es nicht begriffen. Es war ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes. Dieser kam zum Zeugnisse, damit er Zeugniß von dem Lichte gäbe, auf daß Alle durch ihn glauben möchten. Er war nicht das Licht, sondern er sollte nur Zeugniß von dem Lichte geben. Dieses war das wahre Licht, welches alle Menschen, die in diese Welt kommen, erleuchtet. Es war in der Welt und die Welt ist durch dasselbe gemacht worden, aber die Welt hat Ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigenthum und die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Allen aber, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, denen nämlich, die an seinen Namen glauben, welche nicht aus dem Geblüte, nicht aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind. Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit!“ —

Seit zwei Stunden bin ich in meine Zelle zurückgekehrt. Ich kann nicht schlafen. — Um Ein Uhr ist beschlossen, bet' ich die Matutin mit; ein Laienbruder wird mich wecken. Ich denke mir das gar feierlich: die wandelnden Lichter in den dunklen Gängen, Orgeltöne und nächtliches Chor-Gebet durch das finstere Schiff der Kirche hinmurmelnd, dann wieder ein tiefes, friedliches Grabesschweigen. Die Mönche schleichen auf den leisen Sandalen in ihre engen Zellen zurück, die im Winter kalt wie ein Grab, im Sommer heiß wie eine Bleikammer, für Nichts Raum haben, als für ein hartes Lager, einen Stuhl und einen Tisch aus Eichenholz; an der Wand ein Crucifix, ein paar Heiligenbilder, ein Strick; auf dem Gesimse ein irdener Krug und ein Brevier. — —

Still! — Mir ist's, als hört' ich unter mir das Stöhnen eines andern Schlaflosen. Geisselschläge hallen herauf — leises Wimmern, verhaltenes Beten!“ — —

276—278. Wie ein sogenannter „Zerrissener“ sich eine neue Lebensform suchte.

(Nach: Erzählungen eines Heimgekehrten von H. Lorm.)

1. In einem der wenigen Augenblicke, die ein Fremder in Venedig zu Hause zubringt (schreibt der Verfasser), blätterte ich eines Morgens zufällig in einem französischen Buche. Darin las ich unter Anderm die Worte eines Pilgers, der in einem Klosterbaue verweilt: „Mit Liebe denke ich in dieser alten Abtei der Mönche, die einst hier gehaust haben; ich liebe und verehre diese ehemalige Gesellschaft der Klöster, wie sie gewesen. Sie bewahrte allein inmitten einer barbarischen Welt die Empfindung und den Geschmack für die Genüsse des Geistes; sie öffnete eine Zuflucht jeder Intelligenz, die, wäre es selbst unter dem Joch des Sklaven, einige Funken von Genie aufblitzen ließ. Wie viele namenlose Dichter, Gelehrte, Künstler, Erfinder mochten nicht zehn Jahrhunderte lang das geheiligte Asylrecht gesegnet haben, das sie dem Elend und den zerstörenden Wirren der Erde entrissen hatte! Jene Gesellschaft der Klöster bemühte sich, die armen Denker unter den Plebejern zu entdecken und die Entwickelung ihrer verschiedenen Fähigkeiten zu begünstigen, indem sie ihnen das Brod jeden Tages und die süße Wohlthat der Muße sicherte, sich durch ihre Talente ehrend und schmückend. Und wie eng der Raum war, der diesen Talenten bemessen wurde, um sich geltend zu machen, sie konnten doch wenigstens die ihnen verliehenen Kräfte frei darin entfalten; sie lebten glücklich, wenn sie auch unbekannt starben.“ — —

Von mancherlei Gedanken, welche diese Worte erregen konnten, hielt ich im Momente nur den Einen fest, den Besuch des Klosters der Armenier, den ich in meinen Reiseplan mit eingeschlossen hatte, mit der gesammelten Stimmung auszuführen, die jene Stelle erweckt hatte. — Das Kloster liegt auf einer der zahlreichen Inseln, welche die Lagunen Venedigs bevölkern, auf der Insel San Lazzaro. Sie hat ihren Namen von dem armen Aussätzigen im Evangelium, denn sie bot im zwölften Jahrhundert Jenen, die mit demselben Uebel behaftet aus dem Orient kamen, eine Kirche und ein Hospital. Später, als die Krankheit erlosch, wurde die Insel von der Republik völlig aufgegeben und ihre Gebäude zerfielen in Trümmer. Sie sollte aber die Republik überleben und zu großem Ruhme gelangen, als diese schon nicht mehr war. —

Auf der Riva traf ich einen jungen Deutschen, der, ebenfalls zum Erstenmal in Venedig, sich mir zum Besuch des Klosters anschloß. — Wir bestiegen die Gondel und glitten durch die breite, stille Lagune bei schönstem Sonnenglanz unserm Ziel entgegen. —

2. Ich hatte Zeit, mir meinen Begleiter zu betrachten, dem ich zwar schon mehrmals begegnet war, der aber niemals entschiedener den Ausdruck jener modernen Melancholie angenommen hatte, die man mit „Zerrissenheit“ oder „Weltschmerz“ spottweise bezeichnet. Das würde mich von ihm abgestoßen haben, der ich, ein Feind solchen Zustandes, weit weniger geneigt bin, ihn für einen Schmerz, als für eine Schuld zu halten, nämlich die schwere Schuld der Vernachlässigung der wahrhaft religiösen Bildung des Geistes und Herzens. Allein der junge Mann fesselte durch seine wunderbare Schönheit.

„Sie wissen nicht, was Sie mir in diesem Augenblicke leisten,“ sagte ich zu ihm; „Sie machen mir eine Erinnerung lebendig, die sonst nur schattenhaft bliebe und doch die passendste ist für Zeit und Ort. Wer denkt hier nicht an Einen der berühmtesten Dichter Englands Lord Byron? Er war häufig ein Gast des Klosters, und hat die Sprache der Armenier verstehen gelernt.“

„„Und welche Beziehung habe ich zu Lord Byron?““ fragte er; „„ich gebe Ihnen mein kaufmännisches Wort, daß ich niemals die falschen Wechsel auf die Unsterblichkeit gezogen habe, die man — Verse nennt.““

„Sie gleichen Lord Byron,“ erwiederte ich, „nicht eben durch eine vulgäre Aehnlichkeit der Züge; aber die interessante Trauer, die Sie umschleiert, macht denselben Eindruck, wie nur immer einer der weltmüden Strophen-Seufzer des merkwürdigen Britten.“

„„Ich glaube an die Wahrheit seiner Trauer nicht!““ sagte der junge Mann nach einer Pause, während welcher er der Arbeit der Gondoliere vor uns mit jener gleichgiltigen Aufmerksamkeit zugesehen hatte, die verräth, daß das Ziel des Auges nicht auch das Ziel der Gedanken ist. „„Warum ist er nicht Mönch geworden, hier, wo er ein Beispiel von weltentsagendem Leben täglich beobachten konnte, warum ist er immer wieder in die Welt zurückgekehrt, die ihn nur darum stets von Neuem abstieß, weil sie ihn stets von Neuem angezogen hatte? Ach! es muß süß sein, Mönch zu werden, aus einem großen Schmerz seine Religion zu machen, und während eine banale Moral und die brutalen Aufforderungen der Welt zur Freude uns den Schmerz fortwährend entwinden wollen, sich ihm ungestört und widerstandslos hinzugeben, nichts zu thun, als zu leiden? Haben Sie den Tiefsinn bemerkt, daß die deutsche Sprache schon grammatikalisch das Thun zum Gegensatz von Leiden macht? Der wahrhaft Leidende muß müßig sein können, denn was scheint seiner Trauer noch werth, daß es gethan werde? „Geh' in ein Kloster!“ sagt Hamlet. Ich bin nicht bloß neugierig, ich habe eine

unendliche Sehnsucht, jetzt hier **die** Lebensformen zu erblicken, unter welchen ich mein Leiden am liebsten ertrüge!"" —

Aeußerungen dieser Art hatten mich oft zu lebhaftem Widerstreit angeregt. Ich hätte auch jetzt den krankhaften Seelenzustand bekämpfen mögen und nebenbei eine ohne Zweifel unrichtige Vorstellung vom Klosterleben. Allein die Erfahrung hatte mir längst bewiesen, daß nur mit Jenen zu streiten ist, die belehrt und bekehrt sein wollen, weil nur in Solchen die Streitlust eine Anstrengung ihrer physischen Natur ist, zum Heilmittel zu gelangen. Wo aber das Gemüth selbst sich in einem krankhaften Zustand wohlgefällt, von seinem Weh nicht einmal befreit sein will, da können nur Ereignisse des unmittelbaren Lebens selbst eine bessere Richtung geben. Wenn ich aber auch nicht geneigt war, den Zustand zu bekämpfen, so blieb ich doch nicht minder neugierig, die Ursache zu wissen, die den jungen Mann zu einem sogenannten „Zerrissenen" herabwürdigten. Es gelang mir, meinen Begleiter, noch während wir in der Gondel unserm Ziele zusteuerten, zu einer Mittheilung darüber zu stimmen.

Und er erzählte mir ein höchst romanhaftes Ereigniß aus seinem Leben, während er sich zu Paris aufgehalten hatte.

Er kam noch vor unserm Anlanden zum Schlusse seiner Schicksals-Beschreibung.

„„Begreifen Sie nun,"" fuhr er nach einer Pause fort, „„meine Sehnsucht nach einem Scheiden aus dieser Welt, ohne daß ich deßhalb von mir selbst, von meinem Schmerz scheiden müßte, der mir durch die Erinnerung, die er mit einschließt, theuer geworden ist? Nach einem Untergange, der nicht der Tod wäre, sondern die Grabesruhe des Klosters? Wo Alles abstirbt, und man nichts mehr ist, als der Schmerz selbst! Wo es keine anderen Interessen, keine anderen Pflichten mehr giebt, als den Schmerz zu verklären durch Resignation, keine andere Thätigkeit, als den Cultus, durch den er zur Religion mit ihren Tröstungen erhoben wird!"" —

Kann man mit wenigen Worten mehr Unsinn sagen, als dieser Zerrissene?! — Welche verkehrtesten Ansichten vom Leid und dem Ertragen desselben in christlicher Gottergebenheit und gleichfalls von dem Klosterleben, das rein nur als Müßiggang aufgefaßt ist! So albern erzieht die Welt die Ihrigen und so verwirrt und zerreißt und zermartert sie ihre Opfer! — —

3. Die Gondel stieß an das Ufer. Das einfache Kloster der Armenier lag vor uns im Sonnenglanz schweigender Mittagsruhe. An den Eingangsstufen saßen zwei ehrwürdige Männer in ihren braunen Gewändern, und kein Maler hätte sie an anderer

Stelle und in anderer Stellung gewünscht. Künstlerisch ordnet sich von selbst Alles in diesem Lande. Sie erhoben sich, als wir uns näherten, grüßten uns und verschwanden. Auf unser beim Pförtner geäußertes Verlangen, das Kloster zu besichtigen, erschien ein junger Klosterbruder, dem an diesem Tage das Amt oblag, etwaige Besucher umherzuführen. Sowohl in italienischer als französischer Sprache konnten wir uns mit ihm verständigen, und sein gefälliger Eifer enthob uns dem unangenehmen Gefühl, ihm vielleicht einen lästigen Dienst aufzubürden.

Zu beiden Seiten der äußeren Kirchenpforte befinden sich zwei Grabmäler: eines, von sonderbarer antiker Form, deckt die Reste eines ehemaligen Directors der Insel, als sie noch der Sitz des Hospitals war; das andere, ganz modern, von weißem Marmor, erwartet noch seinen zukünftigen Bewohner. Zu Füßen des Hauptaltars ist Mechitar begraben, der Erbauer des Klosters sowohl, als auch Gründer des Ordens († 1749), von dem dieser seinen Namen „Mechitaristen"' führt. Die Kirche besitzt ein Bild von der Hand eines bekehrten Muselmannes, eine Copie der heiligen Jungfrau von Sassoferato; mehrere andere Gemälde knüpfen sich an die Geschichte der Armenier.

Die Bibliothek, zu der vom Refectorium eine Treppe hinaufführt, ist der bewunderungswürdige Theil des Klosters. Ein besonderer Raum daselbst umschließt 1500 armenische Manuscripte, von denen die Mehrzahl noch ungedruckt ist. Auch bewahrt man dort als Merkwürdigkeit eine Mumie auf, das Geschenk eines Ministers des ehemaligen Vice-Königs von Aegypten, Mehemed-Ali.

Ein wichtiger Bestandtheil des Klosters ist die Druckerei, schon von Mechitar gegründet, und nach dem Muster der besten europäischen eingerichtet. Die Setzer sind italienische Arbeiter, die in der rein materiellen Kenntniß der armenischen Schriftzeichen unterrichtet werden. Vier Pressen sind hier fast unausgesetzt beschäftigt, und die Bücher, die unter der Leitung der Väter hervorgehen, verbreiten sich nach Constantinopel, in das Innere von Asien, nach Indien.

Es waren jedoch viel weniger diese verschiedenen Sehenswürdigkeiten, als die Mittheilungen, die uns dabei wurden, was einen tiefen Eindruck auf mich, und einen unerwarteten auf meinen melancholischen Begleiter hervorbrachte. In allen Stücken entrollte sich uns das Bild der **angestrengtesten Thätigkeit** aller einzelnen Mitglieder, sowie der unausgesetzten Wirksamkeit des Ordens für Erziehungs- und Bildungs-Zwecke seines Volkes. Ich citirte dem jungen Manne neben mir die Worte des französischen Schriftstellers, die ich an den Eingang dieser Zeilen

gestellt habe. — Hier war kein Zufluchtsort für die süße Unthätigkeit des in sich selbst verliebten Weltschmerzes! — —

Die Gondeliere sangen und wir schwiegen, als wir wieder durch die weite, stille Lagune glitten. — Ich hegte den Wunsch, daß die Nachwirkung des Gesehenen und Erfahrenen sich als eine wohlthätige in den Anschauungen meines Begleiters geltend mache. Er hatte die neuen Lebensformen hier nicht gefunden, die er sich vorgestellt und die er als die seinem Schmerz angemessensten sich dachte. — Sollte aber die opferfreudige Thätigkeit für Anderer Wohl, wovon er hier leuchtende Beispiele gesehen, ihm nicht als das wahre Heilmittel erschienen sein? — Ich wagte es nicht zu hoffen. —

Venedig tauchte wieder vor uns auf, einer von den großen Schmerzen der Weltgeschichte zu Stein geworden. Hier bieten sich von selbst die Piedestale für die müßige Selbstbeschauung eines eigenen schnöden Schmerzes! —

278. Nutzen aus dem Anblick eines Klosters.

Vom nahen Kloster herüber tönte das Abendgeläute. Ein Landmann, der im Thalgrund seinen Acker pflügte, entblößte das Haupt und betete. Da trat des Wegs daher Einer von denjenigen Menschen, die sich selbst als die Aufgeklärten rühmen. Er lächelte über die betende Einfalt des Bauers, ließ sich dann in ein Gespräch mit ihm ein, und fragte auch noch recht höhnisch: „Lieber Freund, aber sage mir aufrichtig, was denn das Frauenkloster dort auf dem Hügel für einen Nutzen bringt?“ Der Landmann, ohne die Verfänglichkeit dieser Frage auch nur leise mit einer Widerrede zu berühren, gab alsbald zur Antwort: „„Ich, für meinen Theil, bekomme täglich, so oft ich es anschaue, Reue und Leid über die Sünden meiner Jugend!““ —

Der Mann des Klosterhasses ging beschämt von dannen. —

279. Die Erbauung der Abtei zu Clairfontaine.

(Aus: Sagen des Luxemburger Landes von N. Steffen.)

Schon mehr als 600 Jahre sind's, da herrschte im schönen Lande Luxemburg eine edle Gräfin, Ermesinde genannt, welche, mit den hohen und schönen Tugenden einer echtchristlichen Frau eine seltne Umsicht in Regierungssachen und einen unwandelbar festen, fast männlichen Sinn vereinigte. Das Land im Allgemeinen verdankte der edlen Gräfin manches tüchtige Gesetz, und die Stadt im Besondern manch' gütiges Privilegium. Aber auch gegen den allerhöchsten Helfer bewies die fromme Gräfin mannigfach ihre Dank-

barkeit: viele Klöster und sonstige fromme und wohlthätige Stiftungen erstanden während der Zeit ihrer Regierung, so namentlich: das Knodler- oder Franziskanerkloster auf dem heutigen Wilhelmsplatz, die Abtei zu Bonneweg (Bonnevoie), die Abtei zu Differdingen, das Trinitanerkloster zu Bastnach, das Dominikanerkloster zu Marienthal, das Haus der regulirten Chorherrn zu Houffalize, die Congregation der Tempelherrn zu Rodt und endlich die Abtei zu Clairfontaine, über deren Gründung uns das Folgende eines Näheren belehren möge.

Zu den vielen und reichen Besitzungen des Luxemburgischen Grafenhauses gehörte auch jenes weithinsehende Ritterschloß auf dem „Bardenberge.“ — Diesen Ort liebte vor allen die wohledle Ermesinde, und hierher kam sie, so oft sie sich von ihren vielen und dringenden Regierungsgeschäften losreißen konnte. Hier in der friedlich stillen Einsamkeit verlebte sie die reinsten, die seligsten Stunden ihres Lebens; hier war's ebenfalls, wo der frommen Fürstin die himmlische Erscheinung geworden, welcher das Kloster von Clairfontaine seine Entstehung verdankte. —

Es war ein lieblicher Morgen des Wonnemondes des Jahres 1205. Und siehe! aus den Thoren der Ritterburg auf dem Bardenberge hervor schritt lustwandelnd Ermesinde nach jener Seite des Berges hin, allwo man zu ihrer Bequemlichkeit einen weichen Moossitz unter hohen, dicht belaubten Buchen errichtet hatte, und von wo aus man die Aussicht über die ganze herrliche Frühlingslandschaft so entzückend wie an keiner andern Stelle genoß. Sie ließ sich nieder, und wonnetrunken schweifte ihr glänzender Blick über das prachtvolle Panorama dahin, welches sich unübersehbar vor ihr ausdehnte. Voll tiefer glühender Andacht faltete die edle Frau ihre Hände zur feierlichen Anbetung Gottes und zum heißesten Danke. —

Und als sie so in seliger Verzückung wie im Himmel athmete, sah sie auf Einmal, wie in den paradiesischen Gefilden eine hohe himmlische Frau mit einem engelgleichen Kinde auf dem Arme herumwandelte, und wie um dieselbe herum eine Heerde schneeweißer fleckenloser Lämmlein friedlich graste. Den Rücken entlang und unter der Brust hindurch trugen die unschuldvollen Geschöpfe ein etwa handbreites schwarzes Band, ähnlich dem Scapulier, welches die gottgeweihten Jungfrauen in den Klöstern zu tragen pflegen. Die himmlische Frau, welche die Hüterin dieser lieblichen Heerde zu sein schien, lag ihrem Berufe mit der zärtlichsten Sorgfalt und der himmlischsten Freundlichkeit ob. Huldvoll lächelnd streichelte sie mit ihren Lilienhänden die frommen Thierlein, wo selbe sich ihr näherten, und ihr voll der reinsten Güte strahlender Blick weilte mit unendlichem

Wohlgefallen auf den sanften Geschöpfen. Auch das göttliche Kindlein auf ihren Armen schien sich gar sehr an dem reinen, unschuldvollen Wesen der Lämmlein zu freuen, und gleichsam segnend breitete es seine zarten Händchen über dieselben aus, wobei ein Lächeln voll der süßesten Freundlichkeit seine rosigen Lippen umschwebte. —

Da plötzlich tönte von drüben herüber ein trautes frommes Glöcklein: und das Glöcklein klang so freundlich und so bekannt zum Ohre der Gräfin. Das war ja das Glöcklein von drüben aus der stillen Kapelle der Einsiedelei; das rief ja zum heiligen Dienste, welchen der ehrwürdige Klausner zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria im frommen Kirchlein der Klause zu halten pflegte. —

Die Gräfin erwachte aus ihrem himmlischen Traume, und — wer vermag ihre Verwunderung zu schildern! — die Gefilde um sie waren noch immer die ihres Gesichtes; nichts war verändert: nur fehlte die hohe, herrliche Frau mit ihrem holdseligen Kindlein und der lieblichen unschuldsvollen Heerde. —

Und fort und fort rief von drüben herüber das Glöcklein der Klause zum heiligen Dienste. Nie hatte es vergeblich zum Schlosse des Bardenberges herübergerufen. Stets war es hier Brauch gewesen, daß man sich bei seinen freundlichen Klängen hinüber ins Kirchlein begab, um andächtig dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, welches der ehrwürdige und greise Klausner täglich hier darbrachte. Selbst die hohe Burgfrau fügte sich gern und willig dem Rufe des freundlichen Glöckleins, und sie hatte noch keinen Tag auf Bardenberg zugebracht, ohne im Kirchlein der Klause die heilige Messe zu hören.

Und so wanderte sie denn auch heute hinüber, um ihr Gebet mit dem des heiligen Klausbruders zu vereinigen. Noch nie hatte dieser das Lob des Herrn und der allerseligsten Gottesmutter in so feuriger und beredter Sprache verkündet als heute, nie so schön die Huld und Güte geschildert, welche die hohe Himmelskönigin zu jeder Zeit gegen die frommen und gläubigen Bewohner des Landes Luxemburg bewiesen hatte.

Nach beendigtem Gottesdienste nahte sich die Gräfin ehrfurchtsvoll dem ehrwürdigen Klausner, erzählte ihm ihr gehabtes Gesicht und bat ihn, er möchte ihr dasselbe deuten.

Da blickte sie der heilige Greis liebreich an und sprach gütig und freundlich: „Ein großes Heil, fromme und christliche Gräfin von Luxemburg, ist heute dir und deinem Hause widerfahren! Nimmer kannst du der seligsten Jungfrau Maria genug des Dankes darbringen für die hohe Huld und Gnade, welche sie dir erwiesen hat! Denn wisse, es war die hohe Himmelskönigin selbst, welche dir als Hirtin einer reinen, unbefleckten Heerde erschienen ist, um

dir in eigener, himmlischer Person ihren heiligen Willen kund zu thun. — Die schneeweißen Lämmlein bedeuten Niemand anders, als die unbefleckten Jungfrauen, welche sich unter dem Ordensgewande des heiligen Bernardus dem Dienste des Herrn geweiht haben, und gegen welche die allerseligste Jungfrau Maria stets vorzüglich huldvoll gesinnt war, indem sie selbe von jeher in ihren mächtigen Schutz genommen. — Leicht muß es dir werden, fromme und christliche Oberherrin vieler gläubigen Unterthanen! den hohen Willen der heiligen Gottesmutter hier zu begreifen, welcher nämlich der ist: daß du an diesem einsamen und friedlichen Orte ein Kloster erbauest, allwo die frommen und reinen Jungfrauen des vorerwähnten Ordens des heiligen Bernardus sich so bei Nacht als bei Tage dem heiligen Dienste des Herrn und der immerwährenden Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria weihen, und fromme Gebete und Gesänge zum Himmel schicken für das Heil der Christenheit und für das Wohl deines eigenen Hauses und deines Volkes. — Durch eine solche fromme und gottgefällige Stiftung wird noch reichlicher Segen diesem Lande erblühen, wenn du lange schon dort oben im Himmel als eine Verklärte wandeln wirst!" —

So sprach der ehrwürdige Greis und hohes Entzücken erfüllte das Herz der edlen Gräfin bei seinen Worten. Auf der Stelle that sie vor dem heiligen Manne das feierliche Gelübde: daß schon nach Jahresfrist ein prächtiges Kloster hier im Thale prangen solle, und daß keine Kosten gespart werden dürften, dasselbe der hohen Himmelskönigin würdig und angenehm zu machen. Und schon am andern Morgen reiste sie in aller Frühe von Bardenberg ab, um in Luxemburg allsogleich Anstalten zu treffen, daß der heilige Bau sobald als möglich beginnen möchte. —

Und siehe! bereits nach wenigen Wochen nahten Schaaren von Arbeitsleuten jeden Handwerks auf dem Schlosse Bardenberg an, und allsogleich ward der Grund zu dem gottgefälligen Baue im Thälchen von Clairfontaine gelegt. Und kaum war ein Jahr verflossen, da stand das herrlichste Kloster fertig von einem Ende zum andern da, und das Gelübde der Gräfin Ermesinde von Luxemburg war erfüllt.

Und aus allen Gegenden des Landes nahten fromme und gottselige Jungfrauen, welche treu und fest entschlossen waren, dem Herrn hier im friedlichen Thale zu dienen; und nicht lange währte es, so waren die trauten, stillen Zellen der Abtei von Clairfontaine von ebenso reinen, fleckenlosen und sanftmüthigen Lämmlein bewohnt, wie die edle Gräfin Ermesinde selbe in ihrem lieblichen Gesichte geschaut hatte; und von nun an schwebten vom hohen Chore der Klosterkirche täglich so fromme und heilige Gesänge hernieder, als

ob sie die Engel vor dem Throne Gottes sängen, und Stimmen der reinsten Andacht, der reinsten Anbetung durchwehten, von linden Lüften getragen, unaufhörlich das liebliche Thälchen.

Und wenn nun das fromme Glöcklein der Klause seinen trauten Gruß durch die Berge ertönen ließ, dann erscholl vom Thurme der Klosterkirche jedesmal ein freundlicher Gruß zurück; und bewegt stand der Wanderer und lauschte den ergreifenden, frommen Feierklängen, und zu dem Himmel erhob sich sein Geist, und mit entblößtem Haupte und fromm gefaltenen Händen betete er ein andächtiges Angelus.

Die edle Stifterin des Klosters aber ließ aus fernen Landen einen geschickten Meister kommen, welcher die liebliche Erscheinung, die sie an diesem Orte gehabt, in ein herrliches Gemälde bringen mußte; dieses Gemälde wurde dann als Altarbild im Hochaltare der Klosterkirche eingesetzt, zum ewigen Andenken an das wundervolle Begebniß; vorzüglich aber, daß Jeder, der es sehen würde, die gebenedeite Gottesmutter, welche sich gegen ihre frommen und gläubigen Kinder auf Erden so huldvoll und gütig erzeigt, in seinem tiefsten Herzen lieben und verehren möge. —

Und als, nach fünfzigjähriger weiser und glücklicher Regierung, die edle Gräfin sanft und selig im Herrn entschlief, da wurde ihre sterbliche Hülle herübergebracht nach der Abtei von Clairfontaine, allwo sie in der St. Margarethenkapelle neben dem Chor beigesetzt wurde. An dem Orte, welcher ihr auf Erden stets der liebste gewesen, wollte sie auch im Tode ruhen; denn die frommen Gebete der gottgeweihten Klosterfrauen sollten ihre stille Gruft noch manches lange Jahr wie das trauliche Geflüster seliger Geister umsäuseln. — Auch die sterblichen Ueberreste ihres Sohnes, Heinrich des Dritten, und seiner edlen Gemahlin, Margaretha von Brabant, sowie die der beiden Töchter dieses gräflichen Paares, wovon die älteste, Margaretha, die zweite Aebtissin dieses Klosters gewesen, wurden später hier beigesetzt. Diese edlen Nachkommen einer weisen und christlichen Fürstin waren auf Erden die Wege des Herrn gleichfalls gewandelt; auch sie hatten bei ihren reichlichen Almosen und Spenden des Klosters zu Clairfontaine treulich gedacht; und auch ihre Ruhestätte umflüsterten die reinen Gebete der frommen und dankbaren Klosterfrauen während vieler, vieler Jahre; sie hörten erst dann auf, als die frevelvolle Hand des Unglaubens sich erhob gegen die Klöster und gegen Alles, was nur irgend den Stempel des Glaubens trug; und als die wehrlosen Lämmlein von den blutdürstigen Wölfen aus ihren heiligen Zufluchtsorten vertrieben und nach allen Winden zerstreut worden. Denn auch über das heilige

Haus von Clairfontaine brach der Sturm der Verwüstung herein, und entweiht wurde die heilige Stätte, zerstört die Räume, wo man so viele Jahre hindurch stets fromme Gebete und heilige Gesänge vernehmen konnte. —

Nur wenige und unbedeutende Trümmer sind noch heute von dem Schlosse auf dem Bardenberge und der Abtei im Thal von Clairfontaine vorhanden; und wehmüthig verweilt vor denselben der christliche Wanderer, und weiht dem Andenken einer edlen, glauben- und kraftvollen, aber, ach! längst verschwundenen Zeit eine stille Zähre. —

281. Ursprung des Klosters Feuchtwangen.

(Erzählt von K. A. Böhaimb.)

Auf seiner Reise durch Frankenreich kam Carl der Große auch in den alten Rießgau. Hier überkam ihn ein Fieber auf der Jagd. Ermattet setzte er sich auf einen Fichtenstock und rief lechzend nach Wasser. Allein die ausgesandten Boten kehrten wieder, ohne dem erkrankten Kaiser den ersehnten Labetrunk reichen zu können. Da flog plötzlich eine wilde Taube aus dichtem Gesträuch in die Höhe, man folgte sogleich ihrer Spur, und die reinste Quelle floß aus dem Gestein. In gierigen Zügen trank Carl von dem Wasser, das Fieber verließ ihn, neugestärkt bestieg er sein Roß, hob seine Hände dankend zur himmlischen Jungfrau empor und gelobte, an der rettenden Quelle ein Kloster zu stiften, und es der Verehrung Mariens zu widmen. So entstand das Stift Feuchtwangen und die Stadt gleichen Namens.

Bei der Reparatur der Stiftskirche 1572 fand man einen versteinerten Fichtenstock, auf dem einst der schmachtende Kaiser saß. — Unweit des Dechanthofes ist der Brunnen, mit Quadersteinen gefaßt, noch jetzt zu sehen, und wird das „Tauben-Brünnlein" genannt. — Auch werden auf dem Petzenberge noch Grundmauern eines alten, grabenumzogenen Jagdschlosses Carl's des Großen angetroffen. —

282—284. Das Kloster Lorsch im Großherzogthum Hessen.

(Auszug aus: Die malerischen und romantischen Stellen der Bergstraße in ihrer Vorzeit und Gegenwart geschildert von A. L. Grimm.)

1. Die Stiftung des einst so herrlich und berühmt gewesenen Klosters Lorsch fällt in die Regierungszeit Pipin's des Kurzen. — Cancor, einer der Grafen des Oberrheingaues, und seine Mutter

Willismindе stifteten es, und wahrscheinlich schon vor dem Jahre 764, welches gewöhnlich als das Stiftungsjahr genannt wird.

Chrodegang (oder Rutgang), der Bischof von Metz, war ein Schwestersohn Pipin's und zugleich ein Anverwandter des Grafen Cancor. Daher war es natürlich, daß die Stifter ihm die innere Einrichtung des Klosters übertrugen. Dieser berief 16 Mönche aus dem drei Stunden von Metz gelegenen Kloster zu Gorze, und ordnete mit ihnen ein Kloster nach den Regeln des heiligen Benediktus, in dem er selbst anfänglich die Stelle eines Abtes begleitete. Die Kirche weihte er dem heiligen Petrus und schenkte ihr zum Schutzheiligen den Leichnam des heiligen Nazarius, der in Mailand den Martyrtod erlitten, und den er selbst von dem Papste Paulus zum Geschenk erhalten hatte.

Als diese Reliquie gebracht wurde, zog ihr die ganze Einwohnerschaft, Alte und Junge, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, bis an die Vogesen schaarenweise entgegen, und die Grafen Cancor und Warinus nebst andern Vornehmen der Umgegend trugen sie selbst auf ihren Schultern unter den Hymnen und frommen Gesängen der Menge nach Lorsch, wo sie in der Kirche aufbewahrt wurde. Bald war der Zudrang zu diesem Heiligthum so stark, daß die Insel in der Weschnitz, worauf das Kloster stand, häufig zu klein war, um die zusammenströmende Volksmenge zu fassen. Deßhalb beschloß man schon im Jahre 765, die Gebäude auf eine freiere und höher gelegene Stelle zu versetzen.

Chrodegang war aber durch seinen bischöflichen Beruf genöthigt, bald wieder nach Metz zurückzukehren, ernannte seinen Bruder Gundeland zum Abte, und hinterließ ihm die Ausführung des neuen Kirchen- und Klosterbaues, der da sehr großartig werden sollte. — Der Ruf von den Wundern, die sich an Kranken und Bedrängten aller Art durch Verehrung des Schutzheiligen Nazarius bewiesen, vermehrte von Tag zu Tag seine allgemeine Verehrung und das Zuströmen des Volkes. Wenige kamen auch mit leerer Hand, und so stieg auch immer mehr der Reichthum und das Ansehen des Klosters. Nicht allein Güter und Gefälle wurden ihm geschenkt, auch Gold und Silber und Kleinodien aller Art brachte die Frömmigkeit jener Zeit als Opfer der Dankbarkeit.

Als endlich das Kloster und die Kirche fertig war, und die Einweihung vollzogen werden sollte, erfuhr der Abt, daß Kaiser Carl der Große auf der Rückreise aus Italien in Speyer angekommen sei. Er ging ihm deßhalb dorthin entgegen, und lud ihn zu dieser Feierlichkeit auf den 2. September 774 (nach Andern 777) ein. Gern sagte ihm der fromme Held zu, und erschien mit der

Königin Hildegard und seinen Söhnen Carl und Pipin und mehreren Reichsfürsten in seinem Gefolge. — Die Einweihung geschah mit angemessener Pracht und nicht geringer Andacht. Der Erzbischof Lullus von Mainz vollzog sie, unterstützt von vier Bischöfen. Der Leichnam des heiligen Martyrers Nazarius ward dabei in feierlicher Prozession und mit großer Verehrung aus der früheren Kirche Altenmünster in die neue versetzt, und natürlich fielen bei dieser Gelegenheit von den Anwesenden reiche Geschenke. Carl der Große ging dabei voraus, indem er dem Abte eine zwei Tage vorher zu Worms ausgefertigte Schenkungs-Urkunde über die „Villa Obbenheim" einhändigte. —

Der auf Gundeland folgende Abt Helmerich that viel zur Verzierung der älteren, wie neuen Kirche. Letzte soll überhaupt wegen des mit Verschwendung allenthalben in ihrem Innern angebrachten Silbers und Goldes und der darin herrschenden Pracht weit und breit berühmt gewesen sein. Selbst den Boden des ganzen Chors deckte ein purpurrother, reich mit Gold gestickter Teppich. —

2. Unter der Regierung des frommen und klugen Abtes Anselm ereignete sich ein großes Unglück. — Am 21. März 1090 wurde die prächtige Klosterkirche mit ihren Kostbarkeiten und der größte Theil des Klosters ein Raub der Flammen. — Die Veranlassung dazu war folgende: der Namenstag des heiligen Ordens-Stifters Benediktus wurde gefeiert, und am Abende wurden die Diener und das Volk im Klosterhofe gespeist und getränkt. Sie fingen hier auch an, allerlei Spiel und Kurzweil zu treiben, und kamen so auch auf das in jener Zeit beliebte Spiel, das hier und da noch im Breisgau unter dem Namen „Scheibenschlagen" üblich ist. Es werden dabei hölzerne Scheiben, die in der Mitte ein Loch haben, am Rande angezündet, bis sie sich verkohlen. Dann steckt man einen etwas schwankenden Stock in das Loch der Scheibe und schleudert sie mit aller Kraft in die Höhe. Im Herunterfallen dreht sich dann die Scheibe und beschreibt dabei durch den glühenden Rand schöne Feuerkreise, die sich besonders im Dunkel der Nacht gut ausnehmen. So wetteiferte dort auch Einer mit dem Andern, seine Scheibe höher hinaufzuschleudern, und Spieler und Zuschauer ergötzten sich an dem Schauspiele, das in jener Zeit vor der Erfindung des Schießpulvers wohl die Stelle eines Feuerwerkes vertreten mochte. —

Da flog aber eine der glühenden Scheiben, ohne daß man es bemerkte, auf das Dach der Kirche und blieb in den vom Morgenwinde getrockneten Schindeln hängen. Der wehende Wind fachte die Gluth zur Flamme, und ehe man sich's versah, griff das Feuer um sich. Gleich anfangs brannten auch die Glockenseile ab, und man

konnte nicht einmal Sturm läuten. Auch aus der Kirche wurde nur Weniges gerettet, weil das geschmolzene Blei glühend von dem Dache herabträufelte, so daß man gar nicht zu nahen wagen durfte. —

Dieser Verlust war unbeschreiblich, gleich groß die Bestürzung des Abtes und der Brüder; denn noch ein größerer Verlust drohte aus dem ersten, indem man fürchtete, daß der Leichnam des heiligen Nazarius mit verbrannt sein möchte.

Rührend ist in der Chronik die Beschreibung zu lesen, mit welch' frommer Sorge die Nachsuchung nach der Reliquie nun betrieben wurde; mit welch' großer Freude aber Aller Herzen sich erfüllten, als man endlich den Leichnam fand, auf seiner Brust ein Bleitäfelchen mit der Inschrift: „Sanctus Nazarius Mediolani passus (der heilige Nazarius, der zu Mailand den Martyrtod erlitt)."

Kaum erscholl die Freudenbotschaft von diesem Funde, so stürmte auch das Volk von allen Orten herbei, um die heilige Reliquie zu verehren, und ihr reiche Opfer darzubringen. An einem glühendheißen Sommertage drängte sich das Volk an der Brandstätte zusammen, um das Haupt des Heiligen zu sehen. Man erlag beinahe der drückenden Sonnenhitze. Als aber nun der ehrwürdige Bischof Ebbo von Worms den Schädel des Martyrers erhob, und die Zuschauer zur Verehrung dieses Heiligen ermahnte, da geschah es, — daß plötzlich auf die Schwüle ein erquickendes Lüftchen über die Menge hinsäuselte. „Das verdanken wir der Nähe des heiligen Nazarius!" riefen sie. „Wir sind mit dem wahren Himmelsthau erquickt!" Ein Jubel- und Freuden-Geschrei erfüllte die Luft; bald aber sammelte sich die Freude zu herzlichen, lauten Dankgebeten. Und nun wetteiferten Alle mit einander, man drängte sich herzu, die reichsten Gaben darzubringen. Frauen warfen selbst ihren Schmuck, Ohrgehänge, Armspangen, Halsketten, Ringe, Edelsteine, was jede zufällig an Kostbarkeiten bei sich hatte, als ein Opfer auf die Reliquie. Nicht allein die Reichen, selbst der Mittelstand brachte dar, was er hatte. —

Bald kamen aber auch aus der Ferne von allen Seiten reichliche Spenden, so daß das Kloster und die Kirche in kurzer Zeit wieder aufgebaut werden konnte, obgleich nicht in derselben Pracht, wie die von den Flammen verzehrte. —

3. Im Jahre 1232 wurde die fürstliche Abtei Lorsch dem Erzbischof Siegfried III. von Mainz durch eine kaiserliche Schenkung übergeben. Auf sein Ansuchen erlaubte ihm auch der Papst Gregor IX., die Benediktiner aus dem Kloster zu entfernen und es mit Cisterciensern zu besetzen; diesen folgten später Prämonstratenser Chorherren aus dem Kloster Allerheiligen. —

In der bayerischen Fehde wurde das Kloster von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen im Jahre 1504 geplündert und vielfach beschädigt.

Pfalzgraf Friedrich II., der sich zum Protestantismus hinneigte, verjagte im Jahre 1505 die Prämonstratenser aus dem Kloster, und nahm Besitz von Allem, was dazu gehörte. — Seitdem stand Kirche und Kloster leer und profanirt! —

Bei Don Cordubas Zuge durch die Pfalz wurde das Kloster Lorsch im Jahre 1621 in Brand gesteckt und ging in Flammen auf. Seitdem ist es bis auf das Hauptportal und Eines der drei Kirchenschiffe, das zum Kornspeicher umgewandelt worden, verschwunden. —

Nach dem französischen Revolutionskriege kam es durch den Friedensschluß im Jahre 1803 mit den übrigen kurmainzischen Besitzungen an der Bergstraße an Hessen-Darmstadt. —

Carl der Große, der auf dieses Kloster ein besonderes Augenmerk gerichtet zu haben scheint, hatte angeordnet, daß in jedem Kloster eine Bibliothek angelegt werden sollte. Es ist daher wahrscheinlich, daß die hiesige nachher so berühmte große Büchersammlung schon in den ersten Zeiten der Gründung des Klosters ihren Anfang genommen und mit dem Aufblühen desselben auch verhältnißmäßig angewachsen ist. — Quad von Kinkelbach thut derselben mit folgenden Worten Erwähnung: „Dieß Kloster hat eine gar alte Liberey (Bücher-Sammlung) gehabt, dergleichen man im ganzen Deutschland nicht gefunden hat; aber die alten Bücher sind meistentheils daraus verzuckt worden.“ — Es ist Jammerschade, daß diese Bibliothek nicht ganz beisammen geblieben! Der größte Theil der Lorscher Bibliothek kam indessen durch den pfälzischen Kanzler und Bischof von Worms, Johann von Dalberg, schon im fünfzehnten Jahrhundert nach Ladenburg, und wurde später der berühmten Heidelberger Bibliothek einverleibt. —

Aus den Zeiten des Klosters findet man noch in seinem ehemaligen Bezirke mehrere Reste von steinernen Särgen. Einer derselben ist noch ganz wohl erhalten. Der frühere Bewohner und Besitzer dieses Gutes, ein Herr von Hausen, soll ihn bei seinen Nachgrabungen nach den Kirchen- und Kloster-Schätzen aufgefunden haben. Man erzählt, daß sich in dem Sarge ein Schieferstein mit einer Inschrift in fremder Sprache und unter dem Schädel viele Pergamente befanden, die Arbeiter hätten aber Alles zerstört. Es war ja kein Gold, keine der Silberplatten, womit einst der Altar des heiligen Nazarius umfaßt war!! —

Im Jahre 1802 drohte auch dem alten Portale der Untergang.

Die Gemeinde von Kleinhausen beabsichtigte den Bau einer Kirche und hatte von der kurmainzischen Hofkammer dieses „alte unbenutzte Gemäuer" erkauft, um die Steine davon zu benutzen. Der Großherzog von Hessen Ludwig I. erfuhr indessen bei der Besitznahme dieser Gegend nicht sobald, was diesem Denkmal der ehemaligen Herrlichkeit der fürstlichen Abtei drohte, als er auch sogleich nicht nur den Abbruch untersagte, sondern auch für die Unterhaltung desselben sorgen ließ. —

285. Die letzte Stunde des Klosters Reinhardsbrunn.

Ehe noch die unausbleiblichen Folgen der sogenannten Reformation zerstörend an die Pforten der noch still umfriedeten Klöster klopfen konnten, krampfte schon im Herzen Deutschlands jener verderbenbringende Kampf, dessen Ausbruch mit Einem Male Das vielfach niederriß, was frommer Sinn im Laufe von Jahrhunderten aufgebaut hatte. Erst waren es nur kleine Wölkchen, die am Horizont der Zeit aufstiegen, aber bald schaarten sie sich zusammen zu jener dunklen Wetterwolke, die unter dem Namen des „Bauernkriegs" in der Geschichte bekannt ist. In Franken und Thüringen war sein eigentlicher Herd, von hier zog das verheerende Ungewitter aus.

Zu Lochau lag im Jahre 1525 Friedrich der Weise tödtlich krank und hörte und sah nichts von den Zusammenrottungen der Bauern, wie sie sich in den südwestlichen Theilen seiner Länder erhoben. Ein dem Kloster entsprungener Mönch, Namens Pfeifer, plünderte mit einer wilden Rotte, die sich nach und nach um ihn gesammelt hatte, das Eichsfeld und zerstörte Kirchen und Klöster. Der glückliche Erfolg seines Unternehmens regte sämmtliche thüringische Bauern an, ein Gleiches zu thun, und in allen Gauen nahm bald die waffenfähige Mannschaft die Sichel und die Sense, die Werkzeuge des Friedens, und weihte sie mit dem Blute vieler Unschuldigen zu den schmählichsten Werkzeugen des Krieges. Kirchenthum und Klosterleben waren besonders das Ziel ihrer Vernichtungswuth. —

In einem einsamen Thale des Thüringer Waldes, zwischen dunkeln Föhren und spiegelklaren Teichen lag das 400 Jahre zuvor von Ludwig dem Springer erbaute stattliche Kloster Reinhardsbrunn. Bis an seine Mauern war der Kriegslärm noch nicht gedrungen und die Mönche lebten noch sicher und ahnungslos ihr klösterliches Leben. — Da geschah es, daß im Jahre 1525, acht Tage nach Ostern, eines Tages der Abt und der Kellner des Klosters wegritten, jener nach Weimar, dieser auf die Wartburg. Am

Abend dieses Tages zwischen 5 und 6 Uhr kam auf einmal ein Haufe Bürger aus dem nahen Waltershausen und Bauern aus den umliegenden Dörfern, wohl an 800, in das Reinhardsbrunner Thal, stürmten auf das Kloster los, öffneten die Thore desselben mit Gewalt, sprengten die Kerker, brachen in Speisegewölbe und Keller und verbrachten die Nacht unter Trinken und Schwelgen, wobei sie die Conventsbrüder sehr arg beunruhigten. Der folgende Morgen brachte noch Zufluß zu der Zahl der Aufgewiegelten, und immer neue Haufen von Gotha und Brotterode stießen zu den alten. Ihre Zerstörungswuth und Habgier kannte keine Grenzen. Die Klosterbrüder schickten Eilboten an den Herzog Johann nach Weimar, der ihnen aber statt Hilfe die Antwort zurücksendete: sie möchten wo möglich das Kloster zu retten suchen. Es kamen zwar 90 Geharnischte von Waltershausen an, ihre Hilfe war jedoch ohne Belang. Ebenso wenig nützte es, daß am andern Tage weimar'sche Abgeordnete kamen und die kurfürstliche Fahne aufpflanzten. In frechem Uebermuthe wurde dieselbe zerfetzt. Alles wurde geschändet, verwüstet und zerstört, 13 Altäre mit Tafeln und Bildern wurden zerbrochen, 12 Glocken und 3 Orgeln zerschlagen; mit den Gebeinen der Heiligen und den in der Abtei Beigesetzten warfen sie sich wie mit Spielbällen. Die Gräber wurden alle geöffnet und die Knochen-Ueberreste zerstreut. Sämmtliche Gesang-, Meß- und Bet-Bücher, alle andern gedruckten Bücher, Urkunden und Chroniken wurden zerrissen, zerschnitten, zerhauen und mitten auf dem Klosterhof ins Feuer geworfen. Alle Wäsche, alle Kleider holten sie aus Schränken und Truhen und theilten sie unter sich, so daß das Klostergebäude bald ganz seiner Habe entleert war. Klugerweise hatte der Prior die besten Kleinodien, vorzüglich die Privilegien-Briefe und bedeutendsten Urkunden vor Beginn des Hauptsturms nach Weimar bringen lassen. Aber was waren diese einzelnen geretteten Stücke im Verhältniß zu dem großen Verluste? Vierzehn Tage lang dauerte das Zerstörungswerk und die Mönche konnten, ihres Lebens nicht sicher, nichts dagegen thun. Alle flohen, theils nach Friedrichroda, theils nach Waltershausen, theils in die Umgegend zu Freunden, und verbargen sich da. Der Prior und mehrere Kranke zogen zuletzt auf Karren aus und wendeten sich nach Waltershausen, wo sie bald starben.

Nachdem nun die letzten Mönche der Wuth der Feinde gewichen und ausgezogen waren aus dem stillen Friedenshafen, der ihnen ein Asyl bieten sollte vor den Stürmen des Lebens, da zuckte auch schon die gierige Flamme, eifrig geschürt, an dem stolzen Bau in die Höhe. Als nun die Balken prasselnd zusammengestürzt waren, die Mauern ihre schwarzen Wände zeigten und, von der Glut des Feuers zer-

bröckelt, auch übereinanderfielen, als zuletzt nichts sichtbar blieb als ein großer Trümmerhaufen: da zog die rasende Menge, froh über ihr Beginnen, wieder ab, um anderswohin ihre Blitze zucken zu lassen, und auf anderen Friedensstätten das Panier der Verwüstung aufzupflanzen.

Der vertriebenen Mönche Wunsch, ihr Kloster wieder aufbauen zu lassen und sie wieder darin aufzunehmen, wurde von dem der sogenannten Reformation zugethanen Herzoge nicht gehört. Die älteren Mönche bekamen zu Wohnsitzen für die noch übrige Zeit ihres Lebens den Reinhardsbrunner-Hof und das Augustiner-Kloster zu Gotha angewiesen; die jüngern aber mußten in Weimar bleiben, Handwerke lernen, und ihre Hände, die früher die Monstranz mit gläubiger Inbrunst zum Himmel gehoben hatten, die rauhen Werkzeuge führen.

Das Kloster Reinhardsbrunn war nun nicht mehr! Es lag verschüttet und in Trümmern, auf denen bald Gras und Moos wuchs, wie auf den Gräbern längst Verstorbener. In traurigem Aechzen fuhren die Winde durch die stehen gebliebenen Lindenbäume, und die Klosterglocken riefen nicht mehr zu frommen Gebeten. Alles war still umher! Bald vier und ein halbes Jahrhundert lang hatte der Bau bestanden, und viele Wetter über sich dahinbrausen lassen, und viel des Segens war von ihm für die ganze Umgegend ausgegangen! —

Aber auf den alten Trümmerhaufen wuchs das Gras und Moos nicht lange. Neubau auf Neubau zu weltlichen Zwecken entstand, die im Laufe der Zeit neuen Veränderungen unterworfen waren, bis in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts der Herzog von Gotha die letzte Hand ans Werk legen ließ und einen Schloßbau aufführte. —

286. Die Karthause Aggsbach.

(Aus: Die Donau von J. G. Kohl.)

Ich landete an der Mündung des Flüßchens „Agg“ und wanderte in seinem freundlichen und lieblich angebauten Thale aufwärts, um das Schloß „Aggsbach,“ das mehrere Jahrhunderte lang ein Karthäuser-Kloster gewesen ist, zu besuchen.

Das Aggsbacher Schloß liegt in der Mitte des Thales auf ganz niedrigem Felsgrunde, von dem Flusse, von Gräben und Mauern umgeben. Es war ursprünglich das Stammhaus eines österreichischen Geschlechts, der berühmten Herren „von Achisbach,“ nach deren Aussterben ihre Besitzung in die Hände der Herren von Meissau überging. Einer derselben, Haderich von Meissau, Marschall von

Niederösterreich, verwandelte das Schloß in ein Kloster und übergab es mit sammt dem dazu gehörigen Lande dem Karthäuser-Orden, der 13 seiner Mönche hierher sandte, wie es dann nach einer Ordens-Regel in allen Karthausen nicht weniger und nicht mehr als 13 Brüder geben durfte. Dieß war im Jahre 1386; und seitdem hausten hier jene stillen Brüder in dem nach ihrem Bedürfniß eingerichteten Schlosse vierhundert Jahre lang, bis auf Kaiser Joseph II., seit dessen anti-karthausischen Edicten Alles wieder in den Besitz weltlicher Hände gekommen ist.

Selbst zur Zeit der größten Blüthe des Ordens gab es verhältnißmäßig nur wenige Karthausen; in ganz Europa nur 170; in Oesterreich gab es nur drei, die schönsten von allen, die von Gaming an der steierischen Grenze, die von Mauerbach im Allerheiligen-Thale des Wiener Waldes und dann diese von Aggsbach, welche die einzige ist, die ich dicht an der Donau gefunden habe. Ich betrachte sie daher mit Recht als eine Donau-Merkwürdigkeit; und es war mir um so interessanter, sie genauer zu beschauen, da es überhaupt nur wenige Karthausen geben möchte, die ihre alten, von den strengen Mönchen herrührenden Einrichtungen so gut bewahrt haben, und an der man die Eigenthümlichkeit derselben noch heutiges Tages so deutlich ausgeprägt sehen könnte. Die berühmten großen Karthausen von Pavia, Neapel, Gaming sind großartige Paläste geworden. Diese Aggsbacher Karthause zeigt noch das Gepräge der Einfachheit und Einsamkeit, das der heilige Bruno von Cöln seiner ersten frommen Colonie in der Wüstenei der Karthause bei Grenoble in Frankreich aufdrückte.

Die Gebäude und Gehöfte des Schlosses und der Karthause von Aggsbach, die bei dem ersten Eintritt den Eindruck eines großen Meierhofes machen, liegen auf einem schmalen Landstreifen zwischen der Agg und einer steilen Felsenwand eingeengt. Der wildrauschende Fluß und eine hohe Mauer decken sie von der einen Seite, wie die unersteigliche Felsenwand sie von der andern abschließt. Vorn am Wasser liegen die „Schüttböden“ und andere Wirthschaftgebäude; denn bekanntlich waren die Karthäuser fleißige Förderer des Ackerbaues, und ließen überall in den Wüsten, in denen sie sich ansiedelten, die Wälder lichten, Aecker und Gärten anlegen. Hinten gegen den Felsen zu waren die Kirche, die Wohnungen und Recreations-Plätze der Mönche. Die Kirche war nur zum Gebrauche der 13 Einsiedler und stand nicht, wie andere Klosterkirchen, einem größeren Publikum geöffnet. Sie ist ohne Kanzel und Orgel. Man findet hier auch noch einige interessante Grabmäler, unter andern das eines Ritters aus dem Geschlechte der Kuenringe.

In den Gängen und über dem Thurm des Klosters stehen noch solche Sprüche und Inschriften, wie man sie in allen Karthausen findet, und wie sie der Feder und dem Munde des heiligen Bruno entflossen sein mögen. Hier das Lob der Einsamkeit: „O beata Solitudo! O sola Beatitudo! O selige Einsamkeit! O einsame Seligkeit!“ Dort: „Non est hic aliud nisi domus Dei et porta coeli! Hier ist nichts Anderes als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels!“ — Das Kloster hieß eigentlich auch selbst „Himmelspforte,“ oder genauer: „Porta Sanctae Mariae, Unserer Frauen Pforte.“ —

Wie diese Inschriften, so existirt auch eine Menge anderer für die völlige Isolirung der Mönche vor der Berührung mit der Welt erfundener Einrichtungen, so z. B. der schiefe Kanal, der ihre Clausur mit der doch ihnen auch nothwendigen Küche in Verbindung setzt. Es ist ein knieartig gekrümmtes Loch durch die Mauer, das auf der einen Seite in die Küche, auf der andern in den Klostergang mündet. Die Hände, welche auf der einen Seite die Speisen hineinschoben, auf der andern sie wegholten, konnten sich allenfalls berühren; aber die Blicke konnten weder hinein- noch hinausdringen.

Die merkwürdigste Abtheilung des Hauses erstreckt sich ohne Zweifel längs der Felsenwand. Zwischen dieser und den Gebäuden bleibt ein schmaler Gang, in den nur von Oben her über die Felsen weg etwas weniges Sonnenlicht hineinfällt. Längs dieses Tunnels liegt der Recreationssaal der Karthäuser. In jeder Fensternische dieses Saales findet man zwei steinerne Bänke. „Da haben sie ihre g'selligen Freuden g'nossen,“ bemerkte unser Führer; „da haben sie sich zuweilen auf die Steinbänke hinsetzen und einander anschauen dürfen. Reden haben sie aber nicht gedurft.“ Aus dem Fenster konnten sie nicht weiter sehen, als bis auf die zwei Ellen entfernte Felsenwand. Der Tunnel, den sie hier zu ihrem Philosophengang ausgruben, steigt auf der einen Seite etwas mehr aufwärts zum Lichte hinan, auf der andern Seite aber geht er ganz in die Tiefe und zu allseitig finstern Höhlen hinab. „Die, welche sich recht haben in die Vergänglichkeit versenken wollen, sind da unten in den Keller hinuntergegangen,“ bemerkte mein Führer. „Haben sie sich aber mal etwas Besonderes zu Gute thun wollen, so haben sie ein Leiterl angesetzt und sind dort oben zwischen Dächern und Felsen hin und her gegangen. Das ist schon ihre schönste Ausheiterung gewesen!“ Unsere ärgsten Sträflinge in den Zuchthäusern haben jetzt bessere Spaziergänge. Und doch — so groß sind die Reize der Einsamkeit und des religiösen Lebens in ihr, — und doch sollen diese Karthäuser von Aggsbach, als sie unter Joseph II. aus ihrem Kloster vertrieben und in alle Welt zerstreut waren, vor Sehnsucht

nach ihrer Felsen-Eremitage geseufzet und gesagt haben: „Wenn sie nur dürften, so würden sie gern dahin zurückkehren, auch wenn sie die ganze Reise dahin auf den Knieen rutschen müßten."

Die Hauptgebäude der Karthause waren nur für die Prälatur und die gemeinsamen Verrichtungen und stummen Zusammenkünfte der Mönche bestimmt. Ihre Schlaf- und Wohnzellen hatten sie, ein Jeder gesondert, in isolirten Hüttchen, die rings um einen freien Platz, zwischen Felsen und Mauern, herumlagen. In der Mitte dieses freien Platzes war ihr Friedhof, so daß die Fenster und Thüren ihrer Zellen keine andere Aussicht gewährten, als die auf ihre eigenen und ihrer Vorgänger Begräbnisse. — Jetzt ist dieser Friedhof wieder in einen Garten verwandelt, und in der Mitte, wo sonst eine Begräbniß-Kapelle war, springt nun eine lebendige Fontaine.

Die Karthäuser hatten allen Freuden, aber auch allen Sorgen und Aufregungen des Weltlebens entsagt. Namentlich kannten sie keine Nahrungssorgen, da ihre Klöster alle ziemlich reich gewesen. Alle übrige Bekümmerniß blieb ihnen so fern, daß ihnen z. B. nicht einmal der Tod ihrer nächsten Verwandten angezeigt wurde. War ein Vater, eine Mutter, Schwester oder Bruder eines Karthäusers gestorben, so wurde nur im Allgemeinen bekannt gemacht, daß ein Klostermitglied etwas Liebes verloren habe, und Alle wurden zu einem gemeinsamen Trauergottesdienste vereinigt. Beides, nagender Kummer und leidenschaftliche Lust, arbeitet auf gleiche Weise an der Zerstörung unserer Lebenskraft. Beidem blieben die Karthäuser fremd, und man wird es daher begreiflich finden, daß sie ein solches Leben lange fortführen konnten. Kein Mönchsorden, keine andere der verschiedenen Lebensweisen, deren der Mensch sich widmen kann, sollen den Lebensfaden so oft bis in die äußersten Grenzen des Möglichen hinausgesponnen haben, wie der Orden und die Lebensweise der Karthäuser. Ich fand hier wieder eine interessante Bestätigung dieser schon so oft gemachten Bemerkung. In einem der Hauptzimmer des Klosters hängen neben anderen interessanten Portraits auch die von dem Karthäuser „Joannes Trenbeck. Aetatis Anno 115.," und von einer Karthäuserin, die vermuthlich noch älter geworden ist, nämlich von der Virgo Michaeletta, Cartus. Ultra annos 100. Proferra — von der Jungfrau Michaeletta, die über 100 Jahre Karthäuserin war." —

---

287 u. 288. Die Abtei Melrose in Schottland.

1. In seinen im Jahre 1851 erschienenen „Sommermährchen in Reisebildern" schreibt Ludwig Rellstab:

Der Herbsttag ist so überaus schön, der Himmel so azurblau, daß auch die Erde in diesem Glanz und Wiederschein doppelt schön erscheint.

Einige Fragen in dem Dorfe Melrose führen uns durch einige Seitengäßchen bis an die Eingangspforte der Abtei, d. h. an die Kirchhofsmauer, welche das Ganze umgiebt. O könnte ich jetzt statt der Feder den Pinsel in die Hand nehmen oder Euch in eine Camera obscura führen, welche das unbeschreiblich schöne und hohe Bild mit allem Reiz der Farben und Formen treu abgespiegelt vor Euch hinstellte! — Als sich die Pforte geöffnet hat, stehen wir auf einem Vorplatz, der Kirche mit ihrem Eingangsportal gegenüber. Der weichste Rasenteppich, in höchster Sauberkeit gehalten, bedeckt den Boden, als sei er dem alten Gemäuer sorgsam unterbreitet. Es ist nicht auszusprechen, in welchem Grade sich die Wirkung erhöht, dadurch, daß die würdigen Ueberreste hoher Architektur sich auf diesem in Stoff und Farbe so milden Grunde erheben. Zur Rechten zieht sich ein verfallener Kreuzgang hin, der jedoch noch alle seine Bogenwölbungen bewahrt hat; links halb verstürztes, epheuumranktes Gemäuer der Umfassung; vor uns das gewölbte Eingangsthor der Kirche in wohlerhaltener Mauer derselben. Anmuthiges Hollundergebüsch beschattet einen Theil des Rasens auf dem Kirchhofe. —

Doch wir treten durch die Pforte in den Bau selbst ein. — Aus der Ferne erschien der Eingang etwas gedrückt; jetzt, da wir hindurchschreiten, sehen wir, wie hoch die Wölbung ist. Doch scheint hier dem Bau, um den völligen Einsturz zu hindern, nachgeholfen, durch eine neue Rundbogenwölbung des Thores, statt der zertrümmerten gothischen. — Ein unwillkürlicher Ruf des Staunens überrascht uns bei dem Anblick, der sich jetzt darbietet. Wir stehen am westlichen Ende des Kirchenschiffs. Die Mauern des ehrwürdigen Gebäudes sind noch vollständig erhalten; nur statt der Decke scheint der tiefblaue Himmel hinein und statt des steingetäfelten Fußbodens hat auch hier sich ein sammtner Rasenteppich in dem ganzen innern Raum ausgebreitet und erquickt das Auge durch sein mildstrahlendes, mit äußerster Sorgsamkeit gepflegtes Grün. Die hohen Bogenfenster zu beiden Seiten mit dem beinahe vollständig erhaltenen Stein-Sparrwerk, das prachtvolle Ostfenster hinter dem Hochaltar, durchbrechen das Gemäuer, und lassen das flüsternde Laub der Bäume, das spielende Sonnenlicht und helle Himmelsblau hineinschimmern.

Wir empfangen einen Eindruck milder Erhabenheit, wie ich keinen zweiten kenne; verwandt damit sind die deutschen Kirchen- und Klostertrümmer des Oybin, zu Paulinzell und zu Walkenried am Harz. An die Majestät der Abtei von Melrose aber reicht keine dieser Ruinen! Der Bau war ursprünglich erhabener, im Gedanken wie in der räumlichen Ausdehnung, und es ist bei weitem mehr davon erhalten, das Erhaltene ungleich sorglicher bewahrt. Wundervoller Epheu umrankt zur Linken, wie schon im Vorhof, die Ruine; das Querschiff bietet neue, fesselnde Blicke dar. Der Chor ist noch theilweise erhalten und schwebt drohend über uns.

Eine schmale Steintreppe gestattet uns, an der Außenmauer aufwärts zu klimmen, den Chor zu betreten, und des Anblicks der Kirche von oben herab zu genießen. Auch das ist ein ganz neuer eigenthümlicher Eindruck, der uns an keiner der verwandten Trümmerstätten zu Theil wird. — Und nun, wendet Euch um!! Tretet durch dieses halb eingestürzte Bogenfenster hinaus ins Freie und überschaut von dieser Höhe die ganze, sonnenhelle Landschaft, das Bild des Lebens, das sich um diesen zertrümmerten Denkstein versunkener Jahrhunderte spinnt, den Lauf der Thäler, des Flusses, die leuchtenden Dörfer und Häuser, die Felder, Wiesen, Waldhöhen, bis zu dem blauduftigen Schlußstein der Perspektive, dem gezackten Eildon-Hill — und Ihr habt ein Gemälde, das Euch, habe ich es nur andeutend zu zeichnen verstanden, anlockt, auch einen Ausflug nach der Abtei zu machen. — Alles, ja Alles ist hier Andacht erweckend! — Und wollt Ihr unbedingt dazu gezwungen sein, so haltet dem Tages- und Sonnenscheinstück, das ich Euch zu zeichnen versucht, das Nacht- und Mondscheinstück des großen schottischen Dichters Walter Scott entgegen, das Ihr in seinem „Liede vom letzten Minnesänger" findet. *) —

2. Ein anderer Pilger, Albert Schneider, der diese malerische Ruinen besuchte, schreibt:

Mir fiel **hier** die Erzählung ein, die ein uraltes Legendenbuch von einem Mönche in Melrose mittheilt. —

Es lebte nämlich in dieser Abtei ein bußfertiger Mönch; er führte den Apostel-Namen Petrus; seine außerordentliche Frömmigkeit war die Verwunderung und Freude des ganzen Klosters. —

Die Welt, die Alles weiß, Alles sieht, Alles hört, sandte ihm eines Tages, um ihn zu versuchen, einen Besucher, einen alten Freund,

*) Eine sehr gelungene Uebersetzung dieses Gedichtes lieferte Friedrich Lennig; sie erschien in der Kirchheim'schen Buchhandlung zu Mainz. A. H.

der schön, geistreich, elegant, reizend war; — der Teufel unter der Gestalt eines Weltmannes klopfte an das Thor der Abtei Melrose.

Der erste Anblick des Mönchs erschreckte den Besucher; er erkannte kaum oder vielmehr er suchte in diesem schwarz gekleideten, blassen, bleichen, magern, traurigen, schweigsamen Einsiedler seinen ehemaligen Freund wieder zu erkennen. Der Mönch schien sich einen Augenblick zu sammeln, wagte einige furchtsame Schritte, stieß einen durch die Verachtung irdischer Neigungen halb erstickten Schrei aus, wischte endlich verstohlen eine Thräne ab.... und die beiden Freunde lagen sich in den Armen!

„Petrus,“ sagte ihm traurig der Weltmann, „was machst du denn hier in diesem Kloster, in dieser abscheulichen Einsamkeit?“ — „„Ich bin nicht allein!““ antwortete der Mönch.

„Was ist es denn, was du in dieser schwarzen Zelle, die einem Loch ähnlich sieht, in diesem Kloster, das einer Todesstadt, in diesem Garten, der einem Kirchhof gleicht, treibst?“ — „„Ich leide, ich weine, ich kasteie mich und bereite mich auf den Sieg des ewigen Lebens vor!““

„Und deine Freunde, dein Vaterland, deine Familie?....“ — „„Meine Freunde sind die Engel, die für mich beten, mein Vaterland ist der Himmel, meine Familie ist Gott!““ —

Bei diesen Worten erhob der Büßende langsam das Haupt, blickte sanft um sich und sah den Weltmann an, der ihn mit einem fast verächtlichen Mitleiden anlächelte und ihm von weitem ein in rothen Sammt gebundenes, mit schönen silbernen Agraffen verziertes Buch zeigte....

„„Was ist das für ein Buch?““ fragte Petrus mit zitternder Stimme. — „Rathe!“

„„Die heiligen Meisterwerke des heiligen Hieronymus?““ — „Nein!“

„„Das himmlische Meisterwerk der heiligen Schrift?““ — „Eben so wenig; dieses Buch, das ich aus meinem Boudoir nahm, um es dir anzubieten und dich zu zerstreuen, ist ein Album, von dem jede Seite dein untreues Herz an Das erinnert, was du verloren, was du verlassen, was du verrathen hast: ein wundervolles Land, prächtige Monumente, herrlich duftende Promenaden, köstliche Wunderwerke, entzückenden Lebensgenuß.... Oeffne deine Augen, öffne dein Herz, sieh mich wohl an und danke mir!“ —

„„Ja, ich danke dir,““ rief der Mönch aus, „„meine Schwächen durch die gefährliche Erinnerung an Alles, was ich ehedem weltsüchtig bewunderte, versucht zu haben! Ja, ich nehme dieses frivole Buch, dieses Album, dieses schreckliche Memento, welches eine neue Prüfung

meines wankenden Eifers sein wird, an; ja ich werde noch, Dank meiner Phantasie! in jenem Vaterland auch in dem Grund meiner Zelle spazieren gehen. Ich werde wiederfinden — meine ganze sündenbefleckte Vergangenheit, und werde mich durch diese Gewissens-Erforschung noch heftiger als seither gestachelt fühlen — schwere Buße, ja die möglichst **schwerste** Buße zu üben!""

Bei diesen Worten sank der Mönch in die Kniee und griff nach der Geissel. — Der Versucher aber nahm scheu das Album zurück und stürzte zitternd und bebend aus der Zelle hinaus. —

289 u. 290. Alte Gecken.

1. Der Graf von Grammont sagte nie gern, wie alt er sei, auch, als er bereits ein hohes Alter erreicht hatte. Eines Tages speiste er an der königlichen Tafel mit dem Bischofe von Senlis, ebenfalls einem Greise. „Wie alt meinen Sie wohl, daß der Graf von Grammont ist?" fragte der König den Bischof. „„Ich bin drei und achtzig Jahre alt,"" versetzte der Prälat, „„und der Graf muß wenigstens ebenso alt sein, denn wir haben mit einander studirt."" — „„Wer sagt, daß ich je studirt habe?"" antwortete der Graf in seinem Verdrusse. —

2. Der alte Moncrif war auch sehr eitel, und suchte seine Jahre auf's Sorgfältigste zu verheimlichen. — Ludwig XIV. traf ihn einst bei der Königin, und redete ihn mit den Worten an: „Wißt ihr wohl, Moncrif, daß es Leute giebt, die Euch achtzig Jahre geben?" — „„O ja, Sire,"" entgegnete der bitter verletzte Greis, „„o ja, das weiß ich, aber ich nehme sie nicht an!"" —

291. Unterschied in der Betonung.

Zwei Familienväter, ein Christ und ein Jude, begleiteten ihre abreisenden Söhne zur Eisenbahn.

„Handle immer recht!" waren die Abschieds-Worte des Christen. — „„Ja wohl, mein Sohn, handle immer recht!"" rief der Jude seinem Sprößling nach. —

292. Das beste Mittel für schwache Augen.

In der Gegenwart des Kaisers Friedrich wurden einst die anwesenden Leibärzte gefragt: welches das beste Mittel für schwache Augen und zur Stärkung des abnehmenden Gesichtes sei? —

Da gab es verschiedene Meinungen. Der Eine behauptete, wer häufig Fenchelsamen esse, bekomme ein klares und gesundes Gesicht;

der Andere, es sei sehr heilsam für die Augen, wenn man nach der Mahlzeit die Hände wasche; ein Dritter sagte, Brillengläser seien das bewährteste Mittel für abnehmende und schwachsichtige Augen.

„Wenn dem so ist," versetzte der kluge Actius Sincerus, „so kann nichts Besseres für schwachsichtige Augen erdacht werden, als der **Neid**; denn dieser schärft also das Gesicht, daß ihm die kleinsten Mücken wie Elephanten vorkommen." —

Daß dieser Actius Sincerus die Wahrheit geredet habe, erhellt aus den Worten der neidischen Pharisäer, welche, als sie sahen, daß viel Volk dem Heilande nachfolgte, dieses Volk mit Einemmale für die ganze Welt hielten und voll Bosheit sprachen: „Siehe, die ganze Welt läuft ihm nach!" —

293. Advokaten-Vermächtniß.

Ein reicher Advokat zu M. verfaßte sein Testament in folgender Weise: „Mein sämmtliches Vermögen vermache ich den Verrückten, denn von ihnen habe ich es ja." —

Merk's, Prozeßsüchtiger! — —

294. Das Vollkommene.

Ein kleiner Fürst, der seine größte Freude an seinem großen Pferdestall, oder höflicher gesprochen, an seinem Marstall hatte, ließ einst einen vielgerühmten Pferdehändler zu sich kommen und sagte ihm:

„Nun sollst Du mir Etwas verschaffen, was ich mir schon lange wünsche. Ein Pferd mit kleinem Kopfe, großen Nasenlöchern, großen und vorstehenden Augen, kleinen, aufrechtstehenden, nahegerückten und leicht beweglichen Ohren; der Hals darf nicht zu lang und nicht zu kurz sein; schlank und voll im Gurt, dabei breit von Brust und Schulter, der Leib rund und ebenmäßig, die Lenden breit, das Rückgrat waagerecht, der Schwanz hoch angesetzt, die Füße kegelförmig ablaufend, unten sehr schlank, oben sehr fleischig, der Huf rund, hoch, und an der Ferse breit. Das Geäder an Kopf und Füßen durchsichtig; die Haare fein, glänzend, kurz und anliegend; die Größe sechzehn bis siebenzehn Fuß. Am besten ein Rappe; wenn das nicht, ein Hellbraun mit vier weißen Füßen und einem Stern, natürlich feurig und muthig, gelenk, aufmerksam, gelehrig und ausdauernd. Solch' ein Pferd verlange ich. Ich stelle dir gar keinen Preis, du kannst dafür fordern, was dir gerecht erscheint."

„„Den Preis weiß ich schon,"" erwiedert der Pferdehändler, „„das Pferd kostet auf Heller und Pfennig — fünf Thaler!"""

„Fünf Thaler? Bist du närrisch?“

„„Wie gesagt, fünf Thaler, denn solch' ein Pferd giebt es **nur gemalt!**““ —

---

295. Wie die Furcht Einen höflich macht.

Als der König von Frankreich Ludwig XIV. dem Johann Bart eine Anweisung von tausend Thalern auf den königlichen Schatz gegeben hatte, begab sich dieser tapfere Seemann zu dem Schatzmeister Peter Gruin, von dem es bekannt war, daß er nur den Launen seines Stolzes in der Annahme oder Nicht-Annahme Derjenigen folgte, die sich in dienstlichen Beziehungen bei ihm anmelden ließen. —

Johann Bart stand vor dem Palaste des königlichen Schatzmeisters und fragte: „Wohnt Peter Gruin hier?“ — „„Ja,““ entgegnete der Diener. „So meldet den Johann Bart bei Eurem Herrn!“ — Der Diener versetzte: „„Es ist heute große Gesellschaft bei dem Herrn, und mir ist der gemessenste Befehl ertheilt, Niemanden zu melden oder gar bei ihm vorzulassen.““

Johann Bart steigt nun ohne Anmeldung die Treppe hinan, öffnet alle Thüren und dringt bis zu dem Speisesaale, wo der königliche Schatzmeister in großer Gesellschaft bei der Mittagstafel saß. „Welcher von Euch ist Peter Gruin?“ fragte er. „„Ich bin Herr Gruin! Was giebt es?““ — „Mir tausend Thaler zu zahlen. Leset!“ — Der Schatzmeister nimmt die Anweisung, liest sie, reicht die Hand über die Schulter, als wenn er sie dem Ueberbringer wiedergeben wollte, läßt sie fallen und sagt: „„Sie werden nach zwei Tagen wieder kommen!““ — Johann Bart zieht nun seinen Säbel, schwingt ihn über den Kopf des Herrn Gruin und befiehlt: „Hebt dieses Papier auf und zahlt augenblicklich!“ — „„Aber, mein Freund, wissen Sie?““.... — „Hebt auf, sage ich Euch und zahlt!“ — „„Heben Sie auf und zahlen Sie,““ bemerkte dringlich Einer der Gäste; „„es ist Johann Bart!““ — Herr Gruin steht auf, nimmt die Anweisung von der Erde und sagt zu dem See-Helden: „„Folgen Sie mir, ich werde Sie bezahlen!““ — Herr Gruin geht in sein Comptoir, nimmt Säcke, mit Silbergeld angefüllt, und ist im Begriff, sie zu wiegen. „Haltet Ihr mich für ein Maulthier?“ fragte Johann Bart. „Silber nehm' ich nicht, sondern Gold!“ — Herr Gruin, den Furcht — höflich und gefällig gemacht, beeilte sich, in Gold auszuzahlen und dem Seemann noch bis herab zur Hausthür und noch vor dieselbe hinaus das demüthigste Geleit zu geben. —

In vielen Beamten-Stuben sitzt auch heut zu Tage noch solch ein Herr Peter Gruin, der die Dienst-Angelegenheiten nur nach

Laune oder Bequemlichkeit zu erledigen sucht. — Ihnen fehlt nur der Johann Bart mit einem königlichen Schreiben und dem Seemanns-Muthe und Seemanns-Schwerte — sonst würden sie Alle bald zahmer und dienstgefälliger werden! —

296. Der Ceremonien-Saal.

Der Erzbischof von Amiens, de la Motte d'Orleans, pflegte den Saal, in welchem er die nach altem Herkommen üblichen Ceremonien-Complimente annehmen mußte, den „Saal der Lügen" zu nennen. —

297. Fürstlich und bürgerlich.

Der Fürst von Thurn und Taxis, General-Direktor der Posten des deutschen Reichs und der Niederlande, ging während seines Aufenthaltes zu Nivelle mit einer Nichte auf dem Markte, der gerade daselbst abgehalten wurde, spazieren. Er fragte sie, was er ihr kaufen könnte, das ihr ein Vergnügen bereite. „Einen Fächer."

Sie nähern sich einer Bude. Der Fürst verlangt das Beste, was man von Fächern besitzt. „„Wie theuer?"" — „„Zwei Louis-d'or!"" — „„Das ist nicht, was ich suche!""

Der Fürst geht zu einem andern Kaufmann und thut dieselbe Nachfrage. „„Wie theuer?"" — „„Fünf Louisd'or!"" — „„Das ist's auch nicht!"" — „„Vielleicht wünscht Seine Durchlaucht das Theuerste zu sehen?"" — „„Zeigen Sie!"" — „„Hier sind welche; sie kosten gerade fünf und zwanzig Louisd'or."" — „„Madame,"" sagte der Fürst, „„wählen Sie!"" — Sie wählt aus, und der Fürst befiehlt dem ihn begleitenden Postmeister, zu bezahlen. „Ich habe die fünf und zwanzig Louisd'or nicht bei mir," sagt der Postmeister zu dem Kaufmann; „Sie können aber zu mir kommen, wenn es Ihnen beliebt."

Der Kaufmann läßt nicht auf sich warten; aber, auf der Post angelangt, erklärt er: daß der Fächer, den er verkauft, nur fünf Louisd'or werth sei, gleich den ersten, die er gezeigt hätte; daß er ihn aber deßhalb um Zwanzig übertheuerte, weil er vorausgesehen, daß man ihm sonst nichts würde abgekauft haben; er bekomme aber nur Einhundert und zwanzig Franken. —

Der Fürst, von diesem redlichen Verfahren unterrichtet, ließ den Kaufmann zu sich bescheiden und sprach zu ihm: „„Wenn auch ihr Fächer nur Fünf Louisd'or werth ist; — das Betragen ist Zwanzig werth. Nehmen Sie die fünf und zwanzig Louisd'or, **Sie** verdienen dieselben!"" —

298. Vorbild für Staatsräthe.

Ludwig XI., König von Frankreich, wollte eben ein Edict veröffentlichen, das aber der deßhalb zu Rathe gezogene Johann von la Vacquerie, erster Präsident des Parlaments zu Paris, mit dem öffentlichen Wohl für unvereinbar erachtete.

„Und was verlangt Ihr?" fragte heftig der König, der an Widersprüche nie gewöhnt war. „„Den Verlust unserer Stellen,"" antwortete la Vacquerie, „„ja selbst den Tod eher, als — Gewissensbisse!"" —

299. Das befremdende Stillschweigen.

Nach dem Congreß in Erfurt kam der Kaiser Napoleon I. durch Aschaffenburg. Es war der Befehl ergangen, die Zöglinge aller Schulen und Institute auf dem Wege, den der Kaiser zum Schloß nehmen würde, aufzustellen, damit sie ihn mit Hochrufen bewillkommen sollten.

Auf dem äußersten rechten Flügel herrschte beim Vorüberfahren Napoleon's eine bedenkliche Ruhe. Der Adjutant des Kaisers äußerte über dieses Stillschweigen sein Mißfallen, da er eine verabredete Demonstration der Feinde Frankreichs darin vermuthete. „Mein Herr" fragte der Adjutant den Bürgermeister, „wer hat diesen jungen Leuten das Stillschweigen auferlegt?" — „„Der liebe Gott,"" antwortete der Befragte; „„es sind die Schüler des Taubstummen-Institutes!"" —

300. Königlicher Witz.

Als Ludwig XVIII. durch die Straßen von St. Denis fuhr, und die Menge hinter dem Wagen ihr: „Es lebe der König!" nachjubelte, fiel es einem Menschen, der ein Schwein trug, ein, zu rufen: „Das Schwein soll leben!" Er wurde augenblicklich von der Polizei festgenommen; und als am nächsten Morgen der Justizminister dem Könige seine Aufwartung machte, berichtete er, daß der Verbrecher auf den Antrag des Generalanwalts vor Gericht gestellt werden würde, unter der Anklage, die königliche Person beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir, mein Herr," erwiederte der Monarch, „wie es kommt, daß Sie nicht augenblicklich einen Generalanwalt absetzen, der thöricht genug war, nicht nur selbst zu glauben, sondern auch Anderen einzubilden, daß der Mensch, welcher bei meinem Vorüberfahren rief: „Das Schwein soll leben!" damit **mich** gemeint habe?" —

301. Die theuere Fleischbrühe.

(Von W. O. von Horn.)

Der Herzog von Orleans, der sehr liebenswürdige Sohn des verstorbenen Königs von Frankreich, Louis Philipp, welcher auf eine so traurige Art sein Leben verlor, kam einst auf einer Reise in Frankreich in ein kleines Städtchen um die Mittagszeit. Er ließ am ersten besten Wirthshause anhalten, und sich, da er einer Erfrischung bedurfte, eine Tasse Fleischbrühe geben.

Der Wirth dachte sehr unchristlich: Das ist das Erste- und vielleicht auch das Letztemal, daß du einen Kronprinzen im Hause hast, der kann auch wie ein Kronprinz bezahlen.

Als der Adjutant nach der Zeche fragte, entgegnete der Wirth: Die Fleischbrühe kostet 500 Franken.

Das ist ja unverschämt! rief der Adjutant.

Ich verkaufe sie nicht wohlfeiler! war des Wirthes Antwort.

Aufgebracht über solche grobe Uebervortheilung, sagte es der Adjutant dem Prinzen.

Dieser lächelte und befahl, den Maire (Bürgermeister) herbeizurufen.

Als dieser kam, sagte der Prinz zu ihm: Ich will den Armen dieses Städtchens Ein Tausend Franken schenken, jedoch unter Einer Bedingung!

Ich unterwerfe mich jeder Bedingung, die Eure Königliche Hoheit aussprechen! erwiederte der Bürgermeister, sich tief verbeugend.

Gut! sprach der Prinz. Hier sind die 1000 Franken in Gold. Die Bedingung ist, daß Sie eine Tasse Fleischbrühe dem Wirthe hier bezahlen, die ich getrunken habe.

Der Bürgermeister nahm das Geld, dankte, und der Prinz fuhr fort.

Anfangs begriff der Bürgermeister die Geschichte nicht und lachte über den seltsamen Einfall des Prinzen; als er aber den Zusammenhang vernahm, und das mißvergnügte Gesicht des groben Wirthes sah, lachte er noch mehr, zahlte großmüthig Einen Franken für die Fleischbrühe, die sonst noch kaum einen halben kostete, und verwendete die 999 übrigen Franken für die Armen der Stadt, die es nun erkannten, wie unwillkürlich und ohne Absicht ein grober Mensch zu ihrem Wohlthäter geworden war. —

302—304. Wirthshaus-Inschriften.

1. In der auf dem hohen Hätri gar hoch gelegenen Gemeinde Riefensberg (politisch zu Vorarlberg gehörig) hat ein Wirthshaus die Inschrift:

„Du Gutgesinnter, tritt herein,
Ein solcher soll willkommen sein!
Tritt Jemand and'rer Meinung für,
So bleib' er lieber vor der Thür.“ —

2. An dem kleinen Wirthshause zu Ober-Wolfertsweiler liest man über der Thüre die Worte:

„Man hoffet immer bess're Zeiten;
Wann kommen sie?
Sie kommen mit den bessern Leuten!
Wann kommen Die?“ —

3. Als Beleg, wie scharf der Geist eines Volkes auch in den Inschriften an den Häusern sich bekunden kann, möge hier eine Wirthshaus-Inschrift stehen, die man in einer noch rein und ganz naiv katholischen Gemeinde, in Schöftlding bei Landsberg am Lech, lesen kann. — Es ist daselbst lebensgroß in Fresco Christus mit der Samariterin am Brunnen abgemalt und darunter stehen die Worte:

Und Jesus sprach:
„Gieb mir zu trinken!“ —

Diese originelle Art, ein Wirthshaus durch unsern Herrn Christum ankündigen zu lassen, Erbauungsbild und Wirthshausschild in Einer Figur, in Einem Spruch zusammenzufassen, ist in Altbayern bei allem Humor doch noch ganz naiv und ohne Frivolität gedacht, so naiv, wie das Frescobild gemalt ist, so naiv, wie die Bauern jenes Landes Christum in ihren Passionsspielen noch darstellen. —

305. Von einer Wittwe und einem Richter.

Es war eine arme Wittwe, die hatte schon lange Zeit eine Sache vor Gericht gehabt und konnte gar nicht zu Ende kommen, wie man denn etwa eine Sache hangen hat sechs oder zehn Jahr entweder durch des Richters Schlamperei oder der Advokaten Kniffe. Solche Leute fürchten weder Gott, noch schämen sie sich vor der Welt. — Diese Wittwe saß einmal bei anderen Frauen und es kam die Rede auf ihren Handel. Da sprach zu ihr eine der Frauen: sie sollte einmal dem Richter die Hände salben oder schmieren. Die gute Frau verstand es buchstäblich und konnte keine Glossen machen.

Sie nahm also ein Töpflein mit Salbe und ging zum Richter. Da ihr nun der Richter die Hand bot, schmierte sie ihm die Hand mit der Salbe. Der Richter fragte: „Was macht ihr da?“ Sprach die Wittwe, wie man sie gelehrt hätte: sie solle dem Richter die Hände schmieren. Da schämte sich der Richter und gab der Sache einen Austrag. —

306—322. Wider den Geiz.

„Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher eingehe in das Reich Gottes!“ Matth. 19, 24.

1. Alphons, König von Arragonien, der großmüthigste Herrscher zu seiner Zeit, haßte den Geiz als das größte Laster. Wußte er einen reichen Filz ausfindig zu machen, so ließ er ihn zu sich kommen und zwang ihn — einen Hut von gediegenem Gold auf den Kopf zu setzen, zwei schwere Barren Silber auf die Schulter zu nehmen, und der Art beladen, mußte er in der brennenden Sonnenhitze eine ganze Stunde in dem Schloßhofe herumspazieren, wobei der König die Frage an ihn richtete: „Fühlst du nun, welch eine schwere Last der Ueberfluß ist?!“ —

2. Eine geizige Wirthin sah es mit größtem Unmuthe, daß ein Fuhrmann, der oft in ihrem Gasthause einkehrte, nach ihrer Meinung zu viel Zucker in den Kaffee that. — Als dies wieder einmal geschah, konnte sie sich vor Aerger nicht mehr fassen und sagte: „Zucker ist eben das Gesündeste nicht!“ — „„So,““ erwiederte der Fuhrmann, indem er nun absichtlich mit der ganzen Hand in die Zuckerschale griff, „„'s ist mir lieb, daß ich es jetzt weiß, denn das Leben ist mir ohnehin sehr verleidet!““ —

3. Eine adelige, aber sehr geizige Dame lud, Ehren halber, zuweilen einige Gäste bei sich zu Tische. An Speis und Trank hielt sie die Geladenen sehr kümmerlich, desto mehr aber suchte sie durch die übelsten Nachreden ihre Nebenmenschen zu verlästern. — Ein dadurch in die übelste Laune gebrachter Ehrenmann bemerkte deßhalb einmal: „Wahrhaftig, wenn man hier zu seinem Brode nicht den Nächsten äße, so müßte man verhungern!“ —

4. Ein Herr bekam Abends Besuch. Seine Frau, die der schmutzigste Geiz beherrschte, zündete ein sehr schwaches Licht an. Da sagte er freundlich zu ihr: „Liebe Frau, zünde doch noch ein Licht an, damit wir mit diesem Lichte sehen können, wo das andere brennt!“ —

5. Einem Geizigen wurde ein Pfund Wachslichter gestohlen. Er war darüber sehr mißmuthig, jedoch tröstete er sich dann und

wann mit den Worten: „Sie kommen gewiß noch an's Licht!“ — Ein Bekannter sagte darauf: „„Gewisser ist es, daß das Licht jetzt an sie kommt!““ —

6. Ein Geiziger hörte aufmerksam die herzergreifende Predigt über die Pflicht des christlichen Wohlthuns an. Beim Herausgehen aus der Kirche sagte er zu einem im Geiz ihm ebenbürtigen Bekannten: „Der Herr Pfarrer bewies aber so eindringlich die Nothwendigkeit des Almosengebens, daß ich selbst beinahe Lust zum Betteln hätte!“ —

7. Ein Geiziger hatte einen Bedienten, dem er einst des Abends befahl, am andern Morgen früh um fünf Uhr einen Auftrag auszurichten. — Der Arme verschlief die Stunde und erwachte erst um sieben Uhr. — Wie erschrack er! und noch mehr, als er seine Schuhe nicht fand. Er suchte und suchte, allein er konnte sie nicht finden. — Endlich kam sein Herr, und siehe! er hatte des Dieners Schuhe an den Füßen. Er besorgte den Auftrag selbst; allein um seine Schuhe zu sparen, hatte er die des Dieners genommen. —

8. Ein Geiziger trieb es unter den gesegnetsten Glücksumständen mit der Habsucht so weit, daß er zumeist barfuß im Hause umher ging, um die Ausgaben für Schuhe möglichst zu beschränken.

Einst ließ er seinen Hof pflastern. Da sah er einen Arbeiter, der auf einen Augenblick rastete; er eilte auf ihn zu, um ihn mit derben Worten zurechtzuweisen; in der Hast stieß er aber wider einen Steinhaufen und riß sich den ganzen Nagel der großen Zehe ab. Unter den unsäglichsten Schmerzen hatte er doch einen gar süßen Trost, indem er ausrief: „Ach Gott, welch ein großes Glück ist es noch, daß ich keine Schuhe anhatte, denn die wären nun hin!“ —

9. Bei der Sammlung freiwilliger Beiträge zu einem mildthätigen Zwecke kamen zwei Herren auch zu einem Geizigen. — „Ich bedaure,“ sagte dieser, „daß ich bei meinen knappen Verhältnissen Ihnen nur eine Kleinigkeit zu geben vermag!“ — „„Wir sind für Alles dankbar,““ erwiederte der Eine; „„geben Sie uns, was Sie entbehren können.““ — „Das wird auf Sie ankommen,“ entgegnete der Geizige; „was ich am besten entbehren kann, ist Ihre Gegenwart!“ —

10. Ein Geiziger, der große Reichthümer besaß und mit dem quälendsten Mißtrauen auf Weg und Steg seinen Diener verfolgte, drohte demselben einst, daß er ihn noch werde einstecken lassen. — „Nur nicht in einen Ihrer Geldsäcke,“ sagte der Diener unter dem heitersten Lächeln, „denn da käme ich gewiß mein Leben lang nicht mehr heraus!“ —

11. Erhitzt und außer Athem kam der Arzt zu einem Kranken, der sehr geizig war. — „Kann ich Ihnen mit einer Erfrischung auf-

warten?" fragte der Kranke. — „„Sie werden mich sehr verbinden, denn ich bin sehr erschöpft!"" antwortete verbindlich der Arzt, der über dieses Anerbieten des Geizigen überrascht, ja hocherstaunt war. — „So will ich das Fenster aufmachen, wir haben hier die herrlichste frische Luft!" —

12. Ein Geiziger lag auf den Tod krank und begehrte das heilige Sakrament der Oelung. — Wie nun der Priester kam und ihn mit dem heiligen Oel salben wollte, da war die rechte Hand nicht zu finden. — „Wo ist Ihre rechte Hand?" fragte der Priester. „„Ich liege darauf,"" erwiederte angstvoll der Geizige, „„und halte mit ihr den Schlüssel zu meinem Gelde!"" — Und in diesem Augenblick verschied der Unglückliche in seinen Mammons-Gedanken. —

13. In dem Buche, betitelt „Judas der Erzschelm von Abraham a Santa Clara" ist zu lesen: Ein großer Geizhals kam auf das Sterbebett. Als man nun um sein Leben besorgt war, ermahnte man ihn dringend zum Empfangen der heiligen Sterbsakramente. Unter Anderm hielt man ihm auch, um in ihm bei der Ablegung der Beichte recht reumüthige Gedanken zu erwecken, ein Crucifix vor, und erinnerte ihn, Christum den Herrn zu lieben und Ihn demüthig um Verzeihung zu bitten. Nun war das Crucifix von Silber. Beim näheren Ansichtigwerden desselben fragte aber der Kranke jetzt um nichts Anderes, als: „Wie schwer mag dieses Crucifix wohl sein?" Und wieder: „Ist auch gutes Silber daran? Wie hoch, wenn gutes Silber wirklich daran ist, wird es an Werth betragen?" u. s. w. Und während dieser Fragen nach dem Irdischen — verschied er ohne Buße. —

14. Der heilige Bernardinus von Siena erzählt: Ein Reicher befahl, während er schwer erkrankt lag, daß man seine Goldstücke und andere Schätze vor ihn bringe. Er redete diesen seinen Abgott also an: „O meine Goldstücke, o meine Schätze! Sehet, ich sterbe! Helfet mir doch, ich bitte euch, helfet mir doch, meine Goldstücke! Werde ich euch denn verlassen müssen, meine über Alles geliebten Schätze!?" — Alsdann rührte er sie an, liebkosete sie und wehklagte: „Meine Goldstücke, ach, meine Goldstücke!" — Endlich ergriff er einen silbernen Becher, biß wie ein Wüthender in denselben, und während dieser Greuelthat ging seine Seele in die Ewigkeit hinüber. —

15. Ein reicher Banquier, der eine eiserne Thür an einem verborgenen Keller hatte anbringen lassen, wo er sein Gold und Silber aufhäufte, stieg jeden Tag hinab, um daselbst nach seinem Behagen den Mammon betrachten zu können. Der Schlosser, der dieses kostbare Schloß gefertigt, bemerkte ihm bei der Uebergabe der

Rechnung ausdrücklich: „Haben Sie auf eine gewisse Feder Acht; sie ist schrecklich; wenn dieselbe sich hinter Ihnen verschlösse, würden Sie unfehlbar in der Falle gefangen sein, welche Sie damit Andern stellen!“ — Mehrere Jahre vergehen, und der unersättliche Geldmann sah seinen Schatz, den er fleißig besuchte, jeden Tag größer werden. Er wälzte sich auf den angehäuften Schätzen herum, und vergnügte sich, sie zu zählen und seinem Abgott eine Art Herzens-Verehrung darzubringen. — Eines Tages, als er wieder in seinem Rausch die Freuden des Geizes genoß, vernachlässigt er, die verhängnißvolle Feder anzuhängen. Nun ist er eingeschlossen mit seinem Schatze und seiner Verzweiflung. Er ruft, er schreit, er heult: Alles vergebens! Sein Keller ist ein weites Grab, aus dem die Stimme des Jammers nicht nach Außen hindringt. Er hungert und durstet, und verhungert und verdurstet und stirbt den qualvollsten Tod auf seinen Geldsäcken. — Indessen sucht man ihn nach allen Seiten. Man verspricht Demjenigen eine Belohnung, der irgend eine Nachricht von ihm geben wird. — Endlich erfährt der Schlosser das Verschwinden dieses Banquiers. Die Gefahr der Feder, deren Erfinder er ist, tritt vor seinen Geist; er zweifelt nicht, daß sie ein Werkzeug des Todes für Denjenigen geworden sei, der sie ihm bezahlt hat. Er geht zur Behörde und zeigt den geheimnißvollen Ort in dem Keller an. Man erbricht mit Eisenstangen die Thüre des besonderen Gewölbes in dem Keller. — Welch ein Anblick! — Der Besitzer der Schätze liegt verhungert auf den Schätzen! —

16. Im December des Jahres 1790 starb zu Paris der Banquier Osterwald, gebürtig aus Neufchatel. — Als er zu handeln anfing, trank er alle Abend eine halbe Maß Bier, das ihm zugleich zum Abendbrod diente. In dem vielbesuchten Wirthshause nahm er jeden Abend all' die Flaschen-Stöpsel, deren er habhaft werden konnte, mit nach Hause. In der Zeit von acht Jahren hatte er so viele Stöpsel gesammelt, daß er sie für acht Louisd'or verkaufte. Dies Geld ward die Grundlage seines Vermögens, das durch seine Aktien-Reiterei reißend schnell zunahm. Der Geiz plagte indessen der Art diesen Mann, daß er sich nicht halb satt aß. Ja selbst noch einige Tage vor seinem Tode konnte man es nicht dahin bringen, daß er sich ein Pfund Fleisch kaufte, um sich etwas Suppe bereiten zu lassen. „Ich habe zwar keinen Widerwillen gegen die Suppe,“ sagte er, „ich habe aber keinen Appetit zum Fleische; was soll ich nun mit diesem machen?“ — Während er dies Stärkungsmittel ausschlug, weil er fürchtete, einige Pfund Fleisch kaufen zu müssen, hatte er einen seidenen Beutel um den Hals gebunden, der 800 Assignaten, jede von 1000 Livres, enthielt. — Bei seinem Tode hin-

terließ er ein Vermögen von 3 Millionen Livres (über Eine Million Gulden). —

17. In dem „Allerseelen-Büchlein,“ einer humoristischen Friedhofs-Anthologie von Dr. Heinrich Hoffmann, lautet die Grabschrift eines Geizigen:

„Jetzt endlich hast Du, was du erstrebtest,
So lange du lebtest!
Du brauchst nicht Schuster, nicht Schneider,
Kein Holz, kein Licht, keine Kleider,
Nicht Speise, nicht Trank,
Keinen Arzt, wenn du krank.
Eins nur war leider nicht umsonst zu haben:
Du hättest so gern noch dich selbst begraben!“ —

323 u. 324. Pistolen-Lehre.

1. Auf dem Kaffeehause zu K*** saß ein kleiner Mann, rauchte sein Pfeifchen und las Zeitungen. Er war durchaus schwarz, aber modisch angezogen: eine irdene Pfeife, ein sehr feiner weißer Jabot und ein weißes Halstuch waren das einzige Weiß an der ganzen Kleidung des Mannes.

Kurz darauf stürmte der Major von L. herein. Ein Mann, der eine Ausnahme unter den Kameraden seines Ranges macht, der Alle brüskirt, die er sieht, dem jeder Vernünftige gern aus dem Wege geht, weil ihm immer eine Impertinenz auf der Zunge sitzt. Gleich hinter ihm folgten Lieutenants und Fähnriche.

Der Major war bei Laune. Er trat hinter den schwarzen Mann, machte Männchen und putzte, zum Schein aus Versehen, das ihm zunächst stehende Licht aus. Sein Gefolge lachte. Der Fremde zündete es wieder ruhig an und las weiter. Jetzt kannte der Major seinen Mann. Er konnte ihm was bieten. „Guten Abend, Schulmeisterchen!“ sagte er, bot ihm die Hand und mit demselben Griff war die irdene Pfeife in Stücken.

„„Marqueur, andere Pfeife!““ rief der Fremde. Das Gefolge lachte lauter. Der Major nannte den kleinen schwarzen Mann einen göttlichen Kerl; da indessen weiter nichts mit ihm anzufangen war, auch der Major zu einer Partie Whist eingeladen wurde, so ging er mit seiner kleinen Suite in ein Nebenzimmer und man ließ den schwarzen Mann sitzen.

Dieser las seine Zeitungen, rauchte seine Pfeife, und trank seinen Thee, ohne nur im Mindesten einen Zug von Unwillen über jenen infamirenden Hohn zu äußern.

Nach einer langen Weile stand er auf, ging in das Neben-

zimmer, wo der Major spielte, trat vor ihn hin, faßte ihn vorn bei einem Knopf auf der Brust und sagte: „„Mein Herr, morgen früh schießen wir uns!““ —

„So, so,“ fiel ihm lachend der Major ins Wort. „Bringen der Herr Schulmeister Dero Fibel mit!“

„„Sie haben keine Schande, sich zu schießen mit mir, ich bin Seecapitän in französischen Diensten, — morgen früh sechs Uhr an dem Ende des Poetensteigs!““

Der Capitän ging, ohne ein Wort weiter zu sagen, fort; der Herr Major lachte noch lange über den kleinen Schulmeister, aber der Witz wollte doch nicht mehr so recht fließen. Der schwarze Mann mußte ihm gewaltig ernst ins Gesicht gesehen haben; er ward zerstreut, machte die auffallendsten Fehler im Spiel, und er, dem sonst Keiner einen leichten Spott in den Weg werfen durfte, schwieg, als einige junge Offiziere ziemlich deutsch ihm zu verstehen gaben, daß, wenn die Lektion des schwarzen Scholaren heute schon so gut angeschlagen habe, morgen recht viel Besserung zu erwarten sei. —

2. Die ganze gestrige Gesellschaft erschien mit dem Major den folgenden Morgen auf dem bezeichneten Platze. Der Capitän erwartete sie schon. Er hatte seine prächtige Uniform an. Man begrüßte sich gegenseitig einander sehr artig.

Als die Begleiter des Majors bemerkten, daß der Capitän keinen Secundanten bei sich hatte, offerirte sich einer von ihnen dazu.

„„Mein Herr,““ antwortete der Seecapitän, „„ich danke. Ich nicht brauche einen Secundanten. Ich meinen Diener bei mir habe. Falle ich, weiß der, was zu thun. Sie Alle sind Offiziere von einer Armee, die ich liebe und achte sehr hoch. Sie werden mir nicht thun lassen Unrecht der Gewalt. Herr Major, wenn Sie nicht haben Pistolen, die sind gut, so können Sie wählen eine von meinen.““

Er rief den Diener herbei; dieser hatte ein Maroquin-Kästchen unterm Arm. Der Capitän öffnete es. Aus Indigo-Sammt-Futteralen blitzten vier köstliche Pistolen heraus. Der Major dankte und meinte, er sei auf seine Pistolen eingeschossen. Er war ungemein ernsthaft und feierlich. So hatte ihn kein Mensch noch gesehen. Die Manier des Seecapitäns brachte ihn außer Fassung. In diesem festen ruhigen Gesichte lag sein Tod.

Die Pistolen wurden geladen, fünfzehn Schritte wurden abgemessen. Die Gegner standen auf ihren Plätzen.

„‚Mein Herr,‘‘ hub der Secundant des Majors zum Seecapitän an, „‚Sie sind der beleidigte Theil. Sie haben den ersten Schuß.‘‘

Der Capitän legte an. Todtenstille im Halbkreise der Zuschauer.

Der Major erbleichte. Der Capitän setzte ab. „„Weil der Herr Major nicht wird haben den zweiten Schuß, wenn ich habe den ersten, soll schießen der Herr Major zuerst."" — „,Mein Herr,'" entgegnete der Secundant, „,Sie scheinen Ihrer Kunst sehr gewiß zu sein. Um so edler ist Ihre Verzichtleistung auf den ersten Schuß. Allein ich, wir Alle hier dürfen dieß nicht zugeben. Sie stehen hier allein ohne Secundanten, Sie haben sich unter-unsern Schutz, unter unsere Gesetze begeben. Schießen Sie.'"

„„Nicht sicher scheinen meiner Kunst, sicher sein. Ich nicht Wind machen kann. Meine Pistolen schießen sehr gut. Sollen selber sehen."" — „„Jules,"" (rief er dem Diener französisch zu) „„wirf Etwas in die Höhe!"" Der junge Mensch holte sein Taschentuch hervor. „„Nein, etwas Kleineres, Geld oder einen Knopf, oder so Etwas.""

Der Diener brachte eine Pflaume aus der Tasche. „„Gut!"" rief der Capitän, „„wirf sie hoch in die Luft!"" Der Junge warf hoch, der Capitän zielte, schoß, und die Pflaume flog spritzend in hundert kleine Stücke von einander.

Die Umstehenden ergreift eine schauernde Ehrfurcht. Der Major war schon lebendig todt. Die Lippen wackelten ihm. Er wollte beherzt scheinen, er wollte dem Capitän seine Bewunderung mündlich zollen, aber er konnte nicht sprechen, die Kehle war ihm plombirt. Es ging nichts heraus, nichts hinein. Er konnte kaum Athem holen, die Halsbinde hätte ihm platzen mögen.

Der Capitän sprach kein Wort über seinen Pflaumenschuß. Er lud in Gegenwart des Secundanten seine Pistole von Neuem und stellte sich auf seinen Platz. Auch der Major faßte wieder Posto. Er hatte sich ein wenig erholt. „„Schießen Sie, Herr Major!""

Der Secundant wollte wieder sprechen, wollte das Recht seines Amtes wieder geltend machen, allein der Capitän ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern rief jetzt etwas rauher:

„„Schießen Sie!""

Der Major schoß und fehlte.

„„Schießen Sie noch einmal, Herr Major! Sie haben gezielt nicht gut! Falle ich, ist es ein Glück für die andern Herren hier. Haben gelacht gestern Abend Alle; müssen Alle sehen in meine Pistol, Einer nach dem Andern!""

Diese Worte strichen wie Würgengel an den Begleitern vorüber; Jeder betheuerte sich im Innern, nicht gelacht zu haben. Der Secundant widersprach dem zweiten Schuß nicht mehr. Der Major schoß jetzt für sie Alle; lag dieses ernste Ungeheuer nicht im Sande,

so schoß es Alle wie Sperlinge todt. Die Ueberzeugung hatte jetzt ein Jeder.

Der Major legte an. Ihm kam es schwarz und weiß vor die Augen. Der Mann sah ihm fest und ruhig ins Gesicht. „„Gestern,““ sagte er endlich einmal lächelnd, „„war ich Ihr kleiner Schulmeister, heute muß ich sein Ihr großer. Sie halten zu hoch. So werden Sie mich treffen nicht.““ Der Major schoß und fehlte; ein kalter Fieberblitz traf Aller Glieder. Jetzt legte der Capitän an. Er setzte wieder ab.

„„Herr Major, Sie ein sehr elender Mensch sind. Ich habe gefragt gestern Abend; alle Leute haben gesprochen schlecht von Ihnen. Sie sind in zwei Minuten todt. Sind Sie fertig mit sich, mit Welt und mit großer Gott? Beten Sie fromm! Alle Menschen bitten Sie ab, die Sie haben beleidigt! Und Gott erbarme sich Ihrer Seele! Meine Herren, Hüte ab; wenn wir sprechen mit dem großen Meister der ganzen Welt, müssen wir sein mit unbedecktes Haupt. Beten Sie, Major. — Vater unser, der du bist im Himmel!““ — Alle zogen die Hüte, der Diener sein Mützchen. — Eine furchtbare Pause. — Keiner konnte ein Glied still halten, so hatte sie des Mannes einfache Rede ergriffen. Dem Major schlug das Herz hörbar. Er stand auf der schrecklichen Schauerbrücke zwischen Leben und Tod. Sein betender Blick flog durch die Wolken. „Amen!“ lispelte es von den Lippen der Umstehenden. — Die Pflaume, die Pflaume hatte die Herzen gerührt. —

Alle bedeckten sich jetzt wieder, die Todesstunde des Majors hatte geschlagen. Er hatte schon keinen Tropfen Blut mehr im Gesichte, er zitterte so heftig, daß er nicht gerade aufstehen konnte.

Seine Qual zu enden, legte der Capitän rasch an, zielte, setzte ab, gab seine Pistole dem Diener, sagte verdrießlich: „„Der Mensch ist nicht werth **französisch** Pulver!““ und ging. —

Am Abend erschien er wieder schwarz im Kaffeehause. Es neckte ihn Keiner. — Der Major nahm den Abschied. —

---

325. Arm und reich.

(Vom Grafen Franz Pocci.)

Armuth ist wohl zumeist für Den, der sie tragen muß, eine schwere Last, allein sie kann zum köstlichsten Reichthum werden, — nämlich innerlich und für das vergeltende Jenseits. Als unser Herr und Heiland Jesus Christus auf der Erde wandelte, hatte er es immer lieber mit der Armuth zu thun, als mit dem Reichthume. Arme Hirten waren es, welchen zuerst die Erscheinung des Erlösers

verkündigt wurde, und sie traten die Ersten an die heilige Krippe mit ihren armseligen Gaben, welche sie dem Christkindlein brachten; arme Fischer berief Jesus als Apostel, sein Evangelium zu verkündigen. Arm und nackt kommen wir Alle auf die Welt und ebenso verlassen wir sie, und von dem äußerlichen Reichthum, der uns zwischen dem Eintritte und Austritte angehört haben mag, bleibt uns auch gar Nichts mit hinüber zu nehmen — nur unsere „arme Seele“ geht in die Ewigkeit, die vergeltende, hinüber. Auf dieser Welt aber gehen Reichthum und Armuth Hand in Hand unter den Menschen, und es wechselt das Glück oft gar sonderbar; es sollten deßhalb die Reichen nie hochmüthig sein, denn Hochmuth kommt vor dem Fall und der weise Salomo sagt: „Wenn Einer zu Grunde gehen soll, wird sein Herz zuerst stolz!“

1. So war, wie uns eine alte Chronik erzählt, einmal ein vornehmer, reicher Herr in der Stadt Bologna, der nicht anders als aus güldenen Schüsseln aß und aus silbernen Pokalen trank. An seiner üppigen Tafel saßen stets Gäste und Schmeichler ohne Zahl, und wenn er Gasterei hielt, stund immer viel Volk vor den Fenstern und blickte neugierig auf das Gethu' und Getreibe, wie die Diener ab- und zuliefen, kostbare Gerichte tragend und Getränk vollauf. Der Reiche sprach aber nicht selten bei der Tafel zu seinen Schmarotzern: „Freunde! Wer thut mir's gleich, und Wer wollt' mein Glück überbieten?“ — Da jubelten die Andern gar höflich und ließen sich Essen und Trinken weidlich schmecken, dieweil sie es umsonst hatten. — Vor einem Fenster des Saales aber stand täglich ein Bettler, der auf Krücken ging, und es ward ihm auch hie und da ein Brocken hinausgeworfen. Daß aber der Arme sich täglich sehen ließ, ward dem Herrn des Hauses endlich gar zuwider und er sprach zu seinen Dienern eines Tages: „Ich will den Bettler nimmer sehen; sein Anblick verdirbt mir die Tafelfreude; jagt ihn fort!“ — Da ward der Arme weggetrieben, ging auch gutwillig und rief dabei durchs Fenster hinein: „„Die Armuth magst Du in deinem Uebermuthe nicht sehen und treibst sie weg von Deinem Palaste; hüte dich, daß sie nicht einmal selber durch deine goldenen Pforten einziehe und Dich hinausjage!““ — Darob lachte der reiche Mann und die Gäste lachten alle mit, daß es an den Marmorwänden widerhallte. — Der Bettler kam nicht mehr vor die Thüre. —

2. Bald aber ging es anders.

Viel feindlich Kriegsvolk strömte nach Welschland und verbrannte Städte und Dörfer; allenthalben ward geplündert. So geschah es auch bei dem Reichen zu Bologna: Alles, was er besaß, wurde

ihm geraubt, sein herrlicher Palast zerstört, er selbst mußte noch fliehen, um sein Leben zu retten, und Keiner seiner Gäste und Schmeichler nahm ihn auf; es ging wohl Allen wie ihm. Elend und verlassen lief er Tag und Nacht, bis er in einen Wald gelangte an ein armselig Bretterhüttlein, dessen Thüre offen stund; auch war kein Riegel, noch Schloß daran. In einer schlechten Kammer saß Einer auf einem Strohbettlein und aß vergnüglich ein Stück Brod. Nebenan stand ein Krug mit Wasser. Da nun der Flüchtling rasch eingetreten war, sich noch fürchtend, daß die feindlichen Kriegsknechte ihm folgen möchten, sah er den Mann, der da saß, vor sich, ward jedoch wieder von Schrecken befallen, da er in ihm den Bettler erkannte, den er einstmals von seinem Palaste wegtreiben ließ. Dieser aber sprach gar freundlich zu ihm: „„Wir erkennen uns wohl Beide wieder; sei mir willkommen, und sieh nun, wer der Reiche und wer der Arme ist. Mir hat der Feind nicht angewollt und ließ mir mein schlecht Hüttlein und mein gering Brod; **dir** aber hat er Alles genommen, und nunmehr bist du armseliger denn ich! Ich aber will gern mein Brod mit dir theilen, wenn du dich nicht schämst, mit der Armuth halb Part zu sein!““ Da fing der arme reiche Mann bitterlich zu weinen an und fiel dem jetzt reichen armen Mann an den Hals und aß von seinem Brod, trank Wasser aus dem Krüglein — und war zufrieden.

Was hatte wohl der Bettler für einen Reichthum eigen? Innere Ruhe in Gott und Genügsamkeit; und auch der Prasser war nun froh bei der schlechten Kost und gedachte nicht mehr seiner goldenen Schüsseln und Silberpokale, denn er hatte sein Leben gerettet. —

So sollte es wohl aber immer sein, daß wir, um unser eigentliches Leben zu retten, nicht mit ängstlicher Sorge der äußerlichen und all' der angelernten und angewohnten sogenannten Bedürfnisse zu pflegen bemüht wären! — Und was ist aber dieses eigentliche Leben? Es ist das Keimen, Wachsen und Ausbilden der Seele in Christo Jesu, unserm Herrn und Heiland, welche die Reise durch die Vergänglichkeit zur Ewigkeit zu machen hat. — Sammelt also Schätze und Reichthümer, die ebenfalls unvergänglich sind! Vor dem Richterstuhle Gottes werden sie eure Engel niederlegen auf die Wagschale der ewigen Gerechtigkeit, und dann wird sich offenbaren, **wer** reich und **wer** arm ist! —

---

326. Das getheilte letzte Brod.

(Aus: Das Leben Alfred's des Großen, Königs von England.)

Höchst betrübt war Englands Zustand in dem neunten Jahrhundert, wo die räuberischen Dänen wie Heuschrecken über das gesammte

Land sich verbreiteten und Alles dem Feuer und Schwerte preisgaben. Zwar hatte Alfred der Große zum Schrecken der Feinde jetzt die Zügel des Reiches ergriffen, und eine freundlichere Sonne schien über England aufzugehen; jedoch mehrere verlorene Schlachten, fürchterliche Hungersnoth, immer neu anrückende Schaaren feindlicher Horden drohten den letzten Strahl der Hoffnung zu verdunkeln und des Reiches Sturz und Unterjochung zu vollenden.

Alfred, der jugendliche König, der diese Unglücksfälle als gerechte Züchtigung Gottes für seine eigenen Jugendsünden erachten muß, — sieht sich verlassen, irrt im eigenen Reiche als Flüchtling umher, oft von einigen Edlen oder wenigen Kriegern begleitet, oft ganz allein in der Kleidung eines Bauern. — In einem geheimen Schlupfwinkel seines Reiches, von Waldung und Sümpfen wohl geschützt, sammelt er endlich einige Krieger um sich, die aus ihrem verborgenen Aufenthalte Tag und Nacht Streifzüge machen, theils zu jagen und zu fischen, theils andere Bedürfnisse von den Feinden zu erbeuten und ihnen auf jede Art Abbruch zu thun.

Zu dieser Zeit begab sich ein Ereigniß, welches des Königs reuiges und durch Unglück und Leiden gebessertes Herz wohlthuend erquickte und seine Hoffnungen neu belebte. —

Eines Tages nämlich, es war Winterszeit, waren alle seine Krieger ausgegangen, er allein und seine Gemahlin waren zu Hause geblieben. Alfred las, als er auf einmal am Thore klopfen hörte. Er ging, öffnete das Thor; da stand ein Armer, welcher bat, ihm um Christi Willen einen Bissen Brodes zu geben. Alfred heißt seine Gemahlin im Brodschrank nachsehen, ob noch Etwas vorhanden wäre. Die Königin sieht nach und meldet ihm, daß nur noch Ein Brod übrig, welches kaum hinreichend sei, die jeden Augenblick zu erwartenden Krieger, welche zu fischen ausgegangen waren, zu sättigen.

„Gesegnet sei Gott in seinen Gaben!" rief Alfred aus und fügte hinzu: „Ich bitte dich um Christi Willen, Weib, gieb ihm die Hälfte des Brodes! Der da ehedessen mit fünf Broden und zwei Fischen fünftausend Mann speiste, der kann auch, so es Ihm gefällt, dafür sorgen, daß das halbe Brod für uns ausreiche." — Die Königin gab dem Armen das halbe Brod. —

Hierauf nahm Alfred sein Buch wiederum in die Hand, schlummerte aber bald ein, und sieh! der heilige Luthbert, welcher vor mehr als hundert Jahren gelebt, erscheint ihm im Traume, und giebt ihm im Namen Gottes die Versicherung, „„Gott werde sich nun Englands erbarmen und **ihn**, der sein letztes

Brod mit den Armen getheilt, wieder auf den Thron setzen!"" Als bekräftigendes Zeichen dieser Verheißung würden bald seine Krieger mit einem außerordentlich reichen Fischfang zu ihm kommen.

Alfred erwacht, ruft seine Gemahlin, ihr den Traum mitzutheilen; sein Ruf erweckt sie, denn auch sie war in Schlummer gesunken. Groß war Beider Erstaunen, als Jedes von ihnen seinen eigenen Traum erzählen hörte. Bald kamen die Sachsen von ihrem Ausfluge heim, mit einem so gewaltigen Fischfang, daß dieser schon an sich, auch ohne Verheißung, für ein Wunder gelten konnte.

Bald ging auch der wichtigere Theil des Traumes in Erfüllung. Alfred nahm den Thron Englands wieder ein, — herrschte als weiser und milder Fürst mit Glück und Ruhm, und Britannien zählt ihn zu den ersten Zierden seines Reiches. —

327. Der schmähende Bettler.

Als zu einer Zeit der Vorrath des heiligen Almosenspenders Johannes, des Patriarchen von Alexandrien, gering war und er einem Armen, der um eine Gabe gekommen, nur zehn kupferne Pfennige zu geben befahl; da mußte er von dem Bettler viele Schmähworte ins Angesicht hören, weil er ihm nicht so viel gegeben, als er gehofft hatte.

Da nun die Männer, die gerade um ihn sich befanden, den Schamlosen mit Ernst zurückdrängen wollten, verwies der heilige Patriarch es ihnen strenge und sprach: „Lasset ihn gehen, meine Brüder; sechzig Jahre schon lästere ich Christum durch meine Werke; und ich sollte von Diesem nicht ein einziges Schmähwort ertragen können?" —

Und hierauf befahl er dem Ausspender, den Säckel aufzuthun, und sprach zu dem Armen: „Da, mein Sohn, nimm dir, so viel du willst!" —

328. Die Soldknechte.

Die Armen versammelten sich eines Morgens sehr zahlreich im Palaste des Königs Ludwig IX. von Frankreich, und harrten auf Almosen. Es herrschte jedoch eine große Stille unter ihnen, denn man wähnte — der König schlafe noch.

Ludwig indessen verließ mit einem Diener und einer sehr ansehnlichen Geldsumme sein Gemach und theilte in der Kleidung eines Schildträgers die Geldstücke mit eigener Hand unter die Armen aus, je nach ihrem Bedürfnisse, dem Einen mehr, dem Andern weniger.

Und wie er sich wieder leise in seine Gemächer zurückzog, begegnete ihm Einer von seinen Brüdern, der dieß von einem Fenster herab gesehen hatte, und sagte zu ihm: „Mein Herr und König, ich habe wohl mitangesehen, was Ihr da unten gethan habt!“

Und der König erwiederte in seiner kindlichen Demuth: „„Dieß sind meine Soldknechte, die mit ihrem Gebet für uns kämpfen gegen unsere Feinde und den Frieden unseres Landes bewahren; und nun — habe ich ihnen, wie sie es verdienten, ihren Sold bezahlt.““ —

329. Man muß Allen geben!

Der ehemalige Viehhüter, der heilige Paschal Baylon, war in den Barfüßer-Orden zu Valencia eingetreten, und wie sein früheres Leben ein opferwilliges gegen seine hilfsbedürftigen Mitmenschen gewesen, so blieb es auch jetzt ein solches in den Klostermauern, aber nur noch in einem höheren Grade. Er hatte das schöne Sprichwort und befolgte es in seinem ganzen Leben: „Gegen Gott soll man das Herz eines Kindes haben, gegen den Nächsten das Herz einer Mutter, und gegen sich selbst das Herz eines Richters!“

Wenn nun Arme an die Klosterpforte kamen, denen er Speise austheilte, gewöhnte er sie, mit ihm niederzuknien und vor und nach dem Essen ein Gebet zu verrichten. Die Portion Fleisch, welche ihm zukam, that er immer heimlich auf die Seite, und gab sie einem armen Greis, den er jahrelang auf diese Weise ernährte.

Zuweilen war nichts mehr vorhanden, um die Armen zu erquicken, und doch konnte er es nicht über das Herz bringen, sie leer ausgehen zu lassen. Da lief er dann in den Garten, sammelte dort Blumen und schenkte sie den Dürftigen mit den süßen, freundlichen Worten: sie möchten diese Gabe annehmen und Geduld haben, bis er ihnen ein anderes Mal mehr geben könne. — Und gewiß hat eine Blume von einem so guten Herzen die Armen mehr gefreut, als wenn ihnen ein Reicher ein Stück Geld verächtlich hingeworfen hätte. —

Einmal machte der Guardian des Klosters dem Pförtner Vorwürfe, er sei zu verschwenderisch; wenn zu viele Arme kämen, müsse man nicht Allen geben. Paschal Baylon erwiederte jedoch in seiner christlichen Einfalt: „Wenn aber zwölf Arme kommen, und ich gebe nur zehn derselben etwas, so könnte ja gerade unter den Beiden, welche ich abgewiesen, unser lieber Herr und Heiland Jesus Christus sein!“ —

330. Das Butterbrod der Wittwe.

(Aus: Aargauer erstes Lehr= und Lesebuch von A. Keller.)

Unterhalb Sins in der Schweiz stand vor Zeiten an der Reuß das Schloß Rüßegg. Jetzt ist es bis auf den Grund zerstört.

Der letzte Besitzer desselben war ums Jahr 1480 der Junker Albin von Silinen, ein tapferer und menschenfreundlicher Herr. — Nun mußten viele Höfe der Umgegend alljährlich Boden=Zinse und andere Abgaben in das Schloß bezahlen. Und auch der Hof im Wiesthal war dem Schloßherrn solche Abgaben schuldig.

Auf diesem Hofe aber lebte damals eine Wittwe mit sieben Kindern. Dieselbe war eine thätige und rechtschaffene Frau. Eines Sommers jedoch wurde die Gegend von einem Hagelwetter betroffen und die ganze Ernte der redlichen Wittwe war vernichtet. Da nahm die Frau zwei von ihren Kindern und ging mit ihnen traurig nach Schloß Rüßegg. Daselbst klagte sie weinend dem Junker ihr Unglück und bat ihn, daß er ihr für dieses Jahr die schuldigen Abgaben schenken möchte. Der tröstete sie und ließ ihr und den Kindern Milch und Brod vorsetzen. Danach ging er in seine Nebenstube; und als er wieder kam, legte er der Frau etwas Geschriebenes auf ihr Stück Brod und sprach: „Braven Leuten, wie Ihr seid, giebt man zur Milch auch Butter aufs Brod!“ — Diese Schrift aber besagte, daß der Hof im Wiesthal fortan der Herrschaft von Rüßegg keine Abgaben mehr schuldig sei. — Mit Thränen der Freude dankte die Wittwe dem menschenfreundlichen Herrn, und das Volk behielt den Namen Albin's von Silinen in dankbarem Andenken. —

331. Die angenehme Musik.

In den Ohren der Geizigen ist das Bitten und Betteln der Armen ein Mißton, höchst widerlich und unangenehm, weil sie ungern geben, und selbst auch das Flehen der Bedrängten nicht selten mit einem unwilligen: „Helf dir Gott!“ oder mit einem kalten: „Ich hab' Nichts!“ abfertigen; hingegen in den Ohren der Freigebigen klingt das Seufzen und Rufen der Armen wie eine liebliche und angenehme Musik; sie hören es gern, und spenden gern, wo und wie sie können. —

Hieran haben wir ein glänzendes Exempel an der gottseligen Margaritha, einer gebornen Erzherzogin von Oesterreich, und preiswürdigen Gemahlin Philipp's III., Königs von Spanien. Diese hohe Frau war einstens, man weiß nicht, aus welcher Ursache, auf längere Zeit in große Schwermüthigkeit und Melancholie verfallen,

so daß ihr all' die bei Hof üblichen Unterhaltungen und der Umgang mit Leuten überhaupt zuwider und lästig war und sie deßhalb fast immer abgesondert in ihren Zimmern verweilte, um ihren schwermüthigen und traurigen Gedanken nachzuhängen. Niemand wußte, was ihr fehlt, und keine ihrer Schlüssel- und Hofdamen getraute sich, sie um die Ursache ihrer Traurigkeit zu fragen, noch auch den Versuch zu machen, sie aufzuheitern.

Einer ihrer Kammerherrn, Graf Luca, dem die große Milde und Freigebigkeit der Königin gegen die Armen und Nothleidenden wohl bekannt war, kam endlich auf den Gedanken eines Versuches, durch eine Ueberraschung die fromme Gebieterin aufzuheitern.

Er erbat sich bei der Königin die Erlaubniß, ihr am nächsten Tage ein großartiges und zugleich liebliches Concert veranstalten zu dürfen, um dadurch einigermaßen die Schwermüthigkeit zu verscheuchen, an welcher sie litt, und die so nachtheilig auf ihre Gesundheit einwirke.

Nach erhaltener Genehmigung seines Vorschlages ließ Graf Luca alle Bettler und Krüppel, Taube, Blinde und Aussätzige, mit einem Worte alle Armen, die er in und um die Hauptstadt Madrid auftreiben konnte, in einem großen Hofraum der königlichen Residenz zusammenkommen, stellte sie da in Ordnung mit dem Auftrage: „Daß sie, sobald die Königin sich am Fenster zeigen und herabsehen würde, auf einmal sammt und sonders zusammenschreien, und ein Jedes der Königin seine Noth und Anliegen klagen solle.“ Sogleich auf diese Anordnung hin trat der genannte Kammerherr zur Königin, und meldete ihrer Majestät, daß die bestellten Musikanten schon in Bereitschaft seien, ihr Concert zu beginnen, wenn Allerhöchstdieselben sich am Fenster zeigen würden. Kaum trat die Königin ans Fenster, um dasselbe zu öffnen, als der tausendstimmige Chorus losbrach, weithin vernehmbar, denn Alles schrie aus vollem Halse und Jedes trug sein Elend und seine Noth der Königin vor, und bat händeringend um Unterstützung und Hilfe; der Eine bat um Brod, der Andere um Geld, der Eine um Kleidung, der Andere um Arznei u. s. w. Es war ein großartiges Sängerfest, und alle Stimmen bei demselben wohl besetzt; Baß, Discant, Alt und Tenor konnte man in Solopartien, Duetten, Terzetten und Quartetten wohl unterscheiden, und der zur rechten Zeit wieder einfallende Chor gab der Produktion die nöthige Ueberraschung und Abwechslung. Die Armuth vertrat die Stelle des Direktors, der Bettelstab gab den Takt, und Alles ging ohne Vorübung und Hauptprobe trefflich von Statten.

Die Königin sah und hörte einige Zeit dieser Komödie wohlgefällig und mit ersichtlicher Heiterkeit zu, und bekannte den Umste-

henden, daß **Graf Luca** ihr keine lieblichere Musik und keine angenehmeren Musikanten hätte bestellen können, als eben **diese;** sodann gab sie Befehl, daß all' diesen armen Leuten in ihrer Noth Unterstützung, und in allen Anliegen nach Möglichkeit Hilfe verschafft werden sollte. Da dieses Geschäft längere Zeit in Anspruch nahm, so vergaß die Königin während derselben bei dem immerwährenden Umgang mit den sich meldenden Armen ihrer Melancholie und Schwermüthigkeit, und wurde wieder heiter und fröhlich wie vorher. — —

332—334. Der milde Landesherr.

1. Der unerwartete Helfer.

Kaiser **Joseph** II. ging eines Abends in einem ganz schlichten Kleid hinter den Gärten seines Palastes spazieren. Hier begegnete er einer Dame, die bitterlich weinte. Er wandte sich alsbald theilnehmend an diese Trauernde und fragte sie um die Ursache ihres Kummers. Sie wähnte, er sei nicht fähig, ihr zu helfen; aber sein Mitleid rührte sie doch, und ohne ihn um Etwas anzuflehen, entdeckte sie ihm ihre Lage: daß sie, eine Offiziers-Tochter, mit ihrer kranken Mutter am Nothwendigsten Mangel leide. „Wenden Sie sich doch an den **Kaiser**!" sagte er.

Sie erzählte ihm nun, daß sie dieß schon mehrmal gethan, aber mit den Worten abgefertigt worden wäre: „„Der Kaiser könne nicht Allen geben!""

Darauf gab er ihr, ohne sich zu entdecken, drei Dukaten und versprach ihr, er wolle bei dem Kaiser, bei dem er viel gelte, Alles zu ihrem Besten thun, sie solle doch nur am andern Tag des Vormittages um zehn Uhr im Palast unter ihrem Namen bei ihm sich melden lassen. —

Sie erschien, erkannte den **Kaiser**, und warf sich in der Bestürzung ihm zu Füßen. Er aber hob sie freundlich auf, schenkte ihr zweihundert Dukaten, versicherte ihrer Mutter eine Pension, die nach ihrem Tod auf die Tochter fallen sollte, und gab ihr die Lehre mit auf den Weg: „Dieses schenke ich Euch, weil Ihr mir die Wahrheit nicht verhehlt habt; erinnert Euch aber, daß auch unter einem geringen Kleide zuweilen ein großmüthiges Herz verborgen liege!" —

2. Der Segen des eilften Kindes.

Ein armer Mann in Wien, der von vierhundert Gulden mit zehn Kindern leben sollte, wagte es in der im Jahre 1772 herrschenden drückenden Theuerung — dem Kaiser seine Noth zu klagen.

Er erhielt den Befehl, in einigen Tagen wiederzukommen. — Allein der Kaiser, der mit eigenen Augen sehen wollte und seine Wohnung erfahren hatte, trat des andern Morgens, nur von einem Kammerdiener begleitet, in dieselbe. Der Mann war eben aufgestanden. Er sollte seine zehn Kinder zeigen, und es fanden sich — eilf. Das eilfte war ein armes verwaistes Kind, das der Mann aus Mitleiden, weil Niemand sich dessen annahm, zu sich genommen. Er hatte geglaubt: wo seine zehn Kinder essen, könnte auch noch das eilfte, eine arme Waise, Etwas finden. — Seine schöne That gefiel dem Monarchen so wohl, daß er ihm gebot, dieses Pflegkind auch ferner zu behalten. Dafür bekam er aber auch für jedes Kind — hundert Gulden, folglich erhielt er zu seinen bisherigen vierhundert noch eine Zulage von eilfhundert Gulden. —

3. Das kostbare Recept.

„Ach, lieber Herr, um Gottes Willen schenken Sie mir einen Gulden!" bat voll Angst ein zehnjähriger Knabe den guten Kaiser Joseph, den er nicht kannte, und der ihm eben jetzt begegnete.

„„Einen Gulden?"" fragte Joseph etwas verwundert.

„Noch nie habe ich gebettelt," stammelte der Knabe, und die heißen Thränen stürzten ihm aus den ehrlichen Augen, „aber meine arme Mutter ist sterbenskrank, und ich wollte einen Arzt suchen." — Joseph erkundigte sich hierauf nach dem Namen und der Wohnung, reichte den Gulden dar, und der Knabe flog wie ein Pfeil davon. Der Kaiser aber eilte unterdessen sogleich nach dem bezeichneten Hause, stieg eine dunkle, schmale Treppe hinauf und erblickte nun auf elendem Lager eine jammernde Kranke, die sich kaum noch aufrichten konnte, um ihn zu fragen, ob er etwa der Arzt sei? — „Der bin ich!" antwortete Joseph, ließ sich nun die Krankheit und die ganze Geschichte der Wittwe, die Sonnenberg hieß, erzählen, und tröstete sie dann mit frommer Hoffnung zu Gott, der ja öfters Hilfe sende, wo man es am wenigsten erwarte, die Seinen nicht verlasse und auch für sie, die arme kranke Wittwe, väterlich sorge. Danach riß er ein Stückchen Papier aus des Knaben Schreibebuch, weil kein anderes Material vorhanden war, schrieb, wie er sagte, ein Recept und entfernte sich dann mit den Worten: „Für jetzt leben Sie wohl! Ich hoffe, das, was ich Ihnen verschrieben habe, wird gute Dienste thun!" Wenige Minuten nachher kam der Sohn mit freudiger Hast zurück und rief schon an der Thüre: „Ich bringe einen Arzt! Ich bringe einen Arzt!" Sogleich trat auch der Arzt herein. Die Kranke wußte es sich nicht zu erklären, wie nun mit einem Male zwei Aerzte sie in ihrem elenden Kämmerlein besuchten, bis ihr Sohn

den ganzen Vorgang erzählte, und man jetzt vermuthete, daß der unbekannte Mann, welchen der Knabe um eine Unterstützung angefleht hatte, zufälligerweise ebenfalls ein Arzt gewesen sei. Der zweite Arzt war aber doch neugierig, zu erfahren, wer wohl der Andere gewesen und was er denn verschrieben habe. Er ließ sich daher das Blättchen zeigen und rief in höchster Ueberraschung: „Solche Recepte können wir übrigen Aerzte Wiens nicht schreiben. Dieser Arzt ist der Kaiser selbst gewesen! Fünfzig Ducaten hat er hier vorläufig aus seiner Kasse verschrieben!“ — Wer schildert das Erstaunen, die Rührung, die Freude, den Dank der Wittwe und des Sohnes! — In Kurzem stellte der Arzt sie wieder her; der menschenfreundliche, wohlthätige Joseph aber verordnete einen jährlichen Gnadengehalt von hundert und fünfzig Gulden und ließ den gutgesinnten, hoffnungsvollen Knaben zum wackern Mann erziehen. —

---

335. Ein gütiges Herz.

1. Der selige Reichsfreiherr Johann Nepomuk von Ungelter, fürstbischöflicher Statthalter, Weihbischof und Generalvikar der Diözese Augsburg, durchreiste in jedem Jahre einen bestimmten Theil des großen, weit ausgedehnten Bisthums, um die heilige Firmung auszuspenden. Mit welcher Würde und mit welcher Andacht er es gethan hat, ist in der Diözese in steter Erinnerung geblieben. — Schon lange bevor er kam, wurden nach seiner Anordnung die Kinder wohl unterrichtet und auf den Empfang des heiligen Sakramentes vorbereitet. Er selbst hielt alsdann noch eine kurze Anrede an die Kinder und Eltern, und sprach aus seinem frommen Gemüthe väterlich liebevoll zu ihnen. Sein frommes, ehrwürdiges, liebreiches Angesicht gab seinen Worten noch größeren Nachdruck. —

Unter Andern hatte einst bei diesem festlichen Anlasse der würdige Stadtpfarrer Grasmeyer zu Dinkelsbühl für den Bischof eine reichliche Mahlzeit bereiten lassen, und alle Geistliche, die mit den Kindern ihrer Pfarrei gekommen waren, dazu eingeladen. Der Bischof genoß nur von wenigen Speisen, stand dann auf und sprach: „Kommen Sie, lieber Herr Stadtpfarrer, und führen Sie mich zu ihren Kranken, und vor Allen zu den ärmsten derselben.“ Er wollte dadurch auch, nach der Art des heiligen Carl Borromäus, zu verstehen geben, daß es besser wäre, anstatt der bei kirchlichen Feierlichkeiten gewöhnlichen prächtigen Tafeln, solchen überflüssigen Aufwand den Armen zukommen zu lassen.

Unterwegs befragte er den Stadtpfarrer über die Umstände und Verhältnisse jedes Kranken, verschmähte es nicht, auch in das geringste,

abgelegenste Haus zu gehen und sich manche steile, baufällige Stiege hinauf zu bemühen, sprach den Kranken Trost zu, und ließ ein oder ein paar Goldstücke auf dem Tische liegen. Dieses Betragen des demüthigen, wohlthätigen Bischofs machte auf die ganze Stadt den besten Eindruck. —

2. Ueberhaupt war der Statthalter und Weihbischof von Ungelter ein großer Wohlthäter der Armen. Man sagte freilich, und machte es wohl ihm selbst bemerklich, daß er Manche, die es nicht verdienten, unterstützt habe. Allein er sprach: „Ich halte es mit der Maxime des heiligen Franz von Sales. Im Zweifel, ob ein Bittender der Wohlthat werth sei oder nicht, ist es doch besser, einem Unwürdigen zu geben, als einen Würdigen abzuweisen.“ —

3. Herr Kratzer, ein gelehrter und einsichtsvoller Geistlicher, ehemals Hausmeister des Herrn Weihbischofs, hatte ihm einmal die Jahres-Rechnung vorgelegt und bemerkt: „Dieses Mal blieb doch ein Ueberschuß; jetzt können statt der alten Tapeten des Wohnzimmers hier, die gar zu unansehnlich geworden, doch endlich neue angeschafft werden.“ Allein der menschenfreundliche, wohlthätige Herr sprach: „„Ich will lieber mir meine künftige himmlische Wohnung austapeziren, und das mir übergebliebene Geld unter die Armen vertheilen!“ — Und es geschah auch. —

---

336. Das Blumenmädchen.

(Aus: Rosengeplauder von Sophie Bauer.)

Einst stand in der großen Stadt Paris an einer Mauerecke, gegenüber einem herrlichen Palaste, ein kleines Mädchen mit Blumensträußchen, welche sie den Vorübergehenden zum Kaufe anbot. — Neben ihr lehnte an der Steinwand ein alter Mann mit flatternden weißen Haaren und geschlossenen Augen. — Es war der blinde Großvater des armen Kindes. —

Vom frühen Morgen bis zum Mittag standen sie da. — „Mein Herr, meine schöne Dame, kaufen Sie Rosen! Einem armen Kind einen Sou für das Sträußchen!“ — so tönte die bittende Stimme der Kleinen unverdrossen fort und fort, und das Händchen streckte den Strauß den Vorübergehenden hin. — Aber Niemand nahm Notiz von dem Kinde und seiner immer dringender werdenden Bitte. — Sie gingen Alle vorüber! — —

Eine junge Dame, am Arm ihres Cavaliers, kam vorbei: „Meine schöne Dame, einen Sou für dieses Sträußchen!“ rief die Kleine. — Kein Ton konnte flehender sein und kein Blick trauriger, als der aus den dunkeln Augen des kleinen Mädchens. Aber die

schöne Dame hat wohl dafür kein Ohr, — doch nein, nein! — Sie wendet sich um, sie tritt zu dem Kinde, sie nimmt mit holdem Lächeln das Sträußchen zwischen die zierlichen Finger, der Cavalier zieht die Börse, — o wie glänzen die großen, dunkeln Augen des Kindes jetzt, — wie athemlos lauscht der alte, blinde Großvater! — „Deine Rosen sind ja halb welk!“ spricht kalt die junge Dame und wirft den Strauß in das Körbchen zurück; der Cavalier steckt sorgsam seine Börse wieder ein, und — sie gehen weiter. —

Aber da kommt ein alter, ehrwürdiger Herr gegangen. — Wie gutmüthig ist dieses runde Angesicht! — Ihm ist das Mitleid gewiß nicht fremd; man sieht's ja auf den ersten Blick: er ist ein Freund der Armen und Nothleidenden! — „Mein guter Herr, ich bitte, nehmt das Sträußchen!“ so ruft das kleine Mädchen, und ihre Stimme bebt vor unterdrücktem Weinen; vielleicht auch vor Hunger, denn sie und der alte Mann hatten heute noch nichts gegessen, und gestern waren sie hungrig zu Bette gegangen. — Der alte Herr bleibt stehen und blickt das arme Kind an. — Gott sei Dank! aus diesem Blick spricht ein warmes Herz. — Er streckt die Hand aus und faßt das runde Kinn des kleinen Mädchens: „„Mußt nicht betteln, hübsche Kleine!““ spricht er mild und — geht vorüber. Da stürzen die Thränen unaufhaltsam über die Wangen des Kindes, und auch die Lippen des Greises beben vor Schmerz. — Hat der liebe Gott sie denn verlassen? — O nein, nein, der verläßt Niemanden! —

„„Komm, Kleine, und auch Ihr, Alter,““ sagt jetzt ein Mann in reichgeschmückter Livrée. „„Kommt, folgt mir in jenes Haus!““ — und dabei deutet er auf den gegenüber stehenden Palast. — Verwundert starrte das arme Kind den Bedienten an, über das Angesicht des blinden Alten flog ein Hoffnungsschimmer, und sie folgten dem Manne. Aus einem soeben geöffneten Fenster des prächtigen Gebäudes lehnte sich ein Mann mittleren Alters heraus und blickte mit Interesse hinab auf die kleine Gruppe, die zwischen den Säulen, welche das Portal stützen, soeben verschwunden. Im Innern des Gemaches stand auf einer Staffelei ein noch unvollendetes, aber lebenvolles Bild: Das kleine Blumenmädchen und der blinde Großvater, wie sie dort unten an der Mauerecke gestanden hatten. — Jetzt waren die Armen geborgen! Denn der Mann, der aus dem Fenster lehnte, und dieses Bild entworfen, war ein bekannter edelsinniger Graf, ein ebenso ausgezeichneter Maler, als warmer Menschenfreund, der nie die Sonne untergehen ließ, ohne den Tag mit einer guten That im Namen Jesu bezeichnet zu haben. —

337. Die unterbrochene Schrifterklärung.

Den ernsten und doch so wohlwollenden Ausspruch unsers Erlösers: „Machet euch Freunde mittelst des Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch aufnehmen in die ewigen Wohnungen!“ Luk. 16, 9., beherzigte und vollführte im ächten Sinne des Wortes auch Michael Wittmann, der da Dompfarrer, Domkapitular und Regens des bischöflichen Seminars zu Regensburg und zuletzt daselbst auch Weihbischof gewesen.

Ein Alumnus des Seminars erzählt von der Wohlthätigkeit seines Lehrers folgenden rührenden Zug:

Es war Winter; und draußen war's so kalt und frostig und schauerlich; die Dezemberluft schnitt furchtbar und quälend durch Mark und Bein, und die Armuth litt doppelt unter dieser Pein der Kälte. — Da hielt der fromme Regens Michael Wittmann, wie alle Tage, seine feurigen, begeisterten und begeisternden Vorträge im Seminar vor den jungen Männern, die zum heiligen Priesterstand aspirirten; Alles war Auge und Ohr, als er eben den Text der heiligen Schrift erklärte: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euern Vater preisen, der im Himmel ist!“ — Wie vom Himmel gesandt öffnet plötzlich ein Knäblein, zitternd vor Frost und kaum zur Hälfte in Lumpen gekleidet, die Thüre des Hörsaales (es war zufälliger Weise die Pforte des Seminariums offen geblieben) und erhob seine vor Kälte starrenden Händchen gegen den allum bekannten Vater der Armen, und rief um Mitleid und Unterstützung. — Der ehrwürdige Lehrer stutzte anfänglich und machte schon Miene, den ungeladenen Gast, der zu einer so ungelegenen Stunde gekommen war, aus dem Hörsaale zu entfernen; als ihn auf einmal seine außerordentliche Liebe zur Jugend und noch mehr zur Armuth umstimmte. Er stieg sachte herab vom Katheder, ging hin zum armen Knaben, nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch die Reihen seiner Zuhörer in sein Zimmer, das unmittelbar an den Hörsaal angebaut war. Die Alumnen harrten sehnsüchtig auf den Ausgang dieser Scene, als plötzlich der Knabe an der Hand des frommen Regens zurückkehrte, reichlich ausgestattet mit Kleidungsstücken jeglicher Art: mit einem neuen Rock, einer neuen Hose, Schuhen und Strümpfen. Freude lag auf des Knaben Angesicht und die Thräne des Dankes glänzte in seinem Auge. Die Alumnen sahen es, und — weinten tief gerührt durch diese sinnreiche, zarte That der Liebe. Der großmüthige Wohlthäter aber ging auf seinen Katheder zurück und setzte seinen erhebenden Unterricht mit derselben Ruhe fort wie zuvor,

nur in seinem Auge glänzte das Licht, welches bei jeglichem unserer guten Werke leuchten soll, so zwar, daß die Alumnen jetzt deutlicher als je verstanden: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euern Vater preisen, der im Himmel ist!" —

---

338. Das Geheimniß.

Von Kindheit an nährte der Erzbischof Hyacinth Ludwig Quelen von Paris in seinem Herzen eine außerordentliche Vorliebe für die Armen. Sein Leben war nur eine Kette von großmüthigen Handlungen. Er hatte all sein Silberzeug hingegeben, um verschämten Armen beizustehen. — Ein anderes Mal wollte er seine nächsten Verwandten, auf deren dringliches Verlangen, besuchen; da flehte ihn ein kranker Familienvater um Hilfe an; augenblicklich erhielt dieser das ganze Reisegeld, und der großmüthige Wohlthäter blieb zu Hause. — Alljährlich kaufte er einen Schuldner aus dem Gefängnisse los; und obwohl er im Jahre 1831, wo sein Palast von dem aufrührerischen Pöbel geplündert worden, gänzlich von Mitteln entblößt war, so wollte er doch dieses gute Werk nicht unterlassen. In dem nämlichen Jahre dankte er herzlich Jenen, die eine Subscription zur Wiederherstellung seines Palastes eröffnen wollten; bei dieser Gelegenheit deutete er auch den bevorstehenden Hereinbruch jener fürchterlichen Krankheits-Geißel an, die seine unerschöpfliche Wohlthätigkeit in so glänzendes Licht setzen sollte.

Als die Cholera plötzlich in Paris ausbrach, da fand der Erzbischof, nach dem Ausdrucke Fenelon's, „sein Schlachtfeld." Bis zu diesem Tage hatte der Mann Gottes den Rath des Evangeliums befolgen müssen, das da befiehlt, sich vor den Verfolgern zu verbergen. Jetzt aber erschien er auf dem Platze, denn es galt, andere Gefahren zu bestehen, als solche, die von Menschen drohen.

Im Hotel-Dieu wüthete die Seuche am heftigsten; er erschien daselbst; blieb an den Betten, erkundigte sich und erfuhr, daß die meisten der Unglücklichen schon die Tröstungen der Religion empfangen hätten. Ein Einziger zauderte, nicht von Unglauben, sondern von Gewissensbissen zurückgehalten: „Bleiben Sie weg von mir; Sie wissen nicht, daß **ich** bei der Plünderung des erzbischöflichen Palastes vor Allem thätig gewesen!" „„Mein Bruder,"" erwiederte der Prälat, indem er seine Hände ausstreckte, um ihn zu segnen, „„das ist ein Grund für mich, mich mit dir und dich mit Gott auszusöhnen!""

Bei diesen Liebeswerken empfing er tausend Segenswünsche,

aber auch tausend Bittgesuche von sterbenden Vätern und Müttern, die ihm ihre Waisen anempfahlen. „„Ich verspreche euch,““ sprach er, „„sie anzunehmen, oder vielmehr die christliche Liebe ihnen zur Mutter zu geben!““

Man weiß, wie er Wort hielt, und wie dieser neue Vincenz von Paul Versammlungen der Liebe hielt, wo er als Anwalt dieser Waisen auftrat, mit so glücklichem Erfolge, daß er über tausend solche Waisen länger als acht Jahre ohne andere Beihilfe, als die der Wohlthätigkeit, unterhielt. Was sein Verdienst noch erhöhte, war, daß er alle seine Werke so viel als möglich in den Schleier des Geheimnisses hüllte; und als man ihn eines Tages um eine Aufklärung anging, die den Umfang der Opfer, die er sich selbst auflegte, enthüllt hätte, gab er zur Antwort: „„Das ist ein Geheimniß, das **Gott allein** wissen darf!““ —

339—341. Das Häuslein der Vorsehung zu Turin.

1. Im Jahre 1842 starb zu Turin der Kanonikus Cottolengo, ein Mann, der zu den schönsten Zierden unserer heiligen Kirche gehört, und dessen Andenken gesegnet sein wird.

Obwohl der Sohn eines armen Bauern (in dem piemontesischen Dorfe Bra), wendete sich Cottolengo doch zu den Studien, und wurde Priester. Als solcher trat er in die Congregation der „Corpus-Domini-Kanoniker,“ welchen das volkreiche, aber sehr arme Kirchspiel „Corpus-Domini“ zu Turin anvertraut ist. Längere Zeit wirkte er nur als eifriger Seelsorger, ohne daß man übrigens etwas Außerordentliches von ihm bemerkt hätte. Doch in dem einfachen Manne, in dessen Aeußerem durchaus nichts Ausgezeichnetes zu bemerken war, lebte ein hoher Geist voll unerschütterlichen Gottvertrauen's und unerschöpflicher Menschenliebe, der sich seiner Zeit in großartiger Weise offenbaren sollte.

Eines Tages nämlich (es mögen seither dreizehn Jahre verflossen sein) wurde Cottolengo zu einer armen Frau aus Lyon gerufen, die in dem Kirchspiel Corpus-Domini wohnte und, der Niederkunft nahe, schwer erkrankt war. Er fand dieselbe ganz hilflos und suchte ihr daher unverzüglich Aufnahme in ein Spital zu verschaffen. Allein, wiewohl er eine Aufnahmekarte in das Spital St. Johann bekam, so wurde er doch mit seiner Kranken dort abgewiesen, mit dem Bedeuten, dieselbe in das Gebärhaus zu bringen, wo sie aber, weil sie an einer hitzigen Krankheit litt, gemäß den Statuten, nicht aufgenommen werden konnte. Und so mußte sie in ihre elende Wohnung zurückgebracht werden, wo sie, erschöpft durch Bewegung und Angst, schon nach wenigen Stunden verschied.

Dieser Vorfall veranlaßte die Kanoniker von „Corpus-Domini,“ einige Zimmer zu miethen, in welchen Kranke, die in den öffentlichen Spitälern keine Aufnahme bekämen, ein Unterkommen finden sollen. Da nun aber im Jahre darauf (1830) die Cholera Turin bedrohte, so ließ die Regierung dieß Privathospitium schließen, und die Kanoniker glaubten, daß es mit ihrer Anstalt aus sei. Ganz anders Cottolengo. Beseelt von feuriger Liebe, wie er war, konnte er es nicht über sich bringen, seine verlassenen Kranken dem traurigsten Schicksal preiszugeben, sondern voll hohen Muthes und kühnen Gottvertrauens, unternahm er es, der Polizei und den Berechnungen des Verstandes zum Trotz, einen Zufluchtsort für die unglücklichen Kranken zu begründen. Zu diesem Zwecke miethete er vor einem Thore der Stadt ein kleines Haus, in das er bei Nacht seine Kranken bringen ließ. Und als dieses Haus, das er „Piccola casa della Providenza, Häuslein der Vorsehung,“ nannte, zu klein wurde, miethete er nach einander noch mehrere Häuser und kaufte endlich diese, sowie den Grund zu einem neuen Gebäude, durch welches die alten mit einander verbunden werden sollten. — Dabei blieb es aber nicht, sondern, wie sich die Zahl der Aufnahme Suchenden fortwährend mehrte, so erweiterte Cottolengo das Häuslein der Providenz so sehr, daß es schon nach eilf Jahren einer kleinen Stadt glich, in der über anderthalb tausend Menschen ihre Herberge hatten. Alte Leute, die sich ihren Unterhalt nicht mehr erwerben können, arme Kinder, die von ihren Eltern verwahrlost werden, und namentlich Waisen finden hier Aufnahme und Pflege; die Kinder aber noch dazu, wie religiösen Unterricht, so Unterweisung in einem Handwerk. Die Geschicktesten werden zu Schullehrern für Landgemeinden gebildet. Auch eine gute Taubstummenschule ist mit der Anstalt verbunden, die von einem sehr geschickten Lehrer, der zwar selbst taubstumm ist, aber mehrere Sprachen versteht, geleitet wird, und die vor einigen Jahren sechzig Zöglinge beider Geschlechter zählte. Kurz, Unglückliche aller Art haben Anspruch auf diese Anstalt, die namentlich in den letzten fünf Jahren immer großartiger sich gestaltet hat. Erst im vorigen Jahre ist wieder ein neuer Flügel mit hundert Schlafstellen fertig geworden.

Was zum Unterhalt der Bewohner gehört, wird Alles im Hause verfertigt und bereitet, zu welchem Behufe in demselben Localitäten für Metzger, Bäcker, Schneider, Schuster &c. eingerichtet sind. Alles ist in demselben bequem, Alles reinlich, jedoch ganz ohne Luxus. Nur die Kirche ist mit Geschmack, ja mit Pracht verziert. Ueber der Hauptpforte der ganzen Anstalt aber steht noch immer die einfache, bedeutungsvolle Inschrift: „Piccola casa della Providenza.“ —

2. Und nun in den Räumen dieser bewunderungswürdigen Anstalt waltet der Geist der Liebe. Seine Werkzeuge sind barmherzige Schwestern, welche die Kranken, Greise, Kinder, Blödsinnige ꝛc. pflegen und sogar außer der Anstalt noch in die Häuser der Armen Hilfe bringen; sodann edle Krankenbrüder, die, zum Theil aus den höchsten Ständen stammend, ihre glänzenden Verhältnisse verließen, ihr Vermögen der Anstalt schenkten, unter der einzigen Bedingung, in derselben die Kranken pflegen, die Waisen unterrichten zu dürfen. An der Spitze des Ganzen aber, als die Seele desselben, stand bis vor Kurzem Cottolengo, ein Mann, der nichts hatte als unbegrenztes Gottvertrauen und unermüdliche Liebe. Getragen von diesen Himmelskräften, verlor er keinen Augenblick den Muth oder die Heiterkeit. Vielmehr schien er seine Seelenheiterkeit allenthalben hinzubringen, wo er sich immer zeigte. Wo er nur hinkam, eilten ihm Alte und Junge entgegen, um ihn als „Vater" zu begrüßen, und stritten sich darum, seine Hände küssen zu dürfen. Er aber lächelte ihnen freundlich zu, liebkoste die Kinder und sprach ihnen von Gottes unendlicher Güte und Liebenswürdigkeit.

Bei all' dem besaß Cottolengo eine Demuth, die wahrhaft eines Heiligen würdig war. Er hielt sich selbst für Nichts, als für ein schwaches Werkzeug in der Hand des Herrn, und hätte es für frevelhaft gehalten, sich das geringste Verdienst zuzuschreiben. Darum wurde er auch ganz ungehalten darüber, wenn man seine Anstalt anders nannte, als „Providenz-Haus;" und wenn manchmal Kranke aus Versehen dennoch an das „Hospital des Kanonikus Cottolengo" adressirt wurden, so ward er bei allem Mitleid mit denselben doch ganz unwillig, und antwortete: „Ich kenne kein Spital Cottolengo." — Kurz nach der Gründung der Anstalt war derselben von einem Wohlthäter eine bedeutende Summe vermacht worden. Da nun aber dieselbe noch nicht gesetzlich anerkannt war, so mußte die königliche Erlaubniß zur Annahme des Vermächtnisses nachgesucht werden. Dieß geschah, und schon nach zwei Tagen kamen zwei königliche Adjutanten in die Anstalt, um den Kanonikus Cottolengo zu sprechen. Kaum war er erschienen, so eröffneten ihm dieselben, er solle die ganze Hausgenossenschaft versammeln, um einen Befehl des Königs zu vernehmen. Voll Besorgniß, es möchte durch die Bittschrift die Polizei auf die Anstalt aufmerksam geworden sein, und etwa dieselbe zu schließen beabsichtigen, that Cottolengo, was verlangt war. Aber seine Bestürzung stieg, als ihm vor der Versammlung eröffnet wurde, daß der König nicht nur dem Hospiz gesetzliche Sanction und das Recht, Vermächtnisse aller Art anzunehmen, ertheile, sondern auch den eifrigen Kanonikus zum Ritter des St. Mauritius- und Lazarus-

Ordens ernenne. Als Cottolengo solches vernahm, konnte er kaum einige verworrene Worte stammeln; und als nun vollends einer der Adjutanten sich demselben näherte, um ihm das Ordenskreuz anzuheften, so wich der neue Ritter immer weiter zurück und konnte von dem Offizier nicht zum Stehen gebracht werden, bevor die Wand des Saales ihn aufhielt. Von nun an sah man den edeln Priester mit den Zeichen seines Kanonikats und des Ritterordens geschmückt täglich auf den Markt gehen, um Orangen, Feigen, Trauben einzukaufen, womit er dann das Vordertheil seines Gewandes, das ihm zugleich Schürze war, füllte und nun seinen Kranken zueilte. Vergeblich hatte man ihm bemerklich gemacht, daß solches Benehmen den Gesetzen des Anstandes nicht ganz entspreche. Denn Cottolengo kannte nur das Gesetz der Liebe; von ihr und vom Geiste kindlicher Einfalt erfüllt, war er weit erhaben über die künstlichen Formen des Lebens; und zwar in einer Weise, daß sein Benehmen, so wunderlich, ja lächerlich es scheinen mochte, dennoch ehrfurchtsvolle Hochachtung gebot. — Dieß zeigte sich besonders auch bei folgender Veranlassung. Ein Franzose hatte eines Tages das berühmte Hospitium besichtigt, und als er nach Paris zurückkam, erstattete er einen so ehrenvollen Bericht über dasselbe, daß der Ausschuß zur Vertheilung des Monthyon'schen Tugendpreises dem Begründer der herrlichen Anstalt eine goldene Medaille zuerkannte, welche dem Könige von Sardinien überschickt wurde mit der Bitte, dieselbe dem Kanonikus zustellen zu lassen. Der Monarch beauftragte alsbald seinen ältesten Sohn, den Herzog von Savoyen, dem Kanonikus das Ehrenzeichen zu überbringen. Dieser gerieth durch den hohen Besuch in die größte Verlegenheit, und konnte auf keine Weise aus derselben gebracht werden, obwohl der Prinz sogleich von dem besondern Wohlwollen des Königs und von dem Zwecke seiner Sendung sprach. Vielmehr stotterte Cottolengo nur einige Worte, die wie Entschuldigung klangen, und dann nahm er den Prinzen vertraulich bei der Hand und erzählte demselben von seiner geringen Herkunft, von der Armuth seiner Familie und dergl. in einer Weise, daß der an solche Manieren nicht gewöhnte junge Fürst sich des Lachens kaum erwehren, dabei aber doch der großartigen Einfalt des herrlichen Mannes seine Bewunderung nicht versagen konnte. Diese Begebenheit wurde nur durch die Begleiter des Prinzen bekannt, denn Cottolengo selbst hat nie davon gesprochen, so oft man auch die Rede darauf zu bringen suchte; und es scheint, er habe schon deßwegen nicht gerne davon gesprochen, weil er noch am selben Abend die Ehrenmedaille zu einem Goldschmied getragen und zum Besten seiner Anstalt verwerthet hat. —

3. Eines Tages ließ der König den Kanonikus rufen, und

nahm ihn mit seiner gewöhnlichen Güte auf, richtete aber dann einige Fragen über das „Providenzhaus" an ihn, und es entspann sich folgendes interessante Zwiegespräch: „Sagen Sie mir, Herr Kanonikus, wie viele Unglückliche sind gegenwärtig in dem Providenzhaus?" — „„Ew. Majestät, das weiß ich nicht; ich nehme mir nicht Zeit dazu, sie zu zählen, sondern denke nur darauf, für Die, welche eintreten, zu sorgen; Derjenige übrigens, der sie nährt, kennt sie recht gut."" — „Nun," erwiederte der König, „ich kann Ihnen die Zahl der Kranken genau angeben; gestern waren es siebenhundert sieben und sechzig." — „„Ew. Majestät, ich bin erstaunt, ich hätte nicht gedacht, daß Spione auch in dieses Haus eindringen würden."" — „Mir scheint, Sie haben eine verkehrte und selbst schädliche Verwaltungsart für das Providenzhaus angenommen. Sie häufen darin Kranke auf Kranke in immer zunehmender Menge, ohne an die Zukunft zu denken. Einst werden Sie nicht mehr bei ihnen sein, und wenn ihnen dann alle Hilfe fehlt, so müssen sie hundert Mal unglücklicher sein, als wenn sie niemals aus ihren Familien gekommen wären. Nach meiner Meinung wäre es klüger, wenn Sie sich bei der Aufnahme auf eine bestimmte Zahl beschränkten, und dabei einige Summen als Kapital anlegten, damit dann von den Zinsen die Anstalt in der Folge erhalten werden könnte. Auf diese Art würden Sie den Unglücklichen jetzt und in Zukunft nützlich sein, und die Hilfe würde für die Armen nicht aufhören; so aber" — bei diesen Worten konnte der Priester sich nicht mehr länger halten, sondern fiel dem Könige ins Wort und sprach mit Wärme und in dem Tone eines gewissen Mitleids: „„Als wenn die Vorsehung, die alle diese Armen ernährt und pflegt und heilt, sterben könnte! Ew. Majestät werden sehen, daß Der, welcher nach mir kommt, leichtlich Alles besser machen wird, als ich."" — —

Er ist nun todt, dieser Held des felsenfesten Glaubens und des unerschütterlichen Gottvertrauens. Unausgesetzte Anstrengung für das leibliche und geistige Wohl seiner Pflegebefohlenen hat ihn in einem Alter von kaum fünzig Jahren aufgerieben. Nie wollte er sich Ruhe gönnen, und nachdem er den ganzen Tag mit Arbeit für der leidenden Brüder Wohl vollbracht, verwendete er einen großen Theil der Nacht zum Gebete; und dann erst gönnte er einige Stunden dem Schlaf, indem er sich meist angekleidet nur auf eine hölzerne Bank legte. Gegen seinen Leib war er überhaupt streng wie ein Einsiedler der alten Zeit, und in den letzten Jahren seines Lebens genoß er weder Fleisch noch Wein. Bei Unpäßlichkeiten wollte er, in dessen Anstalt Tausende verpflegt worden waren, sich keinerlei Pflege gestatten. So auch, als er zum Letztenmale von

einer Krankheit, nämlich von einem heftigen Fieber ergriffen wurde. Er achtete dessen nicht, sondern dachte nur an seine Armen, nicht an sich. Bis zum letzten Athemzuge fast arbeitete er für sie. Erst als ihn die Kräfte verließen, setzte er sich auf eine hölzerne Bank, und so entschlief er, nachdem er eben noch die Aufnahme eines armen Judenkindes angeordnet hatte, zu himmlischem Erwachen. —

Selig ein Mann, der, wie er, dem Glauben, der Liebe gelebt; denn von ihm gilt das Wort des heil. Geistes: „Selig die Todten, die im Herrn sterben. Sie ruhen aus von ihren Arbeiten, und ihre Werke folgen ihnen nach!“ (Off. 14, 13.) —

342. Das katholische Gesellen-Haus zu Köln.

(Augsburger Postzeitung vom 18. Dec. 1853.)

Da man in unseren Tagen, in welchen man sich Gottlob! mehr und mehr wieder dem kirchlichen und darum auch religiös-sittlichen Leben zuwendet, und, getrieben von christlicher Liebe und Klugheit, überall in größeren Städten daran denkt, eigene „Gesellen-Häuser“ einzurichten, um die Gesellen dem schnöden Wirthshausleben und seinen Gefahren zu entreißen; möchte es nicht ohne Interesse sein, eine kurze Beschreibung des Gesellen-Hauses in Köln, wo der hochwürdige Domvikar Adolph Kolping, dieser ruhmwürdige Stifter der „Gesellen-Vereine,“ schaltet und waltet, zu vernehmen. Inmitten der breiten Gasse, die von der Nähe der Apostelkirche zum Mittelpunkte der Stadt hinführt, liegt ein alt aussehendes, unscheinbares, zweistöckiges Haus. Dieß ist das Haus, welches für den Gesellen-Verein angekauft und zweckmäßig eingerichtet worden. Zur ebenen Erde befindet sich ein großer Saal, der zur Versammlungs-Stätte dient und mit bekränzten Namensschilden derjenigen deutschen Städte geziert ist, welche bereits Gesellen-Vereine besitzen. Seinen Raum füllen Bänke, zwei Tische und der Lehrstuhl für den Präses aus. An die Rückseite dieses Saales schließt sich ein großes Zimmer an, das zu den Unterrichtsstunden benützt wird, die an allen Abenden der Woche stattfinden. Um den Gesang leiten und begleiten zu können, ist in diesem Zimmer darum auch eine Physharmonika aufgestellt.

Im ersten Stockwerke des Hauses betritt man einerseits die beiden einfachen Zimmer des Gesellen-Vaters selbst, andererseits das Speisezimmer, wo die eben im Hause beherbergten arbeitslosen, durchreisenden Gesellen gegen ganz geringe Entschädigung mit dem Präses an demselben Tische speisen. „Denn ich will nichts Anderes haben, als meine Gesellen,“ sagt Kolping; „so wird alle Unzu-

friedenheit abgeschnitten und zu manchem guten Wort bei Tisch Gelegenheit gegeben!" — Hier in der Nähe dürfte auch die Küche und die Wohnung der Wirthschafterin sein.

Im zweiten Stockwerke trifft man einen Schlafsaal, in welchem reinliche und gesunde Lagerstätten die beherbergten Gesellen erwarten.

An der Rückseite des Hauses ist denn auch in neuester Zeit ein Gärtchen angekauft, das zur Erholung, zu Spielen der Gesellen benutzt werden soll. —

Das ist also das Gesellen-Haus zu Köln und seine Einrichtung! Alles ist ganz einfach, ohne Prunk und Schimmer, aber so ganz geeignet zu dem Zwecke, zu dem es dienen soll; denn dieß „Mutter-Haus" wird, wie der Kölner Gesellen-Verein für die übrigen Vereine, so für die Gesellen-Häuser das Vorbild sein müssen.

In diesem Hause findet der fremde, wandernde Geselle Alles, was ihm wohl thut: Herberge, Lager, Tisch, Gesellschaft Gleichgesinnter und am Präses — einen Vater, Freund und Rathgeber in geistlichen und weltlichen Dingen. Und die einheimischen, hier arbeitenden Gesellen haben hier eine Stätte, wo sie täglich den Abend in guter Gesellschaft, fern von den giftigen Höhlen der Verführung und des Lasters, zubringen, sich in allen nützlichen Kenntnissen ausbilden, sich anständig belustigen und erheitern können. Ja — Kolping macht sogar den Renten-Verwalter der Gesellen, nimmt den ersparten Wochenlohn den Einzelnen ab und legt ihn selbst auf die Sparkasse, damit er immer gleich fruchtbringend werde. Eben so fordert er die Leute zu freiwilligen außerordentlichen Arbeiten auf, die er dann im Vereins-Lokale ausstellt, verloost und den Gesellen dadurch wieder ein Sümmchen gewinnt. Auch wird in dem Gesellen-Hause weder Bier noch Wein oder Branntwein getrunken. „Das Nöthige sollen die Leute nur zuerst in einer Schenke trinken," sagt Kolping, „im Hause aber sollen sie sich geistig nähren und ihr Geld ersparen!" —

Auf das Gerücht von diesem Gesellen-Hause schickte ein protestantischer Rettungs-Verein aus Norden sogleich Abgeordnete nach Köln, die alle Zimmer des Hauses genau abmaßen, um sie nachahmen zu können. „Ich glaube," sagte Kolping, „die Leute meinen, das Ding häng' an den Wänden!" —

343. Sanct Gallus.

Am oberen Theile des Bodensees, der Stadt Bregenz gegenüber, auf dem schweizerischen Gestade des Sees, liegt das thurgau'sche Städtchen Arbon. Die reizende Lage und die Fruchtbarkeit der

Umgegend gewähren dem Freunde der Natur den reichsten Genuß. Der See ist breit, und nördlich von den lieblichsten Hügeln Schwabens, östlich und südlich von erhabenen Felsgebirgen begrenzt; das Land um Arbon aber mit Weinbergen und Getreidefeldern und mit einem ganzen Walde der schönsten Obstbäume besetzt. Man vermuthet, daß ob dieser Fruchtfülle an den Obstbäumen der Name des Städtchens aus den Römerzeiten herstamme, bei welchen der fruchtüppige Baum „Arbor felix, glücklicher Baum" und der unfruchtbare Baum „Arbor infelix, unglücklicher Baum" genannt wurde. — —

Als der Bote des Evangeliums Jesu Christi, des Welterlösers, Sanct Gallus nach dem Sinne seines Lehrers und Führers Sanct Columban den Alemannen am oberen Zürichsee die heidnischen Opfer in das Wasser geworfen, und dadurch die Rache der noch heidnisch Gesinnten unter dem Volke gereizt hatte, flohen die Verfolgten über die Tockenburger Gebirge, und fanden in Arbon eine Zuflucht. Hier bestand nämlich bereits eine Christengemeinde, und die beiden Vorsteher derselben freuten sich, die frommen Pilger so lange zu beherbergen, bis sie sich eine ihrem apostolischen Beruf noch mehr Erfolg versprechende Gegend jenseits des Sees bei Bregenz gewählt hatten. Dort nährten sie sich von der Viehzucht, vom Landbau und von der Fischerei; allein auch aus diesem Aufenthalte vertrieb sie nach einigen Jahren die Bosheit und Habsucht der Heiden; Columban zog über Rhätien nach Italien, Gallus aber begab sich wieder nach Arbon zurück.

Um sich nun ganz dem beschaulichen Leben zu widmen, forschte Gallus nach einer abgelegenen Gegend, in der er sich eine Einsiedelei bauen könnte. Er fand die friedliche Stätte am Wasserfalle des Flüßchens Steinach. Denn, so erzählt die Sage, als er mit dem Pfarrhelfer Hiltibald den Wald durchwanderte, und im Gesträuche sich verwickelnd niederfiel, hielt er dieß für einen göttlichen Wink, an diesem Orte sich eine Zelle zu bauen, und sogleich weihte er diesen Platz durch Gebet ein. Unterdessen stieg ein Bär vom Berge herunter, und leckte die Brosamen auf, welche diese beiden Männer von ihrer Mahlzeit übrig gelassen hatten. Als Gallus desselben ansichtig geworden, rief er dem Wilde zu, daß es Holz zu dem fast ausgegangenen Feuer herbeitrage. Das Thier gehorchte; und so wurde das Zeichen des Bären zum Wappen der ehemaligen Abtei und der Stadt St. Gallen, und des Kantons Appenzell. Dort aber, wo sich damals um die Zelle des Heiligen nur ein finsterer Wald ausgebreitet, prangt jetzt die reiche Stadt St. Gallen.

Nach einem für die Verbreitung des Christenthums um Arbon und Constanz sehr verdienstvollen Leben starb Sanct Gallus (um

640) zu Arbon, gepflegt von seinen dankbaren Freunden. Man wollte ihn daselbst auch beerdigen. Allein man vermochte nicht, die Bahre, auf welcher der Sarg stand, von der Stelle zu bringen. Der Bischof erkannte darin ein Zeichen, daß der Heilige nicht zu Arbon begraben sein wolle, ließ deßhalb zwei ungezähmte Pferde herbeiführen und an den Wagen, der den Sarg trug, spannen; und sie liefen geraden Weges nach der Zelle, die dem frommen Manne so lange zur Wohnung gedient. Daselbst wurde sein ehrwürdiger Leib bestattet, und Jahrhunderte hindurch rühmte man in allen Ländern die Wunder, die bei seinem Grabe geschehen. —

---

344. Der Eid des heiligen Bonifacius.

(Aus: Bonifacius, der Apostel der Deutschen, von J. Ch. A. Seiters.)

1. Der heilige Bonifacius (Winfried) folgte mit Freuden der Einladung des Papstes Gregorius, nach Rom zu kommen. Er trat, begleitet von Schülern und Freunden, die Reise an, ging durch Franken, Burgund und die von Soldaten besetzten Marken des lombardischen Reiches. —

Als er die Stadt Rom erblickte, bewegte heißer Dank seine Brust, und er eilte zu der St. Peterskirche, um in inbrünstigem Gebete den Allmächtigen zu preisen für all das Gute, das er durch ihn hatte geschehen lassen, und um den himmlischen Segen für sein künftiges Wirken zu erflehen. — Bald darauf wurde dem Papste seine Ankunft gemeldet. Erfreut über diese Nachricht, ließ derselbe ihm ein Hospitium anweisen, und beschied ihn nach einigen Tagen zu einer Unterredung in die Basilika des heiligen Petrus. Nachdem sie dort einander mit gegenseitiger Ehrfurcht begrüßt und sich einige Zeit mit einander unterredet hatten, lenkte der Papst das Gespräch auf das katholische Symbolum und die kirchliche Glaubensregel, und wünschte, daß Bonifacius über beide sich erkläre. Er entschuldigte sich mit dem Mangel an Geläufigkeit und Gewandtheit der Sprache, und bat: daß ihm verstattet werden möge, sein Glaubens-Bekenntniß schriftlich abzufassen und vorzulegen. Es war die Wichtigkeit der Sache, welche ihn zu dieser Bitte bewog, indem er sich nicht zutraute, zum Dogmatischen in dem mündlichen Vortrage sogleich den würdigen und scharf bestimmenden Ausdruck zu finden. Deßhalb wurde ihm denn auch diese Erlaubniß gern zugestanden; doch gab ihm der Papst auf, er möge bald möglichst diese schriftliche Erklärung vorlegen.

Nach einiger Zeit überreichte er denn auch dem Papste das in zierlicher Sprache abgefaßte und erläuterte Glaubens-Bekenntniß

Nachdem der Papst dasselbe geprüft hatte, wurde er wenige Tage darauf wieder eingeladen und in den Lateran beschieden. Bonifacius warf sich vor dem Papste nieder und bat um seinen Segen. Der heilige Vater aber hob ihn sogleich auf, hieß ihn neben ihm Platz nehmen, gab ihm das Glaubensbekenntniß, welches die unversehrte, volle christliche Wahrheit enthielt, wieder zurück und ermahnte ihn, daß er an diesem Glauben stets festhalten und ihn nach Kräften Andern verkünden möge. Der Papst besprach sich dann mit ihm fast den ganzen Tag über die Wahrheit der Religion und die Heiligkeit ihrer Lehren. Insbesondere erforschte er aufs Genaueste die Art und Weise, wie Bonifacius bei seinem Unterrichte verführe und die Glaubenswahrheiten in die ungläubigen Gemüther senke.

Nachdem nun der Papst nochmals seine Gesinnungen, seine Grundsätze und Ansichten geprüft und bewährt gefunden, und die früheren schriftlichen Berichte jetzt mündlich bestätigt sah: wie nämlich schon eine so große Anzahl Deutscher zur Annahme des Christenthums gebracht worden wäre, daß die Menge der Gläubigen hinreichend sei, um sie zu einem Bisthume zu vereinigen; so erklärte er dem Bonifacius, daß er beschlossen habe, ihn zum Bischofe zu weihen und über diejenigen Völker zu setzen, welche bis dahin noch keinen Bischof besaßen. —

2. Am Feste des heiligen Apostels Andreas, den 30. November im Jahre 723, wurde Winfried im Vatikan feierlich zum Bischofe der Deutschen, jedoch ohne bestimmten Sitz, geweiht, und an diesem Tage wurde ihm auch der Name „Bonifacius" beigelegt. —

Der Papst verlangte nun, daß Bonifacius sich durch einen feierlichen Eid zu dem Gehorsam gegen ihn und seine Nachfolger, sowie zur Erhaltung der Einigkeit der Allgemeinen Kirche verpflichte.

Der **Eid**, welchen Bonifacius bereitwilligst über dem Grabe des heiligen Petrus ablegte, lautete also:

„Im Namen des Herrn, unsers Gottes und Heilandes Jesu Christi, unter der Regierung des Kaisers und Herrn Leo, im siebenten Jahre nach dessen Consulat und im vierten Jahre seines Sohnes Constantin, der sechsten Indiktion. Ich Bonifacius, von Gottes Gnaden Bischof, verspreche dir, heiliger Petrus, dem Apostel-Fürsten, und deinem Stellvertreter, dem heiligen Vater (Papste) Gregor, und dessen Nachfolgern bei der untheilbaren Dreieinigkeit, dem Vater, Sohne und heiligen Geiste, und bei diesem deinem heiligen Leichname, daß ich den heiligen katholischen Glauben treu und rein verkünden und mit Gottes Gnade in der Einheit dieses Glaubens beharren wolle, weil in ihm alles Heil der Christen unzweifelhaft gewirkt wird; ich verspreche, gegen die Einheit der gemeinsamen und allge-

meinen Kirche auch durch Niemandens Einflüsterung mich stimmen zu lassen, sondern, wie gesagt, meinen Glauben, meine Treue und Hilfe Dir und dem Nutzen Deiner Kirche, welcher von Gott dem Herrn die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen ist, und Deinem vorbenannten Stellvertreter und dessen Nachfolgern stets und in allen Dingen erweisen zu wollen. Wenn ich aber erfahren sollte, daß Vorsteher den alten Anordnungen der heiligen Väter zuwiderhandeln und leben, so will ich mit ihnen keine Gemeinschaft der Verbindung unterhalten, sondern sie vielmehr davon abhalten, wenn ich es vermag, sie abzuhalten; wenn ich dieß aber nicht vermag, so will ich solches sofort meinem Apostolischen Herrn getreulich melden. Sollte ich, was fern von mir sei, dem Inhalte dieses meines Gelöbnisses jemals auf irgend eine Weise, entweder aus eigenem Antrieb, oder durch äußere Veranlassung verlockt, zuwiderhandeln: so will ich im ewigen Gerichte dafür schuldig sein, und die Strafe des Ananias und der Saphira dafür dulden, welche Euch auch von Eurem Eigenthume etwas zu entziehen gedachten. — Diese Eidesworte habe ich geringer Bischof Bonifacius mit eigner Hand geschrieben, und sie, wie es Brauch ist, auf den heiligsten Leichnam des heiligen Petrus niederlegend, vor Gott als Zeugen und Richter beschworen, und gelobe ich selbe treulich zu halten." —

---

345. Die lederne Brücke.

Im Kreise Konitz liegt ein Dörflein Namens Ostewjeck und nicht weit davon, inmitten eines kleinen Sees, eine Insel, darauf die ersten Christen jener Gegend eine Niederlassung hatten und eine Kirche erbauten. Das Wasser des Sees war von so wunderbarer Leichtigkeit, daß es kein Fahrzeug trug, und so waren die verfolgten Christen sicher, daß ihre heidnischen Feinde nicht zu ihnen gelangen konnten. Damit sie selbst aber eine Verbindung mit dem festen Lande hätten, legten sie eine lederne Brücke, etwa einen Fuß tief unter dem Wasserspiegel, die auch lange Jahre hindurch von den Heiden nicht entdeckt wurde. Versuchten die Heiden durch Schwimmen an die Insel zu gelangen, so fand Einer nach dem Andern seinen Tod in den Wellen, und selbst das leichteste Schifflein sank unter, wenn es auf das Wasser gebracht wurde. —

Da lief eines Tages eine Kuh von der Insel zum festen Lande herüber. Die Feinde untersuchten die Stelle, wo sie herauskam, entdeckten die lederne Brücke, zogen zur Nachtszeit hinüber, erschlugen die Christen, zerstörten die Kirche und warfen selbst die Glocken in den See.

Seitdem hat das Wasser die Schwere angenommen, die ihm natürlich ist, und an all den hohen Festen der Christen, an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, will man aus der Tiefe des Sees Glocken klingen hören, als ob zu einem Gottesdienst eingeläutet würde. —

346. Das Mägdlein von Powunden.

(Samländische Sage von M. Rosenhayn.)

Zur Zeit, als die Deutschordens-Ritter das Christenthum in das heidnische Preußen zu verpflanzen suchten, wohnte auf der Herrenburg zu Powunden der Reik des Gebiets umher, dessen Saum die Gewässer des Chrono und Mümmel bespülten. Früh Wittwer geworden, besaß er zwei anmuthige Töchter, die mit ihm noch dem Götzendienste huldigten.

Da stürmte näher des Krieges wildes Geschrei. Auch an dem Gestade des Bernsteinlandes sollte das Kreuz des Erlösers sich fester erheben; war es ja schon mit dem Blute frommer Martyrer getränkt. Doch im heißesten Widerstand trotzten die Heiden, und auch der Reik zu Powunden ergriff die Waffen und verließ den häuslichen Herd.

Lange bleibt er entfernt, und unterdessen kehrte der milde Geist des Christenthums in die Herzen seiner Töchter ein. Denn ein Priester des Deutsch-Ordens, verirrt in den Waldnächten, kehrt ermattet und krank in Reik's Haus ein. Gastfreundlich nehmen die Jungfrauen den Fremden auf und pflegen ihn; aber nicht Gold und Habe kann er zur Vergeltung bieten; nur den köstlichsten Schatz giebt er in den heiligen Lehren seines Glaubens, der besonders das Herz der jüngeren Tochter ergriff.

Der Ordens-Priester kehrte nach seiner Genesung auf heimlichen Wegen zurück; aber der Vater kam noch nicht heim. Immer mächtiger flammt die Leuchte des heiligen Evangeliums in dem Herzen der Neubekehrten, und es reift in ihr der Entschluß: dem wahren Dreieinigen Gott eine Stätte der Anbetung zu gründen. Schon schwebt das herrliche Bild des neuen Gotteshauses ihrer Seele vor, schon ist die Stelle in der Nähe der Burg entdeckt und bestimmt, schon ist der Plan zum Gotteshause gezeichnet; — da betritt der Vater, der kampfesmüde, die heimathliche Schwelle seines Besitzthums und erfährt die Schreckenskunde von der geistigen Umwandlung seiner jüngeren Tochter, die er gerade mit größerer Liebe vor der älteren bedacht hatte. Wuthentbrannt stürzt er in ihr Gemach, fordert Umkehr zu den verlassenen Göttern; und da Maria bei dem

Evangelium standhaft beharret, stößt er im Zorne seiner Raserei der bittend vor ihm Knienden das scharfe Schwert in die Brust, und schleuderte ihren Leichnam als Sühne vor den Altar der vermeintlich schwer beleidigten Götter. —

Aber bald kühlt sich das heiße Blut, und die Vaterliebe erwacht in der bewegten Brust; jetzt sucht er die geliebte Tochter, allein kein Schmerzensruf bringt sie ihm wieder, deren in Christo Jesu frohlockende Seele bereits die ewige Glorie des Himmels schaute. — Da bemächtigt sich seiner ein finsterer Geist, den die Liebe der einzig ihm noch gebliebenen Tochter nicht verscheuchen konnte; die Ruhe seines Lebens ist dahin und in ihm nagt die schmerzliche Pein des bösen Gewissens. Er stürzt sich von Neuem ins Kampfgewühl; aber es wird nicht still in seinem Innern, denn das todtenbleiche Bild seiner ermordeten Tochter ging überall mit ihm; mit einem Crucifix in der Hand schien sie ihm zu winken, und es war ihm oft, als höre er sie rufen: „Komm', geliebter Vater, komm' doch zu Jesus Christus, denn nur in ihm findet der Mühselige und Beladene Gnade, Versöhnung, Frieden und ewiges Leben!" —

Da hört er einst, wie durch Zufall, auch noch die Predigt eines christlichen Missionärs vom Heil im Kreuze; und wie Balsamtropfen senkt sich dieses Gotteswort heilend und erquickend in sein Herz, in welchem so der christliche Glaube Wurzel schlägt. Und nach einem längern Unterricht im Christenthum, den er lernbegierig anhörte, empfing er die heilige Taufe.

Indessen will er auch in der That eine Sühne für sein Verbrechen dem Dreieinigen Gott im Geiste der Bußfertigkeit darbringen; und siehe! was die so grausam hingemordete Tochter gewollt und nicht auszuführen vermochte, das beschließt er zu vollbringen; und auf derselben Stelle, auf welcher jene es bestimmt, und in derselben Weise, in welcher jene es beschlossen, erhebt sich bald das Gotteshaus, geräumig und hell, und darüber der Thurm so zierlich, wie keiner weiter im Samlande. Und es kam der heilige Gottesfriede endlich in des Vaters Herz, und oft segnete er unter Thränen der Andacht die Stunde seiner Bekehrung. — —

Wer noch jetzt nach Powunden kommt, der staunt über den lieblichen Bau des schönsten Gotteshauses in jener Gegend; und wer in seine Hallen eintritt, der sieht noch jetzt auf den Ueberresten eines alten Altars das Bild des Gotteshauses und in ihm die Kunde von der schrecklichen That und der heiligen Sühne. —

347—350. Besuch des Königs Ludwig von Bayern in der Propaganda zu Rom.

(Von Dr. Guido Görres.)

1. Eingeladen von dem Sekretär Erzbischof Cadolini, bestimmte der König **Ludwig** von Bayern für seinen Besuch Dienstag den 7. Juni 1842. Um 11 Uhr Vormittags betrat er das Haus der Propaganda zu Rom. —

Ein merkwürdiges Haus! —

Gehen ja, wie wir täglich sehen, von hier alljährlich die jugendlichen Glaubensboten, die Söhne so vieler, so verschiedener Völker in die Länder der Erde aus, weit hin bis in die Wildniß der Urvölker, die der gewinnsüchtige Handel nicht zu betreten wagt, bis zu den sonn-verbrannten Sandwüsten, die der Muth wißbegieriger Reisenden scheut: um das Zeichen des Heiles dort aufzupflanzen, und allenthalben das erwärmende und erleuchtende Licht des Glaubens anzuzünden; indem sie das Auge der Völker ihrer unsterblichen Bestimmung zukehren, in ihrer Brust das Gefühl ihrer göttlichen Würde wecken, ihnen die Trost- und Heilmittel für ihr ewiges Leben darreichen, und sich einander als Brüder erkennen und lieben lehren, um, einander auch mit brüderlicher Liebe unterstützend, die Last und den Fluch des Lebens besser ertragen zu können, und das Werk menschlicher Bildung und ihrer Blüthen, Sittlichkeit und Wissenschaft und Kunst mit gemeinsamer, wetteifernder Liebe und vereinigten Kräften zu fördern! —

In Abwesenheit des Cardinals Fransoni wurde der König von dem Sekretär der Propaganda und den mit der geistlichen und ökonomischen Leitung des Collegiums beauftragten Vätern der Gesellschaft Jesu empfangen. In dem großen Gang des ersten Stockwerks vor der Bibliothek und dem Museum standen die Zöglinge der Anstalt, die ihrer dermalen neunzig befaßt, aufgestellt, um den königlichen Gast zu bewillkommnen. Die Wände dieser Gänge sind mit Landkarten und den Bildnissen früherer Zöglinge, welche sich besonders in ihrem Berufe ausgezeichnet und namentlich den Martyrertod erlitten, ausgeschmückt. Die Zöglinge tragen alle die gleiche schwarze Klerikalkleidung, die sogenannte Soutane mit rothem Gürtel. Es ist aber ein überraschender Anblick, so verschiedene Physiognomien, alle in jugendlichem Alter, alle um derselben Idee willen, in der gleichen Kleidung, unter der gleichen Disciplin, zu der gleichen Bestimmung, aus allen Welttheilen der Erde, unter demselben Dache vereinigt zu sehen. Semiten, Japhetiten, Chamiten sind nach vielen Familien der mosaischen Völkertafel hier vertreten. Und wenn man

den roth gekleideten Zöglingen des deutschen Collegs bei ihren Spaziergängen auf den ersten Anblick an Gesichtsbildung, Gang, Haltung und Sprache ansieht und anhört, daß ihre Heimath jenseits der Alpen zwischen Rhein und Donau zu suchen ist: so wird der Beobachter, der einer Schaar dieser Zöglinge der Propaganda begegnet, oft in Verlegenheit sein, wo er ihr Vaterhaus zu suchen habe; und ist er nicht sehr fest in seiner Geographie beschlagen, so wird er, auch wenn man ihm den fremdklingenden Namen einer Nation genannt hat, deren Entfernung nach Tausenden von Meilen berechnet wird, eben so viel wissen, als früher. Sieht er ja doch hier spitzköpfige Chinesen mit ihren geschlitzten Augen neben den dunkelbraunen Söhnen Abyssiniens und ihren scharfen vorstehenden Zügen, und ihnen zur Seite Indier und Syrer und Chaldäer, Georgier, Griechen, Germanen und Slaven. Diese Verschiedenheit der Nationalitäten macht sich insbesondere fühlbar bei dem großen Sprachenfeste an Dreikönig, wo Einer nach dem Anderen hervortritt, und dadurch Gelegenheit gegeben ist, die Verschiedenheit ihrer Körperbildung mit der Verschiedenheit nicht nur in der Sprache, sondern auch im Vortrage zu vergleichen. Und wer wird sich alsdann eines ergreifenden Eindruckes erwehren können, wenn er hört, wie derselbe Menschengeist so unendlich viele und so verschiedene Weisen gefunden, um sich auszudrücken, und wie alle diese scheinbar unermeßliche Fülle von Lauten und Wortbildungen doch wieder zuletzt von einem Schrift-Alphabet umschlossen wird, das fünfzig Buchstaben zählt, und wie hier diese Fülle in ihrem endlosen Wechsel doch nur dazu dient, um eine einzige Idee auszudrücken, die Verherrlichung eines Kindleins, das vor nahe zwei Jahrtausenden nackt in der Krippe zu Bethlehem geweint. Wie verschieden übrigens aber auch der äußere Anblick der Zöglinge beider Collegien sein möge, so haben sie doch Eines bei ihrem öffentlichen Erscheinen mit einander gemein, daß nämlich, was eine ungezwungene, eine ernste, anständig bescheidene Haltung betrifft, die Zöglinge der Propaganda denen des deutschen Collegs durchaus nicht nachstehen, und daß sie beide in dieser Beziehung dem Jesuiten-Orden, unter dessen Leitung die Disciplin auch der Propaganda steht, alle Ehre machen. —

2. Der König besuchte zuerst die Bibliothek. Hier fand er ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten auf dem Tische aufgeschlagen. Die Bibliothek ist eben nicht durch Größe ausgezeichnet, ihre stärkste Seite ist die Kirchengeschichte, ihr Hauptschatz besteht in einer Inkunabelnsammlung von etwas über 400 Bänden, welche die frühesten Drucke aus den meisten italienischen Städten enthalten. Solche große Foliobände, gedruckt zu Subiaco oder zu Rom, innen mit der ernsten,

kräftigen, schönen alten Schrift, auf dem starken, pergamentartigen Papier, hatte man für den König bereit gelegt. — Und ein deutscher Fürst kann mit Stolz diese frühesten Werke der Druckerei jenseits der Alpen durchblättern, denn sie geben Zeugniß von Deutschlands ehemaligem Ruhm, im Gebiete der Künste des Friedens; am Ende dieser editionis principis wird er ja die ehrlichen Namen seiner Landsleute lesen, die hier in den Klöstern und in den Palästen römischer Fürsten die Werke Athens und Roms und die Blüthen toskanischer Geister druckten. —

3. Von der Bibliothek wurde der Königliche Gast in das Museum geführt. Hier wurden ihm die jungen Chinesen vorgestellt; er war durch ihren Anblick überrascht; denn es waren wohl die ersten Bewohner, die er aus jenem Reiche der Welt gesehen, das die Fürsten der übrigen Welt als zinspflichtige, abgefallene Barbaren betrachtet. Das Collegium enthält dermalen ihrer Fünfe, allein das eigentliche chinesische Priesterhaus, in dem auch Mezzofanti die Sprache lernte, befindet sich in Neapel, dessen Luft ihnen besser zusagen soll. Zur Feier der Epiphanie sangen die hiesigen chinesischen Jünglinge ein Trio, das durch seinen eigenthümlichen, einsylbigen, einklanglichen Jammerton die allgemeine Heiterkeit der Anwesenden erregte; und wenn es dann auch nicht eben einen großen Begriff von dem hohen Schwunge chinesischer Tonwerke gab, doch geeignet war, die harmlose, eintönige, leidenschaftslose Langweiligkeit des irdischen, in alten, abgestorbenen Formen stationär gewordenen Lebens der Bewohner des himmlischen Reiches begreiflich zu machen. Möge daher durch diese Jünglinge und ihre Berufsgenossen, die so viele tausend Meilen aus der Heimath zum Stuhle St. Peters im zartesten Alter gewandert sind, um mit dem Evangelium zurückzukehren, ein neues, verjüngendes Leben in dieser Erstarrung und Abgestorbenheit geweckt werden!

Einer der chinesischen Jünglinge hielt eine bewillkommnende Anrede an den König in der Sprache des Confutse; da indessen Se. Majestät, obwohl durch Ihre vielseitige, geläufige Sprachkenntniß selbst in der Propaganda Aufsehen erregend, doch mit der Sprache des großen Kaisers nicht vertraut war, so sah der gute Chinese sich genöthigt, die Anrede ins Italienische zu übersetzen, was er denn auch mit der Stimme zitternder Bescheidenheit that; denn war er der Erste seiner Nation, den der König gesehen, so war der König gewiß der erste Monarch der Christenheit, an den er eine Allokution gehalten.

König Ludwig drückte dem jungen Redner seinen Dank für seine ehrenvolle Begrüßung aus, und fügte den Wunsch bei, daß er die

Anrede in chinesischer Sprache geschrieben zum steten Andenken zu haben wünsche. Ein Wunsch, dem man dann auch später entsprach. — Das Museum selbst ist größtentheils ein Vermächtniß eines früheren Präfekten der Propaganda, des Cardinals Borgia, der den Papst Pius VII. in die Gefangenschaft nach Frankreich begleitete. Eine der vorzüglichsten historischen Merkwürdigkeiten, die der König darin sah, ist die Landkarte, auf welche Papst Alexander VI. in dem Streite der Spanier und Portugiesen über die Grenzen ihrer gegenseitigen Eroberungen in der neuen Welt zur Friedensschlichtung den bekannten welthistorischen Strich zog, er ist breit und mit dem Richtscheit von oben bis unten durch die Karte gezogen. — Neben diesem Denkmal der neuesten Kirchengeschichte wurde eines aus den frühesten Zeiten der Christenheit, wie man sie kaum anderwärts als in Rom findet, gezeigt. Es war eine gläserne Schaale, in den Katakomben von St. Agnes gefunden. Sie war ohne Zweifel zu sakramentalischem Gebrauche bestimmt. Sie ist aus doppelten Glasplatten zusammengefügt, zwischen beiden sieht man im Grunde der Schale Abbildungen von eingelegtem Golde, die manchmal auch mit Umschriften versehen sind. Die Schaale der Propaganda stellt die seligste Jungfrau Maria mit ausgebreiteten Armen dar, ihr zur Seite stehen: St. Petrus und Paulus. Mit vollem Rechte, wie es scheint, führt man diese Stellung der heiligen Jungfrau, die sich auch in manchen der ältesten Fresken der Katakomben zeigt, als einen Beweis an, wie der Glaube an die Kraft der Fürbitte der Heiligen oder an das Dogma der Gemeinschaft der Heiligen, bei den ersten Christen ein allgemein anerkanntes und so zu sagen populäres war. Ja, man hat nicht einmal nöthig, zu solchen, zwar so deutlichen, jedoch nur bildlichen Vorstellungen seine Zuflucht zu nehmen, da dieselben Katakomben Grabsteine enthalten, die mit einfachen dürren Worten die Fürbitte der Heiligen und der selig in Gott Verstorbenen in Anspruch nehmen. Auch auf den König schien dieses ehrwürdige Denkmal ältesten Glaubens Eindruck zu machen, und er erkundigte sich nach der Zeit, der es den neueren Untersuchungen gemäß wohl angehöre. Die Antwort war, daß man es in das zweite oder dritte Jahrhundert setzte. — Neben diesen Denkmalen, welche die Universalität des katholischen Glaubens in der Zeit bezeugen, enthält das Museum noch ein anderes Denkmal, das von seiner fernen Verbreitung über den Erdkreis Kunde giebt. Es ist dieß ein Glasschrank, der die Geschenke armer Wilden, der Indianer an den heiligen Vater enthält. Es sind allerlei Haus-, Kriegs- und Jagdgeräthe, und unter anderen auch Pantoffeln und eine Stola aus Muscheln und anderem wilden Material sehr einfach gemacht. Wenn diese Stola auch von

der blendenden Pracht und der Kunst jener gold- und perlengestickten Gewänder, deren sich der Papst an den hohen Festen bedient, himmelweit absticht, so ist sie doch mit ihrer rührenden Armuth und Einfalt gewiß nicht minder ehrwürdig als ein Zeichen kindlicher, gläubiger Ehrfurcht und Liebe zu dem allgemeinen Vater der Christenheit. — Ein anderer Schatz dieses Museums ist eine Anzahl koptischer Handschriften, deren einige vielleicht in das zwölfte Jahrhundert gehören. Hierzu kommen nun noch mexikanische, chaldäische, arabische, syrische und andere orientalische Handschriften, sowie eine Sammlung von zweihundert geschnittenen Steinen, meist ägyptische, und ungefähr 10,000 Münzen. — Endlich eine Sammlung chinesischer Druckwerke. — Zuletzt wurde noch eine chinesische Zuschrift vom Jahre 1840 gezeigt; es ist eine Bittschrift in seidenem Umschlag, und auch auf Seide geschrieben, von chinesischen Katholiken an den heiligen Vater gerichtet, damit er ihnen Missionäre von der Gesellschaft Jesu senden möge. —

Aus der gemischten Schaar der Zöglinge wurden dem Könige nun auch einige deutsche Landsleute, Westphalen, Rhein- und Mainländer, vorgestellt, mit denen er deutsch sprach, französisch sprach er mit einem Schweizer aus den welschen Kantonen und englisch mit einem Abkömmlinge aus Oberkanada. Dann wurde er von einem Griechen, einem Unterthanen seines Sohnes, Königs Otto, begrüßt, der aus Syrien herstammte, und mit dem der König von seinem Vaterlande sprechen konnte, da er es selbst gesehen. Endlich traten auch die schwarzen Kinder Abyssiniens mit ihren krausen Haaren und die braunen Söhne von Pegu mit ihren glatten Haaren vor den erlauchten Gast aus den germanischen Gauen; allein der König drückte sein Bedauern aus, er hatte Eile, ein Courier wollte abgefertigt sein, auf seine Depeschen wartend: „Geschäfte erwarten mich!" sprach er wiederholend und eilte, die Zöglinge begrüßend, weiter.

4. Man begab sich dann in die Polyglotten-Druckerei, an deren Eingang ihn alle dabei Beschäftigten erwarteten. Hier begrüßte ihn der Ehrenvorstand der Druckerei, der Abbate de Luca, ein feuriger Sicilianer, der jugendlichen Eifer mit priesterlichem Ernste verbindet, und dabei durch Lektüre, durch Reisen und vielfache Verbindungen mit ausgezeichneten Männern aller Nationen mit den Fragen und Bedürfnissen unserer Zeit vertraut ist, und die Verhältnisse aus einem umfangreichen Gesichtspunkte beurtheilt; er steht zugleich als zweiter Direktor an der Spitze der sogenannten Academia ecclesiastica, deren wöchentliche Conferenzen er leitet, und deren Bestimmung es ist, ausgezeichnetere Jünglinge für die Prälatur und namentlich auch für die Nunziaturen heranzubilden. Da sie einst die höheren

kirchlichen Würden bekleiden sollen, die minder lokal-römisch und vielmehr allgemein katholisch sind, so wünscht ihr Leiter auch, daß Jünglinge aus anderen Nationen und namentlich auch Deutsche, die sich der Kirche aus Beruf widmen und Talent und Mittel besitzen, dort eintreten möchten; er wird daher auch mit künftigem Jahre einen Cursus der deutschen Sprache dort einführen. Als Vorstand der Druckerei der Propaganda verdankt diese seinem Eifer vorzüglich ein neu erwachtes Leben, wodurch sie sich bemüht, ihren alten Ruf, den sie in den Stürmen revolutionärer Bewegungen eingebüßt, wieder zu gewinnen. — Der König ging an den Pressen vorüber, er ließ sich die Stempel und Matrizen mehrerer Schriften zeigen und erklärte, von der Reichhaltigkeit überrascht, daß diese Anstalt wohl nicht ihres Gleichen habe. Der englische Cylinder war eben damit beschäftigt, ein chaldäisches Missale zu glätten. Als sie an die letzte Presse kamen, setzte diese sich in Bewegung, und aus ihr wurde dem Könige und seinen Begleitern eine kleine Bewillkommnungsschrift in deutscher Sprache überreicht, die er mit huldvollem Danke annahm. Es ist ein deutsches Gedicht, an den König gerichtet, und eine gedrängte Darstellung der Geschichte und des Bestandes der Propaganda in deutscher Prosa. Diese Schrift, mit den Lettern von Didot und einer Eleganz gedruckt, wie man sie an deutschen, in Deutschland gedruckten Werken nur selten findet, hat zugleich das besondere Merkwürdige, daß sie die erste in deutscher Sprache gedruckte ist, die aus der Propaganda hervorging. —

Endlich sah der König, schon im Begriffe, das Haus zu verlassen, das lithographirte Porträt eines Jünglings an der Wand; er erkundigte sich, wen es vorstelle. Und der Secretär erklärte ihm: daß es der junge französische Lazaristen-Missionär Johann Gabriel Perboyre *) wäre, der erst kürzlich in China für den Glauben gemartert worden, und dessen Kanonisation eben im Gange sei. Der Monarch war über eine so frühzeitige Kanonisation etwas erstaunt; er drückte dieß in Bezug auf die sonst üblichen, sehr weitläufigen Formen einer Heiligsprechung aus. Der Prälat antwortete ihm jedoch, daß in Fällen, wo es sich von einem Martertthume für den Glauben handle, man die für sonstige Heiligsprechungen giltigen Prozeßformen von Benedikt XIV. nicht zu beobachten pflege. —

Hiermit nahm König Ludwig Abschied von der Anstalt, der er sein Interesse nicht besser bezeugen konnte, als daß er kurz vor seiner Abreise und von Geschäften gedrängt ihr so viele Zeit und

---

*) Sein Leben und Martyrthum ist geschildert im I. Band des Anekdoten-Schatzes Seite 226.

so viele Aufmerksamkeit schenkte, und mit der größten Freundlichkeit seine bewundernde Zufriedenheit und Wohlwollen zu erkennen gab. —

351. Die Vandalen in Rom und Papst Leo der Große.

(Von W. A. Arendt.)

Im Jahre 456 eilt Geiserich, der Vandalenkönig, mit Vandalen, Alanen und Mauren, Allen unvermuthet und Allen schrecklich, nach Rom, dessen Bewohner längst schon einem Feinde kämpfend entgegenzutreten verlernt hatten; sie konnten nur noch fliehen oder sich ergeben. Der „König der Länder und der Meere" *) zieht, ohne Widerstand zu finden, gegen die zitternde Stadt, Brand und Verwüstung ihr drohend und Mord ihren Bürgern. Da tritt auch hier wieder der große und heilige Papst Leo dem Barbaren entgegen und beugt durch seiner Rede Kraft, der Attila schon gewichen war, auch den Geiserich, daß er Schonung des Lebens verheißt und mit der Beute, welche die immer noch reiche Stadt ihm bietet, zufrieden zu sein verspricht. Darauf ziehen die Vandalen ein und die Plünderung beginnt. Alles, was die öffentlichen Gebäude oder die Wohnungen der Bürger an Kostbarkeiten und überhaupt an Werthvollem besitzen, fällt den Barbaren anheim, die, dem Worte ihres Königs getreu, das Leben schonen, aber den unglücklichen Römern auch nur das Leben lassen.

Nach einem verwüstenden Aufenthalt von vierzehn Tagen verläßt Geiserich endlich die Stadt, aber nicht ohne ihr eine Wunde, tiefer als alle anderen, zu schlagen, indem er bei seinem Abzuge Tausende ihrer Bewohner, mit ihnen die Kaiserin Eudoxia selbst und ihre Töchter in die Gefangenschaft nach Afrika fortführt.

Unter den Sermonen Leo's findet sich eine Rede, von welcher man mit großer Wahrscheinlichkeit glaubt, daß sie nach jenem Einfalle der Barbaren gehalten ist, die sich durch ihren Inhalt auf denselben bezieht. Aus ihr geht am besten hervor, von welchem Standpunkt aus der Papst das Ganze betrachtete, und wie er in großer und frommer Gesinnung die Römer auf Das aufmerksam machen wollte, was er eigentlich als das Grundübel der Zeit und damit als die Ursache so vielen Unheils und Verderbens betrachtete.

„Beinahe, Geliebteste," heißt es in jener Rede, „sollte es scheinen, daß die fromme Pflicht, nach der alles Volk zusammenkommt, um für den Tag der Züchtigung und Befreiung seinen Dank

*) Diesen Titel hatte Geiserich nach der Eroberung Karthagos angenommen.

darzubringen, vergessen sei, wenn ich betrachte, wie gering die Anzahl Derer, welche sich eingefunden hatten, war. Mein Herz wurde darüber mit Traurigkeit und Furcht erfüllt. Denn es ist in der That gefährlich, wenn die Menschen undankbar gegen Gott werden, und im Vergessen seiner Wohlthaten weder durch die Strafe sich bewegen lassen, in sich zu gehen, noch über den Nachlaß derselben sich freuen. Wahrlich, Geliebteste, ich fürchte jenes prophetische Wort: „„Du hast sie gegeißelt und es schmerzte sie nicht, du hast sie gezüchtigt und sie wollen die Zucht nicht annehmen!““ schilt gerade auf Diejenigen, welche solcher Vergessenheit sich schuldig machen. Denn wie kann sich Besserung bei Jenen zeigen, die eine solche Abneigung, ihre Pflichten gegen Gott zu erfüllen, beweisen. Ich erröthe, es zu sagen, aber es ist Pflicht, nicht zu schweigen: Dämonischem wird mehr nachgegangen als Apostolischem, und eine größere Menge strömt den sinnlosen Schauspielen zu, als den heiligen Martyrern. Wer hat diese Stadt dem Heile wieder zugewendet, wer sie der Gefangenschaft entrissen, wer den Mord von ihr fern gehalten? Die circensischen Spiele? oder die Sorge der Heiligen, durch deren Bitten der Urtheilsspruch der göttlichen Strafe umgewandelt ist, daß, die wir den Zorn verdienen, zur Gnade bewahrt wurden? O laßt doch, ich beschwöre euch, Geliebteste! laßt doch euer Herz von jenen Worten des Erlösers gerührt werden, daß von zehn Aussätzigen, die durch die Kraft seiner Erbarmung geheilt wurden, Einer nur zurückgekehrt sei, um ihm zu danken. Dadurch bezeichnet er die anderen als Undankbare, welche, obgleich sie die Gesundheit des Leibes wieder erlangt hatten, doch unfrommen Herzens gegen die Pflicht der Dankbarkeit fehlten. O daß dieser Tadel nicht auch uns treffe, Geliebteste! so laßt uns zum Herrn zurückkehren, das Wunderbare erkennend, was seine Gnade an uns hat vollbringen wollen und unsere Befreiung nicht, wie die Gottlosen wähnen, dem Einflusse der Gestirne zuschreibend, sondern der unaussprechlichen Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes, der die Herzen wüthender Barbaren besänftigt hat. Wendet alle Kraft eures Glaubens an, um einer solchen Wohlthat recht zu gedenken. Schwere Vernachlässigung muß durch größere Genugthuung wieder gut gemacht werden, und zu unserer Besserung diene uns die Milde Dessen, der uns schont, damit der heilige Petrus und alle Heiligen, welche in so vieler Trübsal schon uns gegenwärtig waren, unser Flehen für euch, bei dem barmherzigen Gott unterstützen mögen, um Christi Willen!“

Aber nicht allein auf die Ermahnung, die Strafgerichte Gottes zur Besserung sich gereichen zu lassen, beschränkten sich des Papstes Bemühungen, er war zugleich in mannigfacher Weise thätig, helfend

einzuschreiten, um den Schaden und die Verluste, welche die Gier der Barbaren verursacht, weniger fühlbar zu machen. Die verwüsteten Kirchen wurden dem Gottesdienste zurückgegeben, aus mehreren geretteten kostbaren Gefäßen, die als Geschenk Constantin's in den drei Hauptkirchen Roms aufbewahrt waren, wurden die nothwendigen heiligen Geräthe für alle Gotteshäuser der Stadt auf des Papstes Befehl gefertigt, und wenn, wie sein früherer Geschichtsschreiber sich ausdrückt, seine geistliche Macht Grenzen hatte, so war seine Liebe und sein Bestreben, Allen zu helfen, grenzenlos. —

351—356. Der Tod der Jungfrau von Orleans.*)

(Aus: Leben und Tod der Jungfrau von Orleans, von J. A. Pflanz.)

1. Am 24. Mai 1431 wurde Johanna, die ehemals glorreiche Beschirmerin Frankreichs während der furchtbaren Bedrängnisse desselben durch die Engländer, auf den Kirchhof der Abtei von St. Ouen bei der Stadt Rouen geführt, um da zu widerrufen. Je nachdem ihre Antwort ausfiel, sollte sie zur Hinrichtung durch Feuer oder wieder ins Gefängniß zurückgebracht werden. Der Scheiterhaufen war bereits auf dem sogenannten alten Marktplatz errichtet, und der Henker erwartete sein Opfer auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen. Inmitten des Kirchhofes waren zwei Bühnen errichtet; auf der einen nahmen Peter Cauchon, der Bischof von Beauvais (ein an und für sich unwürdiger Priester und persönlicher Feind des Königs von Frankreich), der Cardinal von England und mehrere Prälaten Platz; auf der andern Bühne erschien Johanna an der Seite des Wilhelm Erard, Doctors der Theologie, der sie zum Widerruf (der Zauberei, welcher sie ungerecht beschuldigt wurde) bringen sollte, und der Kirchenpedell Massieu. Zwischen beiden Bühnen befand sich das Volk in unabsehbarer Menge, denn nicht nur ganz Rouen war auf den Beinen, sondern auch die Bevölkerung der nächsten Umgebung hatte sich herbeigedrängt, um die Hinrichtung mitanzusehen.

Erard begann sein Amt mit einer Predigt über den Text der heil. Schrift: „Ein Rebzweig kann keine Frucht bringen, wenn er nicht am Rebstocke bleibt!“ Joh. 15. Er wollte zeigen, daß Johanna der Rebzweig sei, der sich vom Weinstocke, d. h. von der Kirche getrennt habe. Er drang mit aller Kraft der Beredsamkeit in sie, ihrer Ketzerei zu entsagen, gebrauchte oft die härtesten Ausdrücke

*) Ihre Kindheit findet man geschildert Seite 117 im III. Bande des Anekdoten-Schatzes.

gegen sie, sogar Worte des Fluches und der Verdammung. Johanna hörte ihn geduldig an, bis er zuletzt auch den König Carl (von Frankreich, dem Johanna sein Reich wieder erobert hatte) in seine Predigt hineinzog. „Dich meine ich, Johanna! mit dir rede ich, und sage dir, daß dein König ein Ketzer und Abtrünniger ist, weil er sich mit dir, mit einer Ketzerin, verbündet hat!“ Auf dieß hin entgegnete Johanna demuthsvoll: „Sprecht immerhin mit mir und von mir, aber nicht vom König; er ist ein guter Christ!“ Da der Doctor in seinen Lästerungen gegen den König fortfuhr, unterbrach sie ihn und rief aus: „So wahr Gott lebt, ich schwöre es euch bei meiner armen Seele, daß er der edelste und hochherzigste unter allen Christen ist, welcher fest am Glauben an Gott und seine heilige Kirche hält und durchaus nicht so ist, wie Ihr saget!“ Der Prediger und der Bischof von Beauvais, welche ein solch' erhabener Muth nur mit Schande bedecken konnte, waren außer sich vor Wuth und Beschämung; „„Bring' sie zum Schweigen! bring' sie zum Schweigen!““ riefen sie Beide zugleich dem Gerichtsdiener zu, der selbst staunend den Muth des Mädchens bewunderte.

Die Verhandlung artete nun in eine scandalöse Verwirrung aus. Man drang in die Jungfrau, sogleich und vollständig alle ihre Worte und Handlungen zu widerrufen, bei Strafe des Scheiterhaufens. Einige der Umstehenden, von Mitleiden gerührt, näherten sich ihr und sprachen ihr zu, sich in das Verlangen ihrer Richter zu ergeben und der Kirche nicht länger Widerstand zu leisten. Endlich gelang es ihren Peinigern, sie zur Unterschrift, d. h. zu einem Kreuzzeichen zu bewegen, welches sie, des Lesens und Schreibens unkundig, unter ein vorgehaltenes Schreiben setzen mußte. Nach dem, was sie hierüber mündlich erfahren konnte, glaubte sie nichts Weiteres unterzeichnet zu haben, als das Versprechen, keine Männerkleider und kurzen Haare mehr zu tragen — in der That aber hatte man sie auf solch' hinterlistige Weise zur Unterzeichnung eines entehrenden vollständigen Widerrufs veranlaßt oder gleichsam genöthigt.

Jetzt glaubte man Johanna gerettet. Das für sie eingenommene Volk äußerte laut seine Freude darüber, die englischen Soldaten aber waren wüthend und riefen einen schrecklichen Tumult hervor; sie warfen mit Steinen nach den Richtern und beschimpften den Bischof, der die Gefangene begünstigt habe. Dieser war jedoch weit entfernt, einen solchen Vorwurf zu verdienen. Nachdem er zum Wort gekommen, hob er allerdings mit erheuchelter Milde den über die unglückliche Johanna ausgesprochenen Kirchenbann auf, im Hinblick auf die soeben erfolgte Abschwörung, aber er verkündete zugleich auch das Urtheil, welches dahin lautete, daß die Angeklagte

wegen schwerer Versündigung an Gott und der heil. Kirche den Rest ihres Lebens im Gefängniß bei Wasser und Brod zuzubringen habe, um daselbst ihre Sünden zu bereuen.

Johanna, welche endlich am Ziele ihres Prozesses angelangt zu sein glaubte, bat inständig, daß man sie sogleich in das Gefängniß bringen möchte, in welchem sie ihre Tage beschließen sollte. Da sie durch einen Urtheilsspruch der kirchlichen Behörde gerichtet worden, so hoffte sie in ein unter dieser Behörde stehendes Gefängniß zu kommen, und sie bat nochmals den Bischof, sie doch sogleich den Händen der Engländer zu entreißen und in eines der kirchlichen Gefängnisse führen zu lassen. Man beachtete ihre Bitten nicht, und sie wurde wieder in das Schloß zu Rouen gebracht. —

2. Dieser Ausgang des Prozesses war nur ein scheinbarer. Johanna's Feinde dachten an nichts als an ihren Tod und suchten nur noch einen passenden Vorwand dazu, der aber bald gefunden war. Ihrem Versprechen zufolge hatte die Jungfrau die Kleidung ihres Geschlechtes angelegt und war nun mehr als je dem Spott und der Mißhandlung der rohen Soldaten ausgesetzt, welche zu ihrer Bewachung aufgestellt waren. Dieselben erlaubten sich, aus eigenem Antrieb oder vielleicht dazu veranlaßt, einmal den plumpen Spaß, ihr während des Schlafes die weiblichen Kleider wegzunehmen und männliche an deren Stelle zu legen. Als sie erwachte, verlangte sie ihre geraubten Kleider; man gab sie ihr nicht. Sie stellte vor, daß sie das Versprechen gegeben, keine männlichen Kleider zu tragen; man hörte nicht auf sie. Auf solche Weise zwang man sie gleichsam, die Kleider anzulegen, die man verrätherischerweise ihr aufgedrungen hatte. Bald darauf erschienen Leute im Gefängnisse, welche wahrscheinlich mit in den schändlichen Streich verwickelt waren, den man gegen sie zu führen beabsichtigte; dieselben stellten sich sehr überrascht, die Gefangene in Männerkleidern anzutreffen, und machten sogleich Anzeige hiervon. Der Bischof von Beauvais begab sich augenblicklich mit einigen der Richter in das Gefängniß und machte der Jungfrau die heftigsten Vorwürfe, ihr Versprechen gebrochen zu haben. Einer der Gerichtsbeisitzer vermuthete den wahren Hergang der Sache und machte die Bemerkung: „„Man muß doch auch fragen, warum sie diese Kleider wieder angelegt hat?‟‟ Aber diese einfache Bemerkung rief die fürchterlichsten Drohungen von Seite der Soldaten hervor, daß er es vorzog, zu schweigen. Es ist klar, daß man Johanna strafbar finden wollte. Der Bischof von Beauvais veranlaßte die Unglückliche durch listige Fragen zu heftigen Entgegnungen, aus welchen man den Schluß zu ziehen sich beeilte, daß sie wieder in Das, was man ihre Irrthümer nannte, zurückverfallen sei.

3. Der Bischof versammelte nun die Richter und Beisitzer, erstattete über Alles einen Bericht, wie er ihm am zweckdienstlichsten schien, und alsbald wurde Johanna als eine abermals in Ketzerei Verfallene verurtheilt, excommunicirt und als den weltlichen Gerichten anheimgefallen erklärt, um nach Maßgabe des Verbrechens gerichtet zu werden. Das Urtheil des Gerichtes ließ nicht lange auf sich warten; schon am folgenden Tage, den 31. Mai 1431, schickte der Bischof den Priester Ladvenu zu der Gefangenen, um ihr dasselbe zu verkünden: es war ein Todesurtheil! Durch einen eigenthümlichen Widerspruch war der Priester zugleich beauftragt worden, der Unglücklichen das heil. Altarssakrament zu reichen, obwohl sie durch das Urtheil des Bischofs selbst als exkommunicirt erklärt war. Johanna, anfangs vom tiefsten Schmerz ergriffen, fand bald Beruhigung in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten; sie empfing das heil. Sakrament mit christlicher Demuth und unter heißen Thränen des Dankes gegen Gott, daß er sie doch noch solcher Gnade vor ihrem Tode gewürdigt habe!

Man legte ihr darauf lange Frauenkleider an; sie mußte einen mit vier Pferden bespannten Wagen besteigen; ihr Beichtvater und der Gerichtsdiener nahmen an ihrer Seite Platz, ihr Bruder wollte sie gleichfalls im letzten Augenblick nicht verlassen. Ueber achthundert Soldaten, mit Schwertern und Lanzen bewaffnet, begleiteten sie zur Richtstätte und hielten die Menge in gehöriger Entfernung. Im Ganzen waren aus der Stadt und Umgegend wohl zehntausend Personen anwesend. Mit Ausnahme der Soldaten und der erbittertsten Feinde und Verfolger der Jungfrau, vergoß Alles Thränen und jammerte über die Unglückliche und über die Stadt, welche Zeuge einer so schrecklichen That sein mußte. Johanna suchte ihrem schweren Herzen durch so fromme und rührende Klagen Erleichterung zu verschaffen, daß Jedermann in ihrer Nähe in lautes Weinen ausbrach. Mehrere, welche in Folge ihres Amtes den Zug begleiten mußten, konnten es nicht aushalten und zogen sich schmerzerfüllt zurück.

Sie wurde auf den alten Marktplatz geführt, wo gewöhnlich die Hinrichtungen stattfanden. Mehrmals rief sie mit schmerzlicher Stimme aus: „Rouen, Rouen, soll ich **hier** sterben?" Auf dem Platze waren drei Schaffote errichtet. Auf dem einen standen die Richter, Johanna auf dem andern, und auf dem dritten, welches von Stein erbaut war, befand sich der Scheiterhaufen. Einem damaligen Gebrauche gemäß mußte die Jungfrau vor ihrem Tode noch eine Predigt anhören. Ein Doctor der Theologie hielt dieselbe über den Text: „Wenn ein Glied erkrankt ist, sind es die

andern ebenfalls.“ Er zog daraus die Folgerung, daß man, um die Kirche zu heilen und zu retten, das verfaulte Glied abnehmen müsse, und schloß mit den Worten: „Johanna, gehe hin im Frieden; die Kirche kann dir keinen Trost gewähren und überläßt dich der weltlichen Gewalt!“

Als die Predigt zu Ende war, kniete Johanna nieder und sandte die inbrünstigsten Gebete zum Himmel. Sie bat alle anwesenden Personen, sowohl die von ihrer Partei, als von der feindlichen, für sie zu beten, und erklärte, daß sie ihren Feinden das Böse, welches sie ihr zugefügt hätten, vergebe; sowohl die Richter, als sogar die Engländer weinten laut aus Mitleiden mit ihr. Nachdem der Bischof von Beauvais noch in langer Rede den Urtheilsspruch zu rechtfertigen gesucht und dem unglücklichen Opfer verschiedene Ermahnungen gegeben hatte, schloß er wie der Priester damit, daß er die Verurtheilte der weltlichen Obrigkeit übergab, welche er indeß bat, ihr Urtheil zu mäßigen und der Schuldigen die Todesstrafe und die Glieder-Zertheilung zu erlassen. Das war aber nur Heuchelei; diese Vergünstigung war nicht ernstlich erbeten, und die Hinrichtung wurde um keinen Augenblick verschoben, sondern Johanna sogleich den Händen des Henkers übergeben. —

4. Auf solche Weise verlassen von Denen, welche im Namen der Kirche zu sprechen wagten, welche die Kirche aber nicht als die Ihrigen anerkennt, wandte sich Johanna an ihren Erlöser; sie bat inständigst, man möge ihr ein Kreuz reichen. Ein Engländer, der in der Nähe stand, machte ihr eins, indem er seinen Stock zerbrach. Sie empfing dasselbe andächtig, küßte es voll Demuth und legte es auf ihr Herz. Sie bat ferner, daß man dasjenige einer benachbarten Kirche kommen lasse, damit das Kreuz, an welches ihr Erlöser geschlagen wurde, in ihren letzten Lebensstunden beständig vor ihren Augen sei. Der Gerichtsdiener bewirkte, daß der Geistliche von der Kirche des heiligsten Erlösers ihr dasselbe brachte. Sie umfing es mit ihren Armen, befahl sich Gott, dem heil. Michael und der heil. Katharina an und hielt das Kreuz umfangen, bis sie zu der Richtstätte geführt wurde.

Die Soldaten verloren die Geduld wegen dieser Verzögerung. „Wie, Priester!“ sagten sie zu dem Beichtvater, „sollen wir vielleicht hier zu Mittag speisen?“ Und ohne weitere Formen übergaben sie sie sogleich dem Henker mit den Worten: „Thue deinen Dienst!“ Zwei Sergeanten ließen Johanna von dem Schaffot herabsteigen, auf dem sie bisher gestanden war. Der Priester Martin Ladvenu stand ihr bei, bewaffnete Männer entrissen sie wüthend seinen Armen. Während man sie wegführte, dauerten ihre frommen Klagen

fort; sie rief den Namen des Herrn an und brach endlich in die Worte aus: „Rouen, Rouen, wirst du mein letzter Wohnort sein?“ Viele Umstehende entfernten sich laut schluchzend beim Anblick dieses herzzerreißenden Schauspiels. Auf das Haupt der Jungfrau setzte man eine Mütze, auf welcher in großen Buchstaben die Worte standen: „„Ketzerin, Abtrünnige, Ungläubige!““ und vor dem Schaffot las man auf einer großen Tafel die Worte: „„**Johanna**, Lügnerin, Volksbetrügerin, Zauberin, Abergläubische, Gotteslästerin, Ungläubige, Grausame, Teufelsbeschwörerin, Abtrünnige, Ketzerin!““ —

Gebunden stand Johanna auf dem Hochgerüste und empfing noch die Hilfeleistungen ihres frommen Beichtvaters. Schon flakkerten die Flammen empor, und der Priester, voll Eifer in seinem Amte, bemerkte dieses nicht; aber Johanna bat ihn, sich zu entfernen und sich unten an dem Schaffot aufzustellen, um das Kreuz zu halten, damit sie dessen Anblick bis zu ihrem Ende genieße, und er ihr nahe genug sei, daß sie seine frommen Ermahnungen vernehmen könne. Bis zum Ende ihres Lebens bewies sie, daß ihr Beruf von Gott vorgezeichnet war. Von ihrer Unschuld überzeugt rief sie beim Anblick der versammelten Volksmenge schmerzlich aus: „Ach, Rouen, ich fürchte, daß mein Tod **dir** Unglück bringe!“

Der Henker wollte ihre Leiden soviel als möglich verkürzen, aber das Schaffot war so hoch, daß die Flammen sie kaum erreichen konnten, und er fühlte innigstes Mitleid mit den Qualen der armen Verurtheilten. Ihr Bruder Isambard, der ihr treulich gefolgt war, hat erklärt, daß sie, während die Flammen über sie hereinschlugen, nicht aufhörte, mit lauter Stimme den heiligsten Namen Jesu Christi auszurufen und den Beistand der Heiligen des Paradieses anzuflehen; als sie den Geist aufgab und ihr Haupt sich senkte, um sich nicht wieder zu erheben, habe sie nochmals den Namen Jesus ausgesprochen. Indem sie diesen theuern und geheiligten Namen nannte, übergab sie ihre schöne Seele dem Herrn. Damit die Asche und Gebeine der jungfräulichen Martyrin nicht als Reliquien gesammelt würden, ließ der Cardinal von England sie in die Seine werfen.

So starb die Jungfrau von Orleans, kaum zwanzig Jahre alt, nach zwölf Monaten der schmählichsten Gefangenschaft. Die Zeit ihrer Sendung hatte nicht länger als zwei Jahre und drei Monate gedauert; aber in diesem kurzen Zeitraum hatte sie Frankreich gerettet. —

Der Sage nach ereignete sich bei ihrem Tode, den sie mit Unerschrockenheit erduldete, das Wunder, daß, als der Körper zu Asche verbrannt war, daraus eine weiße Taube zum Himmel flog. —

5. Carl VII., der ihr seine Krone verdankte, hatte nichts gethan, um sie ihrem unverdienten Schicksale zu entreißen. Später jedoch, nachdem schon der König unter dem 15. Februar 1451 eine vorgängige Untersuchung angeordnet und der Auditor Ratä, Theodoricus de Leliis, in einer vortrefflichen Denkschrift die Nichtigkeit des gegen Johanna eingehaltenen Verfahrens nachgewiesen hatte, erlangte deren Mutter Isabella (der Vater war vor Kummer über das Ende seiner Tochter gestorben) und ihre beiden Söhne Johann und Peter vom Papst Calixtus III., daß er im Jahre 1455 ein Breve erließ, worin der Erzbischof von Rheims, die Bischöfe von Paris und Coutance und der Dominikanerprior Johannes Brehal mit einer Revision jenes Prozesses beauftragt wurden. Nachdem man nun eine große Anzahl von Personen, die irgendwie mit der Jungfrau in Berührung gekommen waren, verhört und das ganze gegen sie beobachtete Verfahren einer genauen Kritik unterworfen hatte, erklärte man ihre Verdammung für **nichtig** und verordnete, daß dieses Urtheil an zwei Orten der Stadt Rouen, nämlich in der Straße vor der Abtei St. Ouen und auf dem alten Markte, wo die Jungfrau verbrannt worden war, bekannt gemacht werden sollte bei feierlicher Prozession. Dieses Urtheil wurde erlassen 1456 den 7. Juli. An demselben und an dem folgenden Tage führte der Prior Johannes Brehal, der die eigentliche Seele des Revisionsprozesses gewesen war, jene Prozessionen an. — Schon 1429 hatte Carl VII. die Eltern und die Geschwister Johanna's unter dem Namen du Lys in den Adelstand erhoben und die Stadt Orleans hatte seit 1438 der Mutter eine Rente von 38 sous paris monatlich ausgeworfen. Johanna's Geburtsort, Domremy, erlangte Steuerfreiheit auf ewige Zeit und hat sie bis zur französischen Revolution besessen. —

6. Das Haus der Johanna d'Arc in Domremy steht in der Nähe der Kirche des heiligen Remigius, des Schutzpatrons dieses Ortes, und ist noch ziemlich gut erhalten. In den frühesten Zeiten stand es an der Straße; später hat man einige Häuser umhergebaut, so daß es nun wie das Hintergebäude eines größeren Hauses aussieht. Das schlechte, von der Zeit fast ganz verunstaltete kniende Bild der Jungfrau, das zuerst über dem Eingange stand, hat man jetzt über der Thür des Vorderhauses befestigt. Darunter befindet sich ein Aufsatz, auf welchem man oben in einem kleinen Felde gebundene Garben und Trauben, als Sinnbild des Land- und Weinbaues, erblickt, darunter steht in altem Französisch:

„Vive labeur!
Es lebe die Arbeit!
XCCCCLXI."

Daneben sieht man drei Wappenschilde: das mittlere, etwas höher als die beiden andern mit den drei Lilien, das ehemalige Wappen Frankreichs, zur Rechten das Adelswappen der Familie du Lys, zur Linken das Wappen der verwandten Familie Thieselin. Am untersten Sockel steht die Inschrift:

„Vive le Roi Loys!
Es lebe der König Ludwig!"

Das eigentliche Geburtshaus der Jungfrau hat im unteren Stock drei Abtheilungen, wovon die größere die Wohnstube gewesen sein soll. Ein Kamin und ein Wandschränk ist Alles, was darin aus jener Zeit übrig ist. Die sehr massive Bauart läßt keinen Zweifel daran, daß man sich in demselben Raume befindet, wo sie, von ihrer Heerde heimkehrend, dem großen Plane, die Retterin Frankreichs zu werden, nachhing, und von wo aus sie ihr kühnes Werk begonnen hat. Die Kapelle, in der sie ihre Andacht zu halten pflegte, ist zerstört, und von dem geheimnißvollen Baume, unter dem sie durch Engels-Stimmen die Aufforderung empfing, die Retterin Frankreichs zu werden, ist jetzt auch keine Spur mehr vorhanden. —

In der neuesten Zeit hat die französische Regierung das Wohnhaus der Jungfrau an sich gekauft und die Summe von 5000 Thalern bewilligt, um darin eine Schule für junge Mädchen zu errichten. —

Die Bildsäule, welche ihr zu Ehren auf dem Marktplatze zu Rouen errichtet worden, ist durchaus kolossal, hat das Wappen der Jungfrau im Piedestal und folgende Inschrift:

„Regia virgineo defenditur ense corona,
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.
Sicherer ist die Krone beschirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht." —

---

358. Das verhängnißvolle Paquet im Jesuiten-Kloster zu Madrid. *)

Carl III., König von Spanien, hatte bei seiner Abreise von Neapel dem Jesuitengeneral Ricci die feierliche Zusage gegeben: „Er wolle nie die wichtigen Dienste vergessen, welche die Jesuiten wie im Mutterlande selbst, so besonders in Amerika der Krone Spaniens geleistet, und sollte sie darum unter seinem Scepter nimmer das gleiche Loos treffen, welches ihre Brüder in Portugal unter dem gottesläugnerischen Minister Pombal erduldet hätten."

---

*) Man vergleiche: Dr. C. Riffel's Aufhebung des Jesuiten-Ordens, 1845. Annegarn's Weltgeschichte, VII. Band, 1851.

Um nun dieß zu verhindern und die Jesuiten vor den Augen des Königs als die staatsgefährlichsten Menschen verdächtigen zu können, wendete der Minister Aranda, der würdige Dritte im Bunde mit Choiseul und Pombal, durch seine schurkischen Helfershelfer ein Mittel an, das an Verruchtheit kaum seines Gleichen hat.

An einem Abend nämlich, eben als die Zeit war, daß die Jesuiten zu Abend aßen, wurde an ihrem Collegium zu Madrid stark geklingelt und der Rektor vorgefordert. Er kam, und ein Mann, dem Ansehen nach vom Stande, übergab ihm ein Paquet Schriften, angeblich mit einem Gruße von dem Rektor des Collegiums in Sevilla, der die Bitte beifüge, er möge diese Schriften, da sie wichtig wären, bei Muße durchlesen und sie allenfalls mit seinen Bemerkungen versehen zurücksenden. Der Rektor, nichts Böses ahnend, läßt das Paquet, ohne es einzusehen, auf sein Zimmer tragen, verabschiedet den Ueberbringer höflich und begiebt sich zu seinen Patres in das Refektorium, um die Tagesordnung nicht zu unterbrechen. — Er hatte sich aber kaum niedergesetzt, als abermals stark an der Pforte geklingelt wurde. Königliche Bevollmächtigte waren da, um alle Briefschaften der Jesuiten in Beschlag zu nehmen. Der Rektor verwunderte sich; aber die königlichen Abgeordneten versicherten ihm, die Schriften der Jesuiten würden nur deßwegen unter Siegel gelegt und in das Bureau des Ministers Aranda überbracht, damit der Orden der Jesuiten gegen seine Feinde gerechtfertigt werde; denn der Hof zu Lissabon argwöhne einen heimlichen Briefwechsel verborgener portugiesischer Jesuiten mit den Jesuiten in Spanien, und der spanische Hof sei dem portugiesischen darüber Aufklärung schuldig. Der Rektor bemerkte, das von dem Jesuitencollegium in Sevilla gesendete und von einem unbekannten Manne gerade **jetzt** gebrachte Paquet noch gar nicht eingesehen zu haben, und wollte es deßwegen noch nicht verabfolgen lassen; aber gerade nach **diesem** Paquet griffen die königlichen Abgesandten am gierigsten, und schienen der andern Papiere wegen nicht gekommen zu sein. Und warum? Die Schriften des Paquetes waren voll hochverrätherischen Inhalts; aber in Wahrheit **nicht** von Jesuiten, sondern von einer bestochenen Kreatur des Ministers gefertigt.

Dem Könige wurde nun dieses Paquet hinterbracht, das man im Jesuitenkloster zu Madrid gefunden zu haben vorgab. Am meisten empörte den König ein im Paquet befindlicher vorgeblicher Brief des Ordensgenerals Ricci, worin des Königs eheliche Geburt, und sonach die Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft geläugnet

und ein Plan entworfen war, wie alle Besitzungen in Amerika der spanischen Krone zu entreißen und ein unumschränktes Jesuitenreich in Paraguay zu gründen sei.

Carl, über diese Entdeckung vor Wuth fast außer sich, ging in alle Vorschläge seines heuchlerischen Ministers ein.

In der Nacht vom 31. März auf den 1. April des Jahres 1767 wurden nämlich zu einer und derselben Stunde alle Collegien des Jesuitenordens von Soldaten umstellt, die Jesuiten ohne Rücksicht auf Alter, Verdienst oder Kränklichkeit wie Verbrecher gefangen genommen, von Allem entblößt, da man ihre Güter in Beschlag genommen, auf in Bereitschaft stehende Schiffe verpackt und nach Civita Vecchia übergeführt. Wie Sklaven in einem Sklavenschiffe dicht zusammengepfercht, erduldeten sie die härtesten Entbehrungen, unsäglichen Jammer. Mehrere Wochen wurden die Unglücklichen auf dem Meere herumgeschleppt, viele starben vor Gram oder Elend; ihre Leichen warf man ins Meer. Unter Todesstrafe sollte fortan kein Mitglied der Gesellschaft Jesu den spanischen Boden mehr betreten.

Diese grausame Härte Spaniens gegen die Jesuiten, die nicht angeklagt, nicht verhört waren, ließ fürchterliche Verbrechen muthmaßen. Aber Carl III. erklärte der Welt in seiner pragmatischen Sanktion vom 2. April 1767, die Ursache von der Vertreibung der Jesuiten aus allen seinen Staaten „behalte er in seinem königlichen Herzen verschlossen.“ —

Es lag nun die Vermuthung nahe: wie entsetzlich, wie alle Begriffe übersteigend mußte die Unthat sein, die man in Spanien nicht einmal anzudeuten, geschweige denn auszusprechen wagte! Indem ein Jeder nach seiner Art in Vermuthungen darüber sich erging, ließen es sich aber die Jesuiten und die aufrichtigen Freunde der Wahrheit angelegen sein, die verschlossene königliche Brust zu entsiegeln.

Es gelang.

Der Inhalt jener Briefe, die in jenem oben erwähnteu Paquete sich befanden, das auf so hinterlistige und heuchlerische Weise in das Jesuitencollegium zu Madrid eingeschmuggelt wurde, trieb den König zur Verbannung der Jesuiten aus seinem Reiche. Der König schickte diese Briefe nach Rom, um vor dem heiligen Vater seinen Schritt zu rechtfertigen. Hier in Rom nun wurden diese Briefe geprüft und ihre Echtheit untersucht. Bei dieser Untersuchung entdeckte der Cardinal Braschi, der später als Pius VI. den päpstlichen Thron bestieg, den mit diesen Briefen gespielten Betrug, und fand, daß sie nicht von jenen spanischen Jesuiten in Sevilla geschrieben waren, wie des Ministers

Aranda Kreatur vor dem Pater Rektor in Madrid lügenhaft vorgab, und daß man außer andern Zügen, die diese Briefe verdächtig machten, auch noch bei diesem Betruge so wenig Behutsamkeit gebraucht hatte, daß man die Briefe nicht auf spanisches, sondern auf italienisches Papier geschrieben, wie das dem Papier eingedrückte Zeichen augenscheinlich bewies. — —

Zu solchen Schlechtigkeiten also mußte man seine Zuflucht nehmen, um die Jesuiten zu Hochverräthern stempeln zu können; zu solchen Mitteln mußte man also greifen, die so erbärmlich sind, daß fürwahr die deutsche Sprache zu arm ist an Worten, um deren Niederträchtigkeit zu bezeichnen; ein Paquet voll hochverrätherischer Schriften, die wohlgemerkt auf Anstiften des atheistischen Ministers Aranda selbst verfertigt wurden, mußte zuerst ins Jesuitencollegium hineingeschwärzt werden, ehe man die Jesuiten mit der Signatur des angelogenen Verbrechens belegen konnte! Doch gezeichnet mit dem Brandmale der Verachtung steht jetzt vor den Augen der katholischen Christenheit dieser Minister Aranda, weil er auf der Wagschale der Geschichte als Ehrenmann nicht bestanden! —

---

359. Die Sühne für Carl den Guten.

(Aus: Eine Saison in Ostende, von Gustav Hartwig.)

1. Fast wenige Städte in Europa haben interessantere Annalen aufzuweisen, oder blicken auf eine bewegtere Vergangenheit zurück, als Brügge in Flandern, diese versteinerte Reliquie des Mittelalters. So todt und regungslos sie jetzt auch daliegt, verdiente sie doch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert den Namen des „Nordischen Venedigs," und wetteiferte mit der stolzen Dogen-Stadt sowohl durch ihren ungeheuren Handel, als durch die Pracht ihrer Gebäude und den Ruhm ihrer Künstler. Kaufleute aus allen Ländern tauschten auf ihren Märkten die Produkte des Nordens und des fernen Orients gegen die Erzeugnisse des flandrischen Fleißes, und mehr als 200,000 betriebsame Einwohner belebten ihre damals volksreichen Straßen.

Leider! war dieser herrliche Aufschwung nur von kurzer Dauer. Durch Glück und Reichthum geblendet, kannte der Uebermuth der Brügger keine Grenze mehr, und ihre häufigen Empörungen gegen die Herrschaft der Grafen erschreckten den Handel und erschütterten die Grundpfeiler ihres Wohlstandes. Endlich, nachdem sie sogar den Erzherzog Maximilian drei Monate gefangen gehalten und seine Minister vor seinen Augen enthauptet hatten, mußten sie diese Frevel

mit dem Verluste ihrer Privilegien büßen. Ihre frühere Handelsgröße ging nun auf Antwerpen über und Brügge verfiel allmälig in jenen lethargischen Schlummer, aus welchem es seit jener Zeit niemals wieder hat erwachen können. Das „Tyrus des Mittelalters“ zählt jetzt (im Jahre 1856) auf eine zusammengeschmolzene Bevölkerung von etwa 45,000 Seelen an die 15,000 Arme, die von öffentlichen Almosen leben, und von seinem ganzen früheren Glanze ist ihm Nichts übrig geblieben als einige Meisterstücke der Baukunst und der Malerei und die Erinnerungen seiner verschwundenen Herrlichkeit. —

2. Rechts von der Straße, die von der Eisenbahn auf den Marktplatz führt, erblickt man die „Salvators-Kirche, welche viele gute Gemälde von Rubens, Van Orley und Van Oost Vater und Sohn enthält. — Eine der Kapellen ist dem Andenken Carl's des Guten, Grafen von Flandern, geweiht, der am 2. März 1126, nachdem er im Jahre vorher die deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen, von den Mitgliedern der mächtigen Familie Bertulph zu Brügge, deren Haß er sich zugezogen, in der nunmehr zerstörten St. Donatus-Kirche ermordet wurde. — Ganz Flandern zog herbei, um dem geliebten Fürsten eine Sühne zu bereiten, und sogar Ludwig der Dicke, König von Frankreich, erschien in eigener Person, um die Belagerung der festen Burg zu leiten, in welche die Mörder sich geworfen hatten. Nach der tapfersten Gegenwehr wurde sie endlich genommen und nun flüchteten die Bertulphe in die daranstoßende Kirche, welche der Schauplatz ihres Verbrechens gewesen war. Eine neue Belagerung fing an, und als endlich die Mauerbrecher den Eingang erzwangen, retteten sie sich in die Thürme, deren unterste Treppenstufen sie zerstörten. Auch hier hielten sie sich mit dem Muthe der Verzweiflung, bis Ludwig den Befehl gab, die Thürme zu untergraben. Als nun aber die Mörder unter ihren Füßen die festen Mauern wanken fühlten, ergaben sie sich endlich am 19. April, nach dreiundvierzigtägiger Belagerung, und wurden nach schrecklichen Martern von der Thurmhöhe hinabgestürzt. —

Die Gebeine des frommen Fürsten Carl's des Guten, dessen Seligsprechung später erfolgte, ruhen in einem Reliquarium auf dem gothischen Altar der Kapelle, und gegenüber sieht man sein kolossales auf Holz gemaltes und ausgeschnittenes Bildniß. —

360—364. Gründung des Kaiserdoms zu Speyer.

(Vom Cardinal und Erzbischof von Köln, Johannes von Geissel.)

1. Seit der muthmaßlichen Gründung des Bisthums Speyer waren beinahe siebenhundert, und seit dessen Wiedererrichtung über

dreihundert Jahre verflossen, als **Konrad**, aus dem Hause der rheinfränkischen Herzoge, den deutschen Thron bestieg. Dieser Kaiser, dem seine Vorliebe zur Stadt Speyer, die er glänzend erhob, sein öfterer Aufenthalt daselbst, oder die auf den waldigen Höhen des nahen Haardtgebirges thronende Stammburg (später Kloster Limburg) seiner Ahnen, vormals Grafen dieses Gaues, den Beinamen des Speyrers erwarb, vermehrte noch die von seinem Vorgänger, Heinrich II., dem Stifte gemachte bedeutende Schenkung, als er kaum zur Kaiserwürde gelangt war. So war das Stift Speyer wohlhabend geworden. Im Speyergau, und bis hinauf in den Wasgau besaß es zahlreiche Güter, Dörfer und Grundrechte. Die Bischöfe waren, seitdem sie ihren Besitzungen die Reichsunmittelbarkeit errungen hatten, in die Reihe der Fürsten getreten, schlugen Münze, und saßen wappen- und siegelfähig auf den Tagen der Könige. Aber immer noch hielten sie Gottesdienst in dem alten, dem jetzigen Flore des Stiftes weniger angemessen scheinenden Münster, welches Dagobert auf den Trümmern eines Dianentempels, zu Ehren des heiligen Stephan's, an den Ufern des Rheines erbaut hatte, und das nun baufällig den Einsturz drohte.

Da starb auf Limburg, wie die Sage geht, des Kaisers erster Sohn durch einen Sturz vom Felsen, oder mit dem Pferde, eines frühen Todes; und der ob diesem Trauerfalle erschütterten Mutter **Gisela** gelang es leicht, den ohnehin schon zu Stiftungen geneigten Konrad dahin zu bewegen, daß des Sohnes Todesstätte forthin Gott geheiligt, und über dessen Grabe das Stammschloß in ein Kloster verwandelt wurde.

Aber das genügte seiner frommen Gemahlin nicht, noch ihm. Tausend Jahre waren beinahe seit des Erlösers Erscheinen unter den Menschen über die Erde weggegangen, und bange harrten Alle dem Ablaufe des zehnten Jahrhunderts, und mit ihm, nach der alten Sage, dem schauerlichen Weltende entgegen. Das zweite Jahrtausend rollte rasch heran; es flog die Zeit unaufhaltsam, und die Erde — stand. Die Sonne ging auf und nieder, wie vorher; und die Menschen überrascht und erfreut, im neuen Jahrtausend Fuß gefaßt zu haben, umfingen das Leben mit neuer, regsamer Glut, und richteten sich ein auf ein neues Jahrtausend. Die warme Dankbarkeit des geretteten Menschengeschlechtes, der das Gefühl überstandener Angst das Gepräge der Frömmigkeit aufdrückte, sprach sich jetzt nicht nur in milden Gaben zur Erhöhung des geistlichen Ansehens, weil, wenn man die Diener der Religion bereicherte, man diese selbst zu erhöhen glaubte, sondern auch noch in der Erbauung jener herrlichen Dome und Kirchen aus, die, für ein neues Jahrtausend gegründet, seit

Jahrhunderten die Zierde des Rheinthals, noch jetzt unsere Bewunderung erregen, oder, im Laufe der Zeit gefallen, selbst noch in ihren Trümmern den ehemaligen Glanz beurkunden.

Von diesem Geiste der Zeit beseelt, und aus inniger Liebe zu seiner mit seltnem Geiste und vorzüglicher Frauenwürde begabten Gattin, faßte Konrad auf ihre Bitte im Jahre 1027 den Entschluß, in dem geliebten Speyer einen **neuen Dom**, eines Kaisers würdig, zu erbauen, „Gott und der hochgebenedeiten, reinen Jungfrau zu Lob," die er fortan für die oberste Patronin des Doms und des ganzen Bisthums haben und halten wollte. Auch gelobte er noch zur Ehre des heiligen Zwölfboten und Evangelisten Johannes, dem er seit seiner Kindheit mit besonderm Vertrauen zugethan, und ihn vor andern Heiligen hochgeehrt, den dritten gewaltigen Bau auf einem Hügel, an der Stadt Speyer nordwestlichem Ende, wo bei Römerzeit in der Nemeter altem Eichenhaine der Venus Altar und Tempel stand. —

2. Zur Erfüllung dieses Gelübdes ließ er nun von dem benachbarten Haardtgebirge gehauene Quader= und Mauersteine nach Speyer führen in unglaublicher Anzahl, rief Steinmetzen und Maurer, deren viel bei einander waren, nach Limburg und Speyer, die das alte Münster abbrachen, und die Fundamente herauswarfen. Am östlichen Ende der Stadt, auf einem gegen den Rhein auslaufenden Hügel, dessen Abdachung er mit ungeheuern Kosten erhöhen ließ, wurden die neuen Fundamente gegraben, und Alles hergerichtet, was zum Baue des künftigen Gotteshauses erforderlich sein mochte. Die Grundmauern des Johannstiftes ob Speyer stiegen aus der Erde, sowie jene der künftigen Abtei über der Gruft seines Sohnes. Drei Jahre lang hatte die Zubereitung gedauert, und nun entbot Konrad viele Fürsten, Bischöfe und Herrn zu seinem Hoflager gen Limburg.

Am zwölften Juli des Jahres Eintausend und dreißig, am St. Margarethen=Vorabend, als kaum die Sonne über das Rheinthal heraufgestiegen war, legte er auf Limburg, dem Erbe seiner Väter, den ersten Stein des neuen Klosters, das er vollendet unter dem Schutze des heiligen Johannes, des heiligen Kreuzes und der heiligen Lucia, Mönchen von der Regel des heiligen Benedikt übergab. Alsobald nach geendigter Handlung bestieg die ganze erlauchte Versammlung die Gäule, und ritt den Berg hinab, eilend sofort durch die blühende Ebene zum Rheine, des Wegs nach Speyer. Dort angekommen legte der Kaiser, von der glänzenden Fürstenreihe umgeben, mit freudigem Herzen den Grundstein des neuen Domes, und noch denselben Morgen, vor dem Essen, den ersten Stein zu St. Johann. Das Gelübde des kaiserlichen Paares war nun zum

Theil gelöst, und je größer und glänzender der dreifache Bau begann, desto zuversichtlicher glaubten sie hoffen zu dürfen, sich und ihrem einzigen Sohne Heinrich, der schon vor zwei Jahren, und im eilften seines Alters, zum römischen Könige gekrönt war, bei Gott Gnade zu erwerben.

Die leitende Förderung dieser königlichen Bäue übertrug nun Konrad dem Bischof Walther, und, als dieser schon im folgenden Jahre starb, seinem Nachfolger Siegfried, dessen Schutze er noch besonders das neue Kloster auf Limburg unterwarf. Des Kaisers Gegenwart zog viele Geistlichen an seinen Hof nach Speyer. Aus dem ganzen Reiche kamen sie dahin, und brachten ein reges Leben in die Königspfalz. Wissenschaften und Künste blühten in der alten Spira, durch den frommen Konrad genährt, der, ihr Freund und Beschützer, sie zur Förderung seines Baues ermunterte, und durch den Bau eine neue Schule begründete. Rasch schritt das Werk voran; wo vorher des Bergschlosses hohe Zinnen in die weite, reiche Ebene herabblickten, da hoben sich nun die stillen Zellen der Mönche, und die gothischen Thürme der Abtei, so daß schon nach acht Jahren das Gotteshaus auf Limburg feierlich vom Bischof Reginbald eingeweiht wurde. Langsamer doch erhob sich der neue Dom zu Speyer, ob des Baues Riesengröße. Aus bodenloser Tiefe stiegen die mächtigen Grundmauern, wo der Speyerbach in weiter Krümmung dem Rheine zuschleicht, und auf des Hügels vorspringendem Rande das „Heidenthürmchen“ den nahen Rhein bewacht. Tief im Schooße der Erde schlossen sich über den 20 massiven Pilastern die starken Gewölbe der düstern Krypta, *) in Kreuzesform nach den vier Himmelsgegenden, und acht kleine Altäre standen in den Blenden zwischen den Pilastern. Von Abend nach Morgen lief das Münster, 223 Schritte lang und 89 Schritte breit, in einem Hauptgange und zwei Seitenhallen; und vier und zwanzig mächtige Pfeiler strebten dem künftigen, weiten Dache des majestätischen Schiffes entgegen. Ueber der Krypta erhob sich des Gotteshauses mittlerer Chor, von seiner Form der „Kreuzchor“ genannt, und über diesem wölbte sich die ungeheure Kuppel, als des ganzen Gebäudes bedeutungsvoller Mittelpunkt, dem unermeßlichen Himmelsgewölbe sinnvoll nachgebildet. An des Kreuzchors östlichen Bogen lehnte sich, das weite Tonnengewölbe nach Morgen sich absenkend, im Halbkreise das Stiftschor, in dessen Tiefe

---

*) Diese Krypta ist eine unterirdische Kirche, in welcher in der Charwoche bei verschlossenen Fenstern, schwarzbehängten Wänden und bei Fackelschein des Herrn Leiden und Tod gefeiert wurde. Man nennt sie gewöhnlich die „Gruft,“ und Viele glauben irrig, in ihr seien die Kaiser begraben; allein diese liegen im Königschore.

des Bischofs Baldachin dem Hochaltare gegenüber stand, wo er und seine Geistlichen in frommen Psalmen dem Herrn lobsingen, und für Konrad und dessen Haus Heil erbitten sollten im Leben, und Seligkeit im Tode. Am westlichen Bogen desselben Chores, gegen das Schiff hinab, führte eine Treppe von zwölf Stufen hinunter in das westliche Chor, das Konrad sich und seinen Nachfolgern auf dem deutschen Throne zur Grabstätte bestimmte, um zu des Hochaltars Füßen der Gebete des Messe-Lesenden Priesters zur Seelenrettung theilhaftig zu werden.

So weit war der neue Bau gediehen, und Bischof Reginbald, durch Hirteneifer, allsonntägliches Messelesen und Predigen auch noch bei der Nachwelt, im Rufe eines Heiligen, weihte die vollendete Krypta unter dem Kreuz- und Stiftschore, vielleicht auch noch einen Theil des übrigen, unvollendeten Baues, und schenkte dem neuen Münster eine große Krone von vergoldetem Kupfer, die er als ewiges Licht mit darauf eingegrabenen, von ihm selbst gedichteten Versen in des Chores Mitte aufhängen ließ.

Konrad aber erlebte nicht mehr des frommen Werkes Vollendung. Nachdem er kaum noch den Streit, der ihm ob dem Anfange der Adventszeit mit seinem Oheim, dem Bischofe Wilhelm von Strasburg, erwachsen war, durch eine auf Limburg versammelte Synode zu seinen Gunsten entschieden sah; fühlte er in Utrecht das Ende seines Lebens herannahen. In Eile ließ er seinen Sohn Heinrich zu sich kommen, sagte ihm und der geliebten Gattin Lebewohl, empfahl ihm mit besondern, kräftigen Worten, in Bitte und hohem Ernst, den seinem Herzen theuern dreifachen Bau, und verschied am Pfingstmontag, am 4. Juni des Jahres 1039. — —

3. Heinrich hielt Wort. Dem letzten Willen des Vaters gehorchend, betrieb er mit großem Eifer den hinterlassenen Bau des neuen Münsters, und weilte selbst längere Zeit in der Kaiserpfalz zu Speyer, um durch seine Gegenwart das Werk schneller zu fördern. Hoch und gewaltig stiegen die Thürme empor, und auf der vollendeten östlichen Kuppel prangte eine große vergoldete Kugel, und zwei zehn Schuh hohe Kreuze von Eisen auf dem Gipfel der Seitenthürme. Mit einer vom Vater ererbten Vorliebe für Speyer, das er mit Thürmen und Mauern befestigte, führte er den Bau mit ungeheuern Kosten fort, und vollendete glücklich das Gotteshaus zu St. Johann. Von seinem Zuge nach Italien brachte er den Leib des heiligen Guido, im Leben Abt eines Benediktinerklosters zu Ravenna, als wunderthätiges Heilthum nach Speyer, und begrub ihn am Pfingstfeste 1047, in Gegenwart der wegen des Zuges gegen die Ungarn nach Speyer vertagten Fürsten des Reichs und Anderer,

mit feierlicher Pracht in einem marmornen Sarg vor dem Hochaltare des Johannstiftes, das er nun nach des neuen Beschützers Namen „Guido=Stift" nannte.

Mit gleicher Milde begabte er den noch nicht vollendeten Dom, und seiner Großmuth gegen den Bischof war die Freigebigkeit gleich, mit der er das Münster schmückte. Aus besonderer Andacht zur heiligen Jungfrau Maria schenkte er dem ihrem Schutze anvertrauten Gotteshause ein äußerst kostbares Kreuz von gediegenem Golde, mit Jaspis, Perlen und edlen Steinen reich geziert. In dem Kreuze waren zwei Partikel von dem Kreuze, an dem Christus starb, nebst einem Stücke von einem Nagel, in Gold gefaßt, und mit edlen Steinen geschmückt. Das Ganze wurde als eine wahrhaft kaiserliche Gabe auf den Hochaltar gesetzt, späterhin aber nur am Charfreitage der gläubigen Menge gezeigt, und galt noch nach sechs Jahrhunderten als ein ausgezeichneter Schmuck des Domschatzes. Auf des Kreuzes Vorderseite standen lateinische Verse, von denen uns ein alter Schriftsteller folgende Uebersetzung hinterlassen hat:

Zu erlangen das ewig leben
Hat Marie das Kreutz geben
Kaiser Conrads Sun Heinrich milt
Gysela sein Mutter man schilt.

Auf der Rückseite des Kreuzes schimmerte ein großer Smaragd, und um das Bildniß des Erlösers las man in kleiner, antiker Schrift:

Ad votum regis Henrici dona ferentis
Respice de solio resides quo Christe superno.
Auß dem höchsten Thron, o Christe reich,
Gwer seiner Bit den Geber Heinrich.

Diesem Geschenke folgte noch ein zweites. Wie er von seinem Zuge nach Italien der Abtei auf Limburg ein großes Stück vom Kreuze des Herrn, und dem neuen Stifte ob Speyer den Leib des heiligen Guido mitgebracht hatte, so bedachte er auch auf jenem Zuge den jungen Dom. Er brachte für ihn das Haupt des heiligen Papstes Stephan, des zweiten Patrons des neuen Münsters. Das Haupt enthielt ein Stück vom Kreuze des Heilandes, ein Stück von einem Nagel, damit er ans Kreuz geschlagen worden, in Gold und Silber kunstreich gefaßt, und mit edlen Steinen geschmückt, und wurde an festlichen Tagen auf dem Hochaltare ausgesetzt.

Aber auch Heinrich erlebte nicht des Domes Vollendung. So sehr er auch anfangs den ererbten Bau beförderte, und seit dreizehn Jahren des Vaters begonnenen Tempel zu vollenden strebte; so scheint doch später sein Eifer für das Münster erkaltet zu sein, und wäre wohl nur bei längerem Leben wieder mit neuer Kraft erwacht.

Je näher indessen der Dom sich der gewünschten Vollendung nahte, desto weniger und weniger gefiel ihm der Königschor, seiner Eltern und seine eigene künftige Ruhestätte; wahrscheinlich ob der spärlichen Enge des Raumes. Nicht mit Unrecht; da die breiten Marmorsarkophage nur einen schmalen Pfad für Einzelne aus dem Schiffe durch den Königschor hinauf zum Hochaltar gestatteten. Als er daher im Jahre 1052 das Osterfest in Speyer feierte, verließ er diese Stadt mit unwilliger Verachtung, weil ihm das Königschor kein würdiges Kaisergrab schien. Auch kam er von nun an nicht mehr nach Speyer; und als er zu Bothenfeld im Harzgebirge im Jahre 1056 starb, war der Dom kaum bis zum Dache des Langhauses und der westlichen Thürme vollendet. —

4. Unter der langen Regierung seines Sohnes Heinrich IV., und schon, als dessen Mutter Agnes während seiner Minderjährigkeit das Reich mit männlichem Geiste verwaltete, hob sich das Stift Speyer durch des klugen Bischofs Einhard Erwirken zu neuem und bedeutendem Reichthum, und das Münster gedieh in fünf Jahren rastlosen Bauens zu glücklichem Ende. Was der Vater von Grund aus heraufgeführt, und der Sohn dem Vermächtnisse gehorchend fortgesetzt, das vollendete und erweiterte der junge Enkel. Aber dem kaum vollendeten Dome drohte schon baldiger Untergang. Hart an des Rheines Ufern waren die Grundmauern gelegt worden, aber nicht stark und fest genug für die Größe des Gebäudes, so daß des Rheines schlagende Wogen, den lockern Boden unterwühlend, den herrlichen Bau zu zerstören drohten. Der König sah die Gefahr, und entbot den berühmten Baukundigen Benno, Bischof von Osnabrück, nach Speyer. Dieser kam und fand den Riesenbau auf des Flusses Ufer nicht genug gegrundfestet. Mit großer Kunst und mühevollem Gerüste stellte er das Zerstörte wieder her; und durch ungeheure Felsmassen den Rhein zurückdrängend sicherte er das Münster gegen künftige Zerstörung.

Nun stand der Dom fest, stark, unerschütterlich. Hoch empor ragten sechs majestätische Thürme, zwei achteckige, die andern viereckig, höher als erstere, durchsichtig, und schauten weit hinaus in die Gaue hinauf und hinab, diesseits und jenseits des alten Rheners. Mit Recht als ein Meisterwerk gepriesen stand der neue Dom zu Speyer, eine ungeheure Masse, mit Bild- und Schnitzwerk geziert, erhaben vor Allem, was bis dahin Könige bauten, mit wundersamer Kunst errichtet; ein herrlicher königlicher Bau, in neu griechischem Style, nach dem von Carl dem Großen eingeführten Geschmacke; die kühn aufstrebenden Gewölbe von hohen, mit Laubwerk verzierten Pfeilern getragen, abwechselnd mit schlanken Halbsäulen; doch die

Fenster, Thürme und Gewölbebogen nicht spitz zulaufend, wie jene des deutschen Baustyls, sondern eiförmig, oben gerundet im Halbkreise. Die darin angebrachten Verzierungen bestanden in Figuren, nach der Sitte jener Zeit gebildet, mit meistens platten, einförmigen Gesichtern, oft mit bunten Farben überstrichen, die nicht selten mit Fratzen abwechselten. —

5. So war denn nach ein und dreißig Jahren nur wenig unterbrochener Arbeit der Dom zur Vollendung gelangt. Von der westlichen Seite, das Portal bildend, führten aus der langen Hauptstraße der Stadt, vom Altpörtel herauf, drei Eingänge durch ein mittleres hochgewölbtes Thor und zwei kleinere Seitenthore in eine weite Vorhalle, über der die Kuppel mit durchsichtigen Gewölben zur schwindelnden Höhe emporstieg, bis wo über den sieben hängenden Glocken von des Thurmes Spitze die vergoldete Kugel glänzte. Neben diesem erhoben sich, wie an der östlichen Seite, zwei durchsichtige, viereckige Thürme hoch über die Kuppel hinaus, auf denen das eiserne Kreuz des Herrn Wohnung verkündete. Aus der Vorhalle führte eine zweite, perspektivisch gebaute Flügelpforte in das Schiff des Münsters, und vor den überraschten Blicken des Eintretenden lag in seiner ganzen Pracht und Größe das herrliche Gotteshaus. Durch die hohen Gewölbe des Langhauses, an den mächtigen Pfeilern vorbei, schaute das Auge hinauf zum Königschor, von diesem über den Hochaltar, zwischen dem Marien- und Stephanschore hinweg, weiter in das Stiftschor, an dessen Ende des Bischofs Baldachin stand. Von Treppe zu Treppe hoben sich die drei Chöre einer über dem andern. Links und rechts gaben die hohen, mit durchbrochener Steinarbeit gezierten Bogenfenster und die über dem Friese angebrachten Halbfenster dem Ganzen nöthige Beleuchtung; und die Seitenhallen liefen mit dem Schiffe in gleicher Richtung, bis wo eine doppelte Treppe hinaufführte ins mittlere Chor, eine andere hinab in die dunkle Krypta.

Das neue Münster zu Speyer wetteiferte nun mit den Kathedralen an den Ufern des Rheines in Größe des Baues, in der Erhabenheit des innern Gotteshauses und in der Zierlichkeit seiner Kunstgebilde; aber durch den besondern Vorzug als „Kaisergruft“ und durch innern Reichthum überstrahlte es alle.

Bischof Einhard, früher Abt auf Limburg, hatte das neue Münster so liebgewonnen, daß er, ungeachtet seiner sonst gepriesenen Weisheit und Redlichkeit, sich zu einer zweideutigen Handlung hinreißen ließ. Er beraubte nämlich das Kloster Limburg, als dessen Kastvogt, aller seiner Kirchenschätze, und schenkte sie dem Dome. Das Verzeichniß derselben beweist die Pracht des neuen Tempels. „Die

Kleinot (die doch nicht all gemeldt werden) seind gewesen vier vnd dreysig Pfundt vnverwercks Golds, ein guldene Königliche Kron, ein guldenes Scepter, zwen ganz güldine Kelch mit ihren Patenen, vnder denen der eine mit köstlichen Edelgesteinen durchlegt, der andere glat gewesen, Ein Kelch aus einem Edelgestein, Onichius geheisen, deßgleichen das Paten beid in klar Gold gefasset, vnd mit anderm Edelgestein gezieret. Item zwen Särck oder schrein (Reliquien-Kästchen in der Form eines Sarges) voller würdigs Heilgthumbs, der eine güldin, und mit Edelmgestein durchlegt, der andre von Helffenbein, und beschlagen. Item sechs Hörner *) von Helffantzehnen gemacht, und ein Geschirr wie ein Flesch, auch vier Taffeln, alles von Helffenbein. Item zwo Meerschnecken in Gold und Silber köstlich verfasset. Zwey silberne und verguldte Rauchfaß, drey Christallin Geschirr in Gold gefaßt, sechs silberin Leichter, zwen silberin Eimer, Ein silberin Gießfaß und Handbecken. Ein Messbuch Helffenbeine und in Gold verfaßt, auch ein Psalterbüchlein, so des Kaisers Caroli Magni gewesen, war durchauß mit Gold geschrieben, in Helffenbein eingebunden, vnd mit Gold beschlagen. Ein sequentionalbuch mit Gold und Silber beschlagen, ohne sonsten eine merkliche summa von Meßgewandtern, Leviten Röcken, Chorkappen, und andre gezierten von eytel Gold gewürckt.“ Auch ließ dieser Bischof über die Tribune, wo das von Kaiser Otto III. geschenkte Kreuz, welches man aus dem alten Münster in den neuen Dom versetzt hatte, vom hohen Gewölbe des Königschores herabhing, einen prachtvollen Bogen erbauen, in welcher „seine Andacht und gründliche Wohlmeinung viel würdiges Heilthum verschloß.“ — Das so vollendete und mit herrlichem Schmucke aller Art ausgestattete Münster weihte er nun mit den von der Kirche vorgeschriebenen heiligen Gebräuchen feierlich ein im Jahre 1061. —

365. Beleuchtung der St. Peterskirche am St. Peters- und Paulsfeste.

(Aus: Römisches Leben von Friederike Brun.)

Rom, den 29. Juni 1807.

1. Man rede von keinen Festen mit Denjenigen; welche die römischen kennen. Die Größe des Schauplatzes drückt ihnen einen

*) Solche Hörner galten für die größten Seltenheiten eines Münsters. Das zu Strasburg besaß ein Horn von einem sogenannten Einhorn (eigentlich eine Wallfischbarde), das so geschätzt war, daß der Domherr Rudolph von Schaumburg, weil er im Jahre 1380 die Spitze desselben, als Mittel gegen die Pest und gegen Gift, entwendet hatte, auf ewig mit allen Abkömmlingen seines Hauses vom Kapitel ausgeschlossen wurde.

Stempel der Erhabenheit auf, der außer Rom nicht existirt. Die Sonne begann zu sinken, als wir uns der Brücke St. Angelo näherten, und die schönen Gestade der Tiber schimmerten grün und röthlich unter dem sanften Lichte. Menschenströme gossen sich uns entgegen die lange Straße von St. Peter herab, von der Musik und der großen Vesper zurückkehrend; Menschenfluthen umdrängten uns, zum ersten Anblicke der beleuchteten Kuppel sich versammelnd. Die Sonne sank hinter dem Janiculus, und vor uns schwebte, röthlich golden, wie eine vom Himmel herabgesenkte Gotteswohnung, der erhabene Dom des Michel Angelo.

Diese Beleuchtung, welche sich an der sinkenden Sonne goldenen Strahlen zu entzünden scheint und plötzlich aus den mildblauen Lüften die erhabenen Umrisse des edelsten Architektur-Gedankens wie eine Erscheinung darstellt, hat nichts von der Erde an sich; Alles scheint von Oben herab zu Trost und Freude gesenkt. Diese sanfte Täuschung dauert und nimmt zu, sowie die Sonne tiefer unter den Horizont taucht. Der röthliche Schimmer der tausendmal tausend Lampen wird immer mehr zum zitternden Sternenglanz; schwer ist's, die Engelsbrücke zu verlassen, wo man nur die Kuppel allein in ihrer sanften Verklärung alle andere Gegenstände überschweben sieht. — Wir fuhren die lange Straße Porta-Nuova unter dem Castell von St. Angelo hin; da erscheinen Theile der beleuchteten Peterskirche sanft strahlend und verschwinden wieder, und nun sind wir am Eingange des Petersplatzes, und das ungeheuere Gebäude erscheint so plötzlich, so einzig, so emporgehoben vom sanften Glanz, daß dieß von Menschenhand errichtete Gebirge, nur seine Umrisse wie Gedanken enthüllend, zur magischen Erscheinung wird. Ich konnte nie im Wagen bleiben bei diesem Anblicke. Eine sanfte Ehrfurcht, ein süßes Staunen hemmt alle äußere Bewegung. Wir gehen, als schwebten wir, und leise flüstert die Rede. Wenn man im äußersten Umkreise des unermeßlichen Platzes neben der Colonnade außerhalb der Fontaine geht, erscheinen und verschwinden die Theile des ungeheuern Ganzen. Der Dom rückt von der Rechten zur Linken, und man hat eine wahre Angst, das Ganze sich dem entzückten, mit jedem Augenblicke geizenden Blick entziehen zu sehen; reizend ist's, durch den Wasserschleier der Fontainen die dämmernde Klarheit zu schauen, wie man den Sternenhimmel im rollenden Bach erblickt.

Zwischen den Logen Raphael's empor und der westlichsten Ecke der Peterskirche stieg funkelnd der Abendstern und blickte, sowie wir gingen, über die hohen Zinnen zwischen den kolossalen Bildsäulen der Apostel hindurch. Ein schneller Gedanke an Raphael und Michel Angelo blitzte durch mein Inneres; mir war's, als schauten sie von

dem schönen Sterne auf die Stätte herab, auf welcher ihr unsterblicher Geist sich hienieden verklärte. Zu beiden Seiten des Obeliskes und vor ihm waren Stühle und Bänke gesetzt. Da ruhten wir lange, unter die bunten Volkshaufen gemischt. Der Abend war unaussprechlich schön; die vollkommenste Stille, eine geistige Ruhe athmete in den Lüften; kein Wölkchen durchschwamm die hohe Himmelswölbung. Mit jedem Augenblicke vertiefte sich das reine Blau des Himmels, und je dunkler es ward, um desto unerreichbar höher schien es über uns zu steigen und sich doch zugleich liebend wie die einzig würdige Decke dieser erhabenen Scene an beiden Seiten über der edeln Colonnade herabzusenken, so daß nun bei völlig gesunkener Dämmerung die Peterskirche, die Kuppel, der Platz, die Colonnade, der hohe Obelisk und die lispelnden Fontainen mit dem darüber gewölbten ätherischen Dome ein unzertrennliches, isolirtes und unnennbar großes Ganze ausmachten. Langsam entglommen die Gestirne, und über uns, etwas linker Hand vom Obelisk, schien der Nordpol alle seine strahlenden Gefährten zum Herabschauen auf den größten Schauplatz irdischer Hoheit versammelt zu haben, so freundlich thauend, so mild glänzten die goldenen Himmelsaugen herab. O, dieß entrollte Feiergewand der Nacht, einzig würdige Decke des Petersplatzes, der Kirche, der Kuppel! Meine Seele schwebte, und ich empfand ein brennendes Verlangen nach Musik, nach Strömen von Wohllaut, nach tausendstimmigen Chören preisender Geister, vereinigt zum Lobe des Höchsten, Unerreichten von dem Dankliede der Natur. Warum vereinigt man nicht im gesangreichen Italien tausende dieser tonreichen Menschenstimmen, mit den prachtvollsten Instrumenten zusammenhallend, zur Feier einer solchen Stunde? —

2. Mit einer geheimen Angst erwartete ich den Augenblick der zweiten Beleuchtung. Die erste, welche ich die Verklärung nenne, fängt um Ave Maria mit Sonnenuntergang an, der jetzt in den längsten Tagen gegen 8 Uhr ist. Die zweite a un' ora di notte eine Stunde nachher. Du siehst zuerst links hinter der Colonnade, nach Porta Fabbrica zu, aus der Tiefe wie eine Feuersbrunstflamme; es sind die Fackeln, welche zum Anzünden der Pechkränze ausgetheilt werden; der Feuerschein verschwindet und erscheint bald darauf in der hohen Loge der Benediktion mitten über dem Porticus. *) Einzelne Feuerklumpen blitzen oben an der Kuppel, einzelne an der

---

*) Das Zeichen zum Anzünden wird durch einen Glockenschlag gegeben. Die auf der Spitze des Kreuzes befindliche Pechpfanne wird zuerst angezündet von einem Manne, der zu dieser gefährlichen Operation vorher die heiligen Sakramente empfängt. Beim dritten Glockenschlage steht Alles in Flammen.

Colonnade, und plötzlich stehen Kuppel, Kirche, Peristyl und Colonnade in tausend Flammen. Nacht, Himmel und Sterne verschwinden, es ist heller Tag. Allein zugleich umgiebt dich dichter Dampf der tausend Pechkränze; alles Aetherischphantastische, Himmel und Erde sind verschwunden, und die Erscheinung ist zur Wirklichkeit geworden, vom Himmel auf die Erde herabgesunken, hat gewurzelt und unter andern irdischen Dingen Platz genommen.

Nun geht man nicht mehr leise, sondern rasch; man redet laut. Schön ist's, vom Vorplatz über der Treppe nun die Laternamagica-Scene ganz zu überschauen, wie sich die Menschenmenge leicht und ungehindert um einander bewegt; wie die tausend glänzenden Kutschen, Phaetons, Whiskys rasch und doch geordnet im fackelnden Glanze die Fontainen und den Obelisk umkreisen, mit schönen und schön geschmückten, von Diamanten strahlenden Römerinnen angefüllt, wie die Statuen der Colonnade aus dem Glanz und Dampfe zumal gleichsam hervorsteigen.

Schöner noch ist's, im Peristyl der Kirche zu wandeln, wo der blendende Schein gleichsam nur gebrochen hereintönt, die große Treppe herabzusteigen, wo man fern vom Glanz und Getümmel auf die ganze Zaubererscheinung hinblickt, um zuletzt rasch sich im Kreise der Kutschen zwischen der Colonnade und den Fontainen zu drehen, die, nun zu Feuergarben geworden, nur ein etwas gedämpftes Feuer emporzusprühen scheinen. —

3. Allein jetzt beginnt sich Blick und Gedanke abwärts zu wenden, gegen die Engelsbrücke und das Grab Hadrian's zurück, auf welchem durch die Dunkelheit einzelne Fackellichter blitzen. Die Kutschenströme, die Menschenfluthen drängen sich immer mehr zusammen, den ungeheuern Platz herabrollend, und theilen sich dann in zwei Reihen, deren eine sich rechts die lange Straße Longara über Ponte Sisto, die andere links die zur Engelsbrücke führende hinabdehnt; allein beide müssen sich dort wieder vor dem Grabe Hadrian's begegnen auf der nicht breiten Brücke, wo schon Tausende von Menschen dem ersehnten Anblick der steigenden Girandola entgegenharren. Hier ist nun das Gedränge so viel erwartender und herzuströmender Menschen und der sich von beiden Seiten begegnenden Fuhrwerke sehr groß, so daß die Wagen nicht zwischen den Volksmassen sich zu bewegen, sondern von ihnen getragen zu werden scheinen. Und doch geht Alles nicht allein ohne Schaden, sondern auch friedlich ab; Jeder thut gutwillig das Seinige zum bereitwilligen Ausweichen, ohne Grobheit und bösen Willen, und so geht Alles leicht und still vorüber und auseinander. Auf der Brücke hielten wir eine Weile im Gedränge; da schimmerte nicht mehr still

und ätherisch, wie vor zwei Stunden, es flammte die Kuppel; nicht mehr eine sanfte Himmelserscheinung, sondern ein drohendes Nachtmeteor, von Dampfwolken umraucht.

Wir sind über die Brücke und nicht ohne Mühe im Palast Altoviti angelangt. Wir treten in einen von Kerzen strahlenden Saal voller Menschen. Eine von Säulen getragene Halle wölbt sich über die Tiber hinaus, und uns gegenüber erhebt sich in noch dunkler Masse das hohe Grab Hadrian's in die glühende Dämmerung, welche die flammende Peterskuppel über die Tiber verbreitet, empor.

Einzelne Kanonenschüsse knallen ab und widerhallen längs den Tiberhügeln, von Gestade zu Gestade abprallend, in weite Fernen; Nacht und Stille folgen. Plötzlich schießt eine ungeheuere Feuergarbe von tausend und abermals tausend Raketen mit donnerndem Geprassel wie aus einem Krater aus der Engelsburg hoch in die Lüfte empor, Himmel und Gestirne erreichend, erleuchtend und verdunkelnd. Es ist ein Moment voll süßen Schreckens, der sich in Wonne verliert, da sich die aufzischenden Raketen der ersten Girandola hoch in den Tiefen des Himmels in silberne Sterne auflösen.

Nun folgt ein Kunstfeuerwerk, einzig in seiner Art, einzig durch die Scene, der es entsteigt, einzig durch den Kreis von Gegenständen und Gedanken, der sie umgiebt und umfaßt, und einzig endlich durch sich selbst. Es erscheint eine Fülle der Einbildungskraft in demselben, es sind eine solche Menge von Episoden und Katastrophen hineinverwebt, ein so blendender Glanz der Contraste und eine so überraschende Neuheit der Entwickelungen, wo aus dem Furchtbaren das Sanfte und Liebliche, aus dem Entsetzlichen das heiter Tröstende und Beruhigende hervorgeht, und dieses sich wieder in ein flammensprühendes Chaos verliert, welches seine gährenden Stoffe in vulcanischen Eruptionen entladet, daß du glaubst, Engelsburg und Tibergestade würden unter dem Kampfe zertrümmert.

Mir schien mitten aus den Flammen ein italischer Dichtergenius nach dem andern emporzusteigen. Dante erschien mitten unter finster rollenden Schicksalsrädern, die dunkelsprühend und verworren um sich selbst kreisten; flackernd rothe Flammen schweiften wie brennende Seelen seines Feuerkreises unstät durch das Dunkel dahin. Ariosto sprühte Witz und Leben aus hell sich begegnenden Feuerfontainen, stieg scherzend, aber nicht hoch in silberblinkenden Sternchen empor und sank lispelnd im Strome unter. Dann brüllten Kanonendonner Michel Angelo's hohe Gedanken durch die erwartende Stille; schlängelnde, glühendrothe Drachen steigen, gleich den Teufeln seines jüngsten Gerichtes, wild zu allen Seiten aus einer lodernden Hölle

empor, zum Raub auf die Verbrecher ausgejagt, und unter ihnen wird die trübe Tiber zum träge rollenden stygischen Gewässer. Und nun, nun erscheinen Tasso's sanfte, himmelreine Gedanken wie eine schimmernde Zone lichthell glänzender Lilien, die ganze Engelsburg umschwebend zu gürten; sie brannten so still, so erquickend für Aug' und Herz, als blitzschnell rothe Flammenheere kreuz und quer von allen Seiten zucken, sprühen, steigen, in den Strom stürzen. Kanonen donnern darein, schlängelnde Blitze steigen, Dampfwolken sinken links von der hohen Engelsburg ab, welche nur fragmentarisch, wie schon halb von den vulkanischen Erschütterungen zertrümmert, aus Nacht und Dampf hervortritt. Es sind keine gänzlichen Unterbrechungen, keine Uebergänge, Du findest kaum Zeit zum Athemholen, von einem erschütternden Gefühle zum andern hingerissen. — —

Da verstummte plötzlich Alles: Licht, Glanz und Ton. Erlöschend wie ein himmelabsinkender Spätmond glühte seitswärts noch halb die Peterskuppel. Und nun flammte, zuckte, prasselte in Millionen Blitzen die zweite Feuergarbe in die Tiefen des Aethers empor; dann schien sie, ein ganzer Himmel voll leuchtender Sterne, in den Schooß der Tiber hinabgesunken. Als die letzte Girandola vom Hintergrunde der Engelsburg in tausend Flammenstrahlen emporstieg, erschien der Engel mit dem ausgestreckten Schwerte furchtbar dunkel auf dem blendenden Feuergrunde; dann tauchte das ganze magische Phantasiegewebe in Nacht, Stille und Finsterniß zurück. — —

Ich habe immer in der grandiosen, geist- und phantasievollen Composition der Girandola Michel Angelo geahnt, zumal da er bekanntlich ein sehr geschickter Feuerwerker war, allein nichts Gewisses darüber erfahren können.

Die allgemeine Meinung aber und mein Gefühl ehren den großen Mann als den Erfinder derselben *). —

366. Das Münster zu Basel. **)

(Aus: Bilder des Geistes in Kunst und Natur, von Dr. Martin Deutinger.)

Nach einiger Erholung suchten wir sogleich den nächsten Weg zu dem großen ehrwürdigen Münster, das, auf einer Anhöhe

*) Der Erfinder derselben, Bernardo Buontalento, war 1536 geboren und ward nachher dalle Girandole genannt. 4500 Raketen machen die erste und letzte Feuergarbe aus, la scappata genannt. Diese ist nach der Zeichnung des Michel Angelo Buonarotti ausgeführt, welcher dabei die Eruptionen des Vesuvs vor Augen hatte, später ist sie von Bernini vervollkommnet, wenn nicht verdorben worden. Bemerkung vom Jahre 1809.

**) Seit der sogenannten Reformation — Eigenthum der Protestanten.

unmittelbar an dem Rhein sich erhebend und die ganze Stadt überschauend, in ernster Majestät schon von Ferne einen großen und würdigen Eindruck macht.

In seinen Haupttheilen in byzantinischer Kreuzesform aufgeführt, ist es, gleich dem Straßburger Münster, erst allmählich dem neuaufblühenden gothischen Style angenähert, der im Portal und in den Thürmen endlich die Herrschaft über den alten byzantinischen Rundbogen errungen. So gleicht das Ganze einer noch nicht vollends aufgeblühten Rose, bei welcher kaum die ersten Blätterspitzen aus der Knospe hervorgebrochen. Ganz anders wie im Dome zu Constanz, an dessen bunter, architektonischer Bekleidung alle Zeiten geflickt, haben hier die Erbauer zwei allmählich ineinander übergehende Entwicklungsstufen der Kunst miteinander zu versöhnen gewußt. Die Theile empörten sich noch nicht gegen die Einheit des Ganzen, und das Ganze ist dem innern Gefüge und dem äußern Eindrucke nach ein Ganzes geblieben, in welchem dem einzelnen Gliede seine gehörige untergeordnete Stellung angewiesen und die Würde und Majestät der herrschenden Idee nicht durch die bevorzugte und unbefugte Erhebung des Einzelnen gekränkt ist. Das durch den Rundbogen bedingte Vorherrschen der einfachen Würde und Festigkeit des Ganzen giebt diesen mächtigen Säulen und Gewölben von Innen eine ernste, fast strenge und düstere Majestät, die allen Leichtsinn aus dem Herzen scheucht und das Gemüth von selbst auf den tiefen Ernst und die reiche Symbolik des Opfers hinweist. —

Fürwahr, diese Gewölbe waren es nicht von jeher gewohnt, nichts weiter zu sehen, als die studirten Geberden irgend eines eifrigen Kanzelredners, und nichts weiter zu hören, als den einfachen Gesang eines von aller tiefern Symbolik und höhern Mystik leer gewordenen Cultus! In diesen majestätischen Gewölben wiegten sich die Töne der Orgel auf duftenden Weihrauchwolken, und unter ihnen wohnte das Heiligthum einer den Menschen in Fleischesgestalt erschienenen Gottheit, vor der das Menschengeschlecht in tiefer Demuth auf den Knieen lag und in heiligem Entzücken die von dem unsichtbar sichtbaren Geheimniß trunkene Seele mit dem Dufte des Weihrauchs und den Tönen der Orgel zur Höhe eines seligen Schauens entschwebte! Darum steht auch der ernsten Höhe des Ganzen das von der spätern Zeit hineingetragene hölzerne Gerümpel von Betstühlen so schlecht zu Gesichte, wie eine Trödelbude, die zwischen den Marmorsäulen eines Königspalastes errichtet ist! — Diese hölzerne Bequemlichkeit in diesen ehrwürdigen Säulenhallen sieht ungefähr aus, wie wenn der allerneueste Ungeschmack oder ein kindisch plumper Scherz der Statue eines Phidias oder der Bildsäule eines Plato

die Insignien unserer Studentenverbindungen zutheilen und ein Meisterstück der Plastik oder den Ernst platonischer Philosophie durch Pfeife und Band unserer Zeit accommodiren wollte. —

Auch von Außen behält das Münster denselben würdevollen, ernsten Charakter, den es mit Ausnahme jener unglückseligen Erneuerung im Innern bewahrte. Dieser würdevolle Ernst wird überdieß noch durch den dunklen rothbraunen Stein, in dem das ganze Gebäude ausgeführt ist, erhöht; und wenn man so in den weitläufigen Kreuzgängen mit ihren dunklen Säulen und Gewölben auf den Gräbern vergangener Jahrhunderte hinwandelt, und durch eine Reihe von Monumenten, die auf dem Boden zerstreut und in das Gemäuer eingesenkt sind: so stimmt das Gemüth sich mehr und mehr zu einer tiefen Melancholie herab, und die Betrachtung der verschwundenen Größe und Würde der Vergangenheit wird allmählich zur traurigen Klage über die profane Gedankenlosigkeit der Gegenwart, die den einfachen Ernst und die ruhige Tiefe des Gemüthes, die starke und stille Größe der Vergangenheit nicht mehr begreifen will und höchstens noch ihre Formen in unverstandenen Nachbildern, aber nicht ihren Geist und ihre Kraft, festzuhalten sucht! —

367. Der Dom zu Krakau.

(Nach: Völkerschau auf Reisen von Dr. Theodor Mundt*) 1840.)

Die Schloß- oder Domkirche zu Krakau, welche mit dem alten Königsschloß in unmittelbarem Zusammenhang steht, ist das polnische Westminster, die in Kapellen, Altären und Denkmälern zu lebendigen und persönlichen Bildern ausgeprägte Geschichte Polens. Dieß kostbare und prachtvolle Mausoleum, das die Geschichte so vieler und so großer Zeiten in sich begrub, hat den Sieg, welchen es über die Zeit feiert, auch darin bewährt, daß es selbst in seinem eigenen Bau den zerstörenden Einflüssen derselben so mächtig widerstanden. Ein Tempel der Könige und Helden von den uralten bis zu den neuen Zeiten, steht es noch aufrecht in Kraft und Glanz, während das anliegende Schloß, in dem einst die hier Begrabenen lebten und herrschten, kaum mehr herauszuerkennen ist aus der Verwüstung, der es durch ein furchtbares Verhängniß der Geschichte verfallen. In diesem Dom aber, der großen Kirche der Vergangenheit, wo die Heroen alle ausruhen von der Qual und dem Fluch der Ereignisse, ist Alles wohlerhalten und unzerstört, und der Segen der göttlichen Gnade hat diesen Bau geschützt und die Furien der

*) Der Verfasser ist Protestant.

Zerstörung von seinem heiligen Gemäuer abgehalten. — So durchwandelt man in diesem Dom mit Trauer und Andacht die melancholischen Hallen der Geschichte Polens, umgeben von ihren höchsten und stolzesten Erinnerungen, die hier in großen Namen und Inschriften uns entgegenglänzen, dort unter gewaltigen Denkmälern schlummern oder in Stein und Marmor die verherrlichte Gestalt oder die gedächtnißwerthe That aufbewahrt haben. Einen erhabeneren Stoff, um Kirchen daraus zu bauen, kann kein Baumeister finden, als das historische Gut und Blut eines Volkes, aus dem dieser Dom ganz und gar zusammengefügt ist. Und auf welcher Stätte kann sich Gott der Herr lieber den Andachtsdienst eines Volkes gefallen lassen, als auf der, welche durch die Aufbewahrung seiner Thaten, seines Unglücks und seiner Größe geweiht ist? So tritt man hier in einen Allerseelenfrieden der Geschichte ein, denn die Geschichte hat hier — so zu sagen — ihr höchstes Ziel erreicht, „Gottesdienst“ zu werden. Aus seiner Geschichte ist dem Volke eine Kirche erstanden, und hier ist aller Fluch gesühnt, der sonst auf ihm lastete. Hieher kann es beten gehen! —

Von Außen macht der Dom keinen besonders erhabenen Eindruck, namentlich fällt der Schmutz auf, welcher die prächtige goldene Kuppel bedeckt. — Wenn man aber in das Innere tritt, wird man sogleich von der überall herrschenden Pracht, die in Gold, Silber, Erz und Marmor schimmert, getroffen. Das Gewölbe ruht auf Säulen von Marmor, zwanzig Kapellen mit fünfzig Altären, die alle mit den kostbarsten Steinen und Schmuckarbeiten und oft sehr schönen Werken der Malerei und Sculptur geziert sind, ziehen sich in den Seitenhallen eine neben der andern hin. In diesen Kapellen und an den Wänden stehen die Denkmäler der Heroen umher, andere sind in den unterirdischen Grüften der Kirche und hallen laut unter den Fußtritten des Wanderers.

In der Mitte der Kirche erblickt man zuerst die Kapelle des Schutzpatrons von Dom und Stadt, des heiligen Bischofs Stanislaus aus dem Hause Scepanowski, dessen Martyrblut noch heut an der Kirchthür des heiligen Michael gezeigt wird. Er lebte im elften Jahrhundert, unter dem wilden Boleslaw II., welcher den Anfang seiner königlichen Laufbahn durch tapfere und edle Thaten, das Ende durch Grausamkeit und Schwelgerei bezeichnete. Als der hochherzige Bischof von Krakau, Stanislaw Scepanowski, dem Treiben des rasenden Königs erst durch das Wort der Kirche, und dann durch deren Bannfluch Einhalt zu thun versuchte, trachtete ihm Boleslaw nach dem Leben. In der Kirche des heiligen Michael, an den Stufen des Hochaltars, hieb sein

gotteslästerliches Schwert den Bischof in Stücke. Man sammelte seine Gebeine und bestattete sie später hier in der Kathedrale, unter einem erhabenen Grabes-Denkmal. Der König Boleslaw II. aber sah sich bald genug von der Strafe für seine Freventhat ereilt. Geistlichkeit und Adel erhoben sich vereint gegen ihn und hetzten ihn ruhelos umher, daß er in seinem eigenen Reich nicht mehr wußte sein Haupt nieder zu legen. Er floh nach Ungarn, aber auch hier holte ihn der Bann des Papstes Gregor VII. ein und beraubte ihn des Schutzes. Dann geht er als Flüchtling in dunkler Verborgenheit unter und starb im Kloster Ossiach in Kärnthen, dort genannt „der stumme Büßer." *) —

An dem Denkmal sind die Hauptmomente aus dem Leben des Bischofs Stanislaus in Basreliefs dargestellt. Sein Kopf, der in einer goldenen mit Edelsteinen besetzten Kapsel noch heut aufbewahrt wird, befindet sich in der Schatzkammer. Die Kapelle des heiligen Stanislaus hat ihren besonderen Pfarrer, welcher täglich darin die Messe lesen muß. Zwei ewige Lampen verbreiten ihr Dämmerlicht über die heilige Stätte dieses Begräbnisses, zu dem die Gläubigen wallfahrten. Der Sarg, welcher die Gebeine faßt, ist von Silber in reicher Arbeit, und man sagt, daß ihn die Oesterreicher bei der Besitznahme von Krakau mit mehreren andern Schätzen des Doms weggeführt haben würden, wenn nicht die Stadt ein ansehnliches Geld dafür erlegt hätte.

Hinter der Kapelle von St. Stanislaus befindet sich der Hauptaltar des Doms, mit dem prachtvollen Thronbaldachin, unter welchem einst die Könige gekrönt wurden, und der nachher den Bischöfen von Krakau zu ihrer Verherrlichung diente. —

Unter den Denkmälern der Könige und Heroen heben wir zuerst das Monument Casimir's des Großen, des letzten Piasten, hervor, das wir an einer Seitenwand der Kirche erblicken. Den Beinamen des „Bauern-Königs," welchen ihm der polnische Adel zum Spott gegeben, bestätigen zu seiner Ehre die Basreliefs an den Wänden seines Sarges, auf denen eine Schaar von Bauern sich zeigt. Auf seinem Grabe liegt er hier lang ausgestreckt, in ganzer Gestalt, groß und von mächtigem Leibesumfang, mit krausem Haupthaar und Bart. Casimir's Größe zeigte sich in den Werken des Friedens und der Ordnung, durch die er der polnischen Nation einen harmonischen und glücklichen Lebenszustand zu bereiten suchte. War unter den früheren Regierungen, durch die steigende Anmaßung und

*) Man findet die Erzählung über diesen Büßer Seite 336 im 5. Bande des Anekdoten-Schatzes.

Ausbreitung der egoistischen Aristokratie, die königliche Gewalt in Polen bereits geschwächt, so wußte Casimir dem Thron wieder eine feste Bedeutung zu geben, indem er von ihm das Licht der Gesetzgebung, den Schutz der Künste, die Aufmunterung der Handwerke und die Belebung des Handels ausgehen ließ. — Unter seiner Regierung zeigte sich Krakau durch ein Hochzeitsfest, das fast alle Fürsten und gewaltige Herren von Europa hier versammelte, in dem Glanz und der Bedeutung, durch welche diese Stadt damals unter allen übrigen hervorragte. Dieß war die Vermählung von Casimir's Enkelin Elisabeth von Pommern, welche der Polenkönig dem deutschen Kaiser Carl IV. antraute, ein Zeichen von dem Ansehen, in welchem die alten Königsgeschlechter Polens standen, die so häufig den deutschen Kaisern gefährlich und bedrohlich geworden waren. — Mit Casimir starb der Mannsstamm der Piasten hin, einem Geschlecht, das den Grund zur Größe Polens und zugleich den Keim zu seinem Zerfall mit sich selbst gelegt hatte, indem unter ihm durch die Uebermacht des Adels zuerst die oligarchischen Elemente der polnischen Verfassung, und durch den häufigen Thronwechsel bei den Nebenlinien des Piastengeschlechts das Wahlrecht der Nation und die damit verbundenen Umtriebe sich heranbildeten.

Das Geschlecht der Jagelloniden ruht theils unten in den Grüften des Doms, theils ist sein Gedächtniß in einzelnen zerstreuten Denkmälern verherrlicht. Dieser Königsstamm war ausgezeichnet durch einen Grundzug von edler und milder Gesinnung und ein hohes Streben nach Bildung, das für die Culturentwicklung der Polen das glücklichste Zeitalter heraufführte. Namentlich war in diesem Sinne die Regierung Siegmund's I. des Alten wirksam, dessen Bildsäule in der Begräbnißkapelle der Jagellonen steht. Während seiner Herrschaft wurde Preußen im Jahre 1525 zu Krakau als zinsbares Herzogthum anerkannt. —

In der Kapelle Siegmund's II. schaut man auch den Feldaltar Siegmund's I., welchen dieser selbst gearbeitet. — Dem Eingang dieser Kapelle gegenüber erblickt man in Stein gehauen die Anna, Stephan Batory's Frau, Tochter Siegmund's des Alten. Ueber der Thür der Kapelle zeigt sie sich noch einmal in zwei Bildern, als Nonne und als Königin, zwischen diesen beiden das Bild ihres Vaters. Vater und Sohn aber, die beiden glorreichen Jagelloniden, liegen hier in marmornen Bildsäulen auf ihren Sarkophagen, einer über dem andern, der erstere mit übereinander geschlagenen Füßen, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, kraftvoll und schön, der andere auf dem Rücken ruhend, beide wohlgeformte und königliche Gestalten. —

Hinter dem Hauptaltar ist die königliche Hauskapelle, in welcher man in einem Basrelief das Bildniß Stephan Batory's, des tapfern und hochherzigen Ungarn, der dem Königsthron der Polen wieder innere Festigkeit verlieh, erblickt. In liegender Figur, aber mit aufgerichtetem Oberkörper, in der Hand Reichsapfel und Scepter, zeigt sich des Helden gewaltige Gestalt recht im Bewußtsein ihrer Kraft und Lebensfülle. Dieser große und musterhafte Fürst, der nicht nur das Kriegshandwerk mächtig trieb, sondern auch im Geist des Friedens durch den Anbau der Wissenschaften wirkte, strebte, in der königlichen Macht wieder einen festen Grundpfeiler für das polnische Reich hinzustellen. Seine Schlachten gegen die Moskowiter dehnten Polens Ansehen nach Außen hin ebenso sehr aus, als seine Zügelung des polnischen Adels dem Innern des Reichs wieder eine harmonische Organisation verlieh. Hätte Polen viele Könige von seinem Schlage gehabt, so würde sich dadurch allmählich ein unzerstörbarer Kern der Gesundheit in der polnischen Nationalität gebildet haben, welcher ihren krankhaften und tödtlichen Neigungen das Gleichgewicht gehalten hätte. —

Dicht neben dem Hauptportal steht die Kapelle des Bischofs Soltyk, der da durch seinen Glaubenseifer den Zorn der Kaiserin Katharina von Rußland erregt, welche ihn durch ihre Kosacken nach Sibirien führen ließ. Auf seinem prächtigen Denkmal erblickt man den Tod, welcher den Sarg zudrückt, während Fama ihn wieder eröffnet. Ein Adler mit einem Schwert steigt aus der Mitte des Sarkophags hervor. Zwei vergoldete Basreliefs zeigen die Entführung des Bischofs nach Sibirien und seine Consekration. —

Es würde ermüden, alle einzelnen Denkmäler zu bezeichnen, welche hier im Dom umherstehen und die verschiedenen Züge zum Gesammtbild der polnischen Geschichte hergeben. Nur Johann Sobieski's, des tapfern und edeln Helden, will ich noch erwähnen, dessen Monument von Gips dort an der Wand hervorragt. Trophäen schmücken seinen Sarg, an dem Basreliefs von Alabaster die Thaten seines Lebens darstellen. Flehende Türken, auf ihre Kniee niedergeworfen, feiern den großen Osmanensieger, in welchem sich die heilbringende Bedeutung Polens als Schutzmauer des westlichen Europa so glorreich verherrlicht hat. —

Der Reichsschatz der Polen wird im Dom aufbewahrt und enthält noch die erstaunenswerthesten Kostbarkeiten, darunter auch eine Arbeit von den schönen Händen der Königin Hedwig, eine Stola von prächtiger Perlenstickerei. —

Verläßt man das magische Halbdunkel der Kathedrale, und tritt auf den Schloßhof hinaus, so empfindet man nicht ohne Schauder

die unwürdige Nähe der Gegenwart, welche sich hier dicht an die Vergangenheit drängt. Haben wir eben die hohen und unsterblichen Gestalten der Geschichte an uns vorüberwallen lassen, so empfängt uns jetzt das schäbige und schmutzige Leben und Treiben, zu dem das heutige Dasein des alten Königsschlosses herabgesunken ist, und das in diesem Gegensatze ebenfalls als ein historisches Moment, als Zeugniß von den grausamen Launen der Geschichte, sich aufdrängt. Zerlumpte Arme, Soldaten, die ihre Wäsche in den Corridors aufhängen, Obstverkäuferinnen, schmutzige Kinder, tummeln sich auf dem Hof und unter den Portalen umher, durch welche einst die Könige mit ihren prunkenden Gefolgen aus- und einzogen. Als ich dort stand, fuhr ein Kind seine beiden kleinen Brüder in einer Mistkarre, in der sie sich zusammengekauert hatten, über die großen Steine des Schloßhofes spazieren; ein ächt polnisches Charakterbild, das einem Genremaler hätte dienen können!

Im untern Theil des Schlosses sind Wohnungen für arme Greise errichtet, die sonst kein Unterkommen mehr finden können. Auch eine Art von Erziehungsanstalt giebt es hier für solche Kinder, deren Eltern durch die Cholera dahingerafft wurden und die hier zu Handwerkern, Arbeitern und dergl. heranwachsen. Die obern Stockwerke des Schlosses sind aber von den Oesterreichern gänzlich zur Kaserne umgeschaffen worden, und in den alten Königssälen treiben sich die weißen Uniformen der österreichischen Soldaten umher. —

368 u. 369. Der Dom zu Mailand.

(Von A. J. Kahlert.)

1. Das erste Geschäft nach unserer Ankunft zu Mailand war natürlich, in die einzige Kirche zu gehen, welche Demjenigen noch imponirt, der den St. Peters-Dom in Rom gesehen, nämlich in den 454 Fuß langen, 270 Fuß breiten, aus dem schönsten weißen Marmor prachtvoll erbauten gothischen Dom, zu welchem im Jahre des Heils 1386 der sonst übel berüchtigte Johann Galeazzo Visconti den Grund legte, und an dem man, es versteht sich, nach langen Unterbrechungen, noch immer fortbauet. Wie ein erstarrter Wald ragt diese schneeweiße Marmormasse mit ihren 98 Thürmen und ihrer 232 Fuß hohen Kuppel in die blaue Luft empor und sieht so neu aus, so zierlich und nett, als ob sie aus Silber gegossen oder aus dem feinsten Postpapier ausgeschnitten wäre. 4500 Marmorstatuen schmücken das Aeußere dieses, an Größe nur zwei Kirchen in der Welt, St. Peter in Rom und St. Paul in London, weichenden Wunderbaues und ragen auf seinen Thürmchen hoch empor, von

denen die eine, welche auf der Kuppel steht, vergoldet ist. Man könnte sie kühn neben St. Peter stellen, und die Frage, welche schöner sei, würde nicht einstimmig beantwortet werden, so verschieden und so vollendet in ihrer Art sind beide Gotteshäuser. Die Kostbarkeit des Materials hat der Mailänder Dom vor St. Peter voraus, denn während dieser aus gelbem, ziemlich grobkörnigem Travertin besteht, hat man zu jenem den feinsten weißen Marmor genommen. Doch möchte ich von ihr sagen, daß sie, wie der florentinische Dom, von Außen noch schöner sei, als im Innern, obwohl sie auch in diesem Theile den genannten Nebenbuhler wenigstens nach meiner Erinnerung vielfach übertrifft, aber St. Peter in dieser Hinsicht bedeutend nachsteht.

Das Innere wird durch sehr schlanke und thurmhohe kanelirte Säulen in fünf Schiffe getheilt; die Schönheit derselben tritt um so mehr hervor, da man sie alles störenden Schmuckes, welchen man, wie z. B. die Seitenaltäre, an die Wände und in die Kapellen verlegt hat, entkleidete; kein Bild hängt an ihnen, keine Statue ist hier angebracht, an denen es jedoch nicht fehlt, da man der letzteren im Innern allein 52 zählt, unter welchen die anatomisch interessante, als Kunstwerk auf jeden Fall einen unschönen, mithin verfehlten Eindruck machende Statue des heiligen Bartholomäus sich befindet, der bekanntlich lebendig geschunden und auch vom Künstler in dieser Gestalt abgebildet worden ist.

Nicht minder schön ist die Decke wie durchbrochene Steinarbeit gemalt und macht dadurch einen schönen, mit dem Ganzen sehr harmonirenden Eindruck, welcher noch durch die, das profane Licht mehr abweisenden, oder doch bloß gebrochen und verschieden gefärbt einlassenden Glasmalereien an sämmtlichen Fenstern verstärkt wird. Da sie alle gemalt sind, oder doch die wenigen in der Kuppel, die es damals noch nicht waren, gelbe Glasscheiben hatten, so kann man sich leicht vorstellen, welch zaubervoller, gedämpfter Glanz über die hier sich befindenden Kunstwerke ausgegossen ist; ich möchte diesen Eindruck mit dem oft mit großer Gewalt das Ohr und Gemüth der Zuhörer ergreifenden in der Musik vergleichen, wenn auf den Saiteninstrumenten Sordinen gesetzt werden.

Von der ganzen eigenthümlichen Schönheit dieses unvergleichlichen Prachtbaues bekommt man einen Begriff, wenn man nicht vergißt, daß er, die Vorderseite einigermaßen ausgenommen, in welcher statt der spitzigen, oben rund gewölbte Fenster und fünf viereckige Thüren angebracht sind, im reinsten gothischen Style mit unsäglich vielen Zierrathen, Thürmchen, Spitzen u. s. w. erbaut ist, und doch erhebt sich die, sonst nicht zu dieser Bauart passende, hier

aber doch consequent aus dem Ganzen entwickelte Kuppel schlank und groß mitten in die Höhe. Es ist eine höchst gelungene und fast nirgends wieder vorkommende Verschmelzung der in ihren Grundzügen so entgegengesetzten Bauarten, ohne daß jede ihre Eigenthümlichkeit, worin gerade ihre Schönheit besteht, aufgegeben hätte. Man hat mit Recht schon häufig darauf hingewiesen, daß die Architektur in jedem Lande, wo sie sich selbstständig entwickeln konnte, ein mehr oder minder treues Abbild der Pflanzenwelt ist, daß mithin der gothische oder richtiger deutsche Kirchenstyl mit den in die Höhe starrenden Wäldern unserer Fichten und Tannen, und die italienischen Rotunden mit ihren Gewölben und Kuppeln nebst ihren niedrigeren, zierlicheren, Bäumen, den Pinien u. s. w. zu vergleichen seien.

Und wie in Mailand überhaupt italienisches und deutsches Wesen lieblich sich begegnen, aber nicht ein Zerrbild hervorbringen, sondern beide Völker hier ihre Unarten — gleichsam nach einem stillen Vertrage — abgelegt zu haben scheinen, um sich mit ihren einander ergänzenden Eigenschaften die Spanne Zeit, welche ein Menschenleben umfaßt, das Dasein so angenehm als möglich zu machen: ebenso hat sich dieß in seinem vornehmsten und größten Gebäude ausgeprägt, in dem italienische Kühnheit und deutscher Fleiß wunderbar vereint sind. Um den letztern zu beweisen, erwähne ich nur, daß die auf den höchsten Thürmen stehenden Statuen mit einer solchen Genauigkeit und Sauberkeit ausgeführt sind, als ob sie dazu bestimmt wären, in nächster Nähe, ja durch das Vergrößerungsglas und nicht aus einer Höhe von mehr als dreihundert Fuß betrachtet zu werden.

Der Baumeister dieses herrlichen Domes war ein **Deutscher**, Heinrich Arler von Gmünd, welchen Namen die Italiener in „da Gamodia“ verdreht haben. — Unter den spätern Fortsetzern des Baues ist besonders Pellegrini zu nennen, der unter dem heiligen Carl Borromäus, der hier Erzbischof war, an der Façade den angedeuteten griechich-römischen Styl höchst unpassend anbrachte, von dem die oben runden Fenster leider! heute noch sichtbar sind. 1805 wies Napoleon, versteht sich, nicht aus seiner Kasse, die Kosten zur Vollendung des Baues an, welcher Befehl auch von den neuen Gebietern, dem Kaiser Franz und seinem Sohne Ferdinand, wiederholt wurde. —

(Nach: Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand von A. Corrodi.)

2. Wir traten in den Dom ein, dieses Wunderwerk menschlicher Schöpfung. Bei jedem fernern Schritt in diese erhabene Dämmerung hinein dachte ich an die Menschen, die wahrhaft in der Liebe Gottes lebten und webten; ich dachte an die christlichen Meister dieses Meisterwerkes; ich dachte an die alten Jahrhunderte, da auf

dieser Stelle noch kleine Wiesenblumen im Winde geschwankt, Falter gespielt und Vögel gesungen haben, und an die späteren frommen Jahrhunderte, da die Wiesenblumen verschwanden und diese Riesen-Blume gesät, gepflegt und gehütet wurde, und freudig aufwuchs und emporstrebte, und endlich aus dem Kelch der obersten Blüthe die gebenedeite Himmelskönigin in goldstrahlender Herrlichkeit über die weite sonnige Ebene segnend die Arme ausbreitete.

Architektur und Astronomie reichen sich die Hand: jene führt uns dem Himmel, diese den Himmel uns näher. — O was mag das ein gewaltig, hochaufathmend Leben sein in der Brust des Meisters, der einen „Mailänder Dom" denkt, der mit seinem Feuergeist den kalten Marmor belebt, und ihn zwingt, seinem hohen Willen zu dienen, sich aufzuthürmen in gewaltigste Gewölbe, sich zu verflüchtigen in zierlichste Blüthen und Früchte, sich zu vergeistigen in edle Menschengestalt, in die der Heiligen Gottes!

Wenn erzählt wird: Meister Erwin von Steinbach sei, bezüglich seines Doms zu Straßburg, durch einen hohen Baumgang für seinen Plan begeistert worden; so mußt' ich mir vom Dom zu Mailand immer denken, daß der Meister dieses Baues in einer kalten mondhellen December-Nacht in seinem Garten gewandelt ist, und, eine mit dichtem, glitzernden Reif ganz überzogene hohe Baum-Gruppe betrachtend, diese als Vorbild genommen. — Denn so erschien mir immer und immer wieder der Gesammt-Eindruck dieses wundersamen Baues, der so vielgliedrig, so feingliedrig, so blendend weiß und dann in verwitterten Partien wieder braun wie Rinde in die blaue Luft sich auslabet. Ich konnte diesen Gedanken nicht los werden. Die vielen Felder des Daches, alle von weißen Platten, sie erschienen mir wie kleine Schneefelder, alle von feinen beeisten Bäumchen und Sträuchern umgeben, und ich erinnerte mich dabei an die wunderlichen Eiskrystalle, die bei strenger Kälte so mannichfache Formen bieten, wenn sie über Blätter, Knospen, glatte Zweige und knorrige Rinde sich gebildet haben. Ich fand die heimeligen silberweißen Gewölbe wieder, wie ich sie oft gefunden im Schnee des Waldes, die ganz seltsamen Formen erstarrten Wassers, das über zackige Steine geflossen — dann kam mir das Ganze wieder vor wie ein günstig zertrümmerter Gletscher. Kurz, ich kam nicht aus der winterlichen Vorstellung. Und dazu schien die Decembersonne so warm, so lieblich, die Madonna auf der Spitze des Thurmes leuchtete so sieghaft freudig, es war eine solche prächtige Stille auf diesen Dachgebieten allen, ein so lieblich Verirren in den hundert und hundert Gängen, Treppen und Flächen — und immer Neues, immer Schönes, immer Ueberraschendes! —

Was aber dieser schweigenden weißen Welt ein eigenthümlich heimelig Leben giebt, das sind die tausend und abermal tausend Statuen und Statuetten der Heiligen, die überall aus dem Laubwerk der Thürme und Thürmchen blicken, überall, überall, bald frei thronend auf schwindliger Spitze, bald in stillem tiefem Schatten; es sind hundert und hundert kleine Welten für sich und jede hat ihre Bewohner, und Alles ist weißer Marmor! — Ich kümmerte mich nicht im Geringsten um die Geschichte des Domes, um seine Höhe und Tiefe; mir war völlig gleichgiltig, wie Alle heißen mögen, die daran gebaut haben; wie ein Kind, das nicht nach Verfasser und Verleger und Jahrzahl eines schönen Buches fragt, beschaut ich freudigsten Herzens diese reiche, überreiche Bilderwelt. —

Was mir den Dom noch lieber, noch heimeliger macht, ist: daß man immer noch daran arbeitet, daß fort und fort neue Thürmchen, neue Statuen auf leerstehende Postamente gestellt werden. Das rückt die alte erste Zeit eigenthümlich lieb näher; ich denke mir die ersten frommen Meister immer noch wachend und in der Seele der jetzt arbeitenden fortlebend, freilich (was man ohne Handbuch und Kenntniß sieht) im Geiste unserer Zeit, natürlich besonders in den Figuren. Denn die gothischen Schnörkel und alle diese Geschichten, die macht Keiner besser, die sind für alle Zeit gegeben und festgestellt, wenn auch der moderne Erfindungsgeist darüber aus der Haut fahren möchte. —

Je mehr und je weiter sich mir diese Marmor-Welt erschloß und in ihren einzelnen Theilen zeigte, desto klarer ward mir — daß von einer Beschreibung dieses Domes wohl nie die Rede sein kann, wollte man nicht nach Art deutscher Forschung einen Folianten damit füllen. Und es ist wohl nur gut, daß die Sprache nicht Alles vermag; was nützte dann noch tönende und bildende Kunst! — Nein, nein, diesen Mailänder Dom kann man nur unter den Gefühlen der Andacht genießen, nur bewundern und lieben immer mehr und mehr; die Sprache kann an ihm herumtasten, aber ihn zu erfassen und zu bewältigen vermag sie nicht! —

---

370. Vier standhafte Schwestern.

Alle Bewohner von Nantes gedenken noch der Fräulein Mello de la Metairie, vier junger Schwestern, die, nachdem sie Vater und Mutter verloren, still und eingezogen an ihrem Geburtsorte lebten. Ihr ganzes Wissen und Thun bestand in der Unterstützung der Armen, in der Pflege der Kranken, in dem Troste der Betrübten. Doch eben dieses machte damals verdächtig; es

hieß: den verderblichen Einfluß auf die Landleute wieder an sich reißen, mit einem Worte, das Uebel der alten Edelleute erneuern wollen. Unbefangen und ohne Erfahrung im Bösen thaten die vier Schwestern Gutes, und so konnte es nicht fehlen, daß sie sehr bald angeklagt und genöthigt wurden, zu fliehen und sich zu verbergen. Doch sie waren in kurzer Zeit von den Spähern der Revolution entdeckt, in einer Scheune verhaftet und vor das Revolutionstribunal geführt, wo denn auch das Todesurtheil über diese vier Jungfrauen, wovon diese älteste noch nicht vier und zwanzig Jahre zählte, alsbald ausgesprochen, und die Hinrichtung auf den folgenden Tag festgesetzt wurde. Man führte die vier Schuldlosen sogleich in das Gefängniß der Stadtuhr, wo man immer Diejenigen aufbewahrte, welche nur noch einige Stunden zu leben hatten. Hier unter dem Uhrwerk, das gleichmäßige Fortrücken des Zeigers vernehmend, konnten sie nicht nur jede Stunde, sondern auch jede Minute zählen, die ihnen noch vergönnt war; das Leben verrann gleichsam tropfenweis, und die Gefangenen fühlten sich von Secunde zu Secunde durch die Hand der Zeit der Ewigkeit näher gerückt.

Als die vier Fräulein von Mello in dieses Grabgewölbe niedergestiegen waren, als sich die Pforte hinter ihnen geschlossen hatte, diese Pforte, die sie für immer von Freunden, Beschützern, ja von jeder Hoffnung, hienieden Rettung zu finden, schied, wurde dennoch kein Klagegeschrei der Verzweiflung laut. Sie sinken auf die Kniee; sie wissen, daß kein Kerker so tief ist, wo nicht Gott niederstiege, um Jene aufzurichten, die auf ihn hoffen; sie beten zu ihrer Mutter, die ihnen vorausgegangen ist in den Himmel, damit sie ihnen von dem ewigen Vater die Kraft erflehen helfe, muthig und ergeben zu sterben — zu sterben in der blühenden Jugend und erst am Eingange in ein Leben, welches ihnen die schönsten und glücklichsten Tage verheißen hatte. Und während sie inbrünstig beten, während ihre Thränen strömen, während sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit sich umfassen und Lebewohl sagen, entschwinden die Stunden, die Nacht entflieht, die Sonne steigt empor und der Augenblick der Hinrichtung naht heran. Bald lassen sich Tritte auf der Treppe, die zum Gefängnisse führt, hören, die Riegel knarren und noch einmal werfen sie sich vor dem Allmächtigen nieder, und flehen um den Beistand des Gottes der Martyrer; dann erheben sie sich, ruhen noch Alle eng umschlungen Herz an Herz, und sagen zu dem Kerkermeister: „Wir sind bereit!"

Schon seit mehreren Stunden war der Platz mit dichten Volkshaufen angefüllt, die von einer grausamen Neugierde herbeigelockt waren. Als nun die vier jungen Mädchen auf der Treppe des

Gefängnisses „Bouffay" sichtbar wurden, entstand ein leises Gemurmel unter der Menge, vom Mitleiden erregt, doch bald wieder erstickt, indem der Ruf einiger Blutmenschen: „Nieder mit den Aristokraten!" auch von den Massen nachgeahmt und wiederholt wurde. Nur mit Anstrengung konnte der Henker sich und seinen Schlachtopfern eine freie Bahn durch das gedrängte Volk öffnen, und endlich sind sie am Fuße des Blutgerüstes. Jetzt besteigt es die älteste der Fräulein von Metairie zuerst; sie zeigt ihren jungen Schwestern, die eng verschlungen voll Inbrunst beten, den Himmel, der ihrer wartet, — — — und schon ist sie von der Qual des Lebens befreit. — Ihr folgt die zweite, die dritte. — Nur die Jüngste ist noch übrig. Auch ihr letzter Augenblick ist gekommen und sie erhebt sich von der Erde, wo sie gebetet hatte, und steigt die blutigen Stufen hinauf. Und der Henker will sie binden, darum zieht er ihr die Hände von dem Antlitz, das sie bedeckt hatte, um nicht die verstümmelten Leichname ihrer Schwestern zu sehen, hinweg. Da strahlt die zarte Jungfrau in dem vollen Glanze der Schönheit, denn ihre Blässe und ihre Thränen vermögen die blühende Jugend nicht zu verwischen. Sie ist eben erst fünfzehn Jahre alt geworden! — — Sie blickt zum Himmel empor, eine göttliche Begeisterung leuchtet aus ihren Augen, sie gleicht einem Engel, der bereit ist, sich aus dem trüben Thale der Verbrechen und Leiden zu einer schönern Heimath aufzuschwingen. Und selbst der Henker fühlt, als er sie betrachtet, eine Regung des Mitleids; er läßt den Arm sinken, welchen er schon gegen sie ausgestreckt hatte, und er zeigt sie dem Volke mit den Worten: „Sie ist noch zu jung, sie zählt noch nicht fünfzehn Jahre!" Da erschallt es von allen Seiten „„Gnade! Gnade! Die Republik verzeiht ihr, sie hat noch nicht das gesetzliche Alter zur Todesstrafe!"" Doch vom Schaffot herab ruft die Jungfrau der Menge entgegen: „„Ich bin älter als fünfzehn Jahre. Ihr habt meine Schwestern getödtet, ich bin schuldig, wie sie!"" — „„Nein, nein,"" erwiedern die Haufen, „„steige vom Gerüste herab, Du bist begnadigt!"" — „„Aber ich will keine Gnade,"" ruft das schuldlose Wesen, „„ich will sterben. Ich sehe meine Schwestern, sie steigen zum Himmel auf, sie rufen mir, sie harren meiner. O laßt mich schnell sterben! denn ich bin wahrhaftig schuldig, ich bin schuldig, wie meine Schwestern; ich hasse, ich verabscheue die Republik. Es lebe der König! es lebe mein König!"" —

„„So mag sie denn sterben!"" riefen jetzt einige Stimmen, und „„mag sie denn sterben!"" hallte es bei der Menge nach; und mit schmerzlichem Widerwillen ergriff sie der Henker, und bald war der Engel bei den Engeln. — —

Hier muß bemerkt werden, daß der bluttriefende Mensch, dessen

Lebensbeschäftigung nur im Tödten bestand, und durch dessen fühllose Hand so viele Häupter gefallen sind, den Tod dieses jungen Schlachtopfers niemals aus seinem Gedächtnisse wegwischen konnte, daß er von diesem Tage an nicht mehr gesehen wurde, und bald darauf gestorben ist! —

371. Frauen-Muth.

(Aus: Ehrenhalle der Menschheit.)

Zur Zeit, als die Gräuel der Revolution Frankreichs auch in Lyon wütheten, fielen zwei öffentliche Beamte in die Hände der blutgierigen Menge. Schon waren die Mordwerkzeuge gegen sie gezückt, als plötzlich eine Frau, eine Wäscherin ihres Gewerbes, mitten in den Haufen sich drängte. „Zurück!“ schrie sie den Aufrührern zu: „Zurück! Diese beiden Verbrecher gehören **mir** allein an! Ich kenne ihre Freveltharen besser, als ihr! Sie haben die Hälfte meiner Familie ermordet; **mir** kommt es zu, sie zu bestrafen!“

Ohne Widerspruch überließ man ihr die beiden Opfer; sie schleppte dieselben in ihr Haus und verschloß die Thüre. Bald hörte man den Lärm eines Handgemenges und ein entsetzliches Jammergeschrei. Alles glaubte die beiden Unglücklichen ermordet.

Doch dem war nicht so.

In ihrer Stube angekommen, erhob die Frau selbst jenes fürchterliche Toben. Die unfreiwilligen Gäste, welche zitternd ihren Tod erwarteten, beruhigte sie mit den Worten: „Mein Toben ist nur Täuschung; es hat keinen andern Zweck, als Euch zu retten!“

Es wurde Nacht; das Volk verlief sich. Die Frau brachte ihre Schützlinge durch eine Hinterthüre nach der Rhone hinaus und führte sie mit Hilfe einer Freundin über den Fluß. Aber damit, sie gerettet zu haben, war sie noch nicht zufrieden. — Sie bemerkte, daß die Kleider der Beiden von den rauhen Händen ihrer Verfolger in Fetzen zerrissen waren, wodurch sie leicht wieder erkannt werden konnten. Ohne sich lange zu bedenken, gab sie Jedem einen vollständigen Anzug ihres Mannes, und Geld, was sie hatte.

So großmüthig handelte ein Weib aus dem niedrigsten Stande — eine Wäscherin!

Die Flüchtlinge entkamen glücklich. Nach der Hand ersetzten sie Kleider und Geld hundertfach, ohne sich damit der Verpflichtung gegen ihre Wohlthäterin entledigt zu glauben. Es giebt ja keinen Beweis von Dankbarkeit, welcher mit einem solchen Dienste im Verhältnisse stünde! —

372—374. Priester-Rache.

1. Es mag ungefähr ein Vierteljahrhundert her sein, als die Einwohner von Guérande, einem Städtchen unfern von den Mündungen der Loire, durch das Erscheinen eines sonderbaren Bettlers in große Bewegung gesetzt wurden. Er unterschied sich aber auch gar sehr von den guten Bewohnern von Guérande und namentlich von den Leuten seines Gewerbes; seine Sitten, sein Benehmen zeugten von guter Erziehung, und Alle glaubten, auch er gehöre zu den vielen Opfern der Revolution und sei von der herrschenden Partei aus dem Vaterlande vertrieben. Als es nun gar verlauten wollte, der Fremdling habe noch einiges Vermögen, da zweifelte man gar nicht länger an der Wahrheit dieser Vermuthung. Zu einer Mittheilung über seine frühern Schicksale war der sonderbare Bettler aber nicht zu bewegen; nie gab er auch nur die geringste Auskunft, und geschickt wich er allen Fragen aus und nahm nach wie vor seinen Platz an der Kirchthür ein. Viele Einwohner gaben ihm ein bestimmtes Almosen, darunter auch der Abbé Sorel, der die Frühmesse las und ebenfalls von dem sonderbaren Benehmen und Wesen des Bettlers vom ersten Augenblick an gefesselt worden war. Doch selbst dem Abbé gelang es nicht, irgend Etwas von dem früheren Schicksale des Bettlers, der sich Jean Louis nannte, zu erfahren. Jean Louis wohnte in einem großen, fast verfallenen Gebäude im entlegensten Theile der Stadt; aber noch nie hatte er irgend Jemand den Eintritt in seine Wohnung gestattet, für die er die kleine Miethe mit der größten Pünktlichkeit bezahlte. Wenn er vor der Kirchthür stand, ward er nie aufdringlich, sondern wartete geduldig, bis ihm die Mildthätigkeit der Kirchengänger ein Almosen reichte.

Selbst die Leute seines Gewerbes betrachteten Jean Louis mit einer gewissen Ehrfurcht. Wenn sich ein Streit unter ihnen erhob, so wählten sie ihn zum Schiedsrichter und bezeigten sich stets mit seiner Entscheidung zufrieden. Am auffallendsten war es übrigens, daß Jean Louis niemals in die Kirche trat, obgleich man an seinem tiefen religiösen Gefühl nicht zweifeln konnte. —

2. Eines Tages fand der Abbé Sorel seinen Schützling nicht an der Kirchenthüre; ebenso wenig am zweiten und dritten Tage. Da entschloß sich der würdige Priester, die Wohnung des Bettlers selbst zu betreten. — In einer Ecke des mit Geröll und Schutt bedeckten Hofes führte eine Wendeltreppe zu dem halbverfallenen Gebäude, das einst die stolze Wohnung eines bretonischen Edelmanns war. Lange hatte der Abbé vergeblich an eine niedrige Thür geklopft, als sich endlich ein kleines Gitter öffnete, hinter dem der Bettler

erschien. Als dieser den Priester erkannte, schob er sogleich die Eisenstange zurück, welche den Eingang versperrte, und der Abbé trat in ein kleines dunkles Zimmer. Die Spuren heftiger Krankheit und großer körperlicher Schwäche zeigten sich auf dem Gesichte des Bettlers, der um Verzeihung bat, daß er nicht sogleich geöffnet. Dann stand er eine Weile unschlüssig da, als kämpfe und ringe er nach einem Entschlusse. Endlich öffnete er eine zweite Thür und führte den Abbé in das innere Zimmer. Dort war nichts von den Spuren des Elends zu sehen wie in dem ersten; mit jeder Bequemlichkeit, fast mit Luxus war es ausgestattet. Beim Eintritt in dieses Gemach schien es, als raube die körperliche Schwäche, verbunden mit der geistigen Aufregung, dem Bettler den letzten Rest seiner Kraft. Er bot dem Abbé hastig einen Sitz an und sank dann kraftlos auf ein hartes, mit elenden Lumpen bedecktes Strohlager, das in eigenem Contraste mit der übrigen Einrichtung stand. Ein tiefes Stöhnen weckte den Abbé aus dem Sinnen, in das ihn diese sonderbare Umgebung versetzt hatte. Er trat an das Lager des Bettlers, faßte dessen Hand und sprach in herzlichem Tone zu ihm: „Mein Freund, alle Mittel zur Befriedigung Eurer täglichen Bedürfnisse scheinen Euch zu Gebote zu stehen; aber der dichte Schleier des Geheimnisses, mit dem Ihr alle Eure Handlungen, Euer ganzes früheres Leben verhüllt, läßt mich glauben, daß geheimer Kummer oder das Bewußtsein einer Schuld Eure Seele belaste. Betrachtet **mich** als Freund, den die Vorsehung gesendet, um Euch zu trösten. Vertraut der göttlichen Barmherzigkeit; was Euch auch bekümmert, sie kann Euch Trost und Ruhe gewähren!“

„„Nein, für mich giebt es keine Gnade, nicht Trost noch Linderung!““ rief in wilder Verzweiflung der kranke Bettler.

„Mein Sohn,“ erwiderte der Abbé mit sanftem Vorwurf, „bedenke“, wie strafbar dich dieser Unglaube, diese Verzweiflung macht! Der Herr gewährt jedem reuigen Sünder seine Gnade.“

„„Aber **mir** nicht!““ stöhnte der Unglückliche. Kann der schwärzeste Undank, Raubmord, schlimmer als Elternmord, noch Gnade finden?““

„Verzweifle nicht! Denke an Ihn, der für unsere Sünden starb! In dem Glauben an ihn wird dir Trost und Hoffnung zu Theil.“

Ein tiefer Seufzer entwand sich der Brust Jean Louis'. Der Priester aber kniete an dem Bette nieder und betete lange und inbrünstig. Und dieß Gebet schien das Gemüth des Leidenden zu beruhigen. Plötzlich aber richtete er sich in die Höhe, ergriff beide Hände des Priesters und rief: „„So vernehmen Sie denn die

Erzählung meiner Vergehen, und dann sagen Sie mir, ob ich Gnade und Vergebung hoffen darf!""

3. Der Priester nahm auf den Wunsch des Bettlers seinen früheren Sitz wieder ein, und Jean Louis erzählte ihm unter heftigem Seufzen und Stöhnen folgende Geschichte:

Ich war der Sohn eines armen Weingärtners und kam schon früh auf das Schloß des Gutsherrn, eines reichen und angesehenen Edelmanns, der mich zum Dienst seines nur zwei Jahre jüngern Sohnes bestimmt hatte. Da er aber in mir nicht unbedeutende Anlagen und großen Fleiß gewahrte, so änderte er bald seinen Entschluß, ließ mich mit seinem Sohne zugleich unterrichten und machte mich später zu seinem Secretär. Da brach die Revolution aus und verbreitete auch in der Familie meines Herrn Schrecken und Besorgniß. Er brachte schnell seine Gelder im Auslande in Sicherheit, versah sich mit einer bedeutenden Baarsumme und suchte dann in einem kleinen Orte nahe bei Paris unter fremdem Namen der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entgehen. Außer seiner Frau und seinen Kindern wußte nur **ich** um das Geheimniß. Mich liebte der Herr wie seinen eigenen Sohn, mir schenkte er sein ganzes Vertrauen. Da aber weckten Geldgier und Ehrgeiz in mir elenden Treulosen den teuflischen Entschluß, den väterlichen Freund zu verrathen und mich durch das Unglück, das ich dadurch über dessen ganze Familie brachte, in den Besitz des großen Vermögens zu setzen, von dem außer ihm nur ich wußte. Nur kurze Zeit schwankte ich. Zu mächtig erhoben jene niedern Leidenschaften ihre Stimme in meiner Seele, und ich ging hin und verrieth dem revolutionären Tribunale den Aufenthalt der Familie. Ja, so weit ging mein schwarzer Undank, daß ich als Zeuge gegen meinen Wohlthäter auftrat. Auf meine Aussagen hin wurden sie zum Schaffot verurtheilt. Nur der **Sohn**, der sich bereits im Auslande befand, entging dem traurigen Schicksale seiner Verwandten. Auf der Straße begegnete ich dem schrecklichen Karren, auf dem die Verurtheilten zum Richtplatze geführt wurden. Mein Herr erkannte mich unter der Menge — nur eine einzige Minute ruhte sein Blick auf mir —, aber dieser Blick schwand nie aus meiner Seele. Wie ein unauslöschbares Feuer fachte er immer wieder die Qualen des Gewissens an, Qualen, die ich nicht beschreiben kann. Ich floh aus Paris, und obwohl ich mich in den Besitz der Güter meines Herrn gesetzt, war ich doch fest entschlossen, mich ihrer nie zu erfreuen. In die entfernteste Einsamkeit wollte ich mich zurückziehen und dort mein Leben in Armuth verbringen, umgeben von meinem furchtbaren Reichthume, umgeben von Allem, was mir unaufhörlich mein Verbrechen in die Seele

zurückrufen sollte. Darum brachte ich das Hausgeräth meines verrathenen Herrn mit hierher, darum hängen dort die Uhr, das Crucifix und die verschleierten Porträts der gemordeten Familie; ihr Bild sollte meinen Augen stets gegenwärtig sein!""

Bei diesen Worten blickte der Priester, der mit sichtbar wachsender Angst und immer steigender Blässe dem Bettler zugehört, auf die Bilder, und sprang mit den Worten: „Barmherziger Gott! Mein Vater! meine Mutter!" von seinem Sitze auf. Der Bettler aber stieß einen durchdringenden Schrei aus und sank bewußtlos zu Boden.

Lange stand der Priester, der indessen das Crucifix seiner Eltern von der Wand herabgenommen und es heftig an sein Herz gedrückt hatte, in stillem Gebet. Dann richtete er den Unglücklichen auf, legte ihn auf sein Lager und bemühte sich, ihn ins Leben zurückzurufen. Nur langsam erholte sich der Bettler; und als er endlich seine volle Besinnung wiedererlangte, erhob er sich auf die Kniee und sagte mit matter Stimme: „„Giebt es Gnade und Verzeihung für einen Elenden, wie ich es bin?""

„Für alle Menschen, die wahrhaft bußfertig sind, also auch für dich!" sagte der Priester mit feierlichem Tone, und erhob die Hände mit dem Crucifix zum Himmel in inbrünstigem Gebete um Barmherzigkeit für den armen Sünder, der zu seinen Füßen lag. Als er ihn aber aufrichten wollte, sah er, daß die Erschütterung zu furchtbar gewesen, denn: der Bettler war todt. —

Neben dem Bettler lag ein Manuscript. Es enthielt die Geschichte seines Verbrechens und am Schlusse die Bitte: Seine ganze Hinterlassenschaft den Armen zu geben.

Der Abbé Sorel sorgte für die Erfüllung dieser Bitte und gedachte des Hingeschiedenen täglich am Altare. —

375—377. Greuel über Greuel!

1. Links von dem Dorfe Saint-Etienne in Frankreich und nur einige Büchsenschüsse davon entfernt, erhebt sich auf einem grünen Hügel die Kirche des heiligen Johannes. Wir aßen zu Mittag bei dem Pfarrer, dessen Wohnung neben seiner einfachen, ländlichen Kirche liegt, und der uns bald auf eine kleine Kapelle aufmerksam machte, die auf dem Kirchhofe steht, und welche der Schauplatz eines gräßlichen Ereignisses geworden ist.

Während des Vendeer-Kriegs waren die Orte St. Jean und St. Etienne von den Royalisten und Republikanern abwechselnd genommen und wieder genommen worden.

In dieser Zeit vereinigte sich ein Bewohner von St. Etienne mit den Republikanern, welche die Gegend besetzt hielten. Er kannte die reichsten Bauern, und eben so gut jene Meiereien, wo am meisten zu holen war; und dahin führte er denn die Soldaten der Republik, mordete mit ihnen die Einwohner, welche man dort fand, und wußte sich stets einen guten Theil der Beute anzueignen. Und Tag für Tag fand er Gelegenheit zu neuen Unternehmungen, und seine Gierde nach Blut und Raub wuchs so furchtbar, daß die Soldaten endlich der Sache müde wurden. Er dagegen ermattete niemals; schon sah er sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens, und ein teuflisches Lächeln spielte auf seinem Gesichte, wenn er mitten in der Nacht bei dem Scheine einer Harzfackel sein geraubtes und gestohlenes Gut zählte und wieder zählte. Sorgfältig bewahrte er Alles in einer hinter seinem Hause liegenden Strohhütte, und suchte es vor Aller Augen bestens zu verbergen.

Eines Tags war er wieder auf eine seiner blutigen Unternehmungen ausgegangen, und während seiner Abwesenheit hatte man eine große Zahl armer Vendeer Frauen mit ihren Töchtern und kleinen Kindern als Gefangene zusammengeschleppt, und in die Kapelle des heiligen Johannes gesperrt. Unter ihnen befanden sich auch mehrere Verwandte Desjenigen, den ich nicht näher bezeichnen will. Er aber kam eben von ihren Wohnungen zurück, wohin er die unmenschlichsten Soldaten geführt, und dort in toller Wuth geschäumt hatte, als er inne geworden, daß ihm die Schwestern seiner Mutter entgangen, daß sie nicht mehr in ihren Häusern zu finden, und daß sie von den republikanischen Soldaten, ohne ermordet zu werden, weggeführt worden seien. „Ha!“ rief er mit furchtbarer Stimme aus, „ich will sie schon wiederfinden! Ich will es ihnen unmöglich machen, zu verrathen, wie ich reich geworden bin! Sie sollen und müssen dahin, wo ihre andern Nachbarinnen sind, denn nur die Todten schweigen!“

Mit solchen Entschlüssen in seiner dunkeln Seele beschäftigt, erschien er am Abende vor dem Offizier, welcher die kleine Besatzung von St. Etienne befehligte. „Nun, Bürger-Commandant,“ sprach er zu ihm, „du bist heute glücklich gewesen, du hast einen guten Fang gethan, deine Vögel sind da droben im Käfich, und wenn du mich gewähren ließest, sollte Alles sogleich ganz still und ruhig dort werden!“ — — „„Pfui,““ antwortete ihm der Offizier mit Schauder, „„du denkst doch an nichts, als an das Morden der Weiber!““ — „Ach!“ sagte der Mörder, „ihre Männer, ihre Brüder sind im Kriege; dort komme ich nicht hin, weil es nicht meines Amtes ist, dort magst du dir zu schaffen machen. Meine Sache

aber ist es, die Gegend zu durchstreifen, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, und das Viperngezüchte, Mütter und Kinder, zu vertilgen!" — „„Und glaubst du dabei Ruhm zu ernten?"" — „Ruhm? Allerdings suche ich Ruhm! Ich will meine Schuldigkeit als ein guter Republikaner thun, und überall, wo ich einen Feind des Vaterlandes finde, sei es Weib oder Priester, Greis oder Kind, soll mein Säbel mit ihm fertig werden!" — „„Die Gefangenen in der Kapelle stehen unter meinem Schutze, und du sollst es nicht wagen, ein Haar auf ihrem Haupte zu verletzen!"" — „Ich werde dich anklagen, du bist kein Patriot!" — „„Ich bin Soldat, aber kein Mörder!"" — „Wer einen Royalisten, dessen Frau oder Kind tödtet, der mordet nicht, der befreit das Vaterland von seinen Feinden!"

Der Offizier stand empört von seinem Sitze auf, wandte dem Blutmenschen den Rücken zu, ging in sein Haus und verschloß die Thüre. Aber, durch diese Zurückweisung nur noch mehr gereizt, konnte derselbe kaum erwarten, bis es ganz dunkel geworden; dann verließ er sein Haus, stieg den Hügel hinab, ging über den kleinen Fluß, und eilte mit raschen Schritten die Höhe hinan. Vor der Kapelle setzte er sich nieder. „Ich will doch lauschen," sagte er vor sich hin, „vielleicht kann ich sie jammern hören! Doch nein, die schlafen ruhig, der Commandant will sie ja morgen frei lassen! Aber daran will ich ihn wohl hindern; ich gehe nach Villeneuve, wo der General ist, ich verklage den Offizier, und erkläre, daß unter den Gefangenen — Frauen seien, welche den Briefwechsel unter den Royalisten besorgen, und daß sie wichtige Papiere bei sich führten!"

Mit einem Male springt er auf, und nähert sich der Kapelle. „Ich will sie erschrecken," flüstert er, „ich will ihnen zurufen: „Aufrührer, betet jetzt zu euerm lieben Gott, denn in wenigen Stunden müßt ihr sterben!" Das soll ihnen doch, hoffe ich, den Schlummer vertreiben für die übrige Nacht." Und der Einfall macht ihm Freude; tückisch lächelnd schleicht er, um zur Thüre zu gelangen, über den Kirchhof, als ihm plötzlich der Ruf: „„Wer da?"" entgegenschallt, und sein Fortschreiten verhindert. Der Offizier hatte nämlich zwei Schildwachen hier aufgestellt, nicht sowohl, um die Entweichung der Vendeerinnen zu verhindern, als dieselben gegen die Wuth ihres grimmigen Feindes zu schützen.

Mit dem frühesten Morgen bestieg der Verworfene ein Pferd und jagte nach Villeneuve. Hier drängte er sich an den General, und eröffnete demselben, daß die Frauen der Rebellen, die dem Lande durch ihre thätige Besorgung des royalistischen Briefwechsels den meisten Schaden brächten, verhaftet und in der Kapelle des

heiligen Johannes eingesperrt seien; daß sie aber der Commandant von St. Etienne vermuthlich in Freiheit setzen werde, und daß er denselben gleichfalls als verdächtig betrachten müsse, weil er mit Vendeer Offizieren verkehre, und sich in vieler Hinsicht als ein Feind der Republik kundgebe.

Der General hörte ihn an und erwiederte darauf: „„Was die Frauen betrifft, so muß ich ihre Papiere haben; sollten sie sich widersetzen, dann — — du verstehst mich schon. Hinsichtlich des Commandanten von St. Etienne fällt es mir aber schwer, deiner Aussage Glauben zu schenken, denn ich kenne ihn lang und genau. Hier hast du den Befehl in Bezug auf die Frauen; die Republik wird dir danken.'"

Freudetrunken war jetzt der gräßliche Mensch nahe daran, den General, der ihm einen Todesbefehl übergeben, an sein Herz zu drücken; seine Augen funkelten, er flog auf sein Pferd, und sprengte im Gallop nach St. Etienne zurück. Nur einige kurze Minuten gönnte er sich in seinem Hause Erholung; dann eilte er zu dem Commandanten, der ihm bei seinem Anblicke rauh entgegenrief: „Verlangst du schon wieder Blut von mir?" — „„Ich komme nicht, um von dir etwas zu verlangen,"" antwortete ihm der Henker dieser Gegend, „„ich bringe dir einen Befehl. Hier nimm und lies!""

Als der Offizier den an ihn gerichteten Befehl gelesen hatte, sagte er zu dem Ueberbringer: „Ich werde zu den Gefangenen gehen, ich werde sie verhören, und suchen, mich in den Besitz jener Papiere zu setzen, die sie bei sich führen sollen." — Da schrie das blutdürstige Ungeheuer: „„Abermals ein Verzug!"" und verließ fluchend und schmähend den Anführer der Truppen, welcher sich voll Hoffnung, die unglücklichen Frauen retten zu können, in die Kapelle begab, und damit begann, sie zu beruhigen. „Ich komme nicht, euch den Tod anzukündigen," sprach er tröstend zu ihnen; „euch Allen soll die Freiheit geschenkt werden, wenn ihr mir die Briefe ausliefert, die ihr bei euch tragt." Er ließ nun die Gefangenen durch Weiber von St. Etienne durchsuchen; man fand jedoch nichts bei ihnen, als — Rosenkränze, Gebetbücher und geweihte Bilder vom Herzen Jesu und von der Mutter Gottes. „„Das ist Alles, was wir haben,'" riefen die Aermsten; „„verdienen wir deßwegen den Tod, weil wir zu dem lieben Gott beten? Und welcher Schuld will man unsere kleinen Kinder anklagen?'" Der Offizier verstummte, sein Herz war gepreßt, und er verließ schnell die Kapelle, die gefundenen Gegenstände mit sich nehmend. Zu Hause fand er schon wieder seinen geheimen Ankläger, der mit

Ungeduld auf den Erfolg der stattgefundenen Nachforschung harrte. „Sieh hier,“ redete ihn der Commandant an, „die wichtigen Papiere, die aufrührerischen Briefe, welche die Gefangenen bei sich hatten: Gebetbücher! Heiligenbilder! Rosenkränze!“ — „„Das ist genug, das ist vollkommen genug, um den Tod zu verdienen,““ antwortete der Bauer; „„weißt du denn nicht, daß die Rebellen eben mittelst dieser Bilder sich unter einander verständigen? Zögere also nicht mehr länger! Es ist hohe Zeit, daß die Feinde der Republik sterben. Du hast den Befehl zu ihrem Tode; gehorche!““ — „Wo fände ich zu einer solchen Hinrichtung den Henker?“ — „„Du hast ja deine Soldaten!““ — „Die weigern sich, Frauen und Kinder zu tödten!“ — „„Wohlan, so überlaß mir die Hinrichtung. Mich stört das Geschrei von Weibern und Kindern nicht im Geringsten, ich habe deßgleichen genug gehört, und bin dessen wohl gewöhnt!““ — „So sei **Du** denn der Henker!“ — „„Gerne werde ich der Rächer der Republik sein!““ — „Lebe wohl; ich habe Nachricht, daß sich die Royalisten St. Etienne nähern, und ich ziehe denselben mit meiner Mannschaft entgegen! Treffe ich sie, so werde ich meine Pflicht thun!“ — „„Fahre wohl, ich thue die meinige!““ — „Ja wohl, das Geschäft des Henkers!“ — Und unfähig, seine tiefe Empörung länger zu bezwingen, ließ der Offizier seine Leute zu Pferde sitzen, und verließ den Ort, als wollte er den Feind aufsuchen.

So sehr aber dieser wackere Mensch eilte, sich von St. Etienne zu entfernen, um nicht Zeuge von dem Niedermetzeln der unglücklichen Vendeer Frauen sein zu müssen, eben so rasch drang der Mörder in die Kapelle. Man sah ihn, wie er mit mehreren Pistolen und Dolchen bewaffnet, und einen großen Säbel hinter sich schleifend, über den Fluß und die Höhe hinaufgelaufen war; einem Menschen gleich, der, von brennendem Durste verzehrt, dem frischen Brunnen zueilt, war er der Kapelle zugestürzt, wo er sich am schuldlosen Blute laben wollte.

Mehrere Einwohner hatten ihn von ihrer Schwelle aus mit stummem Entsetzen beobachtet. Sie bemerkten, wie er seine Jacke auszog und auf ein Gebüsch hinschleuderte; wie er seine Hemdärmel aufstreifte und dann in den Kirchhof sprang, welchen man durchschreiten muß, um zur Kapelle zu gelangen. Bald vernahm man Pistolenschüsse, Stöhnen, Jammergeschrei —— die schrecklichen Laute hallten lange durch die stille Landschaft; und als sie endlich verstummten, da konnte man sagen: Jetzt ist Alles geendigt, Alles geschlachtet!

Während der **Henker** sein gräßliches Amt verrichtete, kam

ein Kind an die Kapelle gelaufen und wollte hinein zu seiner Mutter. Als es aber durch eine Spalte der Thüre hineinblickte, wich es entsetzt zurück; denn es sah das Ungeheuer seine Schlachtopfer niedermetzeln und mit triumphirender Freude im Blute umherwaten. Es entfloh und entkam so dem Mörder seiner ganzen Familie.

Dieser aber stieg bald darauf schamlos und stolz auf seine That den Hügel herab, wusch sich die Hände in dem Fluß, trocknete seine Waffen ab, ging in sein Haus und setzte sich ruhig zu dem Mahle, welches sein Weib ihm bereitet hatte, nieder. — —

2. Die Tage des Schreckens gingen vorüber, man mordete nicht mehr nach Lust und Behagen, denn der Tod selbst war müde geworden, und man fing endlich in den Städten und auf dem Lande an, wieder frei zu athmen. Zwar sah der Elende, von dem hier erzählt wurde, diese Ruhe mit bitterm Unmuthe, allein er mußte sich fügen. Uebrigens war er durch seine Diebstähle und Räubereien reich geworden, er hatte mehrere Ländereien erkauft; und obgleich er nur allzu gut wahrnahm, daß man sich von ihm abwendete, daß man erbebte, wenn er sich näherte, so kümmerte ihn dieß dennoch wenig, denn seine Stirn wußte nichts mehr von Erröthen. Mitten unter den Kindern jener vielen Schlachtopfer lebte er ohne Gefährte und Beunruhigung: Alles floh ihn, aber Niemand bedrohte ihn.

Unter diesen Umständen wagte er es auch, der herrschenden religiösen Gesinnung dieser Gegenden zum Trotze, eine besondere Verachtung gegen den Adel und die Priester zu zeigen; immer wählte er des Sonntags die Stunde des Hochamts, um seine Windmühle anzulassen, und wenn dann seine Nachbarn zur Kirche vorüberzogen, zuckte er lächelnd mit den Achseln. Zwar wurde er bei der ersten Wiederkunft des Königs etwas furchtsam, und ließ sich einige Zeit lang nicht sehen; allein er fühlte sich bald wieder beruhigt, denn der alte beleidigende Uebermuth stellte sich abermals ein. —

Da kamen die Ereignisse des Jahres 1815.

Nun wurde er eines Tages von einem kleinen Haufen Vendeer unter dem Befehle des Grafen von Goulaine im freien Felde überrascht. „Da ist der Mörder unserer Mutter und Schwestern,“ schrien die bewaffneten Bauern, „nieder mit ihm!“ — Doch ihr Anführer rief: „,Tödtet ihn nicht! Gebt ihm ein paar flache Säbelhiebe, damit der Elende erkenne, daß die Royalisten niemals einen Wehrlosen tödten!‘“ — „Schade ist's,“ brummten einige Soldaten, „es wäre wohl die beste Gelegenheit, das Land von ihm zu befreien; indessen nimm wenigstens deine Säbelhiebe hin!“ — Und die klatschten denn auch bald ganz kräftig auf seinen Schultern, und

man konnte sie trotz des Heulens dieses Ungeheuers, das wie ein wildes Thier brüllte, ziemlich weit vernehmen.

Als der Krieg zu Ende, und Alles zur Ordnung zurückgekehrt war, erlag dieser Mensch, der Andern so viele Leiden bereitet hatte, nun selbst einem furchtbaren Leiden, und in seinen entsetzlichen Schmerzen hörte man ihn, nicht wehklagen, sondern brüllen. Er glich einem Tiger, der, vom Blute gesättigt, sterben soll, und sich noch mit der letzten Kraft gegen den Tod sträubt. Sein körperliches Wehe wurde durch die innere Angst gesteigert; er sah, er zählte, er nannte alle Schlachtopfer, die unter seinen Händen gefallen waren; bald schrie er: „„Schonet meiner!““ dann rief er wieder: „„Was macht ihr hier mit euern bleichen Gesichtern? Tödtet mich, wie ich euch getödtet habe! Kommt heran, schnell, und gebt mir den Todesstoß!““

Das unglückliche Geschöpf, welches sich nicht gescheut hatte, sein Weib zu werden, lief zu einem Priester und sagte: „Sie allein können ihm Ruhe geben; aber,“ setzte sie erröthend hinzu, „bringen Sie doch auch ein Crucifix mit, lieber Herr, denn wir haben keins im Hause!“ Der Geistliche folgte der Frau; und als sie noch weit von dem Hause des Kranken entfernt waren, hörten sie schon sein gräßliches Geheul. „„Was wollt Ihr hier?““ rief ihm beim Eintritt der Sterbende entgegen. — „„Euch beruhigen, Eure Qual lindern!““ antwortete der Priester. — „„Für mich giebt es keine Ruhe, keine Erleichterung!““ — „„Doch, es giebt eine Erleichterung für alle Leidenden; Gott kommt Allen zu Hilfe, die nach ihm rufen!““ — „„Ich habe niemals nach **Gott** gerufen, so wenig als nach Euch; nur meine Frau hat Euch aufgesucht!““ — Und nun erzürnte sich der starre Sünder gegen sein Weib, bedrohte sie und überhäufte sie mit Schmähungen. Das unglückliche Weib erwiederte aber auf alle seine gewaltsamen Ausbrüche immer nur die Worte: „Ach Gott, ich mußte wohl einen Geistlichen holen, da du unaufhörlich schriest: Da sind sie! Sie suchen mich, um mich in die Hölle zu schleppen! Wie wollen wir denn allein diese bösen Geister verscheuchen, die dich Tag und Nacht quälen? Wir haben ja nicht einmal ein Bild der heiligen Mutter Gottes, einen geweihten Palmzweig und ein Crucifix hier! Und auch Nachbarn finden wir keine, die mit uns beten! Du weißt es ja, daß uns Alle meiden. Da habe ich denn gemeint, daß der Herr Pfarrer dir Gutes thun könne, und darum habe ich ihn aufgesucht!“ — „„Er mir Gutes thun! Ja, das ist Einer mehr, der mich verfluchen wird!““ — „„Ihr irrt Euch,““ rief der Priester aus, „„meine Pflicht verbietet mir, zu verfluchen!““ — „„Das ist gleichviel, was

hilft hier die Pflicht? Ihr werdet mich doch verfluchen!‘“ — „‚Im Namen Gottes, dem ich diene, beschwöre ich Euch!‘“ — „‚Schwört nicht! Wo ist eure Mutter?‘“ — „‚Im Himmel bei den Martyrern.‘“ — „‚Nicht wahr, sie wurde mit den Vendeer Frauen ermordet?‘“ — „‚Ja, grausam ermordet!‘“ — „‚War **sie** dort oben dabei, in der Kapelle des heiligen Johannes?‘“ — „‚Nein, sie wurde in dem Walde von Roche-Serviere gefangen und getödtet!‘“ — „‚Im Walde von Roche-Serviere! Das war ich auch! Was sagt Ihr nun?‘“

Bei diesen Worten sank der Diener Gottes, von Entsetzen überwältigt, auf die Kniee. Mehrere Augenblicke lang betete er still, dann erhob er sich und sagte zu dem Sterbenden: „‚Ich habe zu Gott gefleht: Vergieb mir, wie ich auch vergebe! Und so wiederhole ich es gegen Euch, der Ihr mein Bruder in Jesus Christus seid: ich vergebe Euch!‘“ — „‚Die Andern aber werden mir nicht vergeben, und Euer Gott selbst hat für mich keine Vergebung! Mir bleibt nur die Hölle, und ich fühle schon ihre Qualen. Ach! wenn alle Mörder Das ausstehen müssen, was ich dulde, dann sind die armen Schlachtopfer vollkommen gerächt!‘“ — „‚Diese Qualen können Euch nützlich werden; vielleicht wecken sie die Reue in Eurer Brust!‘“ — „‚Ach, die Reue kann mir nur vor Gott helfen, die Menschen werden nicht daran glauben!‘“ — „‚Was liegt Euch an der Meinung der Menschen? Ihr seid ja nahe daran, von ihnen zu scheiden. Daran aber denkt, daß Ihr in die Hände des lebendigen Gottes fallen werdet!‘“ — „‚Ach, ich weiß es, ich weiß es wohl,‘“ stöhnte der Mensch, der so viel Blut vergossen hatte, „‚ich sehe mich schon vor seinem Richterstuhl, ich kann seinen Blick nicht ertragen. Warum sprecht ihr aber von ihm? Seht Ihr nicht um seinen Thron herum alle die Frauen und Kinder, die ich umgebracht habe? Sie zeigen mit den Fingern auf mich, und rufen dem Richter zu: „**Der** ist's! **der** ist's! strafe ihn!“ Und die Flammen der Hölle lodern um mich empor, und die Teufel ergreifen mich!‘“ — Und von einem furchtbaren Wahnsinn durchzuckt, erhob sich der sterbende Verbrecher in seinem Bette, und streckte die Arme weit aus, um die quälenden Erscheinungen, die ihn umschwebten, zurückzustoßen. Seine grauen Haare sträubten sich von der bleichen, tiefgefurchten Stirne hoch empor; kalter Angstschweiß rann von seinem Antlitze nieder, und die Furcht verzerrte alle seine Züge. „‚Ach,‘“ sagte der Priester zu sich selbst, „‚wenn Gottes Barmherzigkeit nicht unendlich wäre, ich glaubte einen Verdammten zu erblicken, denn so müßten sie aussehen!‘“

Während der Unglückliche sich in so entsetzlichen Qualen erschöpfte,

betrachtete ihn sein Weib mit einem Ausdrucke, zwischen Mitleid und Abscheu getheilt, und wiederholte immer: „So überfällt es ihn wohl zwanzigmal des Tages!"

Plötzlich ergriff der Kranke mit Heftigkeit die Hand des Priesters und sprach: „„Bleibet hier, bleibet ja bei mir! Sie haben das Kreuz erblickt, was Ihr an mein Bett gestellt habt, sie haben einen Diener Gottes gesehen, und wagen sich nun nicht näher heran! Sie wollen mir jetzt nicht mehr das Herz zerreißen, denn ich habe gehört, wie sie unter sich sagten: er hat **Gott** angerufen, und das Kreuz sichert ihn!"" — Und als der Priester einige Stunden bei ihm geblieben war, wurde der Sünder ruhiger. Den eindringlichen Ermahnungen nachgebend, hatte er sich endlich entschlossen, das Bekenntniß seiner Verbrechen und Sünden zu beginnen, und während acht ganzer Tage befand sich stets ein Diener des barmherzigen Gottes an dem Lager des Sterbenden. Die Nachbarn wurden nun nicht mehr durch das Geschrei der Verzweiflung aufgeschreckt, denn die Religion hatte dem Hause Desjenigen, welcher der Schrecken der Gegend gewesen, wieder etwas Frieden gebracht.

Auch die Krankheit hatte in ihrer Wuth nachgelassen, als wollte sie dem alten Blutmenschen Zeit zur Reue gewähren; und bereits waren mehr als drei Wochen verlaufen, seitdem der Priester zuerst gerufen worden war. Und schon flehte der Mensch, der Gott so lange verleugnet hatte, mit der brünstigsten Sehnsucht zu demselben Gott; oft sagte er zu seinem Beichtvater: „„Vielleicht werden mir die Menschen noch verzeihen, wenn sie gewahr werden, daß mir Gott verziehen hat! Ach, diese Hoffnung wäre mir immer ferne geblieben! Aber Ihr habt mir ja versichert, daß die göttliche Güte größer sei, als meine sämmtlichen Verbrechen, und damit habt Ihr mich der Verzweiflung entrissen!""

Bisher war der Geistliche immer noch ungewiß gewesen, und hatte sich gescheut, den Gott des Friedens und der Milde persönlich in einer Menschenbrust einkehren zu lassen, die sich so furchtbar mit Blut befleckt hatte. Oft sagte er zu dem sich erholenden Kranken: „Um Euch gründlich zu prüfen, ist entweder eine längere Zeit, oder eine große, entscheidende Handlung der Selbsterniedrigung erforderlich.'" — „„Eine Handlung der Selbsterniedrigung? Ich bitte Euch, sagt mir, was geschehen muß?"" — „Euer eigenes Herz wird es Euch sagen. Ihr habt mir gebeichtet, und ich habe kein Recht, mehr von Euch zu fordern. Die Zeit der öffentlichen Bußen ist vorüber!'" — „„Für einen Sünder, wie ich bin, darf sie nicht vorüber sein! Hört, um Euch von meiner Zerknirschung, von meiner wahrhaften Reue zu überzeugen, will ich die Kinder und Verwandten

Derer, die ich geopfert habe, versammeln; ich will mich zu ihren Füßen niederwerfen und ihnen zurufen: Verzeiht mir! Zwar bin ich der Mörder eurer Mutter, eurer Schwester, eurer Kinder! Aber verzeiht mir, damit Gott euch verzeihe!"" — „„Dieser Euer Entschluß kommt von oben,"' sagte der Geistliche, „„und ich kann Euch nur dazu aufmuntern."' — „„Wohlan, morgen will ich Das vollbringen, was mir Gott eingegeben hat. Und Sie, hochwürdiger Herr, der Sie mir den Glauben an seine unendliche Barmherzigkeit gelehrt haben, übernehmen Sie es, Jene, vor welchen ich mich erniedrigen will, davon in Kenntniß zu setzen. Ach! es sind ihrer gar zu Viele, denen ich Böses gethan habe, sie können nicht Alle kommen. Doch hier sind die Namen jener Bewohner der Gegend, die mir am meisten grollen müssen!""

Hierauf nannte der Büßende eine große Zahl von Namen; und der Diener des Friedens und der Versöhnung berief auf den nächsten Morgen die Verwandten der Gemordeten zu sich. Alle fanden sich am andern Tage an dem bestimmten Orte ein, ohne die Ursache dieser Zusammenkunft zu ahnen. Da sprach der Geistliche: „„Meine Freunde, ich will jetzt die heilige Messe lesen; hört sie an, und bittet unsern Herrn Jesus Christus, der seinen Peinigern verziehen hat, euch die Kraft einer grenzenlosen Liebe zu verleihen, einer Liebe, die auch den entsetzlichsten Erinnerungen nicht weicht. Ihr werdet derselben bedürfen!"'

Die Landleute folgten, ohne den Sinn dieser Worte zu fassen, in die Kirche und beteten brünstig. Nach der Messe aber führte sie der Pfarrer nach dem Hause des reuigen Revolutionärs. „Was," schrien jetzt einige junge Leute, „wollen Sie uns zu diesem Menschen führen? Er ist's, der unsere Mütter getödtet hat!" — „„Auch die meinige wurde ermordet,"' sagte der Priester; „„mögen mir Jene, die echte Christen sind, nachfolgen!"' Und er trat in die Thüre des Hauses dieses Sünders. Keiner von Allen blieb zurück, sie folgten ihm Alle auf dem Fuße nach. Die Stube war leer, der Hausherr zeigte sich nicht. Alles sah sich schweigend an, aber die Herzen schlugen mächtig, und der Geistliche, welcher dieß bemerkte, redete sie also an: „„Ihr Alle seid Christen, ihr Alle sprecht am Morgen und Abend: Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! Wohlan, ihr sollt jetzt einem großen Schuldigen, einem Verbrecher vergeben! Ein Mörder wird sich euch zu Füßen werfen; aber dieser Mensch, der schuldig, Verbrecher und Mörder gewesen ist, bereut nun seine Thaten! Stoßt ihn darum nicht zurück, seid nicht strenger als Gott! Derjenige, der eure Kniee umfassen wird, ist euer Bruder! Verzeiht ihm um Christi willen!"'

Hier zeigte sich unter allen Anwesenden eine Bewegung der Ueberraschung und der Unentschlossenheit; und als jetzt eine Thüre geöffnet wurde, und Der, welcher so lange der Schrecken der ganzen Gegend gewesen war, plötzlich hervortrat, ergriff ein unwillkürliches Entsetzen alle Frauen so heftig, daß sie in das andere Ende des Zimmers zurückwichen.

Der Kranke aber, als er die Angst bemerkte, welche er erregte, sprach mit zitternder Stimme: „„Ach! bin ich denn noch immer so furchtbar?““ Und mit der Hand den Schweiß abtrocknend, der in großen Tropfen von seiner Stirne herabrann, mit bebenden Knieen, wollte er reden, fand aber keine Worte. Und als der Pfarrer gütig auf ihn zuging, und ihn zu einem Sitze führte, strich er sich immer noch mehrmals mit der Hand über das Gesicht, gleich einem Menschen, der einen Gedanken vergeblich sucht; endlich rief er mit kräftiger Stimme: „„Nicht so geziemt es mir, euch gegenüber zu sein! Auf den Knieen muß ich euch um Vergebung flehen! O verzeiht mir Alle, verzeiht mir, ihr Söhne, deren Mütter ich getödtet habe! Verzeiht mir, ihr Brüder, deren Schwestern ich mordete! Verzeiht mir, ihr Eltern, deren Kinder ich schlachtete!““ Und bei diesen Worten schleppte sich der Unglückliche auf den Knieen von dem Einen zu dem Andern, immer mit flehender Stimme rufend: „„Vergebung! Vergebung!““ Da erwiederten Alle: „Möge Gott dir vergeben, wie wir dir vergeben!“ Nur Einer rief, als er den Flehenden sich nahen sah, ihm zu, zurückzuweichen. „Zurück,“ schrie er, „erhebe deine Hände nicht zu mir! Ich sehe noch das Blut meiner Mutter und meines Kindes daran, und nie, niemals kann ich dir verzeihen!“ Und rasch wollte er das Zimmer verlassen; aber die ungeheure Aufregung der Seele hatte dem Kranken wieder Kräfte verliehen; er ergriff Den, der vor ihm fliehen wollte, bei den Kleidern, hielt ihn zurück, und mit herzdurchschneidenden Tönen bat er: „„Im Namen unsers Erlösers Jesus Christus flehe ich euch um Verzeihung! O, ich weiß nur zu gut, was ich Euch all' für Böses gethan, ich weiß, daß ich Euern Haß, Eure Verwünschungen wohl verdient habe! Aber ahmt Eure Brüder nach: auch sie hatten Grund, mir zu fluchen, und sie haben mir vergeben! Der Diener Gottes, den Ihr hier seht, er, der mich an die göttliche Güte glauben lehrte, auch er hatte das Recht, mir zuzurufen: „„Fluch, Fluch über dich!““ Aber statt dessen hat er mich gesegnet im Namen des Gottes, welcher verzeiht! Nur Ihr, Ihr allein wollt nicht verzeihen! So nehmt denn Rache an mir! Tretet den Mörder Eurer Familie in den Staub! Ich verdiene jede Qual, jede Mißhandlung! Hier biete ich mich willig dar!““ — Und damit warf er sich wieder auf den

Boden und wiederholte immer die Worte: „„Tretet mich in den Staub, rächt Euch!““

Nun drang der Priester mit ernsten Vorstellungen in Den, welcher jede Verzeihung verweigerte, und der Anblick des Greises, der vor ihm ausgestreckt auf dem Boden lag, bleich und athemlos gleich einem Sterbenden, half endlich den Sieg vollenden. Er beugte sich zu dem Sünder, welcher ihm einen so tiefen Abscheu eingeflößt hatte, herab, und sprach zu ihm: „Steht auf! Ihr bereut aufrichtig das Geschehene, und ich verzeihe Euch und bitte Gott, daß er Euch gleichfalls verzeihen möge!“ Mit diesen Worten entfernte sich der Vendeer, ging durch das Dorf und in die Kirche, wo er einige Zeit im heißen Gebet verweilte.

Der Geistliche blieb bei dem Kranken zurück, der dessen hilfreicher Nähe wohl bedurfte, denn das Fieber war durch eine so erschütternde Begebenheit mit neuer Kraft geweckt worden. Indessen nahm die Gesundheit des Alten seit diesem großen Tage der Prüfung und Selbsterniedrigung sichtbar, wenn auch langsam, zu. Seine Seele war stiller und zufriedener geworden, und damit gewann auch der Körper Stärke und Ruhe. Er erschien in der Kirche, gab reiches Almosen den Armen, kurz, er hörte auf, mit Gott und den Menschen im Zwiespalt zu sein. —

3. So lebte er noch mehrere Jahre; als aber der Eifer, welchen er bei seiner Bekehrung kundgethan, mit der Zeit lauer geworden, ließ er sich durch die Liebe zum Gelde wieder zu seinen frühern Fehlern verlocken, und bald begann er wieder, am Sonntage seinem Erwerbe obzuliegen. Oft ging während des Hochamtes und der Predigt seine Windmühle, wie ehemals. Endlich an einem Tage des Herrn war er, statt in die Kirche zu gehen, bis Mittag mit seiner Arbeit beschäftigt. Er kam nicht nach Hause, und sein Weib, nachdem sie lange vergebens auf ihn gewartet hatte, suchte ihn am Abende droben an der Mühle. *Da fand sie ihn todt auf der Erde liegend, und die ganze Eine Seite des Körpers von den Mühlflügeln zerquetscht.* Als er des Morgens weggegangen war, hatte er sich beklagt, daß der Wind nicht mächtig genug sei, und dann hinzugefügt: „„Ich will aber *doch* hin, um unsere Mühle so herzurichten, daß sie sogleich in den Gang kommt, sobald das erste Lüftchen weht.““ — — Mit diesem Vorsatz hatte er nun dort mehrere Stunden zugebracht, sah die Bauern zur Kirche gehen, und suchte sich vor ihnen zu verbergen, weil er wohl wußte, daß er nicht Recht thue. Als sie endlich Alle vorüber waren, stieg er aus der Mühle herab, und beobachtete, nah' an dem Aufwurfe stehend, die Wolken; da erhob sich plötzlich ein Windstoß, der die Mühlflügel zwar nur *ein*=

mal umdrehte, aber schon hatten sie den Müller getroffen, und die Luft wurde augenblicklich wieder still, nachdem der Verächter und Schänder des Tages des Herrn sterbend — zwanzig Schritte weit hinausgeschleudert worden war. — —

378—384. Das Auge Gottes.

1. In Allem sollen wir Gott vor Augen haben, um vor dem Auge des allgegenwärtigen Gottes vollkommen zu wandeln. Darauf beziehen sich die Worte unseres Heilandes, indem er sagt: „Wenn du Almosen giebst, so soll deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, damit dein Almosen im Verborgenen sei; und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten! Und wenn ihr betet, so sollet ihr nicht sein, wie die Heuchler, welche gern in den Synagogen und an den Straßenecken stehen und beten, damit sie von den Menschen gesehen werden. Wahrlich, sag' ich euch: sie haben ihren Lohn empfangen! Du aber, wenn du betest, geh' in deine Kammer und schließe die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird es dir vergelten!" Matth. 6, 3. —

2. Der heilige Gregorius von Nazianz sagt: „Je mehr wir in Gottes Nähe wandeln, desto vollkommener werden wir; denn je näher eine Sache ihrem Ursprunge, desto vollkommener ist sie ihrem Wesen nach. So ist das Wasser reiner, welches näher bei der Quelle ist, aus der es entspringt; so ist die Hitze stärker, je näher man bei dem Feuer sich befindet, von dem sie kommt; und jener Strahl blinkt leuchtender, der näher bei der Sonne ist, die ihn hervorbringt. — Hingegen ist das Wasser, je mehr es sich von der Quelle entfernt, um so trüber; je weiter man vom Feuer wegsteht, desto geringer ist die Hitze; je mehr der Strahl von der Sonne sich entfernt, desto matter wird er!" —

3. Der heilige Basilius fragt: „Warum gerathen so Manche in Zorn, warum gehen Andere müssig umher, warum sind Andere in geistigen Dingen faul und träge, warum sind Andere im Gebete zerstreut?" Und er antwortet: „Weil sie nicht bedenken, daß Gott gegenwärtig ist und alle ihre Handlungen beobachtet; denn dieser einzige Gedanke, wenn er immer lebhaft vor uns schwebte, wäre ein genügendes Mittel gegen alle Laster und ein Hinderniß für alle Fehltritte. — Denn: gleichwie es keinen so verwegenen Unterthan giebt, der es wagte, in der Gegenwart seines Königs die Gesetze zu übertreten; gleichwie es keinen so verstockten Angeklagten giebt, der sich unterstände, in der Gegenwart des Richters ein Verbrechen zu begehen;

in gleicher Weise giebt es keinen so verkommenen Christen, der sich getraute, in der Gegenwart Gottes, seines Fürsten, seines Herrn und Richters, gegen ein Gebot freiwillig zu handeln!" —

4. Der heilige Cyrillus berichtet, daß schon die heidnischen Aegyptier sich Gott als „das große Auge der Welt" vorstellten, welches Alles ergründet und durchdringt. — Sie hatten deßhalb einen goldenen Scepter abgebildet, an dessen Spitze ein „weit geöffnetes Auge" zu sehen war. — Durch den goldenen Scepter wollten sie die Macht und Herrlichkeit Gottes, durch das offene Auge aber seine Allwissenheit andeuten. Sie hatten aber dieses Auge zugleich auf der Spitze des Scepters angebracht, um anzudeuten, daß Gott von seiner Höhe aus Alles überschaue und durch seine Allwissenheit seine Allmacht begründe. —

5. Ein Missionär predigte einst von der Allgegenwart Gottes, und erklärte dabei, wie Gott, weil er überall anwesend sei, auch Alles sehe und bemerke, ja sogar die geheimsten Gedanken und Regungen des Herzens. Darauf erwiederte ein Heide: „Einen Gott, der Alles sieht, können wir nicht brauchen! Wir führen gern ein freies Leben nach unseres Herzens Lust, und wollen nicht, daß man sehe und höre, was wir thun!" —

6. Zu einem der Altväter in der ägyptischen Wüste kam ein junger Bruder sehr bekümmert und niedergeschlagen, und sprach: „Ich werde von allerlei irrigen und sündigen Gedanken hart angefochten. Ich habe zwar mit all' der Kunst, Vernunftschlüsse zu machen und zu disputiren, die ich in den Schulen erlernt habe, ihnen allerlei Beweisgründe entgegengesetzt und ihnen zu widerstehen gesucht; allein ich kann ihrer dennoch nicht Herr werden. Was rathest Du mir?" — Der Alte erwiederte: „„O lieber Sohn! du hast das gute Schwert der Furcht Gottes von dir geworfen und dich mit einem Moosrohre bewaffnet! Damit kannst du nicht siegen. Kehre zurück zur Furcht Gottes, dessen Auge überall ist und Alles sieht! Der Gedanke an Gottes Allgegenwart und Allwissenheit und kindliche Liebe zu diesem allgegenwärtigen und allwissenden Gott zerstört und verzehrt alle bösen Gedanken, wie eine Feuerflamme nahe Strohhalme augenblicklich in Asche verwandelt!"" —

7. Ein Jüngling klagte einst seinem Gewissensrathe, daß er sich so schwer der unkeuschen Gedanken entschlagen könne. Da versetzte der Priester: „„Stelle dir vor, dein Kopf sei ganz durchsichtig wie helles Glas, und Jedermann könne darin deine unreinen Gedanken sehen!"" — „O weh!" seufzte der Jüngling, „da müßte ich mich ja, wenn meine Gedanken sichtbar wären, vor Scham verkriechen!" — „„Aber,"" fuhr der Beichtvater fort, „„heller

noch und klarer, als im Glase, sieht **Gott** Alles in dir; willst du dich nicht auch vor ihm deiner Gedanken schämen? Uebe dich in dieser Vorstellung, und du wirst deine unreinen Gedanken leichter loswerden!"" — Und der Jüngling befolgte den Rath und wurde allmählich Sieger über die so gefährlichen Gäste. —

385. Das Gebot von der Liebe zu Gott.

(Vom heiligen Franziskus von Sales.)

Der Mensch ist die Vollendung des Weltalls; der Geist die Vollendung des Menschen; die Liebe die Vollendung des Geistes; die heilige Liebe die Vollendung der Liebe. Folglich ist die Liebe Gottes das Ziel, die Vollendung und die höchste Schönheit des Weltalls. Hierin also besteht die Größe und der Vorrang des göttlichen Liebe-Gebotes, das der Heiland das „erste und größte Gebot" nennt. Gleich einer Sonne bestrahlt dieß Gebot alle heiligen Gesetze und ertheilt allen göttlichen Anordnungen, allen heiligen Büchern Glanz und Würde. Alles ward dieser himmlischen Liebe wegen erschaffen; Alles bezieht sich auf sie. Alle Rathschläge, Ermahnungen, Einflößungen, sowie alle übrigen Gebote sind wie Blüthen dieses paradiesischen Baumes zu betrachten; die Frucht aber ist das ewige Leben. Alles, was nicht nach der ewigen Liebe zielt, zielt nach dem ewigen Tode. — Groß fürwahr ist dieß Gebot, da die Ausübung desselben im ewigen Leben ohne Unterlaß fortdauert, ja selbst darin das ewige Leben besteht. —

386. Vom Gebete.

Johannes Tauler sagt: „Wenn sich der Mensch geben will zum Gebet, so soll er vor allen Dingen sein Gemüth daheim haben und es zurückrufen von allem Auslaufen und Zerstreuungen, da es gewesen ist. Und soll mit rechter Demüthigkeit fallen vor die Füße Gottes, klopfen vor dem väterlichen Herzen, und heischen das Brod, das da ist die Liebe. Denn wer alle edle Speise hätte, die die Welt hat, ohne Brod, — sie wäre nicht eßlich, noch lustlich, noch nützlich. Also sind alle Dinge ohne die göttliche Liebe!" —

387. Apfel und Pfeil.

Der König von Schottland, mit Namen Chemetus, begab sich einst in einen Garten, um in demselben frische Luft einzuathmen. Er fand daselbst neben den reichsten und seltsamsten Pflanzungen auch mancherlei schöne Kunstwerke, die sein Auge mit Erstaunen füllten. Unter diesen befand sich auch ein überaus anmuthiges weibliches

Standbild, das einen Apfel in der Hand hielt und solchen dem Zuschauer gleichsam anzubieten schien. Der König, nichts Arges ahnend, greift schnell nach diesem Apfel, bezahlte jedoch seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben. Denn die nämliche Statue hielt in der andern Hand einen Pfeil, der, sowie der König den Apfel nahm, ihm durch das Herz schoß und ihn augenblicklich tödtete. — Durch eine innere künstliche Mechanik war nämlich der Apfel mit dem Pfeil in Verbindung gebracht; wer den Apfel in der rechten Hand der Statue berührte, löste durch den Druck auf denselben zugleich auch den Pfeil in der linken Hand. —

Dieß ist ein Bild der falschen Freuden dieser Welt! — Sie bietet Glück, Reichthum und Genüsse jeglicher Art; aber wehe dem Menschen, der unvorsichtig danach greift; er wird von ihren spitzigen Pfeilen bis zum Tode der Seele getroffen! Es widerfährt ihm, was der heilige Cyprian bezeugt: „Die Welt lockt dich an, **damit sie dich tödte!**" —

---

388. Kleine Opfer gefallen dem Herrn auch.

In seinem Büchlein, betitelt: „Die Himmelskrone," giebt Johann Stöger, aus der Gesellschaft Jesu, folgende gar sinnige Ermunterung, **Gott** auch im Kleinen die möglichsten Opfer darzubringen.

Er sagt:

Der Christ, dem das Himmelreich am Herzen liegt, soll die kurze Lebenszeit mit Eifer zu seinem Seelenheil verwenden und Handelschaft treiben mit den kostbaren Talenten, die ihm der Herr anvertraut hat, bis er kommen wird, Rechenschaft zu fordern. Ein jeder Tag, eine jede Stunde, ein jeder Augenblick ist von Wichtigkeit; und nicht nur eine heldenmüthige Tugend, sondern eine jede Handlung, auch die geringste, aus Liebe zu Gott vollbracht, vermehrt und erhöht die Gnade der himmlischen Glorie.

Gesetzt: Es gäbe zwei Menschen, welche einander an Verdiensten für das ewige Leben vollkommen gleich wären, die im Himmel vollkommen die nämliche, die gleiche Glorie zu erhoffen hätten. — Denken wir uns nun, diese zwei Menschen gingen in einem Garten spazieren, und sähen am Wege schöne, wohlriechende Blumen. Der Eine pflückt eine blühende Rose und ergötzt sich an dem lieblichen Geruch derselben. Der Andere fühlt sich ebenfalls angetrieben, diese kleine Sinnenfreude zu genießen. „Nein," sagt er zu sich selbst, „ich will mir diese kleine Lust versagen und will diese, freilich unbedeutende Ueberwindung Gott als ein Zeichen meiner Liebe aufopfern; die Liebe opfert ja gern, und den Werth jedes Opfers bestimmt nicht die Größe der That, sondern das Herz!" — Er bricht also

die Rose nicht, sondern opfert diese kleine Entsagung dem Herzen Jesu als ein Liebeszeichen auf. — Wenn nun diese beiden Menschen, die sonst an Verdienst ganz gleich wären, vor den Richterstuhl Gottes hinträten, so würde Derjenige, der die Rose aus Liebe zu Gott nicht gebrochen und dieses kleine Opfer der Sinnenlust gebracht hat, durch die ganze Ewigkeit hindurch um einen Grad mehr als der Andere die himmlische Glorie erlangen, das heißt: Gott ewig mit größerer Klarheit anschauen, ewig mit höherem Verständniß erkennen, ewig mit heißerer Liebe besitzen und ewig durch diesen Besitz eine süßere Himmelsfreude genießen! —

389. Der Wunderbaum der heiligen Menschheit Christi.

Die fromme Johanna vom Kreuz schaute einst in dem heiligen Entzücktsein ihrer Andacht hinüber in die Glorie des Himmels und vor ihrer Seele stand der Wunderbaum der heiligen Menschheit Christi in hellen Früchten der Erlösung, mit unermeßlichen Zweigen ausgebreitet durch Erd' und Himmel.

Im Wipfel desselben hausten die heiligen Engel, Weisheit und Liebe pflückend im Genusse der ewigen Gottheit. Die Sonnengluth der göttlichen Liebe brannte so heiß auf diese himmlischen Wesen, daß sie hell auffangen im süßesten Jubelliede; sie flatterten von einem Aste zum andern, tief hinein ins Herz der Menschheit Christi, und durch dasselbe empor in den Schooß des himmlischen Vaters, und daraus wieder hervortauchend, ganz entflammt von heißester Liebe. — Unter den Engeln schwebten die betrachtenden Seelen auf den Zweigen des Baumes, vertieft in ihren Erlöser, in sein heiliges Angesicht, zärtlich angeblickt von ihm, sich erhebend auf den Flügeln der Liebe an den honigträufelnden Mund ihres Gottes, zum Kusse der ewigen Liebe. — Die Lehrer sah man tiefsinnig auf den mittleren Zweigen, wie auf den Schultern ihres Heilandes, getragen von seiner himmlischen Weisheit, die Glaubenslehre mit Christi Kraft verkündend, verständlich jedem Herzen. — Ihnen zunächst sangen die Jungfrauen aus den geschützten Höhlen des markigen Baumes, angeschmiegt ans tiefstreinste Leben ihres Bräutigams, von der lieblichen Kost zarter Liebe genährt. — Die Blutzeugen saßen überallhin zerstreut, oben und unten, rechts und links, im Rosenschmucke ihres Blutes, das die Wundmale Christi kräuselnd umschlang, in unbeschreiblicher Röthe, leuchtend aus grünen Blättern. — Tiefer schwankten auf den tanzenden Hängezweigen über den Boden die Bekenner, und am Fuße des Baumes lagerten sich die Büßer

um den heiligen Stamm, geröthet vom Blute des Erlösers, das in heißen Sprudeln aus den Wurzeltrieben hervorquoll. —

Johanna war bei diesem Anblicke heiß durchdrungen vom Strahle der innigsten Liebe, und rief begeistert aus: „O glänzendste Wunden, wie Morgenrosen um's Lilienweiß der heiligsten Menschheit Christi gepflanzt! O Stätte der Zuflucht, Quelle der Erlösung! da ist meine Wohnung! da will ich bleiben in Ewigkeit!"

Und der Erlöser hob sie empor in sein heiliges Herz, sie sproßte in demselben als winziges Zweiglein, gewässert von den Säften des lebendigen Baumes. Und alle Blätter an ihr flüsterten im linden Hauche der Gottesnähe, wie leises Zerfließen in Ton und Sprache: „„Dir, o Herr, diene mein Geist! Zu dir seufze ohne Unterlaß mein Wandern auf Erden! Mein Herz lodre in ewiger Liebe! Jubelnd will ich singen dein Lob! O schließe mich nicht aus von dir und deiner Liebe!"" —

390. Die Abbildung des heiligen Augustinus.

Dieser große Kirchenlehrer wird im Bilde dargestellt, wie er ein brennendes Herz in der Hand hält, das mit einem Pfeile durchbohrt ist. Und fürwahr! es ist seine Liebe zu Jesu Christo, die ihn nach einem sündhaften Leben zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit erhoben hat; es ist seine Liebe, welche die Allmacht der Gnade beweist und ihren wunderbaren Sieg über die Natur.

In diesem Liebesdrange ruft er aus:

„Ich liebe dich, mein Herr," so schreibt Augustinus, „ja, ich sage es mit Zuversicht, ohne zu zweifeln, ich liebe dich. Durch dein Wort hast du mein Herz verwundet, und ich habe es deiner Liebe geweiht. Seitdem du die Finsternisse zerstreut und mir deine Erkenntniß gegeben hast, habe ich deiner nicht mehr vergessen. Seitdem ich weiß, wer Du bist, habe ich dein Andenken meiner Seele eingedrückt und finde darin die reinsten Freuden, die höchste Zufriedenheit.

Ich liebe dich, mein Gott, und ich verlange in dieser Liebe immer weiter fortzuschreiten. Erweise mir, ich bitte dich, diese Gnade. O Jesu! du Schönster aus den Menschenkindern, ich sehne mich nach dir. Könnte ich doch dich lieben nach dem Maaße meines Verlangens, meiner Schuldigkeit. So wie deine Vollkommenheiten, so soll auch unsere Liebe zu dir keine Schranken und kein Maaß haben, da du uns so sehr geliebt, so viel Gutes gethan, mit einem so großen Preise erlöset hast. O Liebe, die du allzeit brennst, und niemals erlöschest, süßer Jesus, Gott der Liebe, entflamme mich ganz mit dem Feuer dieser Liebe und mit der Gluth des Verlangens nach dir!

Süßester, Gütigster, Liebendster, Liebenswürdigster, Geliebtester, Ersehntester, Schönster! Du bist süßer, als Honig, weißer, als der Schnee, kostbarer, als Gold und Edelsteine! Du bist mir theurer, als alle Reichthümer und Ehren dieser Welt. Ich rufe zu dir aus ganzem Herzen und mit großem Geschrei. Komm', ach, komm' in meine Seele, schmücke sie aus, daß sie dir gefalle, reinige sie von jeder Makel, bereite sie, daß du sie besitzest; denn es ist billig, daß ein so reiner, heiliger Herr, wie du, in einem Palaste wohne, der ebenfalls ganz rein und makellos sei. Heilige mich, denn ich bin ein Gefäß, für dich bestimmt; entferne alle Bosheit aus mir, erfülle mich mit deiner Gnade, und bewahre mich in diesem Stande, auf daß ich deiner göttlichen Majestät dienen möge als ein erhabener Tempel und als eine schöne Wohnung jetzt und in Ewigkeit! Amen."

Das sind die Flammen eines liebenden Herzens. —

---

391. Die Abbildung des heiligen Thomas von Aquin.

Man sieht den heiligen Thomas von Aquin, den „englischen Lehrer," oft abgebildet, daß ein Baum über ihn seinen Schatten ausbreitet; man dürfte darin eine Anspielung finden auf die Worte des ersten Psalmes: „Glückselig der Mann, der im Gefolge des Herrn seine Lust hat, und in seinem Gefolge betrachtet Tag und Nacht! Und er wird sein wie ein Baum, der gepflanzt ist an Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und sein Laub wird nicht abfallen, und Alles, was er thut, wird gelingen!" — oder eine Anspielung auf den „Baum der Erkenntniß," von dem er zum Heile der Kirche so viele Früchte gepflückt hat. —

Der Kelch mit der Hostie bezieht sich auf die tiefgeistigen, wahrhaft wunderbaren Schriften, die er über die hochheilige Eucharistie und das hochheilige Meßopfer verfaßte. —

Der Sonne, die auf seiner Brust glänzt, liegt zu Grunde die Hinweisung auf den in ihm wohnenden Gottheiland Jesus Christus, der da ist die Sonne der Gerechtigkeit und der Urquell alles geistigen Lichtes. —

Der Stern auf seiner Stirne bedeutet die von Oben ihm so reichlich mitgetheilte Kraft des heiligen Geistes. —

Die Krone, der Bischofstab und die Inful, die auf dem Boden vor ihm liegen, bezeugen die heroische Thatsache, daß er alles irdische Besitzthum und Macht, ja selbst die bischöfliche Würde mit Entschiedenheit von sich abgewiesen. —

Das aufgeschlagene Buch und das Crucifix vor demselben bezeichnen seine Liebe zum Gebet und zur Betrachtung, aus

denen er die Fülle der himmlischen Weisheit schöpfte, die er in seinen mündlichen Predigten offenbarte und in seinen Schriften niedergelegt hat. —

392. Wirkung der christlichen Poesie auf die Sitten der Völker.

(Von dem Protestanten J. G. von Herder.)

Das Christenthum hat höhere Zwecke, als Poeten hervorzubringen; auch waren seine ersten Lehrer keine Dichter. Die Wirkung desselben aufs menschliche Herz sollte nicht vom Schmucke der Bilder und vom Geklingel ins Ohr, sondern von einfältiger Wahrheit kommen und auf Geist und Leben wirken.

Indessen konnte es nicht anders sein, als daß auch die ersten Christen schon ihre Empfindungen in Lieder gossen*) und sich damit gegen Spott und Verachtung stärkten. Von Wüthrichen verfolgt, in Nacht und Höhlen klangen ihre Lieder, deren Wirkung nicht von der Kunst abhing, sowie sie nicht für den Zeitvertreib gedichtet waren, sondern Gott den Herrn in ihrem Herzen sangen. Wer ist noch, der den ältesten Gesängen der Kirche, den Hymnen des Ambrosius, Synesius, Prudentius u. s. f. Kraft und Drang zur Seele absprechen könnte? „Mit dem lieblichen Klange des Liedes," sagt Augustinus, „zieht das Wort Gottes ins Herz: die Seele wird aufgeschwungen und fühlet mehr die Wahrheit, den Ton, das Leben ihrer Lehre."

An der Wirkung also, die das Christenthum auf die Sitten der Welt gehabt hat, nimmt auch sein großes Werkzeug, das Lied Theil; nur geht auch hier die Kraft des Himmels stille und verborgen einher, die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter, als dieser. Und doch wirkt sie auf den besten treuesten Theil der Menschheit, und das nicht selten, sondern täglich; nicht über Gleichgiltigkeiten, sondern eben bei den drückendsten Umständen am meisten, da ihm Hilfe Noth thut. Jene heiligen Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt, und bei jeder Wirkung noch neu und ganz sind, welche Wohlthäter der armen Menschheit sind sie gewesen! Sie gingen mit dem Einsamen in seine Zelle, mit dem Gedrückten in seine Kammer, in seine Noth, in sein Grab; da er sie sang, vergaß er seiner Mühe und seines Kummers; der erdermattete, traurige Geist

---

*) „Das Wort Christi wohne reichlich in euch mit aller Weisheit! Lehret und ermahnet einander mit Psalmen und Lobliedern und christlichen Gesängen, und singet Gott mit Dankbarkeit in euren Herzen!" Coloss. 3, 16.

bekam Schwingen in eine andere Welt zur Himmelsfreude; er kehrte stärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen und überwand — was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder? Oder wenn sie im heiligen Chor den Zerstreuten umsingen, ihn in die hohe Wolke des Staunens emporschwangen, daß er hören und merken mußte; oder, wenn im dunkeln Gewölbe, unter dem hohen Rufe der Glocken, und dem durchdringenden Anhauch der Orgel sie dem Unterdrücker Gericht zuriefen, dem verborgenen Bösewicht Gewalt des Richters, wenn sie Hohe und Niedere vereinten, vereint auf die Kniee warfen, und Ewigkeit in ihre Seele senkten — welche Philosophie, welch' leichtes, lichtes Lied des Spottes und der Narrheit hat das gethan, und wird's je thun können? Wenn diese Poesie nicht auf Charakter und Sitten wirkt, welche wird denn wirken?! —

393. Ultramontan.

Was bedeutet denn das Wort „Ultramontan?" —

Das von dem Professor der Geschichte Dr. Joseph Aschbach herausgegebene Allgemeine Kirchen-Lexikon giebt hierüber die folgende Antwort:

Ultramontan heißt eigentlich: „Ueberbergisch, jenseits der Berge." — Dieses Prädikat wurde im Mittelalter in Italien den Völkern überhaupt gegeben, die nördlich von den Alpen wohnten. — Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert aber nannte man insbesondere die Waldenser „Ultramontanen." — Nach den Zeiten der Reformation kam das Wort in Deutschland und Frankreich auf zur Bezeichnung einer streng katholischen Fraction, welche man der nationalen Partei entgegenstellte; ja man legte in das Wort „Ultramontanismus" den gehässigen Nebenbegriff von unbedingter Ergebenheit in die Anordnungen der römischen Curie mit Verläugnung aller nationalen Rücksichten, und gebrauchte es gleichbedeutend mit „Romanismus." — Jetzt wird der Ausdruck gewöhnlich zur Bezeichnung von einer übermäßig-strengen katholischen Ansicht gebraucht. — Protestanten aber nennen häufig alle nicht indifferenten Katholiken „Ultramontanen," wodurch endlich dieses Wort die Bedeutung von „eifrigen Katholiken" überhaupt erhalten hat. —

394. Wider den wissenschaftlichen Dünkel.

Wie sehr auch der deutsche Dichter Clemens Brentano gründliche Wissenschaft zu schätzen wußte und einen viel verstehenden Sinn für Kunst- und Naturschönheit hatte; so liebte er, wenn er

bei Manchem in dem Verehren dieser Gegenstände eine Uebertreibung oder einen Götzendienst fürchtete, gleich von vornherein zu imponiren und ein Gegengewicht in die Wagschale zu legen, in einem überraschenden Gleichniß oder einem recht schneidenden Scherze. —

Wissenschaftlicher Dünkel aber, besonders bei jungen Leuten, war ihm überaus verhaßt; — so sagte er eines Tages einigen jungen Theologen zu München, die in sehr jugendlicher Begeisterung mit „philosophischen Floskeln" um sich warfen, und von Schelling,*) der Philosophie, der Mythologie und der Offenbarung sprachen, zu ihrem großen Erstaunen: „Ach, gehen Sie mir! **Ein** Tropfen Weihwasser, den ein altes Mütterchen mit frommem Glauben beim Eintritt in die Kirche nimmt, ist mir lieber, als die ganze Schelling'sche Philosophie!" —

395. König Bauer.

Ein König, der keine Leibeserben hatte, verordnete in seinem Testamente, daß Derjenige sein Nachfolger im Reiche sein sollte, welcher nach seinem erfolgten Hinscheiden am ersten zum Thor herein käme. Der Zufall traf, daß dieß ein schlichter Landmann war, der seines Gewerbes wegen die Stadt besuchte. Alsogleich umringte und ergriff ihn das Volk, und führte ihn im Jubel zum Palast. Und der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Dort angekommen, wurde er in ein Prunkzimmer geführt und mit kostbaren Kleidern angethan, und mit dem Schwert umgürtet, und mit Scepter und Krone geschmückt. Das war ihm recht. Drauf geleitete man ihn, unter Trompeten- und Paukenschall, in einen reich verzierten großen Saal, und man setzte ihn auf den Thron, und alle Die, welche ihn umstanden, huldigten ihm in Ehrfurcht als ihrem König und Herrn. Das war ihm noch lieber. Endlich brachte man ihn in den Speisesaal, wo die Tafel mit dem Kostbarsten gedeckt war, was man nur finden konnte an schmackhaften Speisen und Getränken aller Art. Das war ihm am allerliebsten. Und so hielt er denn Hof wie ein König, und aß und trank wie ein König, und schlief zuletzt in einem schönen großen Gemache wie ein König. —

Des andern Tages aber bekam die Sache eine andere Gestalt; er sollte nun auch amtiren wie ein König. Und es standen auch schon früh Morgens, ehe er noch aufgewacht, des Reiches Beamten im Vorzimmer, und ließen sich melden: es möge Seine Majestät

*) Ehemals Professor der Philosophie zu München.

geruhen, ihre An= und Vorträge allergnädigst zu vernehmen. Da deckte denn der Eine viele Mängel in der Verwaltung des Staates auf, und legte weitläufige Pläne vor zur Verbesserung derselben in den verschiedenen Zweigen; der Andere schilderte den schlechten Zustand der Finanzen, und zeigte die Nothwendigkeit, die Staatseinnahmen zu vermehren, ohne den Unterthanen neue Lasten aufzulegen; der Dritte brachte Beschwerden und Bitten und Klagen und nichts als Klagen vor von Unterthanen, die sich durch Lasten bedrückt, in ihren Rechten gekränkt, in ihrem Fortkommen gehindert hielten. Und so kam Einer nach dem Andern, mit Dem und Jenem, und Jeder wollte von Seiner Majestät Entscheidung und Unterschrift haben. König Bauer that sein Möglichstes, wie er denn von gutem Verstande und noch besserem Willen war; aber was er da Alles hören und thun mußte, war ihm einmal zu viel, und er wünschte sich in sein enges Stüblein zurück, wo ihm Niemand zur Last gefallen. Mittags schmeckte ihm das Essen nicht mehr recht, trotz allem Gesottenen und Gebratenen, zumal auch, da er vor und nach Tisch die Aufwartung vornehmer Herren und anderer Höflinge annehmen mußte, deren Gesellschaft ihm zwar sehr glänzend däuchte, aber auch sehr langweilig. Und er sehnte sich abermals zurück an seinen ärmlichen Tisch, zum schwarzen Brode, das er mindestens in Ruhe und Frieden zu verzehren gewohnt war. Nachmittags sollte große Heerschau sein Derer, die sogleich in den Krieg ziehen mußten gegen einen trotzigen und mächtigen Nachbar; und König Bauer, indem er die Reihen der Krieger durchritt, bedachte bei sich den Tod und Verlust so vieler junger, kräftiger Männer, und das Elend, das über Tausende hereinzubrechen drohte, und daß er, der König, die Verantwortlichkeit auf sich lade für das Blut, das vergossen, und für all' den Jammer, der verbreitet werden sollte. Und Abends legte er sich mit kummervollem Herzen nieder, und wälzte sich in peinlicher Unruhe auf dem Lager umher, und er konnte nicht schlafen. O, wie wünschte er sich da zurück in sein stilles Kämmerlein, wo es ihm vergönnt war, obgleich auf hartem Lager, in erquicklicher Ruhe die Nächte zu verschlummern! — Da war sein Entschluß gefaßt. — Des andern Morgens in aller Frühe ließ er sich seine Bauernkleidung vor sein Bett bringen, die er sogleich anzog; und als die Beamten sich melden ließen, trat er unter sie, und sprach: „Sei König, wer da will; ich einmal will es nicht sein. Als Landmann habe ich nur meine Lasten zu tragen; als König sollte ich des ganzen Volkes Lasten tragen. Drum sei König, wer da will!“ Mit diesen Worten verließ er den Palast, und ließ sich seit der Zeit nicht mehr in der Stadt sehen. — —

Das ist in fernen Landen und vor undenklichen Zeiten geschehen. In unsern Landen aber und zu unserer Zeit ist es freilich anders; da will fast Jeder regieren und Keiner gehorchen! —

396. Irdisches Besitzthum befriedigt die Seele nicht.

Der heilige Bernardus hatte einst ein seltsames Gesicht. — Ich sah, spricht er, fünf Männer, welche mir wie Thoren erschienen. Der erste Mann hatte den Mund voll Sand, den er beständig kaute. — Der zweite Mann stand in einer Schmiede und fing mit dem Munde die umherfliegenden Funken auf. — Der dritte Mann saß an einem Moraste, und athmete mit Begierde den pestartigen Dunst ein, der daraus aufstieg. — Der vierte Mann saß auf einem hohen Thurme und ließ sich den Wind in den Mund wehen. — Der fünfte Mann endlich stand an einem besondern Orte und lachte diese Vier wegen ihrer Thorheit aus, verdiente aber selbst als der größte Thor verlacht zu werden, indem er beständig seine Hände und Arme leckte, als hätte er sie aufessen wollen. — Es jammerte mich dieser fünf Männer, und ich fragte sie um die Ursache ihres sonderbaren Thuns. Sie antworteten alle Fünf: „Der Hunger quält uns, den wollen wir stillen!“ — Als ich nun ihren magern Leib betrachtete, da fiel mir das Wort des Königs David ein: „„Ich bin getroffen, wie Heu, und mein Herz ist dürre, denn ich vergesse mein Brod zu essen!““ und ich sprach zu ihnen: „Sand und Feuerfunken, Wind und Dunst sind wahrlich keine Gegenstände, um euren Hunger zu stillen; und wenn sie auch euern Magen ausfüllen könnten, eure Seele würde doch immer hungrig bleiben; denn die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene vernünftige Seele kann sich zwar mit vielen irdischen Dingen beschäftigen, aber sie kann dadurch nicht befriedigt werden; sie, welche fähig ist, mit Gott vereinigt zu werden, kann durch etwas Geringeres nicht ihre Sättigung finden!““ —

Vernehmet nun dieses Gesichtes Bedeutung!

Unter dem ersten Manne, der da Sand kaute, werden die Geizigen verstanden, welche Tag und Nacht nach Geld und Gut trachten und sich bedünken lassen, dadurch den Hunger ihrer Seele zu stillen. Indessen es gelingt ihnen nicht; bei all' ihrem Geld und Gut hungern sie noch mehr, aber ihre Seele wird nicht gesättigt. Die heilige Schrift sagt: „Sie essen und werden nicht satt!“ —

Dem zweiten Manne, der in einer Schmiede mit dem Munde die Funken auffing, gleicht der zornmüthige und rachgierige Mensch, der das Feuer seines Zornes zu kühlen und seine Rachbegierde zu stillen vermeint, wenn er seinen Feinden nur recht viel Böses in

Wort und That zufügt. Aber es gelingt ihm nicht; das Feuer des Zornes brennt fort und fort und verursacht ihm die größte Qual. —

Dem dritten Manne, der am pestartigen Dunste sich ersättigte, gleichen die wollüstigen Menschen, die in den sinnlichen Genüssen ihre Befriedigung für ihre Seele suchen und nicht finden. —

Unter dem vierten Manne, der mit seinem Munde den Wind auffing, werden die stolzen und ehrgeizigen Menschen verstanden, die sich glücklich wähnen, wenn sie hohe Würden bekleiden und die Ehre und das Lob der Welt einernten. Aber wie sollte der eitle Wind irdischer Ehren eine unsterbliche Seele sättigen können!?! —

Der fünfte Mann, der sich durch das Lecken seiner Hände und Arme Sättigung suchte, sinnbildet die neidischen und mißgünstigen Menschen, welche nie vergnügter sind, als wenn es ihren Mitmenschen übel geht. — O, ein elendes Vergnügen! — die heilige Schrift sagt: „Den Thoren verzehrt sein eignes Fleisch!" — —

Aus diesem Gesichte des heiligen Bernardus ersieht man, daß es unmöglich ist, mit irdischen Gütern den Hunger unsrer Seele zu stillen. Unsere Seele gleicht in dieser Beziehung dem großen Weltmeere. „Alle Ströme," bemerkt die heilige Schrift, „laufen in das Meer, und das Meer läuft nicht über." Gebet einem Menschen, wenn es möglich wäre, alle Schätze der Erde, machet ihn zum Könige der ganzen Welt; leget ihm alle Feinde gedemüthigt zu Füßen; lasset ihn verkosten alle Wollüste, die er sich nur ausdenken kann; setzet ihn ein in alle Würden, die je ein Mensch bekleidet hat; ja erhebet ihn über allen Neid und alle Mißgunst, und fraget ihn: „Bist du nun zufrieden?" Und er wird euch antworten: „„Nein!"" — Und warum? — Weil (wie schon bemerkt worden) seine Seele, die fähig ist, **Gott** zu besitzen, durch etwas Geringeres nie und nimmer kann gesättigt werden!

Sind wir deßhalb nicht blinde, thörichte Menschen, weil wir mehr an die Welt, als an den Himmel, mehr an die zeitlichen, als an die ewigen Güter denken, die allein vermögend sind, den Hunger unserer Seele zu stillen? Müssen wir Christen uns nicht vor dem ganzen Himmel schämen, daß wir in grenzenloser Bethörung unsre Glückseligkeit in irdischen und vergänglichen Dingen suchen, welche unsre Begierden nie und nimmer sättigen können? — **Gott,** der Unendliche allein hat und bietet uns, was allein uns dauernd befriedigen kann! —

397 u. 398. Die Blutrache.

(Nach: Die Schweiz von Gustav Schwab.)

1. Nicht leicht gewährt ein Standpunkt in dem gebirgigen Berner Oberland eine mannigfaltigere, lieblichere Aussicht in ein rings sich ausbreitendes paradiesisches Ländchen, als die Ruine von Ringgenberg, die auf dem niedrigen Vorsprung eines Berges von gleichem Namen an dem Brienzer-See sich zeigt. — Der gewöhnliche Weg dahin führt auf der Landseite von dem Dorfe Golzwyl unter herrlichen Nußbäumen durch treffliche Wiesen dem Dorfe Ringgenberg zu, an dessen südlicher Ecke auf einer Anhöhe das einst wohl verwahrte, alte, zerfallene Schloß liegt, auf dessen Vorderbau der Kirchthurm mit der romantischen Kirche dieses Ortes malerisch aufgeführt steht. — Von dem Seeufer hingegen, an der rebenumrankten Mühle vorbei, leitet ein Doppelpfad, zum Theil mit Stufen, zu zwei Pforten hinauf, und an die weißglänzende Kirche schmiegt sich, mit Epheu umwachsen, ein dunkelgraues verfallendes Thörchen an, durch welches man in den alten Burghof gelangt, dem zur Seite noch ein halbgebrochener fester Thurm sich erhebt, in welchem Raubvögel frei und ungestört horsten können.

Ringgenberg war ein freiherrlicher Sitz der Herren dieses Namens, die in der Geschichte des Oberlandes und der Schweiz besonders, mit mehrerem und minderem Ruhme glänzen, gewiß aber in der Vorzeit zu den trefflichsten und ausgezeichnetsten Rittern aus der Bürgerschaft von Bern gehörten. —

Eine schauerliche Sage wandelt durch diese Ruine; der Mund des Volkes erzählt:

Wolf von Ringgenberg, von den Landleuten nur der „Wehrwolf" genannt, von struppigem Haar und Bart, lang, hager, früh und spät im Harnisch, ein trefflicher Schütze, übte Uebermuth und Frevel aller Art in der Umgegend. — Einst, als er am See hinab und über die Aar nach einem seiner Schlösser Iseltwald ritt, begegnet er einem schmucken Fischer mit kurzem schwarzen Bart, und erfährt auf seine Frage, daß er ein freier Mann sei aus dem Unterland, der vor drei Monden ein Hüttlein gekauft. Der Junker folgt ihm zu der bezeichneten Hütte und sieht gerade des Fischers Töchterlein anmuthig und züchtig, das Haar zierlich gewunden, aus der Thüre treten. Der Freiherr, von ihrer Schönheit und ihrem holden Gruß: „Es seg'n Euch Gott und seine Heiligen!" ergriffen, empfand in seinem Herzen alsbald die schnödesten Regungen, und bestellt den Fischer sammt der Tochter auf sein Schloß Ringgenberg auf den dritten Tag.

Beide erscheinen vor der Burg, kommen auf das Vorhäuschen zu und gewahren den Leibdiener des Junkers, der mit einem schweren Beile Holz hackt. Der Fischer verlangt gemeldet zu werden. Dem Diener ist es nicht genehm; er fährt die Beiden hart an, spricht, er habe nicht Zeit — Müssiggänger und Maulaffen zu melden; damit trieb er einen spitzen eisernen Keil in den nächsten, besten buchenen Block und trieb den Keil gemächlich mit der Axt ins Holz. Da rief der Fischer unmuthig: „Laß du das Holzspalten, dieß vermögen nur geübte Kräfte! Lauf' und künde dem Junker: der Fischer Claus ist da!" Und zugleich zückt der Fischer sein gutes Schwert, schwingt es über den Kopf, schlägt nieder auf Keil und Block und spaltet beide der Länge nach. In flammender Bosheit läuft der beschämte Schloßknecht zu dem Zwingherrn und meldet, was geschehen. Da schwur der Junker einen grimmigen Fluch: „„Fort mit dem Fischer und seiner Maid! Ich will den Gesellen nicht sehen und hören, aber den Abschied will ich ihm gesegnen!"" — Unter dem Anscheine der Demuth meldete der Diener dem Fischer: daß der Herr ihn heute seines Besuches überhoben wissen wolle und ihm auch eine gesegnete Fahrt wünsche.

Nachdenklich besah der Fischer das Schiff drunten, ergriff das Ruder und trieb mit Riesenkraft vom Ufer hinaus in den See.

Aber, nicht sieben Klafter weit, als er, abgewendet vom Schloß, im Nachen aufrecht eben ausholte, um zu rudern, fliegt ein Pfeil ihm zu vom Thurme herab, von der eisernen Armbrust des Zwingherrn geschossen, und auf ihn gezielt. Aber der Pfeil verfehlt den Fischer und durchbohrt des unschuldigen Kindes Herz. Unter unsäglichen Martern und Thränen brachte der Fischer die Leiche seines so schmählich gemordeten Kindes heim und begrub sie, sprach mit keiner Menschenseele ein Wort, verließ Hütte, Schiff, Netz und Hausgeräthe und verschwand auf die Berge. — —

2. Nach Jahr und Tag, dieweil des Freiherrn Herz immer grausamer ward, fängt der an zu sinnen, wie er eine Veste bauen wolle, dreimal stärker und entsetzlicher, als sein altes Ringgenberg.

Wie er nun Steine herbeiführen und Bäume hauen ließ, und zwang das Landvolk zu graben, zu zimmern und zu meisseln, daß es weit durch's Thal bis in die Alpen hallte; trat zu ihm ein stiller Mann mit grauem Haar und langem Bart, doch noch im kräftigen Alter, grüßte den Zwingherrn ehrbarlich, und erbot sich ihm zu Diensten als ein Baumeister, der, von Rom kommend, ausgeplündert unterwegs, der Arbeit bedürftig sei. Dem Freiherrn kam es ganz gelegen, er führt ihn mitten durch die Arbeitsleute vor die Grundmauer; der Baumeister ersieht sich die Gelegenheit des Orts,

nimmt einen langen Hammer, fängt an, die Steine des Gebäudes zu proben, und frägt den Junker, wie denn das gewaltige Schloß heißen solle.

„Schadenburg! wer's merken will!“ rief der Zwingherr mit abscheulichem Gelächter. — In diesem Augenblick hob der gebückte, demüthige Meister mit glühenden Augen sein Angesicht, schwang mit beiden Armen den Hammer in die Luft, und laut, mit veränderter furchtbarer Stimme, mit der Stimme des gereizten **Fischers**, dem jener die Tochter gemordet, rief er: „„Oder Freiburg! wer es merken will!““ damit schmettert er den Zwingherrn todt darnieder, daß er dahin stürzt über das Gemäuer mitten unter die Werkleute; **er selbst** aber schritt bedächtig und grüßend ohne Zagen mitten durch sie. — —

Wo der Fischer hingegangen, davon ist niemals ein sicherer Bericht gewesen; aber Einige sagen: er sei zurück auf einen Berg in die Höhle, da er seit dem Tode seines frommen Töchterleins gelebt, und von da in das gelobte Land, nach dem heiligen Grabe des Herrn gezogen, um dort unter Buße und Gebet Gnade zu finden der Blutrache wegen, die er so schrecklich an dem Mörder seiner Tochter genommen. In die Heimath aber sei er nie wieder zurückgekehrt. —

399 u. 400. Die Bettlerkirche.

(Nach: Katholischer Familien-Kalender. Wien, 1842.)

1. Es war im dritten Jahre, seit blutige Taboriten-Horden, Hussiten genannt, zuerst die Fahne des Entsetzens über Böhmens Gefilde schwangen, als sich ein junger französischer Edelmann, Namens Henri de Valserrant, vor dem Zelte des Feldherrn zeigte, ungeduldig des Augenblickes harrend, wo er eingelassen würde. Er hatte seit einigen Monaten unter Ziska's Fahnen Dienste genommen, und sich durch bluttriefende Grausamkeit zu einem Liebling des Heeres emporgeschwungen. Auch heute mochte ihn kein guter Geist antreiben, das Zelt des furchtbaren Anführers aufzusuchen; die finstere Gluth, die aus seinen Augen leuchtete, verkündete deutsam genug, daß er in seinem Innern über irgend einen gräßlichen Gedanken brüte. Bald öffnete sich das Zelt, und Ziska trat heraus in die Versammlung seiner Krieger.

Da ertönte aus seinem Munde der Befehl zum Aufbruche, und ein freudiges Flüstern lief durch die düstern Reihen hin; Jedermann ahnte, daß es der Schlacht entgegenging. Nur Einer von Allen schien diesen Befehl unwillig zu vernehmen — es war Henri de Valserrant.

Trotzigen Schrittes trat er aus den Reihen der Führer hervor, neigte sich vor dem Feldherrn; und als dieser ihm durch ein gegebenes Zeichen zu reden gestattete, begann er nach einer kleinen Pause, deren er bedurfte, um seine widerstrebenden Gefühle in Worte zu fassen: „Seit ich hier bin, hast du nun manches Große vollbracht; ich sah Städte als glimmende Aschenhaufen einsinken, ich sah weite Ländereien in einen großen Leichenanger verwandelt; — aber wie kommt es, daß wir seit drei Tagen müssig hier gelagert, das **Kloster** auf jenem Hügel, wie zu unserm Hohne, im Angesichte haben, ohne daß das Feuer des Krieges die bleichen Bewohnerinnen umfängt? Bist du noch der alte Held, vor dessen Antlitz der Erdball zittert, so sende mich aus, ich will dein Würgengel sein!“ — Das Antlitz des Führers verfinsterte sich, und nach einer langen Pause, in welcher er bemüht schien, den Eindruck völlig ins Klare zu bringen, den die Rede des Kriegers auf ihn hervorgebracht, wandte er sich gegen ihn und sprach: „„Geh' denn hin und vollbring's!““

Henri berief ungesäumt seine Horde zusammen, und bevor sich die Dämmerung noch in den Schatten der Nacht verlor, hatte er den Fuß des Hügels erreicht, auf dem das Nonnenkloster, von sinkendem Nebel, wie von bösen Ahnungen umweht, sich einsam und schweigend erhob.

Die Heimlichkeit der Nacht hatte Henri von Valserrant's düstere Pläne begünstigt. Bevor die frommen Bewohnerinnen des Klosters die hereinbrechende Gefahr ahneten, hatte er alle Zugänge abgesperrt und den Ring des Verderbens immer enger schließend, näherte er sich den Mauern, die, bis jetzt von Kriegslärm verschont, sich als unentweihtes Asyl der Herzen in der Einsamkeit erhoben.

Inzwischen waren die Fenster des gegenüberstehenden Klosters hell geworden, und die feierlichen Gebete der Nonnen hallten durch die Nacht. Henri lachte ingrimmig, seine Augen rollten furchtbar, drohend zog sein Blick über die Landschaft, dann hüllte er sich in seinen Mantel ein und schritt schweigend den Hügel hinab, einem kleinen Gehölze zu, wo der Wachtposten ausgestellt war. —

Ein unheimlicher Schimmer wälzte sich allplötzlich, zuckend wie Nordlichtschein, durch das blaue Gewölbe des Himmels. — Das war nicht die weiße Mondesrose mit ihrem ruhigen Friedensglanz, das war nicht die rothe Rose des verjüngten Weltenlebens, das war der Abglanz eines schaurigen Flammenpfuhls, der da auf dem Gipfel des Berges rauchend und blitzend mit dem Krachen eines kochenden Vulcans — immer mehr und entsetzlicher sich aufthat und seinen Wiederschein über die ganze Landschaft bis an den fernen Hügel

aussendete, wo Ziska's Wachtfeuer brannten. — Das Kloster stand in Flammen. Vergebens rief die wimmernde Glocke durch die Nacht, und weckte die benachbarten Dörfer; der Klang des Entsetzens, der Taboriten gefürchteter Schlachtgesang tönte, siegreich in die Ferne, und lähmte die hilfreichen Arme von Tausenden, die das grauenvolle Schauspiel anstarrten.

Die Flamme, die, bisher von geschleuderten Pechkränzen geweckt, die einzelnen Dächer des prächtigen Klostergebäudes umzingelte, schlug jetzt immer schrecklicher über Thürme und Dachung zusammen. Die Speicher und Scheuern sprühten ihren Vorrath in Flammen verwandelt, gleich einem glühenden Feuerregen aus, und der Brand, der im Innern wüthete, suchte sich durch die langen Fensterreihen der Façade Luft zu machen. Mit den Flammen standen Mord und Plünderung im Bunde. Henri selbst hatte die Fahne ergriffen und stürmte an der Spitze seiner blutgierigen Schaar nach dem Chor der Nonnen. Dort tönte noch der Psalm. Alle Nonnen, die Aebtissin obenan, knieten im Gebete; noch brannten die heiligen Kerzen, noch flammten die Gebete, noch umhüllten die langen Schleier die fromme Schaar; da klirrten die Fenster und herein wälzte sich der schwarze Rauch in langen, dunkeln Wirbeln. Zugleich aber erdröhnte die Vorhalle von schweren Männertritten. Es war Henri von Valserrant und seine Horde. Grimmig warfen sie sich gegen die Thür; und hier hielt sie ein nicht erwarteter Widerstand zurück. Der laute Angstschrei der Nonnen, der plötzlich ihr Gebet unterbrach, überzeugte ihn, daß er am Ziele stehe; doch die Thür, die zum Chor führte, war so fest, daß keine Gewalt vermögend schien, sie zu öffnen. Die Aebtissin aber erfaßte das Kreuz, und indem sie in die Mitte der bestürzten Frauen trat, ermahnte sie mit lauter Stimme zum Gebete. Da klirrten die herbeigeholten Brecheisen, da krachte endlich die Thüre, schon leuchtete der Schein der Fackeln in das Heiligthum; da erschütterte das ganze Gebäude ein Zittern wie bei einem Erdbeben, die Mauern wankten, der Boden schwankte, das Estrich des weiten Chores stürzte ein, prasselnd wirbelte die Flamme empor. Noch schimmerte das erhobene Crucifix der Aebtissin mit seinem Gnadenbilde aus der Feuerlohe, noch tönte ein lautes vielstimmiges: „Gloria Patri, et filio, et Spiritui Sancto!“ da schlug die Gluth prasselnd über Alle zusammen, und gerettet waren sie von der Schmach, die ihnen drohte; rein und heilig flohen sie vor Gottes Thron. —

Entsetzt stürzte Henri de Valserrant zurück; ein unaussprechliches Grauen jagte ihn aus den Mauern des einstürzenden Heiligthums. Bleich und sprachlos, die Blicke unverwandt nach den rauchenden Klostermauern gekehrt, lag er am Fuße des Hügels;

so fanden ihn die Seinen noch am Abende, als sie von Raub und Beute zurückkehrten. — — —

2. Es war am Festtage des heil. Petrus des darauf folgenden Jahres, als zu Rom das Hochamt im Dome dieses Apostelfürsten, von Seiner Heiligkeit selbst gefeiert, eine unglaubliche Anzahl Andächtiger versammelte. Der Glanz und die Würde der heil. Handlung hatte allen Adel der prächtigen Hauptstadt der Christenheit und wohl auch eine nicht geringe Menge von Fremden herbeigezogen, um der Erbauung theilhaft zu werden, welche dieser Tag allen Christgläubigen gewähren sollte. Es war, als wäre alle weltliche Pracht recht geflissentlich aus den Palästen der Reichen hervorgegangen, um vor der Glorie des Allmächtigen in Staub zu sinken. Da gewahrte man in der Versammlung die Gestalt eines Beters, der, von der Gewalt des Gewissens ergriffen, in einer Ecke der Kirche hingeworfen, in lautes Weinen ausgebrochen war, als wollte er mit seinen heißen Reuethränen die kalten Steine erweichen. So liegt ein vom Blitz zerschmetterter Baum in der Mitte seiner Brüder. Doch schien es, daß die heilige Handlung ihm minder zum Troste als zum Schrecken gereiche. Der Gedanke an die Gegenwart seines lebendigen Gottes schien ihn grauenhaft zu erschüttern, und wenn er zuweilen sein in Thränen gebadetes bleiches Antlitz erhob, so schienen seine angstvollen, scheuen Blicke zu flehen: „Herr, gehe nicht mit mir ins Gericht!“ —

Die heilige Messe war vollendet, die Versammlung zerstreut, als der Mann noch immer wie angewurzelt auf dem Boden der Kirche in ihrem finstersten Winkel lag. Endlich erschien ein Priester, der theilnehmend zu dem Reuigen sprach: „„Folge mir, Heinrich von Valserrant!““ —

Seit der fürchterlichen Stunde, wo Henri die fünfzig Nonnen den Martyrertod sterben und das Kreuz der Gnade mit seinem hochheiligen Bilde aus den Flammen leuchten sah, war er flüchtig und unstät umhergezogen. Die Gräuel des Krieges trieben den Mann mit dem beschwerten Gewissen immer weiter gegen Süden, bis sich die schreckliche Starrheit seiner Seele in die Thränen jener unauslöschlichen Sehnsucht auflöste, die auch den Sünder an die Liebe der Menschen und die Hoffnungen des Himmels bindet. Er beschloß, sein Herz zu entlasten, und indem er hiezu die Gnadenmittel der Kirche Christi als den einzigen Weg erkannte, beichtete er einem frommen Ordensmanne; doch dieser verwies ihn weiter nach Süden. Valserrant kam nach Rom; der Priester, dem er dort seine Schuld bekannte, war derselbe, der sich ihm soeben genähert hatte; dieser brachte ihm vom heiligen Vater, dem er mit Zustimmung

Valserrant's das Verbrechen mitgetheilt, die Buße; sie lautete: „,Du sollst,'' sprach der würdige Priester, „,hinziehen durch die weite Welt, nirgends weilen, nirgends ruhen, und der Erhaltung deines Daseins nur so weit gedenken, als es zur Vollbringung der dir aufgelegten Buße nöthig ist; hülle dich in das Gewand des Bettlers, und sammle Almosen von der Barmherzigkeit der Menschen, bis du einen Schatz gesammelt, der hinreicht, die zerstörte Kirche wieder zu erbauen. Doch dieses Almosen — merke dir wohl — darf nicht aus den Schätzen der Reichen fließen, sondern einzig aus der Hand der Barmherzigkeit. Darum sollst du kein Geschenk nehmen, das größer wäre, als ein Heller; ist das Werk vollbracht — ist deine Sünde von dir genommen.'' — Ein Strahl wehmüthiger Hoffnung dämmerte bei diesen Worten über das Antlitz des Sünders, und er wanderte in alle Welt den Weg der Buße. —

Nach vierzig Jahren war der Bau vollendet; ein neues Gotteshaus, schier herrlicher, denn das alte, erhob sich mit glänzenden Kuppeln aus dem Schutte der Zerstörung. Die im Brande geschmolzenen Glocken läuten in der Glockenstube wieder, und riefen die Bewohner der Umgegend zum Gebete. Das Gebet aber galt dem Bauherrn, welcher der Erste in die von ihm erbaute Gruft gesenkt wurde.

Das Denkmal seiner Reue und Buße heißt bis auf den heutigen Tag: „Die Bettlerkirche." —

---

401. Der Pfingstlritt zu Kötzting.

Aus nah und ferne kommen zu Kötzting im Bayerwalde am Pfingstmontage des Morgens berittene Männer und Burschen zusammen, die in paarweiser Ordnung zur Kirche des heiligen Nikolaus in Steinbühl einen Kreuzgang ausführen. Voraus reitet ein Geistlicher mit dem Allerheiligsten, dann der Meßner, Fahnen- und Bildträger. Nachdem der feierliche Gottesdienst abgehalten, und in einer wunderherrlichen Waldgegend und den um das Kirchlein aufgeschlagenen Wirthszelten einige Rast gemacht ist, steigt Alles wieder zu Pferd und man kehrt in fröhlicher Stimmung zurück nach Kötzting. Selten, daß es beim Heimritte im Gedränge ungeschulter Rosse und meist unsicherer Reiter zu einem Unfalle kommt. — Der außerhalb des Marktes auf einem freien Wiesplatze angekommene Wallfahrtszug schließt sich zu einem Kreise und es empfängt hier ein Kötztinger Bürgerssohn, der nach dem Urtheile und der Auswahl des Magistrates und des Pfarrers vor Andern als tugendreich gehalten wird, aus der Hand des Geistlichen ein aus Flieder, rothem Band und Silberdraht geflochtenes Ehrenkränzchen um den linken Arm. —

Es gehen verschiedene Ueberlieferungen über die Entstehung dieses Rittes; unter andern die folgende:

Noch bedeckte der Urwald die Gegend und ringsher herrschte finsteres Heidenthum. Unten im Thale von Chammerau aber bestand schon eine Christenkirche, zu welcher Steinbühl weit oben in der Bergwaldung als Tochterkirche gehörte. Es geschah nun, daß der Chammerauer Pfarrherr noch nächtlicher Weile in seinen Filial-Bezirk gerufen wurde; es verlangte ein Sterbender nach der letzten Wegzehrung. Weil aber die Heiden nicht nur, sondern auch grimmige Raubthiere den Pfad unsicher machten, entschlossen sich unterwegs die jungen Männer von Kötzting freiwillig, dem Geistlichen zu Pferd ein Schutzgeleite zu geben. Mit anbrechendem Tage stürzte eine Heidenschaar hervor und des Priesters Leben sammt dem Allerheiligsten schien in Gefahr. Da wurden die Gottlosen von den Kötztinger Jünglingen hart angefallen und in hitzigem Kampfe theils erschlagen, theils zur Flucht in die Wälder getrieben. — Von solch' mannhafter That soll das erwähnte Ehrenkränzlein ein Erinnerungszeichen sein. —

---

402. Die Rosen-Königin zu Salency.

Der heilige Medardus (geboren um das Jahr 465, Bischof von Noyon in Frankreich 530, gestorben 545) soll das Rosenfest zu Salency gestiftet haben. Dieser gute Bischof, der auch Herr von Salency, einem kleinen Flecken nah' bei Noyon, war, hatte die Gewohnheit, den Mädchen seines Sprengels, welche wegen ihrer Tugend in allgemeiner Achtung standen, eine Summe von 25 Livres und einen Kranz von Rosen zu schenken. Die erste Rosenkönigin soll des Bischofs eigene Schwester gewesen sein, welcher die öffentliche Stimme den Preis zuerkannte; und noch heute zeigt man über dem Altare der Kapelle des heiligen Medardus, welche unweit Salency auf einem Hügel sich erhebt, ein schönes Bild, auf welchem der edle Bischof, umgeben von Rittern, Chorknaben und Nonnen, der tugendhaften Jungfrau den schlichten Rosenkranz mit Rührung auf das Haupt legt.

Dieser Rosenkranz ist ein anmuthiges Tugendmittel für alle Mädchen von Salency; denn der heilige Medardus hatte einen großen Theil seines Vermögens dazu bestimmt, um dieses Fest für ewige Zeiten zu begründen. Noch jetzt wird ein Tugend-Preis nebst der Rosenkrone feierlichst in jedem Jahre ausgetheilt und jede Jungfrau strebt darnach, diesen doppelten Preis zu verdienen.

Nach der Stiftungs-Urkunde muß aber nicht nur die Rosen-

Königin selbst untadelig sein, sondern auch Vater und Mutter, Bruder und Schwester und andere Verwandte müssen in gutem Rufe stehen. Der geringste sittliche Makel, ja selbst gegründeter Verdacht schließen von dem Preise aus. Es wird da eine wahre Adels-Probe veranstaltet.

Der Herr von Salency hat das Recht, die Rosen-Königin aus den Jungfrauen des Orts zu wählen, welche man ihm als die würdigste einen Monat zuvor bezeichnet. Ist sie ernannt, so wird sie von der Kanzel herab beim öffentlichen Gottesdienste verkündigt, damit ihre Mitbewerberinnen Zeit haben, um die Wahl zu prüfen und sich dagegen zu erklären, wenn sie vor strenger Gerechtigkeit nicht bestehen kann. Diese Prüfung geschieht mit der strengsten Unparteilichkeit. Erst nach dieser Probe ist die Wahl des Herrn bestätigt.

Am 8. Juni, am Tage des heiligen Medardus, gegen 2 Uhr des Nachmittags, begiebt sich die Rosen-Königin, weiß gekleidet, umgeben von ihrer Familie und zwölf ebenfalls weiß gekleideten mit Blumengürtelbändern geschmückten Mädchen, denen zwölf Jünglinge des Orts die Hand reichen, in das Schloß von Salency unter dem Schalle der Trommeln, der Violine und des Dudelsacks; der gnädige Herr selbst oder seine Gemahlin empfangen sie; die Rosen-Königin dankt für den Vorzug, den man ihr geschenkt; hierauf reicht der gnädige Herr, oder wer seine Stelle vertritt, und sein Landrichter der Rosen-Königin die Hand und führen sie, unter dem Vorausgehen der Musik, gefolgt von dem ansehnlichen Festzuge, in die Pfarrkirche, wo sie der Vesper auf einem Ehren-Platze mitten im Chore beiwohnen.

Ist die Vesper beendigt, so geht die ganze Geistlichkeit in feierlicher Prozession mit dem Volke zur Kapelle des heiligen Medardus. Dort segnet der Geistliche den Rosenkranz ein, der auf dem Altare liegt. Dieser Rosenkranz ist mit einem blauen Band umwunden und durch einen silbernen Ring zusammengehalten. Nach der Einsegnung und einer Anrede an die Empfängerin setzt der Geistliche der knienden Jungfrau den Kranz auf's Haupt und giebt ihr zu derselben Zeit die 25 Livres in Gegenwart des gnädigen Herrn und der Gerichtsbeamten.

Die also gekrönte Rosen-Königin wird nun abermals von dem gnädigen Herrn und seinen Begleitern nach der Pfarrkirche zurückgeführt, wo das Te Deum und ein Lied an den heiligen Medardus unter dem Gewehrfeuer der jungen Leute des Orts abgesungen wird.

Nach der Beendigung der kirchlichen Feierlichkeit führt der gnädige Herr oder sein Stellvertreter die Rosen-Königin bis in die Mitte der Hauptstraße von Salency, wo die Lehnsleute der gnädigen

Herrschaft eine große Tafel haben aufrichten lassen, bedeckt mit einem Tischtuche, zehn Schüsseln und zwei Messern, einem Gefäß voll Salz, einem Maaß weißen Wein in zwei Krügen, zwei Gläsern, einem halben Maaß frischen Wassers, zwei Weißbroden je zu einem Sou, einem halben hundert Nüssen und einem Käse für drei Sou. Außerdem giebt man der Rosen-Königin noch als Ehrengabe eine Gerte, zwei Ballkugeln und eine Pfeife von Horn, mit welcher einer der Lehnsleute drei Mal pfeift, ehe er sie überreicht. Letztere sind bei Strafe verbunden, alle diese Dienste mit Genauigkeit zu verrichten.

Von da wandert die Gesellschaft nach dem Schloßhof unter einen großen Baum, wo der gnädige Herr zuerst mit der Rosen-Königin tanzt. Dieser ländliche Ball endigt erst mit Sonnenuntergang. Des andern Tages ladet die Rosen-Königin zu sich alle Mädchen des Dorfs ein und erfreut sie mit einem bescheidenen Mahle.

Dieß ist der Ursprung und die Feier des Rosenfestes zu Salency. Und in der That zeichnen sich die fünfhundert Einwohner von Salency durch Zufriedenheit und gute Sitten vor Andern vortheilhaft aus. Rosen-Königin zu werden ist aller Mädchen höchster Wunsch.

So viel Gutes kann ein weißes Vermächtniß stiften, wenn es mit Ehre und Vortheil — wahre Verdienste krönt. Der gute Bischof wird noch im Himmel sich freuen, wenn er die vielen glücklichen Leute sieht, welche seine liebe Stiftung geschaffen und seinen Namen der Nachwelt in dankbarem Andenken erhalten haben. —

403. Das Abendläuten zu Brüssel.

Als zu den Zeiten der Kreuzzüge im Jahre 1096 die Ritter und Herren aus allen Ländern Europa's zum heiligen Lande eilten, um die Stätten, an welchen unser Herr und Heiland Jesus Christus einst gelebt und gelitten hatte, gestorben war und begraben worden, aus den Händen der Ungläubigen zu reißen; da zogen auch viele Bürger von Brüssel mit. Sie machten ihrer Stadt Ehre und in Gottfried von Bouillon's Heer war ihr Name geachtet und berühmt.

Trübe saßen ihre armen Frauen unterdeß zu Hause im einsamen Kämmerlein und zählten unter Gebet und Thränen der Sehnsucht die Tage und Wochen und Monate und harrten ängstlich auf Botschaft von den fernen Lieben. Wohl drang manche Siegeskunde durch heimkehrende Pilger zu ihnen, wohl erfreuten sie sich darob und dankten auch Gott aus tiefstem Herzen dafür; doch war immer ein bitterer Wermuth dieser Freude beigemischt, denn sie wußten ja nicht, ob der Sieg nicht mit dem Herzblute eines ihrer Theuern erkauft war.

Schon war mehr denn ein Jahr also unter Harren und Hoffen und Fürchten und Sehnen hingeflossen, als eines Tages, nämlich am 19. Januar des Jahres 1100 ein staubbedeckter Reitersmann durch das Löwener Thor sprengte und mit hellen Trompetenstößen das Volk zusammenrief. Alles stürzte ihm nach auf den großen Platz, wo sich nun das stattliche Rathhaus und das prächtige Brodhaus erheben; da kündete er den Versammelten Folgendes: „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit! Jerusalem ist erobert, das heilige Grab wieder in der Christen Hände und unser Herzog, Herr Gottfried von Bouillon, zum Könige der heiligen Stadt ausgerufen und gekrönt!“ Ein donnernder Jubelruf unterbrach ihn; als das Jauchzen nicht enden wollte, stieß er von Neuem in die Trompete und rief: „Wohl möget ihr jubeln und jauchzen, doch lasset mich erst einmal aussprechen, dann sollet ihr es noch besser können. Ritter Vandale, unser ehrsamer Bürgermeister, und Ritter Schayas, der Herr Schöffe, lassen euch durch mich entbieten, daß sie an der Spitze der Brüsseler Bürger heut' Abend hier einzutreffen gedenken. Herr Piot, der Bürgermeister von Löwen, hat sie gestern in seiner Stadt zurückgehalten und bewirthet, sonst wären sie schon hier.“ Da war nun des Jubels kein Ende; singend und springend durchzogen die Bürger die Stadt und in weniger denn einer Stunde wußte jedes Kind die frohe Mähre.

Keiner war glücklicher, als die Frauen. Wie sie eben waren, enteilten sie den Häusern und liefen dem Löwener Thore zu und die Straße entlang, welche die so lang Erharrten und viel Ersehnten kommen mußten. Bald kündeten dichte Staubwolken die Nahenden an, schneller eilten die Frauen und wenige Minuten später lagen sie in den Armen der Gatten.

In der Wonne des Wiedersehens wußten die treuen Frauen nicht, wie sie ihrer Freude Luft machen sollten; endlich faßte jede den Gatten auf und rannte, als fürchte sie, ihn noch einmal zu verlieren, mit ihrer Last der Stadt zu, so, wie es einst die braven Frauen der Stadt Weinsberg gemacht, die ja kein köstlicher Pfand kannten, als ihre Männer. Während eines ganzen Monates hörten die Dankgebete in den Kirchen und die Volksspiele und Turniere nicht auf; und dann noch beschloß der Magistrat: es solle, um diese frohe Rückkehr auf ewige Zeiten im Andenken der Nachkommen zu bewahren und Gott für dieselbe Dank zu sagen, alle Jahre an dem Tage Abends mit allen Glocken in allen Kirchen eine Stunde lang geläutet werden.

Dieser Gebrauch hat sich bis auf unsere Tage erhalten und der 19. Januar, der Frauenabend (vrouwkensavond), blieb dort noch

stets ein fröhlich begangenes Fest. Ebenso überlassen die Männer für die ihnen erwiesene Liebe, seit dieser Zeit, am 19. Januar, und zwar für den ganzen Tag, ihren Frauen das Hausrecht. —

404. Die St. Burkards-Wecke.

Der erste Bischof von Würzburg, der heilige Burkardus, ließ einst während einer Hungersnoth bei einem Bäcker Wecke backen, und sie täglich unter die armen Leute vertheilen. Deßhalb feierte das Würzburger Volk lange Zeit hindurch seinen Jahrtag am 14. October mit einer alten Sitte. Es wurden von den Bäckern Wecke von einer eigenen Form, nämlich der eines Ringes, am Festtage des heiligen Burkardus, unter dem Namen der St.-Burkards-Wecke gebacken, und Freunde, die sich zufälliger Weise an selbigem Tage begegneten, grüßten sich um einen St. Burkards-Weck, den Derjenige bekam, so dem andern mit diesem Gruße: „Guten Morgen um einen St. Burkards-Weck!" zuvorgekommen war.

Jetzt werden solche St. Burkards-Wecke von den Bäckern im sogenannten Burkarder- oder Mainviertel noch gebacken; aber die Sitte, dieselben zu verschenken, ist außer Brauch gekommen! —

405. Das wieder einmal geübte alte Recht.

1. Vermöge eines alten Rechtes mußte der Bischof von Speyer zum hochheiligen Weihnachtsfeste nach Mainz kommen und als Suffragan des Erzbischofs an der erzbischöflichen Tafel das Tischgebet „Benedicite" sprechen, was aber seit vielen Jahren nicht mehr stattgefunden hatte.

Der Kurfürst-Erzbischof Emmerich Joseph, Freiherr von Breidenbach zu Bürresheim, der mit August Philipp Carl, Reichsgrafen von Limburg-Styrum, dem damaligen Bischofe von Speyer, wie auch Probst der gefürsteten Probstei Weissenburg und Fürst des heiligen römischen Reiches, wegen der Emser Verhandlungen und dessen Protestation dagegen, gespannt war, — hatte den Einfall, diese alte Sitte wieder hervorzurufen, und schickte, ungeachtet es ihm sein Minister Dalberg dringend mißrathen, einen Courier nach Bruchsal mit dem Auftrage: „Der Bischof hätte zu Weihnachten im Schlosse zu Mainz das Tischgebet zu sprechen."

Der Erzbischof Emmerich Joseph und seine Hofleute stritten sich, ob der Bischof von Speyer kommen werde, und die Meisten waren mit Dalberg der Meinung, sein stolzer und heftiger Charakter werde ihm nie erlauben, sich diesem anscheinend erniedrigenden

und ohnehin längst abgekommenen Gebrauche zu unterziehen. — August schickte jedoch den Courier mit der Antwort zurück: „„Er werde thun, was Recht sei.““

Am Vorabende des hochheiligen Weihnachtfestes fuhr er wirklich mit etlichen Kavalieren in drei Wagen in Mainz ein, wo er bei einem Grafen von Dalberg in dem Hause zu den drei Säuköpfen (dem jetzigen Justiz-Palaste) abstieg.

Am gnadenreichen Feste selbst kam er in den Dom zum Hochamte, und nach dem Gottesdienst in's erzbischöfliche Schloß, wo eine Tafel von 150 Gedecken bereitet war. Da der Kurfürst-Erzbischof ausdrücklich befohlen hatte, für den Bischof von Speyer nicht zu decken, weil ihm nach dem alten Rechte nichts gebühre, so war der Hof äußerst gespannt, wie die Sache enden würde. — August sprach nun das „„Benedicite““ mit schallender Stimme; und als das letzte Wort verhallt war, nahm Emmerich Joseph, ohne den Bischof weiter zu beachten, Platz, und wies die Sitze zu seiner Rechten und Linken den Gesandten auswärtiger Höfe an, wodurch August auf den ersten Blick errieth, daß man nicht gemeint sei, ihn als Gast zur Tafel zu ziehen, sondern das alte Recht in seiner ganzen Strenge zu handhaben. Er verbeugte sich also und ging, stieg eilend in den Wagen und fuhr rasch in sein Absteig-Quartier zurück; im Schlosse aber lachte der Kurfürst-Erzbischof und seine Hofleute über den so demüthigen Rückzug des Bischofs von Speyer. —

2. Doch als eben der erste Gang des Festessens zu Ende war, erschien ein Läufer des Bischofs von Speyer im Schlosse und dicht hinter ihm ein bischöflicher Kammerherr, der da meldete: „Sein gnädigster Herr, der Probst der gefürsteten Abtei Weissenburg, des heiligen römischen Reiches **Fürst**, sei so eben in Mainz angekommen, um bei Seiner Eminenz freundnachbarlich die Feiertage zuzubringen, und wünsche das Vergnügen, aufwarten zu können.““

Die Lacher verstummten jetzt; der Kurfürst-Erzbischof sah betroffen seinen Minister an; das Diner wurde sogleich aufgehoben, die Zimmer zur Aufnahme des Gastes in Eile hergerichtet, wie sie zur Wohnung eines Reichs-Fürsten würdig wären, und der Kurfürst-Erzbischof schickte seinen ersten Minister, um ihn in seinem Quartier zu bewillkommen, und bald nachher seinen Galla-Wagen mit sechs Pferden, um ihn nach dem Schlosse zu bringen. Seine Kammerherren, Bedienten und Läufer folgten.

Das Wiedersehen war ceremoniös. Der Kurfürst-Erzbischof bewillkommte mit erzwungener Freundlichkeit seinen Nachbarn. — Spät am Abend wurde das unterbrochene Diner von vorn angefan-

gen, und des heiligen Römischen Reiches Fürst saß dies Mal zur Rechten des Kurfürsten-Erzbischofs Emmerich Joseph und fand, als das Gedenken an das hohe Fest des Friedens, das heute in der Kirche gefeiert worden, und dazu ein Trunk edlen rheingauer Weines ihm einen versöhnlicheren Sinn eingeflößt, das ganze Ereigniß so drollig, daß er es als ein Festspiel laut belachte und sich nicht enthalten konnte, dem Bischof von Speyer über die sinnreiche Art, sich ehrenhaft aus der Sache zu ziehen, seinen herzlichsten Beifall zu äußern. „„Aber,““ lächelte ihm August Carl Philipp entgegen „„Euer Liebden konnten doch wissen, daß der Styrum sich nicht so leicht anführen läßt!!““ — —

Der Fürst des heiligen Römischen Reichs feierte das hochheilige Weihnachtsfest drei Wochen lang bei seinem Herrn Nachbar und machte ihm eine Zeche von 10,000 Gulden. — Beim Abschied sagte er zum Kurfürst-Erzbischofe: „„Wenn künftige Weihnachten Euer Liebden wieder das „Benedicite" vom **Bischofe** von Speyer gebetet haben wollen, so belieben dieselben nur etliche Tage zuvor einen Courier nach Bruchsal zu schicken; der Bischof von Speyer wird alsbald sich einzustellen nicht verfehlen, und auch den Probst von Weissenburg, den **Fürsten** des heiligen Römischen Reiches mitbringen!““ —

406—408. Die Rache des verschmähten Brautwerbers.

1. Agatha, eine Jungfrau von hohem Sinn und auserlesener Schönheit, führte in der Stadt Catanea in Sicilien einen heiligen und Gott wohlgefälligen Wandel. Quintianus, Prokonsul der Insel, entbrannte in die Jungfrau, der Unedle in die Edle, der Gierige in die Reiche, der Lüstling in die Schöne, der Götzendiener in die Christin. Als er ihres Gemüthes unerschütterliche Festigkeit erprobt hatte, übergab er sie der Aphrodisia, der berüchtigten Verführerin des Orts, ob etwa dieser gelingen möchte, mit Hilfe ihrer neun schändlichen Töchter der Jungfrau reine Seele zu vergiften und mit der Sünde auszusöhnen. Vergebens jedoch erschöpften diese alle Künste ihres ehrlosen Gewerbes. Bitten und Drohungen, lockende und schreckende Vorstellungen vermochten gleich wenig über der Jungfrau unbewegliches Gemüth. „Mein Gemüth," sprach sie zu ihren Verführerinnen, „ist auf den Felsen gegründet, und dieser Fels ist Christus! Eure Worte sind Wind, eure Liebkosungen Regenschauer, eure Drohungen wilde Wasser; sie bestürmen das Fundament meines Glaubens, aber sie vermögen nicht, dasselbige zu erschüttern!" Tag und Nacht betete sie und bat Gott mit Thränen, daß er sie würdigen möge, die Palme des Marterthums zu erringen. Als die Aphro-

disia alle ihre Versuche scheitern sah an dem Felsensinn der Jungfrau, sprach sie zu Quintianus: „„Entlaste mich deines Auftrags; leichter ist's, den Marmor flüssig zu machen, und das Eisen wie Blei zu biegen, als dieser Christin Trotz zu brechen.““

Quintianus ließ die Jungfrau vor sich führen, und fragte, weß Standes sie sei? Agatha: „Eine Freie bin ich, ja vielmehr eine Edle.“ Quintianus: „„Wenn eine Freie, warum spielst du denn die Rolle einer Magd?““ Agatha: „Christi Magd zu sein, würde auch die Töchter der Könige ehren!“ Quintianus: „„Keiner Freigebornen geziemet knechtische Sitte.““ Agatha: „Christi Dienstbarkeit ist eben die wahre Freiheit.“ — Quintianus: „„Wähle Eins von Zweien. Entweder opfre den Göttern, oder sei der härtesten Marter gewärtig.““ Agatha: „Mögest du sein wie dein Gott Jupiter, und dein Weib wie deine Göttin Venus!“ — „„Wie,““ rief der Proconsul, „„solltest du den Richter im Volk schmähen?““ Und befahl den Dienern, sie ins Angesicht zu schlagen. Als das geschehen war, sprach Agatha: „Also eine Schmähung däuchte dich mein Wunsch? Was für Götter müssen das sein, welchen verglichen zu werden ihren Anbetern als eine Beschimpfung erscheint?“ Quintianus erwiederte: „„Spare die unnützen Worte. Entweder opfre oder leide.““ Agatha antwortete: „Hetze deine Bestien auf mich los: durch Christi Namen will ich sie bändigen! Wirf mich in das Feuer: der Thau des Himmels wird die Flamme löschen! Spanne mich auf die Marterbank: der Geist, der mich beseelt, ist ein Geist der Kraft, der Zucht und Liebe!“ Quintianus, der vor dem Volke die Beschämung fürchtete, hieß sie ins Gefängniß führen. Dahin ging sie, frohlockend, wie sonst ein Mädchen zum Tanze geht. —

2. Am folgenden Tage sprach Quintianus nochmals zu Agathen: „„Verleugne Christum, und opfere den Göttern!““ Als sie dessen sich weigerte, befahl er, sie auf die Folterbank zu spannen. Da rief Agatha aus: „O süße Botschaft! So ist Dem zu Muth, welchem eine Erstgeburt verkündigt wird! Mag doch der Weizen nicht in die Scheune gesammelt werden, bis die Aehre zertreten ward auf der Tenne, und das Korn von jeder Spreu gereinigt!“ — Als der Tyrann, den ihre Freudigkeit verdroß, ihr die Brüste abzureißen befahl, sprach sie: „O Barbar! solltest du den Quell nicht ehren, aus dem deine Mutter dich getränkt hat?“ — Und da Quintianus inne ward, daß die Marter der Jungfrau heldenmüthigen Sinn nicht brechen könne, befahl er, sie ins Gefängniß zurückzuführen, streng verbietend, sowohl, daß ein Arzt zu ihr gelassen, als auch, daß einige Erquickung ihr gereicht würde.

Um die Mitternacht öffneten sich die Thüren des Kerkers, und es trat ein Greis herein, welchem ein Knabe eine brennende Kerze vortrug; er selbst trug einen köstlichen Balsam in einer güldenen Büchse. Nachdem der Greis die Jungfrau mit großer Freundlichkeit gegrüßet, sprach er zu ihr: „,Liebe Tochter, zwar hat der Proconsul dich mit herber Marter geängstigt; du aber hast ihn noch peinlicher geängstigt durch deine Reden. Seine Wunden werden ewig bluten; die deinen aber komme ich zu heilen.'“ Agatha erwiederte: „Bis jetzt habe ich der leiblichen Arznei nie bedurft; ich begehre ihrer auch heute nicht zu gebrauchen!“ „,Meine Tochter,'“ sprach der Greis, „,ich bin ein Christ; vor mir darfst du dich nicht schämen!'“ Agatha sprach: „Wie sollt' ich vor dem Greise mich schämen, ich, die so jämmerlich zerfleischt, eher Abscheu einflößen möchte, als Begierde. Habe Dank indessen für deinen guten Willen!“ Der Greis sprach: „,Warum willst du mir nicht erlauben, dich zu heilen?'“ Sie antworte: „Will mein Herr Christus, daß ich genese, so kostet es ihm nur Ein Wort!“ Lächelnd erwiederte der Greis: „,Ich bin sein Apostel, und im Namen Unsers Herrn gebiete ich dir, daß du genesest!'“ Damit verschwand der Greis, und die Jungfrau war geheilt und genesen. —

3. Nach vier Tagen ließ der Proconsul Agathen vor sich fordern, und muthete ihr noch einmal zu, ihren Glauben zu verleugnen, und den Götzen zu opfern. Agatha antwortete: „Spare die vergeblichen Worte, welche die Luft beflecken, wenn gleich nicht meine Seele. Sollte ich Steine anbeten, und dem Gott des Himmels entsagen, der mich geheilt hat?“ — „„Wer hat dich geheilt?““ sprach Quintianus. Agatha antwortete: „Jesus Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ — Quintianus: „„Schon wieder nennst du diesen verhaßten Namen, den ich nicht hören will.““ Agatha: „Diesen Namen werde ich im Herzen und auf den Lippen tragen, so lange ich athme!“ Quintianus sprach: „„Ich will doch sehen, ob dieser dein Herr Christus dir wird helfen können!““ Dann befahl er, zerbrochene Scherben auf den Boden zu breiten, glühende Kohlen zwischen die spitzen Scherben zu mischen, und die Jungfrau nackend darauf hin und her zu wälzen. Es geschah. Aber plötzlich erbebte die Erde. Die ganze Stadt erschütterte. Tempel und Paläste stürzten ein, und zwei von des Proconsuls Räthen wurden an seiner Seite erschlagen. Das Volk stürmte herbei, und schrie: „,Laß ab von Dieser, du ungerechter Richter; die Götter rächen die Unschuld!'“ Quintianus, eingeschüchtert durch das Erdbeben und den Volksauflauf, befahl, daß Agatha wieder ins Gefängniß zurückgeführt würde. Kaum noch athmend erreichte sie es, fiel nieder,

dankte Gott, daß er sie gewürdigt habe, für seinen Sohn zu leiden, und bat ihn, ihre Seele zu sich zu nehmen. Also gab sie betend ihren Geist auf, als man schrieb nach Christi Geburt: Zweihundert drei und fünfzig.

Als nun die Gläubigen den heiligen Leichnam, gesalbt mit köstlichen Spezereien, mit geziemender Ehrerbietung in den Sarkophag legten, sahe man einen Jüngling nahen in seidenen Gewändern, begleitet von mehr denn hundert sehr lieblichen Kindern, welche Kränze auf dem Haupte trugen, und mit weißen Kleidern angethan waren. Der Jüngling trat zu dem Sarkophage, und nachdem er zu dessen Häupten eine marmorne Tafel befestigt hatte, verschwand er mit seinem ganzen Gefolge. Auf der Tafel fand man folgende Inschrift: „Mens sancta spontanea, honor Deo, et patriae liberatio! Ein heiliges, leitsames Gemüth zur Ehre Gottes und Befreiung des Vaterlandes.“ —

409—411. St. Johannes von Nepomuk.

1. Das Martyrium des Heiligen.

Der heilige Johannes, geboren um das Jahr 1330 zu Nepomuk, einem böhmischen Städtchen, das etwa zehn Meilen von Prag entfernt liegt, — war der Beichtvater der Gemahlin des Kaisers Wenzeslaus, der frommen Johanna, einer Tochter Albert's von Bayern, Gräfin von Hennegau und Holland. Der rohe, gottlose Kaiser ging in seiner Entartung zuletzt so weit, daß er von Johannes verlangte, ihm die Beichte seiner Gemahlin zu verrathen. Als der Mann Gottes, der treue Priester der Kirche wiederholt diesem schrecklichen Ansinnen des Kaisers widerstand, steigerte sich des Gemahls Zorn über alles Maaß. „Man entferne diesen Menschen aus meinen Augen,“ rief er aus, „und werfe ihn, sobald es dunkel geworden, um dem Volke seine Hinrichtung zu verbergen, in den Moldau-Fluß!“ Johannes benützte die wenigen Stunden, die ihm noch erübrigten, um sich recht würdig zu seinem Martyrium vorzubereiten. Man warf ihn dann, an Händen und Füßen gebunden, von der Brücke, welche die Kleinseite von Prag mit der Altstadt verbindet, in die Moldau. Dieß geschah am Abende vor dem Feste Christi Himmelfahrt im Jahre 1383.

Kaum war der Martyrer unter dem Wasser erstickt, als sein auf dem Flusse schwimmender Leib von einem himmlischen Lichtglanz umstrahlt wurde, der bald eine Menge Zuschauer herbeizog. Die Kaiserin, die von Allem, was geschehen, nichts wußte, lief zu Wenzeslaus, um ihn über die Ursache des so seltsamen Schimmers zu

fragen, den sie selbst von ihrem Gemache aus auf dem Flusse bemerkt hatte. Dieser jedoch, von Schrecken ergriffen, gab ihr keine Antwort. Er ging, um seine Verzweiflung zu verbergen, auf das Land, wohin ihm Niemand folgen durfte. Beim Anbruch des Tages klärte sich indessen das Geheimniß auf. Man fand die Leiche auf einem Sandhügel des Flusses. Die Henker selbst verriethen die Missethat des Kaisers.

Die ganze Stadt lief zusammen, um den heiligen Leib zu sehen. Die Domherren holten ihn in feierlichem Zuge mit allen erdenklichen Ehren-Erweisungen ab, und trugen ihn in die heilige Kreuzkirche der Büßenden, die nicht weit von dem Orte entfernt stand, wo der Frevel vollbracht worden, bis sie in ihrer Kirche, dem Dome, ein des Martyrers für die Wahrung des Beicht-Geheimnisses würdigeres Grab bereitet hatten. Alles drängte sich hinzu, um dem Helden die Hände und Füße zu küssen. Man empfahl sich seinen Fürbitten bei Gott, und schätzte sich glücklich, wenn man sich irgend Etwas von seinen Kleidungsstücken oder sonstige von ihm gebrauchte Geräthschaften verschaffen konnte.

Der Kaiser erhielt zwar in seiner grauenvollen Einsamkeit von dieser Theilnahme des Volkes Kunde; allein, da er einen Volksauflauf fürchtete, ließ er nur den büßenden Ordensmännern sagen, sie möchten, um den Aufruhr zu verhindern, den Leib des Johannes an einen abgelegenen Ort bringen lassen. Diese gehorchten zwar auf der Stelle, der Schatz aber, den sie verborgen hielten, war bald entdeckt. Als man Alles zu seinem Empfange in der Cathedrale zubereitet hatte, begaben sich die Domherren und die übrige Geistlichkeit mit einer unzählbaren Volksmenge in Prozession nach der heiligen Kreuzkirche, erhoben den Leib des Martyrers und trugen ihn feierlich in den Dom, wo man ihn beerdigte und einen Stein auf sein Grab legte, auf den man in der Folge die Inschrift, die noch jetzt da zu lesen ist, eingrub: „Unter diesem Steine ruht der Leib des ehrwürdigen und glorreichen Priesters, Johannes von Nepomuk, Doktor der Gottesgelahrtheit, Chorherr dieser Kirche und Beichtvater der Kaiserin, der, weil er standhaft und treu das Siegel der Beichte bewahrte, grausam gemartert und von der Prager Brücke in den Fluß Moldau gestürzt wurde, auf Befehl Wenzeslaus IV., im Jahre 1383.“

Mehrere Kranke, die keine Hoffnung mehr hatten zur Genesung, erlangten während der Versetzung des heiligen Leibes ihre Gesundheit wieder. Auch später geschahen noch viele Wunder am Grabe desselben.

Die Kaiserin Johanna war untröstlich über den Tod des

muthigen Dieners Gottes, besonders, als sie genauer die Umstände desselben erfuhr. Von dieser Zeit welkte ihre Gesundheit sichtbar ab, bis sie im Jahre 1387 im Frieden Gottes starb.

Der unselige Wenzeslaus brachte einige Monate auf dem, unfern Prag gelegenen Schlosse Zebracht zu, ohne daß sein in Lastern verhärtetes Herz da zum Besseren wäre angeregt worden. Er schloß sich da ein aus Furcht, es möchte ein Aufruhr entstehen. Allein das Evangelium hatte seine Unterthanen gelehrt, daß es nicht erlaubt sei, sich gegen seinen Landesherrn aufzulehnen. Da er denn erkannte, daß Alles ruhig blieb, kam er nach Prag zurück, und oblag wieder, wie schon ehedessen, dem ausschweifendsten Leben. Doch bald folgte die Strafe seinem Verbrechen auf dem Fuße. Das Reich wurde von allen Seiten durch bürgerliche Kriege zerrissen. Die Vornehmen in Böhmen, die ihrerseits seine Grausamkeiten nicht mehr ertragen konnten, brachten ihn, nach dem Rathe seines Bruders Sigismund, Königs von Ungarn, in enge Verwahrung; allein er gewann die Wache und fand Mittel zu entrinnen. Endlich starb er in seinen Unordnungen vom Schlage getroffen, ohne Zeit gehabt zu haben, sich mit Gott auszusöhnen.

Die Gleichgiltigkeit dieses Kaisers in der Sorge für das Wohl der Religion ist ferner noch Schuld gewesen, daß die Irrlehre der Hussiten in Böhmen so tiefe Wurzeln faßte. Ihre Haupturheber waren Johannes Huß und Hieronymus von Prag, beide Magister der freien Künste an der Universität Prag. Das Verderben machte sehr schnelle Fortschritte, weil die Irrlehre im Anfange keinen Widerstand gefunden. Bürgerkriege, Gottesraub und Mord folgten allen ihren Schritten, und sie erfüllte mehr als hundert Jahre lang ganz Böhmen mit Verwirrung und dem greuelvollsten Verderben.

Indessen wurde das Grab des heiligen Johannes mit jedem Tage berühmter durch viele Wunder. Auch ward es durch den besonderen Schutz der göttlichen Vorsehung vor den Entweihungen der Hussiten bewahrt; ebenso blieb es auch unberührt von den Händen der Anhänger Calvin's während der Kriege Friedrich's, des Kurfürsten von der Pfalz. Da die Irrgläubigen bei dieser Gelegenheit das Grab niederreißen wollten, vermochten sie nicht, ihre gottes-räuberische Absicht zu erreichen, und mehrere derselben starben sogar allplötzlich bei ihren schnöden Zerstörungs-Versuchen. —

2. Das Grabmal des Heiligen.

Glänzend fällt (so schreibt Dr. August Ambros in seinem im Jahre 1858 erschienenen und betitelten Werke: Der Dom zu Prag) das Grabmal des heiligen Johannes von Nepomuk im Chor-

Umgang in die Augen. Es ist das prunkvollste, und, wenn auch nicht dem Kunst-Werthe, so doch dem Metall-Werthe nach kostbarste Besitzthum des Domes. Der Martyrer hatte hier von Alters her seine Ruhestätte, welche von dem Volke lange, ehe seine Heiligsprechung erfolgte, als „Heiligen-Grab" durch Weihegeschenke und Anzünden von Wachskerzen geehrt wurde. Nach einem älteren Berichte hingen im Jahre 1729 bei dem Grabe 10 große, silberne, stets brennend erhaltene, 20 große, nicht stets brennende, 29 mittelgroße und 71 kleine silberne Lampen, dazu 3 goldene Lampen, worunter eine große — 25 silberne und einige goldene Votiv-Tafeln, viele silberne Kinderfiguren von 15 bis 20 Pfund Gewicht, 159 silberne Statuen, 185 silberne Herzen; es fanden sich dabei zwei Tabernakel, gleichfalls von Silber im Werthe von 3296 und 3900 Gulden, eine goldene, edelsteinbesetzte Monstranz, welche der Fürst von Montecuculi geschenkt, und viele andere Schätze.

Das Grabmal selbst „von roher Alterthümlichkeit" bestand in einem einfach in das Pflaster des Bodens eingesenkten Grabstein, mit doppeltem Gitter umgeben, wovon das niedere, innere älter war, das äußere, höhere aus den Zeiten Ferdinand's I. herrührte.

Mit dieser Beschreibung stimmt die Abbildung desselben auf der in Holz geschnitzten Darstellung der Bilderstürmerei völlig überein. An den äußeren Gittern ist reiche Schlosserarbeit angedeutet. Das innere war ganz einfach, wie es in der Sigismund-Kapelle noch gesehen wird. Der Grabstein war von Marmor, gegen 4 Ellen lang, 2 Ellen breit und eine Viertelelle stark. Die Grabschrift bestand blos in dem mit gothischen Lettern eingegrabenen Namen „Joannes de Pomuk." —

Die kirchliche Heiligsprechung des schon früher in der That als „Heilig" Verehrten geschah im Jahre 1729. Man fand nach einem Zeitlaufe von dreihundert Jahren die Zunge des Martyrers für das Beichtsiegel noch gänzlich unverwest und frisch.*) Diese Heiligsprechung wurde in der ganzen katholischen Welt als ein hochwichtiges Ereigniß erachtet und behandelt. Auf dem Ponte molle bei Rom setzte man dem neuen Heiligen eine marmorne Statue. Ein Jesuit in Neapel, Namens Persici, verfertigte in lateinischen Hexametern eine „Nepomuceide." Natürlich überboten die Festlichkeiten in Prag selbst alles Andere bei Weitem. —

Von dem zu diesem Feste gesammelten Gelde blieb nach der Feier ein Ueberschuß von 8791 Gulden. Die Gräfin Kinsky ver-

---

*) Die unverweste Zunge des Heiligen wird in einer Monstranz in der Schatzkammer des Doms zu Prag aufbewahrt.

anstaltete eine Collecte, deren Erträgniß die Summe von 14000 Gulden ergab, mehrere andere Herren und Frauen erhöhten sie auf 22791 Gulden. Es wurde beschlossen, dem Heiligen ein würdiges Grabmal zu bereiten. Der Wiener Hof-Silberarbeiter Johann Joseph Wirth erhielt im Jahre 1736 den Auftrag, dasselbe aus Silber zu verfertigen — zu welchem Zwecke aus dem Kremnitzer Bergwerke 400 Mark 13löthiges Silber geliefert und von dem kaiserlichen Kämmerer und böhmischen Hofrathe Rudolph Joseph Korensky, Grafen von Tereschau mit 7286 Gulden und 40 Kreuzern bezahlt wurde. Die vier silbernen unteren Statuen und Vasen ließ der Prager Weihbischof Zdenko Georg Chrepicky verfertigen. Der Dompropst Franz Strachowsky von Strachowitz schenkte die vier silbernen Engel (im Gewichte von 910 Mark und Werthe von 18954 Gulden), welche den Baldachin tragen; und so stieg der Werth des Ganzen allmählich zur Höhe von 200,000 Gulden. Was daran von Marmor ist, besonders die umgebenden Schranken, führte der Steinmetz Joseph Lauermann aus. Erst um das Jahr 1760 war das weitläufige Werk ganz vollendet. Zwei mehr als lebensgroße Engel halten den Sarg empor, auf dem die Figur des Heiligen in kniender Stellung erscheint. Unten sieht man die allegorischen Figuren Stärke, Wahrheit, Verschwiegenheit u. s. w. Dazwischen kleinere Engel, Wolken, Blumenguirlanden. An jeder der beiden schmalen Seiten ist ein silbernes Tabernakel angebracht, so daß das Grabmal zugleich einen Doppel-Altar bildet. Man darf dabei, um billig zu sein, nicht vergessen, daß man kein eigentliches Kunstwerk, sondern eine kostbare, nach damaligem Geschmacke gelungene Silber-Arbeit vor sich hat, und daß Joseph Wirth, wenn auch kein Künstler, wie Peter Vischer oder Benvenuto Cellini, so doch ein in seinem Fache geschickt und sauber arbeitender Professionist war, der sich dem Geschmacke seiner Zeit nicht entziehen konnte. Der schwarze böhmische Marmor an den Schranken ist durch eine wahrhaft ungeheure Menge großer und kleiner Orthoceratiten, die er enthält, merkwürdig.

Eine Fallthüre neben dem Grabmale führt in einen unterirdischen, zu einer kleinen Kapelle eingerichteten, mit zwei Altären versehenen Raum hinab, der die alte Grabesstelle bezeichnet. —

3. Das Fest des Heiligen.

In seinem im Jahre 1823 erschienenen Werke: „Neuestes Gemälde von Prag," schreibt A. W. Griesel:

Die fromme Erinnerung an einen Priester, der seinen geleisteten Eid durch den Tod besiegelte, und lieber die Fluthen der Moldau, als die Gnade eines ungroßmüthigen Kaisers und Königs, Wen-

zel's IV., wählte, hat das Fest des heiligen Johannes von Nepomuk zu dem ersten kirchlichen Feste für Prag und ganz Böhmen erhoben. Es wird vom 16. Mai an acht Tage lang in allen Stadtvierteln von Prag gefeiert.

Schon die schöne Jahreszeit und der Umstand, daß um diese Zeit die meisten Feldarbeiten des Landmannes beendigt sind, lockt aus allen Kreisen Böhmens eine Menge Landleute nach Prag, als den Ort, wo die Ueberreste des heiligen Martyrers ausgestellt worden. Einen auch zwei Tage zuvor wimmeln alle nach der Hauptstadt führenden Heerstraßen und Landwege von Zügen, die mit Kreuz und Fahnen und unter geistlichen Gesängen, nicht selten von Instrumental-Musik begleitet, oft aus beträchtlicher Entfernung herwandern.

Da die Wirthshäuser der Stadt die wahrhaft zahllosen Pilgerschaaren nicht zu fassen vermögen, so lagert ein guter Theil derselben auf offener Straße unter freiem Himmel, nachdem er sein oft über zwanzig Meilen weit mitgebrachtes, dürftiges Mahl verzehrt hat. — Am frühen Morgen des Festes werden Bündel aufgeschnürt, Schachteln geöffnet, und Straßen und Plätze in Putz-Zimmer verwandelt. Ländlich geschmückt bewegen sich dann die Menschenmassen, theils in feierlichen Prozessionen, theils in einzelnen Schaaren, nach der Domkirche, wo die Gebeine des Heiligen ruhen.

Allein schon am Abend zuvor beginnt die eigentliche Feier dieses Festes. Der vorzüglichste Schauplatz derselben ist die Brücke und die Schützen-Insel.

Auf der Brücke steht eine Bildsäule des Heiligen aus Erz, gestiftet von einem Freiherrn von Wunschwitz. Diese wird durch die ganze Oktave hindurch von einer kuppelartigen, reichlich verzierten, und jeden Abend prachtvoll beleuchteten Umdachung vor allen Unbilden der Witterung beschirmt. Von sechs Uhr Abends füllt sich die Brücke mit Tausenden von Menschen, die, wie an einander gemauert, die Herrlichkeiten des Festes erwarten. Die ganze Zeit hindurch, so lange die Andachts-Uebungen dauern, über welchen die ehrfurchtvollste Stille waltet (von 6 bis 10 Uhr Nachts) darf kein Wagen die Brücke überschreiten; durch große Schiffe werden sie über den Fluß gesetzt.

Nachdem der religiöse Theil der Feier bei dem Bilde des Heiligen größtentheils vorüber ist, beginnt der weltliche Theil auf der Schützen-Insel, die von der Brücke und den beiden Ufern aus von einem Heere Schaulustiger belagert wird. Trompeten schmettern, Pauken wirbeln, Kanonen schicken ihre Donner nach den benachbarten Bergen, die den Schall von allen Seiten majestätisch zurückwerfen, Raketen steigen empor, und Feuer-Sonnen drehen sich in

der grünen Nacht der Gebüsche, was besonders von der Brücke aus einen erhebenden Anblick gewährt. Gegen halb zehn Uhr sind alle diese Herrlichkeiten auf der Insel vorüber; auch das gemeinsame Singen und Beten auf der Brücke hat zumeist sein Ende erreicht.

Nun ergießt sich die Menge, die dort gleichsam eingedämmt war, in die Straßen der Stadt. Fast jede hat ein anmuthig verziertes und erleuchtetes St. Johannes-Bild aufzuweisen; in allen erschallt Gesang und Musik. Oft ist auch die Flur des Hauses zu einer kleinen Kapelle umgewandelt; Vermögendere schmücken sie mit roth-damastenen Tapeten, Spiegelleuchtern, Blumensträußen und künstlichen Springbrunnen aus. An mehreren Orten werden in rührender Weise mimisch-plastische Darstellungen aus dem Leben des Heiligen gegeben, wozu eine Art von Bühne geschmackvoll hergerichtet ist. — Weniger Bemittelte begnügen sich, das St. Johannes-Bild mit Blumen und Zweigen auszuschmücken und mit vielen kleinen bunten Lampen zu beleuchten. Alles wetteifert mit dem liebeklaren Ausdrucke in der Verehrung des Martyrers.

Bewundernswerth ist die Ordnung und Ruhe, womit sich dabei die ungeheuern Menschen-Massen bewegen. Man sieht, der Glaube an die Gemeinschaft der Heiligen und die kindlichste Ehrfurcht gegen den heiligen Heldenpriester waltet in jedem Herzen. Für die Sicherheit sorgen mit rühmlichem Eifer die öffentlichen Behörden, besonders bei den Ueberfahrt-Plätzen an der Moldau, um jedes Ueberladen der Schiffe zu verhüten, und beim Einsteigen und Anlanden die gehörige Ordnung zu erhalten. Aber auch die Vorsicht der Bewohner Prag's ist bei dieser Gelegenheit sehr lobenswerth; denn trotz der vielen großen und kleinen Freudenfeuer, die an diesem Vorabend abgebrannt werden, hat man bis jetzt kein Beispiel, daß eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre.

Am Ehrentage des Heiligen selbst wird in der Domkirche ein feierliches Hochamt von dem Fürst-Erzbischof gehalten. Außerordentlich ist auch von Seiten der Gläubigen der Zudrang zu den Beichtstühlen und zum Tische des Herrn. —

Auch bei diesem Feste, so wie bei den übrigen, darf der beliebte Markt nicht fehlen. Ein Theil des Kleinseitner Ringes, die neue Schloß-Stiege und die Fluren und Hallen im vorderen Theile der großen königlichen Burg sind zu einem weitläufigen Markte umgewandelt, auf dem zahllose heilige Gegenstände zum Verkaufe ausgestellt werden. Und Alles kauft auch, Reich und Arm, denn jeder Pilger will doch ein kleines St. Johannes von Nepomuk-Andenken mit in die Heimath bringen. —

---

412. Die Katakomben des heiligen Sebastian.

(Nach: Ein Menschenleben von August Lewald.)

Es erschienen ein paar Freunde, um mich zu einer Wanderung durch Rom abzuholen. Man kann nicht satt werden, sich diesen Genuß zu bereiten. Hier ist Alles so schön und wunderbar, Kunst und Natur, Altes und Neues, Alles zieht auf gleiche Weise an. Welch ein Tag war der gestrige!

Denken sie sich, nach langem Fahren, zum alten lateinischen Thore hinaus! wo uns weithin die wellenförmigen Baumhügel der Campagna begleiten und die schönen Sabinerberge im herrlichsten Blau entgegenschauen, halten wir vor einem einsamen Kirchlein. Eine alte Mauer mit einer Oeffnung liegt davor an der Straße. Wir steigen aus und durchschreiten einen schmalen Hof; nirgends ein Mensch zu hören, noch zu sehen. Ein unansehnlicher Hund liegt mitten im Wege und scheint erschrocken über die fremde Erscheinung. Er springt ängstlich auf und läuft wie gehetzt aus einem Winkel in den andern, und versucht es, in irgend ein Loch zu schlüpfen, die aber alle zu klein sind, um ihn durchzulassen. Endlich läuft er in eine offene, von dünnen Säulen getragene Bogenhalle und verschwindet links; so zeigt er uns den Weg zur Klosterpforte. Hier sahen wir nun endlich mehrere Menschen auf den Stufen sitzen. In der Mitte ein Alter, mit langem Barte, sehr ärmlich und nur halb gekleidet, Arme und Füße dunkelbraun, das Gesicht eine Mischung von Hunger und Andacht; rechts von ihm ein hübscher brauner Junge, den Kopf seitwärts, ein Stück weißen Zeuges wie einen Mantel um die Schultern geschlagen, vor ihm am Boden ein leerer Teller. Auf der andern Seite des Greises ein Bild des Jammers, Gram, Hunger und Krankheit in den Zügen, eine Art härener Kutte lose um die Glieder geworfen. Die Gruppe blieb unverändert, die Menschen regten sich nicht; nach einer Weile fing der Alte an, wie betend die Lippen zu bewegen.

Diese armen Leute saßen hier und warteten, bis die Klosterpforte sich öffnen und ihnen ein wenig Speise dargeboten würde, die ihnen die selbst sehr armen Bettelmönche zu reichen pflegen.

Ich schenkte allen Dreien etwas Geld; dieselbe anscheinende Gleichgiltigkeit. Endlich erhob sich der Alte langsam, zog einen Rosenkranz hervor und stellte sich an den Eingang der Kirche; dann folgte ihm die Jammergestalt dahin. Der hübsche braune Junge aber rührte sich nicht vom Flecke. Das Ende eines Strickes, das in einiger Höhe aus einem Loche hervorsah, verrieth uns den Glockenzug. Wir schellten und bald darauf ließen sich leise Tritte hinter

der Thüre vernehmen und eine sanfte Stimme fragte: „Wer ist da?“

„„Fremde, um die Katakomben zu sehen!““ war die Antwort. Die Stimme bat uns, zur Kirchenthüre zu gehen; nicht lange, so wurde diese von innen geöffnet. Ein ehrwürdiger Franziskaner stand vor uns, mit einigen dünnen Wachskerzen in der Hand. Er trat zum Altar, zog eine der brennenden Lampen herunter und zündete die Kerzen an, zu denen er Jedem von uns eine gab und uns dann bat, ihm zu folgen. Die beiden Armen, denen ich das Geld gegeben, hatten sich in verschiedenen Winkeln zur Erde niedergeworfen und beteten inbrünstig. Es war ein rührendes Bild!

Wir folgten dem Franziskaner nach den unterirdischen Gängen, welche sich von hier weit unter Rom hin erstrecken, und nach Einigen sogar bis zum Meere, nach Ostia, reichen sollen. Man spricht von fünfzehn Miglien und mehr. Hier nennt man sie die „Katakomben des heiligen Sebastian,“ weil man den Leib dieses Martyrers an dieser Stelle gefunden und ihm die Kirche geweiht hat.

In der Sakristei hing der Plan dieses unterirdischen Reviers, das aus unzähligen Gruben und Schluchten besteht, die sich in einander verschlingen nnd verzweigen, wie die Straßen und Gassen einer uralten Stadt. Um die Leute von Verirrungen abzuhalten, hat die väterliche Regierung Vieles von Dem, was schon aufgegraben war, wieder zuwerfen lassen und nur ein kleiner Theil von etwa drei Miglien bleibt bis jetzt noch zu durchwandern. — Wir blieben eine halbe Stunde auf unserer Wanderung begriffen.

Und was wir hier sahen? Etwas, das sich in der Beschreibung nicht besonders ausnehmen würde, auch wohl auf malerische Weise nicht zu beschreiben ist, was aber einen höchst bedeutenden Eindruck auf uns hervorbrachte.

Wir wandelten in der niedrigen, nur wenige Schritte breiten Schlucht, deren Erddecke knapp auf uns hereinhing, mit unsern dünnen Kerzchen in den Händen, die unruhig hin und her flimmerten und ein unheimliches Licht auf die Gegenstände verbreiteten. In den Wänden zu beiden Seiten waren Höhlungen über einander, wie Schlafstellen auf Seeschiffen, eng, unförmlich, niedrig; hier brachten die ersten Christen die Gebeine ihrer erschlagenen und zum Tode gepeinigten Mitbrüder unter, die von der Kirche die „heiligen Martyrer“ genannt und als solche verehrt werden, und die in den gräßlichen Schauspielen der Römer, neben Löwen und Tigern, die Hauptpersonen waren. Dann sahen wir den Stein, welcher dem

Bischofe von Rom, Linus,*) zum Altare gedient hat; ferner schauten wir nach geschlossenen Grabeshöhlen, in denen uns der fromme Bruder, durch sein hineingeschobenes Licht die heiligen Gebeine zeigte.

Dieß ist die große, wahrhaft ehrwürdige Stätte, von wo die meisten Reliquien über die christliche Welt verbreitet wurden; die Gnade der Päpste verschenkte sie, und noch jetzt werden ganze Gemeinden durch solche „heilige Leiber" beglückt, wie man die ausgegrabenen Gebeine im Allgemeinen benennt, da es nunmehr stets schwerer wird, den Namen des Martyrers zu bestimmen, dem sie einst angehörten.

Der gute Frater führte uns auch zur Nische der heiligen Cäcilia und versprach, uns einigen Staub von ihren Gebeinen zu schenken, wozu er autorisirt sei. Wir standen vor dem Grabe, das sich in einer ziemlichen Höhe über zwei andern Gräbern befand. Der alte Mönch gab mir sein Licht zu halten, kletterte nun mit großer Anstrengung empor und kratzte — während ich ihm dazu leuchtete, und die Uebrigen mit ihren Kerzen sich dicht um uns gedrängt hielten, — mit seinen langen dürren Händen etwas Staub der heiligen Cäcilie zusammen, den ich sorgfältig in einem Papier sammelte und meiner Frau übergab. Ich will aber einen Theil dieser Reliquie meinem lieben Lindpaintner**) bringen, dem feurigsten Verehrer der Heiligen, der würdig vor Allen ist, der Hüter ihres irdischen Theils zu werden, da er es ja schon lange ihres geistigen war.

Wir stiegen jetzt die uralte Treppe hinauf, auf der die alten Christen zu diesem Zufluchtsorte gelangten. Die Stufen werden mit Mühe

*) Der heilige Martyrer Linus, von Volaterra im Toskanischen, wurde nach dem Tode des ersten Papstes der Kirche, des heiligen Apostels Petrus, im Jahre 66 nach Christus als zweiter Bischof von Rom und Papst erwählt und verwaltete die Kirche nicht viel über zwölf Jahre. — Dieses Papstes gedenkt der Apostel Paulus II. Tim. 4, 21. — Unter diesem Papste, im Jahre 70 nach Christi Geburt, ging die Weissagung des Herrn von der Zerstörung Jerusalems in gräßliche Erfüllung. — Sein Andenken wird, nach dem römischen Brevier, am 23. September gefeiert. —

**) Peter Joseph Lindpaintner, k. würtembergischer Hofkapellmeister, wurde am 8. Dezember 1791 zu Coblenz geboren; sein Vater war ein geschätzter Tenorist am Hofe des letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus. Als die politischen Ereignisse jenem Kurfürstenthum ein Ende machten, ging der Vater als erster Kammerdiener mit seinem Fürsten nach Augsburg. Hier erhielt der Sohn seine Jugendbildung, indem er das dortige katholische Gymnasium und Lyceum bis zum sechzehnten Jahre besuchte. Das günstige Zeugniß seiner Lehrer erwarb ihm die Theilnahme des Kurfürsten, der ihn zu seiner musikalischen Ausbildung nach München schickte. Und er ist jetzt vielleicht der gewandteste praktische Musiker und das leicht gestaltendste Talent in der deutschen Musikwelt. —

erhalten, denn sie sind abgenutzt, glatt und hier und da zerbröckelt. — Oben beschenkten wir den guten Franziskaner und beurlaubten uns von ihm nicht ohne Rührung. Die beiden Bettler lagen noch auf ihren Knieen und brachten Gott ihren Dank dar für die Gabe, die sie von dem Fremden erhalten hatten. —

413. Die Trauer des Tannenbaums.

Als der liebe Gott die Bäume geschaffen, da hing er jedem gar schöne Sachen an die Aeste und Zweige: dem Apfelbaum rothe Aepfel, dem Kirschbaum süße Kirschen, dem Nußbaum Nüsse mit harter Schale zum Knacken und drin versteckt den weißen, milchigen Kern; sogar dem Stachelbeerstrauch steckte er hinter die langen spitzigen Dornen eine saftige Frucht; — nur der Tannenbaum bekam hölzerne Tannenzapfen.

Und die Menschen freuten sich an den köstlichen Aepfeln, Nüssen, Birnen, Kirschen und Stachelbeeren, die aus den schönen grünen Blättern hervorguckten, priesen den lieben Gott, und die Bäume, ganz stolz, rauschten übermüthig mit ihrem hellen Laube und rühmten sich gegen den Tannenbaum, von dem Niemand etwas wissen wollte.

Der Tannenbaum wäre nun auch so gerne in der Nähe der Menschen gewesen und hätte ihnen etwas geschenkt; aber sein dunkles Kleid gefiel ihnen nicht, und Alles lachte ihn nur aus mit seinen hölzernen Tannenzapfen, die er ihnen bot, und sie warfen sie in's Feuer. Das that dem armen Baume gar weh und er ging stille in die Wildniß hinaus, weit weit weg und weinte, daß er nichts zu geben habe; aber er murrte doch nicht. —

Der liebe Gott, der Alles sieht, auch im Verborgenen, trat zu dem Tannenbaum und fragte, was ihm fehle?

Und als er's vernahm und die Reden der andern Bäume hörte, sprach er: „Früchte habe ich keine mehr für dich; doch warte nur!"

Und als es Winter ward, fiel nicht nur die Frucht, sondern auch all' das schöne Laub von den Apfel-, Birn-, Kirsch- und Nußbäumen und sie standen kahl und traurig da; der Tannenbaum aber, der behielt sein Laub. —

Und als nach vielen, vielen Jahren der liebe Herrgott das Christkind in die Welt schickte, mitten im Winter, da gab er dem ein Tannenbäumlein mit und steckte viele glänzende Lichtlein d'ran und hing eine Menge Süßigkeiten und Spielzeug in seine Zweiglein für die guten Kinder.

So ist's denn gekommen, daß mitten in Schnee und Eis, wenn

sonst alle anderen Bäume dürr und kahl, die Tannenbäume die einzigen sind, die grün bleiben und voll allerlei Herrlichkeiten hangen, und daß sie den Kindern die allerliebsten Bäume geworden sind.

414. Der Sieg des Tannenbaums.

Es standen einmal drei Bäumchen bei einander, ein Kirschbäumchen, ein Apfelbäumchen und ein Tannenbäumchen. — Die beiden ersten waren ganz mit schneeweißen und rosig gestreiften Blüthen bedeckt und machten sich über das Tannenbäumchen lustig, das mit seinem einfachen dunkelgrünen Kleide still und bescheiden neben ihnen stand.

„Sieh' uns einmal an," sprachen sie, „wie wir mit unserm Blüthenschmucke weit durch das Land leuchten und alle Herzen erfreuen! — Und wir sind nicht allein schön, wir bringen auch gar herrliche Früchte hervor, während du ärmliches kleines Tannenbäumchen nur Zapfen geben kannst, die zu nichts gut sind, als das Küchenfeuer damit anzumachen. — Nicht einmal ordentlichen Schatten kannst du geben; — uns wundert nur, daß die Menschen dich so ruhig stehen lassen und dich nicht abhauen und verbrennen oder allenfalls zu Tischen und Bänken verarbeiten, denn sonst bist du, kleines Ding, doch zu Nichts zu brauchen!"

Das Tannenbäumchen hörte ganz stillschweigend zu und schien sich gar nicht über die hochmüthigen Reden seiner zwei Nachbarn zu ärgern. Es lächelte nur immer still in sich hinein und sagte endlich ganz freundlich: „„Ich weiß doch, wozu ich gut bin. Und wenn ihr die Menschen fragen wollt, Wen von uns Dreien sie am liebsten haben, — wer weiß, wer dann genannt wird!""

Da lachten das Kirschbäumchen und das Apfelbäumchen hell auf, und das Kirschbäumchen sagte mit spöttischer Stimme: „Das können wir gleich einmal probiren; seht, dort kommt ein Kind des Weges, das soll uns sagen, Wen von uns es am liebsten hat, denn Kinder sprechen die Wahrheit!"

Die andern Zwei waren damit zufrieden, und wie der kleine Junge, den das Kirschbäumchen gesehen hatte, an sie heran kam, rief es ihm zu und sagte: „Sieh' uns alle Drei einmal an, und sage dann ohne Scheu, Wen von uns Du am Liebsten hast? — Sieh', ich bin das Kirschbäumchen, aus meinen weißen Blüthen wachsen die großen rothen Kirschen, die dir immer so herrlich geschmeckt haben im vorigen Jahre. Von meinen Früchten werden süße, prächtige Kuchen gebacken, und wie gut es schmeckt, wenn deine Mutter sie in Zuckergläschen einmacht, das hast du wohl auch schon oft versucht!" —

Nun nahm das Apfelbäumchen das Wort und sprach: „Meine rosigen Blüthen werden zu großen rothbackigen Aepfeln; die kennst Du ja, nicht wahr, mein liebes Büblein? Wie gut sind die gekocht zu Pfannkuchen zu essen, wie lassen sie sich so schön mitnehmen in die Schule zum Zehn-Uhr-Brod; — und weißt du, im Winter, wenn alles andere Obst längst vorbei ist, dann bleiben Dir immer noch meine Aepfelchen. — „Was sagst du dazu?" — Und das Apfelbäumchen spreizte ordentlich seine Zweige auseinander aus lauter Zufriedenheit mit sich selber. —

Nun kam die Reihe an das Tannenbäumchen. — Das sagte gar nichts, sondern winkte nur mit seinen dunkelgrünen Zweigen dem Kinde zu. — Da sprang das Kind vorwärts, blickte freudig zu ihm hinan und rief jubelnd: „„Dich habe ich am liebsten, du mein liebes, liebes Christbäumchen! — Was sind mir alle Kirschen und Aepfel auf der ganzen Welt gegen Deinen Glanz und Deine Schönheit, wenn du am heiligen Weihnachtsabend jedes Jahr zu mir kommst! — Dich hat ja auch das **Christkindchen** am liebsten, sonst hätte es Dich nicht ausgesucht unter allen Bäumen auf der Welt, um dich so schön zu putzen und sein Bild auf deiner Krone zu befestigen!"" —

Wie nun das die zwei andern Bäumchen hörten, ärgerten sie sich so, daß ihnen vor lauter Kopfschütteln all' ihre Blüthen abfielen. — Und nun standen sie da und hatten gar Nichts mehr. — Das Tannenbäumchen hat sie dann aber auch recht bemitleidet. —

---

415. Die Passionsblume.

Um Golgatha's gebleichte Schädel schlang — auch ihnen Hoffnung kündend — sich eine immergrüne Pflanze, als des Erlösers Fuß der Schauer-Stätte naht, wo er sein Leben hingiebt zur Erlösung der Menschen von Sünde, Schuld und ewiger Strafe. So göttlich mild, wie stets, biegt er die Ranke der niedern Blume weg, da man das Kreuz aufrichtet, an dem er martervoll verscheiden soll; nur ihm allein sollt' es das Weh ja bringen, allen Andern diesseits — Gnade, Frieden, Kindschaft Gottes, Freudigkeit und jenseits die ewige Glückseligkeit.

Als man nun den Heiland, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, daran geheftet und Schmerz das heiligste Antlitz durchzucket: da strebt jene Blume mit gewalt'gem Drange (denn auch in ihr erwacht des Mitgefühles Trieb) vom Boden auf zu ihm; sie schlingt sich um des Kreuzes Stamm, erfaßt kühn den Stab, an den der Schwamm mit Essig ist gebunden, mit dem der rohe Kriegsknecht Jesum tränkt,

berührt kühlend seine heißen Lippen, durchflicht mit ihrem dunklen Grün den Dornenkranz, daß er gleich einer Lorbeerkrone ward und legt die weichen Blätter wie Freundeshand auf seine bleiche Stirn, die Wunden schließend, die die Dornen ritzten. — Als nun die Sonne vor dem Greuel der Menschen-Missethat entflieht, die Nacht sich niedersenkt, sie zu verhüllen, und Jesus Christus ruft: „Es ist vollbracht!" da schließt die treue Blume auch das müde Auge, will keinen Tag mehr sehn und keinen Menschen. — —

Der nächste Sommer gab ihr wieder Knospen — denn lindernd weht und heilend der Stunden Flügel über jede Wunde — und sie erblüht auf der Schädelstätte; doch trägt sie die Spur jenes tiefempfundenen Wehes: die Dornenkrone und den Schwamm mit Essig und die Nägel in ihrem Kelche. —

Und als die Stunde wiederkehrt, wo Jesus das Werk der Erlösung vollbracht, da sinkt ihr bleiches Haupt in ewige Nacht, denn nie will sie mehr sehen, als Eine Morgenröthe und Eines Abends goldnen Schein, weil Ein Tag ihrem Dasein Alles ward, indem er sie umgestaltete und ewigem Schmerze geweiht, und weil mit diesem Einen Tag auch Alles für sie geendet hat! —

416. Das Dreifaltigkeits-Blümlein.

Ehedem nannte man das Dreifaltigkeits-Blümlein nur das schöne Kornblümlein. Es hatte aber neben seinem zierlichen Krönlein auch so einen wundersamen Geruch, daß ihm keine andere Blume auf der ganzen Erde gleich kam. Um dieses Duftes willen suchten es die Leute gerne auf, gingen in die Kornäcker und traten die Frucht nieder. —

Sonst konnten die Blumen auch reden; und also sprach das schöne Kornblümlein:

„O du heilige Dreifaltigkeit! Nimm mir doch den feinen Geruch, damit das liebe Korn nicht meinetwegen niedergetreten werde!"

Da antwortete die heilige Dreifaltigkeit:

„„Es geschehe nach deinem Wunsche! Weil Du aber so demüthigen Herzens bist, sollst du fortan unsern Namen tragen!""

Von der Stunde ab hieß die Blume „das heilige Dreifaltigkeits-Blümlein." —

417. Das Kreuz überall!

Ich war einmal in einer Lage, wo ich mir nicht mehr recht zu helfen wußte — so erzählt Meister Nepomuck, ein ehrlicher

Schuster, in seinen hinterlassenen Papieren, — das Handwerk wollte mich nicht mehr nähren, die Conti wurden mir nicht bezahlt, während ich die meinigen bezahlen sollte, das Leder wurde immer theurer und der Hunger immer wohlfeiler, meine Frau zankte mich täglich aus, die Kinder schrieen nach Brod, und, wie gesagt, ich wußte mir nicht mehr zu helfen. Endlich fiel mir ein: du gehst zum alten Vetter Andreas drüben im Städtchen S . . ., der ist ein heitrer Mann, und hat viel erfahren und weiß dir vielleicht ein Mittel in deiner Noth. — Das Nöthige zur kleinen Reise war bald beisammen, und eines Morgens früh machte ich mich auf den Weg. Der Frau hatte ich gesagt, ich wolle etwas im Städtchen holen, wobei ich die zwei wichtigen Artikel „Trost“ und „Rath“ meinte.

Es ist wunderlich! schon als ich aus dem Haus im Freien war, und den blauen Himmel über mir und die gelben Saatfelder neben mir sah und der Vögel Morgenlied hörte, wurde mir es schon leichter ums Herz. Noch leichter als ich über einen Hügel kam, auf dem ein großes hölzernes Kreuz aufgepflanzt war. Auf dem Kreuz aber stand geschrieben:

„Unten tief im Thale schleichen
  Trübe Sorgen, Gram und Qual;
Oben glänzt der Hoffnung Zeichen,
  Glänzt das Kreuz im Sonnenstrahl.
Wie ein Stern am Firmamente
  Strahlt es hoch auf Alpenhöhn;
Bis zu deines Lebens Ende
  Sollst du nach dem Sterne sehn!“

Ich hatte nicht mehr weit bis zum Städtchen. Auf dem Weg begegneten mir fröhliche Schnitter, die singend zur Arbeit gingen. Nun Gottlob! es giebt doch auch noch frohe Herzen, und der liebe Gott schickt auch wieder Etwas zu essen. Hätte ich nur auch etwas davon! Als ich durch's alte Stadtthor ging, fiel mir ein Knabe auf, der eine Schultasche trug und auf dessen Brust ein schönes Kreuz am rothen Band glänzte. Neben dem Knaben ging eine ältere Frau mit einem Korb. Der Knabe schaute aber so seelenvergnügt drein, daß er sogar mich anlachte, und ich konnte mich nicht enthalten zu sagen, er scheine mir ein fröhlicher Kreuzträger; was denn aber sein Kreuz da bedeute? Das Bürschchen konnte vor lauter Freude nicht reden; die Frau aber sagte mir, das sei ein „Schulprämium“ und jetzt könne der fleißige A.. eine Vakanzreise machen, und darüber sei er wirklich so selig wie im Himmel.

Ich ging weiter, den Vetter aufzusuchen. Aber das fröhliche Gesicht des Knaben wollte mir nicht aus dem Kopf, und mir fiel

ein: macht es vielleicht der liebe Vater im Himmel mit seinen liebsten Kindern auch so, daß er ihnen als Prämium ein Kreuz an die Brust hängt? — und daß wir dann desto mehr Hoffnung auf die Vakanz im Himmel haben? — Im Hause des Vetters vernahm ich, er wohne nicht mehr da, sondern sei jetzt bei den barmherzigen Schwestern im Spital, weil ihn eine schwere Krankheit befallen habe. Ich ging also sogleich in das Spital. Da war es mir denn fast auffallend, wie viele Kreuze mir heute begegneten. Nicht nur blitzten solche von den Kirchthürmen herab, auch neben dem Spital stand eines an der Hofmauer, ein anderes bildete den Griff der Hausschelle, ein anderes fand ich im hellen reinen Hausgange aufgestellt, und die grauen Schwestern, die mir begegneten, trugen Kreuzchen am Halse. — Mit schwerem Herzen schritt ich indessen dem Krankensaal zu, denn anstatt Trost zu finden, erwartete ich — hier Trost geben zu müssen, wozu ich ganz erbärmlich schlecht aufgelegt war. Indessen trat ich ein, und fand auch bald meinen lieben Andreas, dem freilich eine schwere Krankheit aus allen Gliedern sah. Er lag stille da mit verbundenem und etwas vorgesenktem Kopfe, in den gefalteten Händen hielt er ein Kreuzlein fest; neben ihm stand theilnehmend eine Schwester. Mich übernahm der Anblick und die Thränen kamen mir ins Auge; er aber, als er mich gewahr wurde, erheiterte sich, drückte mir die Hand, grüßte mich, fragte nach Allen, und gab mir auf alle Fragen Antwort. Als ich ihm dann, wiewohl mit einigem Schamgefühl, von meinen Leiden sprach, da lächelte er und deutete auf das Kreuzlein in seiner Hand und sagte: „Kennst du das noch nicht, Vetter! das Universalmittel gegen alle Krankheiten?" — „„Eben nur zu gut kenne ich's,"" erwiederte ich darauf, „„und möchte seiner los werden."" — „Da bist du aber recht unvernünftig, Vetter!" erwiederte der Kranke, „oder verstehst mich nicht recht. Sieh . . . ." und dann redete er mit solcher Innigkeit, Ueberzeugung und Rührung von diesem Zeichen des Heils, daß ich wie ein armer unwissender Schulbube dastand. „Meinst du," sagte er unter Anderm, „ich könnte jetzt, wo ich dem Tod nahe bin, so ruhig und froh sein, wenn nicht eine ganze Welt des Trostes in diesem Zeichen des Lebens läge. Es hat mich durchs ganze Leben begleitet, und nicht nur die Kirche und die Mutter daheim drückten mir's in die Hand, sondern auch das Vaterland gab es mir in einer Stunde, wo ich dem Tod näher zu sein glaubte, als jetzt. Es war bei Constantine. Vetter, das war ein heißer Tag! Ich lag schwer verwundet auf dem Schlachtfeld, hatte mich aber tapfer gewehrt, und auch Einiges zum Sieg beigetragen, was auch der General bemerkt hatte. Als ich dann so, wie jetzt, mit verbundenem Kopf dalag, auf Leichen

erschlagener Kameraden, zwischen umgestürzten Kanonen, und meinte einsam und unbemerkt sterben zu müssen, da kommt ein Adjutant des Generals und drückt mir das Kreuz der Ehrenlegion in die Hand. Vetter, anfangs wollt' ich fast stolz werden; aber das vergeht einem doch im Tod, und ich sah in dem Zeichen nur die Kreuzform und die Erinnerung an meinen sterbenden Heiland, und ruhiger sah ich mein Blut fließen, und die Freude und Ruhe, die mich überströmte, als ich das liebe Zeichen an den Mund drückte, mag auch etwas zu meiner Rettung und baldigen Heilung beigetragen haben. Vetter," setzte er lächelnd hinzu, „denke, dein Hauskreuz sei auch ein Kreuz der Ehrenlegion, das dir der König des himmlischen Vaterlands schickt, und wirf's nicht weg." — Ich schämte mich wahrhaft bei solchen Reden, und mir kam Alles neu vor, was er mir vom Kreuz sagte. Der Pfarrer hatte zwar von diesem Gegenstand oft gepredigt, aber ich verstand es nicht und es dünkte mir langweilig. Es ist fast, als ob die Lehre von diesem heiligen Zeichen Niemand besser und eindringlicher erklären könne, als das Kreuz selber, wenn es kommt. — Noch eine Zeitlang blieb ich am Krankenbette des lieben Andreas, und fühlte mich immer mehr durch seine Reden und Mienen erleichtert. Zum Abschied gab er mir einige Bildchen aus seinem Gebetbuch. Auf dem einen war ein auf einem Herzen liegendes Kreuz, und ob demselben ein Kranz abgebildet, mit der Aufschrift:

„Das Kreuz drückt oft so sehr;
Ich trüg' es nimmermehr,
Wenn ich nicht in der Nähe
Den Kranz des Himmels sähe!"

Auf dem andern stand ein Kreuz zwischen Vergißmeinnichtblümchen, und dabei die Verse:

„Vom Kreuz herab rufst Du, o Jesu,
Vergiß mein nicht!
Das will ich; doch auch Du, o Jesu!
Vergiß mein nicht!"

Die Bildchen nahm ich an und behalte sie sorgfältig auf, und denke dabei an meinen lieben, geduldigen, kreuztragenden und doch immer fröhlichen Vetter Andreas; dem aber, der die schönen Sprüchlein gemacht hat, wenn ich ihn kennte, wollte ich gern ein neues Paar Schuhe machen. Ich verließ den Kranken mit der Ueberzeugung, ich werde ihn in diesem Leben nicht mehr sehen; doch war der Schmerz der Trennung ein sanfter und heilender. —

Als ich nach Hause kam, konnte ich mich nicht enthalten, Alles zu erzählen, was ich an diesem Krankenbett gesehen und gehört hatte;

und da meine Frau und die drei Kinder den Vetter, den sie sehr liebten, auch noch gern einmal gesehen hätten, so schickte ich sie einige Tage später auch in die Stadt. Aber sie kamen zu spät. Der gute Mann war schon gestorben, und sie fanden nur noch sein Grab. Das einfache Kreuz auf diesem hatte eine liebende Hand mit einem Blumenkranz geschmückt. Die Meinigen verstanden dieses Zeichen um so besser, da ich ihnen aufrichtig erzählt hatte, wie es mir bei meinem Stadtbesuche mit demselben gegangen war.

Die Lektion wirkte beiderseits, und da man sich von jetzt an williger ins Kreuz fügte, so kehrte auch Friede, Ruhe und sogar Fröhlichkeit in die Haushaltung zurück. —

---

418 u. 419. Das himmlische Geschenk.

1. Die heilige Einsiedlerin Genovefa hatte Vieles und Schweres zu leiden. — Da erschien ihr ein Engel und brachte ihr ein schönes Crucifix und gab es ihr und sprach: „Nimm hin, Genovefa dieß heilige Kreuz, das dir dein Heiland Jesus Christus zum Trost vom Himmel sendet! In ihm sollst du dich beschauen, an ihm sollst du dich spiegeln und vor ihm sollst du dein Gebet verrichten! Wenn du betrübt bist, so tröste dich mit dem Kreuze; fliehe zu ihm, wenn du angefochten wirst; überfällt dich Ungeduld, so erinnere dich der Geduld Dessen, der an diesem Kreuze hängt! — Mit Ihm wirst du glorreich überwinden!" —

Und sie nahm unter Lächeln süß-wehmüthiger Freude das kostbare Geschenk und nie mehr kam auch nur ein Hauch von Seufzen oder Klagen der Ungeduld über ihre Lippen. —

2. Der fromme Einsiedler Jonas ging einst auf den Jahrmarkt zu Alexandrien. Er kam da zu einem Krämer, der lauter Kreuzlein von Gold und Silber ausbot. Wohl hätte er sich gern Eines kaufen mögen, nur besorgte er, es könnte sein Geld nicht ausreichen. Er nimmt Eines in die Hand und fragt nach dem Preise desselben. Der vermeintliche Krämer sagt aber: „Ich verkaufe keines, sondern verschenke sie nur." Da erwiedert der Einsiedler voll Freude: „„So ist gut kaufen, wenn man Nichts bezahlen darf!"" Er bedankt sich höflich, schiebt es in seinen Sack und eilt nach Hause, indessen der Krämer ihm nachrief: „Das ist gut, mein Bruder, wenn man für das Kreuz dankt!"

Am andern Tage bekam der Einsiedler das Fieber, wurde ganz traurig und wollte an seinem Kreuzlein keine rechte Freude mehr haben. Er nahm dasselbe in seine Hand, besah es nach allen Seiten hin und fand nach der Länge hin mit ganz kleinen Buchstaben

geschrieben: „„Das viertägige Fieber.'" — Alsbald merkte er, wo das Kreuzlein mit diesen Worten hinauswollte. —

Nachdem ihn das Fieber verlassen, kehrte er wieder auf den Markt zurück, um seinen Krämer aufzusuchen. Aber alles Suchen war vergebens. — Da dachte er bei sich selbst, das müsse kein irdischer, sondern ein himmlischer Kaufmann gewesen sein. — Ruhig ging er wieder nach Hause, dankte Gott noch einmal für sein Kreuz und erduldete die Schmerzen des Fiebers mit der größten Geduld.

Lange, gar lange war er krank. —

Endlich schlug auch dem Gottergebenen Dulder die süße Stunde der Erlösung. Ein himmlischer Bote, der ihm ehedessen auf dem Markte das Kreuzlein gegeben, führte seine Seele zu den ewigen Freuden. —

420. Hospitals-Inschrift.

Der weiland erzbischöfliche geistliche Rath und königlich bayerische Hofprediger und Hofkaplan Michael Hauber wurde um eine passende Inschrift ersucht, um sie über die Hauptthüre des Krankensaales in einem Hospital anzubringen. Und er schrieb das Verslein, das wohl über jeder Hospitals-Thüre als die trostvollste Inschrift stehen sollte:

„Der beste Arzt ist Jesus Christ,
Dem Niemand noch gestorben ist!" —

421. Das Julius-Spital unter höherer Obhut.

Die Volkssage erzählt: Jedes Jahr in einer heiligen Nacht kommt der selige Bischof Julius Echter von Mespelbrunn in das große Spital, das er zu Würzburg gestiftet hat, und ertheilt ihm seinen Segen; bei seiner Ankunft thun sich die Thorflügel von selbst auf. —

Als einst die Vorsteher des Spitals eine üble Wirthschaft führten, fanden sie, zwei Morgen nach einander, in ihrem Zimmer eine frischgeschriebene Weisung des längst verstorbenen Stifters, wie die Verwaltung geschehen solle. Da sie einen Betrug vermutheten, ließen sie in der nächsten Nacht die zwölf ältesten Männer des Spitals in dem Zimmer wachen. Auf einmal trat der selige Bischof Julius herein, schrieb Etwas nieder und entfernte sich dann. Am Morgen meldeten die zwölf Greise den Vorstehern die Erscheinung und übergaben ihnen das Geschriebene, das aufs Neue die vorige Weisung enthielt. Darauf nun suchten die erschreckten Vorsteher ihren Fehler, den so schweren, wieder gut zu machen und ihr Amt fortan nach Pflicht und Gewissen treu zu verwalten. —

422. Die unzufriedene Krankenwärterin.

In einer frommen Klostergemeinde lebten zwei Jungfrauen, eine ältere und eine junge, durch das Band der schwesterlichen Liebe innig vereinigt. Die ältere Schwester war Novizen-Meisterin, Erzieherin der jungen gewesen und deßhalb von dieser als ihre geistliche Mutter besonders geehrt und geliebt. —

Nachdem die ältere Schwester das Amt einer „Oberin" versehen hatte, trat sie nach drei Jahren wieder in den Kreis der gewöhnlichen Schwestern zurück und es wurde ihr von der neuen Oberin das Geschäft einer „Krankenwärterin" zugewiesen. — Genanntes Amt jedoch war für ihre gebrochenen Kräfte beschwerlich, und sie ließ sich hinreißen, vor der jüngeren Schwester über diese Last etwas zu klagen, worauf die Letztere sich mit Freuden bereit erklärte, dieß Geschäft — an ihrer Statt — zu übernehmen. —

Nach einigen Tagen träumte die junge Schwester: sie sehe **Jesus** mit einem Kreuze beladen im Klostergang der alten Schwester nachgehen, welche aber dem kreuztragenden Heiland fliehend entlief. Da eilte die junge Schwester hin und nahm voll Mitleid und Erbarmen dem lieben leidenden Heiland das Kreuz ab. —

Des andern Tages wider alles Vermuthen vertauschte die Oberin die Aemter, und die junge Schwester erhielt das Amt, das der älteren so schwer fiel. —

Als diese Aeltere späterhin den Traum der jungen Schwester erfuhr, so verstand sie den Sinn desselben auf ihre Person ganz leicht. —

Welche aus Beiden war glücklicher? —

---

423. Die entweihten Lippen.

Die heilige Catharina von Genua übte sich gar eifervoll, von dem ersten Augenblick ihrer Bekehrung an, in dem Dienste der Armen und Kranken; sie sammelte für jene Almosen aller Art und pflegte diese. Später zog sie in das Spital St. Lazarus zu Genua, um daselbst in Person den Kranken zu dienen. Nachdem sie mehrere Jahre als Schwester in demselben segensreich gewirkt, wurde sie zur Vorsteherin der ganzen Anstalt ernannt, und besorgte bis in ihr fünfzigstes Jahr alle Angelegenheiten derselben. —

Noch war sie Schwester des Hauses, als man eines Tages einen Mann von der Straße herein brachte, den die Pest überfallen. Er war einer jener höchst beklagenswerthen Menschen, die, ob ihres ausschweifenden Lebenswandels, mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst trostlos zerfallen sind. Bei der bedachtsamsten Pflege für

dessen so kranken Leib, vergaß Catharina nicht die heilige Sorge für die noch kränkere Seele. Sie tröstete ihn, betete mit ihm, und wollte ihn für den Gang in die Ewigkeit vorbereiten; doch kalt und boshaft wies er jedes Gebet und jeden Trost der Religion von sich zurück. Die Schwester aber ließ nicht nach, mit ihren gar sanften, herzergreifenden Zusprüchen nur noch zudringlicher zu werden, denn es galt ja, eine Seele zu retten! Doch, ach des Entsetzlichsten! der Kranke verfluchte selbst seinen Heiland Jesus Christus am Kreuze. Da — im Uebermaaß des Kummers und der liebendsten Theilnahme, — neigte sich Catharina voll Engelsmilde über den Pestkranken, küßte dessen schaumbedeckten Mund mit Inbrunst und Andacht, und drückte die Worte darauf: „Gelobt sei Jesus Christus!“

In diesem Augenblicke trat die Oberin in den Saal, bemerkte Catharina's Thun, und rief entsetzt: „„Was thust Du, Wahnsinnige!?““

Catharina erhob sich wie aus einer Ohnmacht und rief, indem sie das feuchte Auge sanft bittend erhob: „Verzeihung! Verzeihung! Ach, die Lippen dieses kranken, irren Mannes fluchten Christo Jesu, dem Herrn; und ich, aus Liebe zu Jesus und zum Seelenheil dieses armen Kranken, wollte die durch solchen Fluch **entweihten** Lippen **wieder weihen** mit dem hehren Segens-Gruße: Gelobt sei Jesus Christus!“

Der zitternden Oberin stieg eine Thräne ins Auge, ob der heroischen Barmherzigkeit, die in Catharina vor ihr stand.

Dem Kranken aber, der dieß Alles, was da geschehen und gesprochen wurde, sah und hörte, kam auch, durch einen besonderen Zug der Gnade Gottes, ins tiefste Herz die Reue über seine seitherige Ruchlosigkeit; er empfing alsbald und gar demüthig und zerknirscht die heiligen Sakramente, die er seit Jahren nicht mehr empfangen hatte, und wurde so mit Gott und der Kirche ausgesöhnt, und fand nach und nach auch die körperliche Genesung wieder.

Er fühlte eine so innige Dankbarkeit gegen Catharina, daß er sie geradezu „die Mutter seines Heiles“ nannte. —

Nachdem seine Gesundheit wieder gänzlich hergestellt war, und er, aus dem süßen Horte des Krankenhauses St. Lazarus scheidend, unter dem Portale stand, kniete er mit Einem Mal vor Catharina nieder, faßte ihre Hand und sprach: „„Du Engel der Barmherzigkeit, gieb mir doch nur ein einziges Lehrwort noch, das mich, wie ein Schutzengel, in die Welt hinaus begleiten soll; ja, sage mir, wie ich's angehen muß, daß ich all' die hier unter dem Kreuz meines

Erlösers gefaßten guten Vorsätze draußen im Weltgetümmel auch redlich halte?'''

Und die fromme Pflegerin, wie erleuchtet vom heiligen Geiste, antwortete ihm:

„Jesus Christus sei in deinem Herzen,
Die Welt unter deinen Füßen,
Der göttliche Wille in all' deinem Thun und Lassen die Richtschnur,
Und in Allem die Liebe Gottes hervorleuchtend!"

Und weiter ziehend stammelte der gotterquickte Pilger:

„„Ja, Jesus Christus bleibe in meinem Herzen,
Die Welt unter meinen Füßen,
Der göttliche Wille in all' meinem Thun und Lassen die Richtschnur,
Und in Allem die Liebe Gottes hervorleuchtend!"" —

424—433. Einige Trostsprüche an Kranke.

1. Ein frommer Landgeistlicher sagte zu einem schwerheimgesuchten Dulder: „Abraham opferte Gott sein Allerliebstes. Wer Gott sein Allerliebstes opfert, ist ein Abraham!" —

2. Der heilige Dionysius sagt: „Das Siegel kann in Wachs, das so hart ist, wie Stein, seine Gestalt nicht eindrücken; man muß das Wachs nothwendigerweise entweder in die Nähe des Feuers bringen, oder mit den Fingern drücken, um es weich zu machen. So prägt auch Gott keiner Seele das Bild seiner Vollkommenheiten ein, wenn sie nicht durch körperliche Leiden dazu vorbereitet und, so zu sagen, erweicht ist. Denn Gesundheit und Wohlergehen verhärten die Seele gegen die Berührungen der Gnade, während Schmerzen sie weich machen!" —

3. Der fromme Pfarrer Kronenberger zu Wimpfen am Berge saß einst bei einem sehr ungeduldigen Kranken, der ein Familienvater war, und bat ihn, doch ja seine Leiden geduldig von der Hand Gottes anzunehmen. Der Kranke bemerkte: „Ich kann mir gar nicht denken, daß Gott Freude daran haben sollte, wenn der arme Mensch leidet!" — „„Ich auch nicht!"" entgegnete der Geistliche. „„Aber hatten Sie denn Freude daran, wenn Sie Ihre Kinder züchtigen mußten? Und dennoch schlugen Sie härter, wenn die Kinder sich gegen die Ruthe wehrten!"" —

4. Der heilige Johannes vom Kreuze sagt: „Bestrebe dich immer, in Allem, was du thust, Christo nachzuahmen, und sorge, daß du in diesem Streben immer zunehmest; betrage dich immer so, wie sich Christus an deiner Stelle würde betragen haben! — Nimm in Trübsalen vertrauensvoll deine Zuflucht zu Gott, und du

wirst erleuchtet, gestärkt und zurecht gewiesen werden! — Liebe die Leiden, damit du dem Herrn gefällst, der für dich am Kreuze gestorben ist! — Wer Christi Kreuz nicht sucht, sucht auch seine Herrlichkeit nicht; willst du Ihn besitzen, so suche ihn nicht außer dem Kreuze! — Christus, der Gekreuzigte, sei dir genug; mit ihm leide und ruhe zu deiner Glückseligkeit!" —

5. Der heilige Bonaventura sagt: „Verschmähe, du Leidender! allen äußerlichen Trost, wenn du dich in der Liebe Gottes erfreuen willst; denn die himmlische Tröstung ist ein ungemein zartes Ding, das all' Denen versagt wird, die anderswo Tröstung suchen! Wessen Gemüth noch an äußerlichen Dingen haftet, und wer nicht gänzlich allem hinfälligen und zeitlichen Trost entsagt, der entzieht sich selbst die Gnade jener überirdischen Tröstung; denn gröblich irret, wer da meint, jene himmlische Süßigkeit lasse sich mit dem Fleische, jener göttliche Balsam mit dem Gifte und jene Gnadengabe des heiligen Geistes mit den Lüsten dieser Welt vermengen!" —

6. Der heilige Apostel Jakobus bezeugt: „Die Geduld vollendet das Werk!" Das will andeuten: die Geduld macht einen Menschen vollkommen nicht allein darum, weil sie ihn alle Tugenden üben lehrt, sondern auch, weil sie dieselben alle mit Beharrlichkeit krönt. Die heiligen Väter sagen deßhalb: „Die andern Tugenden streiten, die Geduld allein siegt und trägt den Preis davon!" —

7. Der heilige Augustinus sagt: „Die Geduld ist etwas so überaus Kostbares, daß Gott selbst, der ja seiner Natur nach nicht leiden kann, dennoch nicht wollte, daß diese Tugend seiner Herrlichkeit fehle, und darum Mensch wurde. Durch Handeln erschuf er die Welt, aber durch Leiden erlöste er sie; und gleichwie die Erlösung ein vortrefflicheres Werk ist, als die Schöpfung, so scheint es auch, als ob das Leiden Gott mehr verherrliche, als das Handeln. Darum ist die Geduld etwas Anderes geworden, seitdem Gott sie mit seiner Natur vereinigt hat; sie ist nicht mehr eine knechtische Eigenschaft, sondern eine königliche Tugend, eine himmlische Tugend, ja eine göttliche Tugend!" —

8. Der heilige Ambrosius sagt: „Geduld, diese christliche Tugend beruht auf der Demuth des Herzens. Die Geduld des Christen stammt vom Himmel, und vom Himmel holt sie ihren Glanz und ihre Schönheit. — Was thut ein Kind, wenn es in irgend einer Noth ist? Es nimmt seine Zuflucht zur Mutter. Wenn es von Hunger gequält wird, wenn es Jemand geschlagen hat, wenn es krank ist, so weiß es keinen bessern Zufluchtsort, als die Arme seiner Mutter, wo es mit größter Zuversicht ein Mittel für alle seine Leiden zu finden hofft. Seine gute Mutter tröstet es, liebkost es,

beschützt und beruhigt es in allen seinen Aengsten und Nöthen. So soll auch ein Kind Gottes sich benehmen. Es soll die Geduld als eine Mutter betrachten, zu ihr in allen Nöthen Zuflucht nehmen, und es wird auch stets großen Trost bei ihr finden!" —

9. Tertullian vergleicht die Geduld, um uns die großen Vortheile dieser Tugend zu zeigen, mit einem Harnisch oder noch besser mit einem undurchdringlichen Schild, welcher Denjenigen, der ihn trägt, vor den Geschossen seiner Feinde schützt und ihm so das Leben rettet, weil sie an ihm abprallen. „Unter dem Schutze dieses Schildes fürchtet der Mensch keine Wunde, keine tödtliche Verletzung, er spottet aller Gefahren, er verachtet alle Angriffe, er trotzt tausend Todesschlünden. Alle Pfeile, die man auf ihn abschießt, sieht er zu seinen Füßen niederfallen oder gar mit großer Kraft auf seine Feinde zurückprallen. Unter dem Schutze dieses Schildes hielt der heilige Mann Job, jener glorreiche Streiter des Gottes der Heerschaaren, alle Angriffe des Versuchers aus, und seine Gewaltthätigkeiten konnten ihm daher Nichts schaden. Immer standhaft im Kampfe, immer Sieger bei seinen Angriffen, bedeckte er ihn mit Spott und Schande, so oft er es versuchte, seine Tugend wankend zu machen!" —

10. Der heilige Chrysostomus scheint noch Tertullian zu übertreffen; er sagt: „Die Geduld eines Christen ist wie eine uneinnehmbare Festung. Besteige diese Festung, und fordere ohne Pfeil, ohne Angriffswaffe kühn die stärksten Feinde zum Kampfe heraus. Ja, alle Geschöpfe mögen sich waffnen, dich zu Boden zu werfen, alle Uebel, alle Schmerzen, wie eben so viele Feinde, die sich zu deinem Untergange verschworen, auf dich einstürmen; wenn du nur diesen unüberwindlichen Thurm der Geduld nicht verlässest, wenn du dich nur in ihm verschanzt hast, dann wirst du immer Sieger sein, und alle Pfeile deiner Feinde werden sich zu deinen Füßen brechen!" —

434—437. Vier Balsam-Tröpflein für Leidende.

(Von P. Heinrich Venedien, Priester der Gesellschaft Jesu.)

1. Wenn uns ein lieber Freund aus gutem Herzen ein Glas Bier oder Wein eingeschenkt hat und anbietet, so schlagen wir dasselbe nicht leicht aus; und wenn das Bier oder der Wein auch schlecht wäre, wir trinken ihn doch, wegen der Gutherzigkeit des Freundes, dessen Hand ihn uns darreicht. — Nun sag' mir, lieber Christ! der du so oft klagst über den bittern Kelch deiner täglichen Widerwärtigkeiten, sag' mir: von Wessen Hand meinst du, daß dieser Kelch dir eingeschenkt und dargereicht worden sei? —

„Dieser und jener Feind," sprichst du, „hat mich gewaltsam und durch einen ungerechten Prozeß um das Meinige gebracht! Dieser und jener böse Nachbar hat mir fälschlich die Ehre und den guten Namen geraubt und nun bin ich gezwungen, in Schande und Armuth zu leben!" — Weit gefehlt, lieber Christ! Nicht dein ärgster Feind, sondern dein bester Freund; nicht dein böser Nachbar, sondern dein liebreichster Vater hat den Kelch dir eingeschenkt und mit wohlmeinendem Herzen und mit eigener Hand dir dargereicht. Oder hast du wohl auf Erden einen größern Freund, der es je besser mit dir meint, als Gott, dein himmlischer Vater? Dieser und kein Anderer hat die Leiden, welche du beklagst, aus besonderer Liebe dir zugeschickt, damit er dich dadurch vor noch größern Uebeln des Leibes und der Seele befreie. — Oder meinst du vielleicht, daß zwar das Gute von Gott, das Böse aber, welches du leidest von einem Andern herrühre? Dann irrest du sehr und befindest dich im Widerspruche mit dem unfehlbaren Worte Gottes. Heißt es ja doch: „Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum kommt von Gott!" Und an einer andern Stelle: „Der Herr tödtet und belebt, führt in die Hölle und wieder heraus! Der Herr macht arm und reich, erniedrigt und erhöht!" Daraus geht wohl klar hervor, wer dir den bittern Kelch der Leiden eingeschenkt hat. — So nimm denn den Trunk an, welchen eine so liebe und werthe Hand dir dargereicht!" —

2. Sollte das Gesagte noch nicht hinreichen, dich zu vermögen, den Kelch der Leiden, den Gott eingeschenkt hat, gern und herzhaft auszutrinken: so muß man es machen wie die Aerzte, die, wenn die Kranken sich nicht überwinden können, eine bittere Arznei zu nehmen, dieselbe mit einem angenehm schmeckenden Kräutersafte versüßen. — Nun giebt es aber in der Welt kein Kräutlein, das geeigneter wäre, dem Kelch der Trübsale seine Bitterkeit zu nehmen, als das liebe und süße Kräutlein: „Gott will es!" Gott will, daß du Dieses und Jenes leiden sollst. Mag deßhalb eine Widerwärtigkeit noch so bitter sein, sie wird alsbald ihre Schärfe verlieren, wenn wir bedenken, es sei Gottes heiliger Wille, daß wir gerade Dieses und Jenes leiden. Es ist dieß ein bewährtes Mittel. Der fromme Dulder Job, der alte Tobias, der König David hat's versucht, und noch viele andere in der Geduld geübte Männer und Frauen können es bezeugen. Ja, was noch mehr ist, unser Herr und Heiland, der Gottmensch Jesus Christus selbst hat dieses Mittel angewandt; denn als er im Garten Gethsemane seiner Menschheit nach zurückschauderte vor dem Leidens-Kelch, den er trinken sollte: da kam ein Engel und brachte ihm aus

dem himmlischen Paradiese das süße und kräftigende Kräutlein: „Gott will es!“ Er stand getröstet und gekräftigt auf, und ging hin, um durch die Marter am Kreuze die Menschheit zu erlösen von der Sünde, Schuld und ewigen Strafe. — Mit dem Worte: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ und durch die darauf folgende Engels-Erquickung wurde der Heiland dermaßen gestärkt, daß er den Leidens-Kelch mit Freuden annahm und den Petrus, der ihn davon abhalten wollte, mit den Worten strafte: „Soll ich den Kelch, den mir der Vater gegeben hat, nicht trinken?“ — Auf gleiche Weise kannst auch du, mein Christ! dich in Kreuz und Leiden trösten und erquicken. Gott hat ja den bittern Kelch dir eingeschenkt, und sein heiliger Wille ist es, daß du ihn austrinkest. Sprich darum mit dem Mund und Herzen: „Soll ich den Kelch, den mir der Vater gegeben hat, nicht trinken?“ und du wirst bald erfahren, daß dem Kelche seine Bitterkeit genommen ist! —

3. Wenn aber das Kräutlein: „Gott will es!“ nicht kräftig genug sein sollte, um dir deinen bittern Kelch zu versüßen, so wirf noch hinein einige kleine Partikel vom heiligen Kreuze Jesu Christi, und etliche Tröpflein von dem Essig und der bittern Galle, mit welcher dein am Kreuze hangender und sterbender Heiland in den größten Schmerzen ist gelabt worden, und dein Leiden wird dir süß und angenehm vorkommen. „Nichts ist so bitter,“ sagt der heilige Augustinus, „was nicht durch das Andenken an das Leiden und Sterben Jesu Christi versüßt würde!“ — Als einst die Israeliten in der Wüste kein süßes Wasses finden konnten, und deßhalb wider Gott murrten, zeigte ihnen Gott ein süßes Holz, welches das Wasser süß und angenehm machte, sobald es hineingeworfen wurde. Thu' ein Gleiches, christliche Seele, die du immerfort murrest und klagest, daß dir Gott keinen Tropfen süßen Wassers zu verkosten gebe, daß dir ein Schaden über den andern, ein Unglück über das andere, eine Krankheit über die andere zustoße, daß du stets das bittere Wasser der Trübsale trinken müssest; thu', sag' ich, ein Gleiches! Wirf hinein ein süßes Holz, ich meine das süße Holz des Kreuzes Jesu Christi, deines Erlösers und Seligmachers, denk' an die schrecklichen Peinen und Schmerzen, welche das Lamm Gottes für dich gelitten hat, und dein Leiden wird dir, deß bin ich versichert, süß und leicht vorkommen! —

4. Wenn dieses Alles noch nicht helfen sollte, um deine Widerwärtigkeiten zu mildern, so rathe ich dir schließlich noch, in deinen Kelch einige Tröpflein aus dem Meere der Wonne fallen zu lassen, welche der Apostel Petrus empfand, als er auf dem Berge Thabor bei der Verklärung

Christi ausrief: „Herr, hier ist gut sein für uns!" Er verkostete in diesem Augenblicke ein Tröpflein der himmlischen Freuden, welche Gott seine Freunde im Himmel stromweise genießen läßt, wie David versichert: „Mit dem Strome deiner Wonne wirst du sie tränken!" — Ich will sagen: Mitten in deinem Kreuz und Leiden, wenn du meinest, du könntest nicht länger aushalten und geduldig bleiben, mitten in der heftigsten Verfolgung und äußersten Armuth, mitten in deinen Aengsten und Nöthen, wenn dir aller Muth sinken will, erinnere dich an die ewigen Freuden, mit welchen Gott im Himmel die Geduldigen belohnt; erinnere dich, daß auf eine kurze Betrübniß in dieser Welt ein ewiges Frohlocken im Himmel, auf ein kleines Leiden eine unaufhörliche Freude, auf dieses elende Leben eine unendliche Glückseligkeit folgen wird! Wie könnte dir da der Kelch deines Leidens noch herb und bitter vorkommen? „Die Süßigkeit der zukünftigen Freuden ist so unaussprechlich groß," sagt der heilige Augustinus, „daß ein einziger Tropfen derselben im Stande wäre, die Bitterkeit der höllischen Pein zu versüßen." — Von dieser Süßigkeit laß ein Tröpflein in den bittern Kelch deiner Leiden fallen, und du wirst empfinden, daß der Spruch des heiligen Paulus wahr sei: „Die Leiden dieser Zeit können nicht verglichen werden mit der Herrlichkeit, die an uns wird offenbar werden!" und mit dem Könige David sprechen: „Ich will den Kelch des Heiles nehmen und den Namen des Herrn anrufen!" — Recht so, mein Christ! so rede, so thue, so harre, und ich zweifle nicht, der bittere Kelch wird dir wohl bekommen und in deinem Herzen eine zuvor nie gekannte Süßigkeit bewirken! —

---

438. Gott fordert den Zehent.

Der heilige Franziskus von Paula ging einst in den Wald, um Holz zu fällen für den Kalkofen. Unterwegs begegnete ihm Bellinus Floridus, Bürger zu Paterno, und bat ihn: „O betet doch recht innig für meinen kranken Sohn, daß ihm der liebe Gott bald die Gesundheit wieder verleihen möge!"

Und der Heilige gab ihm zur Antwort: „„Bezahle nur willig den Zehent dem lieben Gott, denn dieser begehrt deinen Sohn für den Himmel!"" —

Nach wenigen Tagen starb der Sohn. —

---

439. „Ich will dem Schächer zur Rechten gleichen!"

Zu der frommen Anna Walter in W., die schon lange an einer sehr schmerzhaften Krankheit litt, kam einst eine Freundin auf

Besuch, und ward von dem innigsten Mitleid beim Anblicke so großer und langer Leiden ergriffen. — Sie konnte sich nicht enthalten, auf ein Crucifix hinzudeuten mit den Worten: „Ach, versuchen wir es, von dem lieben Heilande die Hinwegnahme deines Kreuzes zu erbitten!“

Doch diese Rede war nicht im Sinne der frommen Dulderin, und sie erwiederte mit ernstem Erstaunen: „„Wie? du zeigst mir das Crucifix, und rathest mir doch, um Befreiung von meinem Kreuze zu bitten?! Gerade der angenagelte Heiland erinnert mich ja, daß ich auch an meinem Kreuz angenagelt bleiben soll! — Nein, ich will nicht vom Kreuze frei werden, weil der Welterlöser auch nicht vom Kreuz auf Golgatha frei werden wollte. Ich will nicht gleichen dem Schächer zur linken Seite Jesu, der vom Kreuz herabverlangte, sondern dem Schächer zur **rechten** Seite will ich nachahmen, der mit dem Heiland am Kreuz hängen bleiben wollte, und mit diesem will ich den Herrn bitten, daß er meiner nicht vergesse in seinem Reiche!““ —

440. Zwei Kranke in dem Pfarrhause.

Jakob Sommer — so hieß der fromme und pflichttreue Pfarrer zu Bleichen, einem bescheidenen Pfarrdorfe in Schwaben, — lag im Monat Dezember des Jahres 1800, sowie auch seine gottesfürchtige Mutter, schwer erkrankt auf dem Schmerzenslager.

Der Kaplan von Alschthausen, den er sich um Gotteslohn zur Aushilfe in der Seelsorge erbat, und der auch wirklich mit Liebe und größter Opferwilligkeit sich diesem Dienst unterzog, beschrieb die letzten Augenblicke der beiden Kranken in der folgenden herzergreifenden Weise:

Zur nämlichen Zeit (schreibt er) lagen der Pfarrer und die Mutter des Pfarrers auf den Tod krank, sie im obern, er im untern Zimmer. Da war es nun überaus rührend, wie Eines immer mehr um das Andere sich bekümmerte, als um sich selbst. „Wie hat meine Mutter heute Nacht geschlafen?“ war Morgens seine erste Frage. „„Was hat mein Sohn heute für eine Nacht gehabt?““ war beim Erwachen ihr erstes Wort. — „Hat meine Mutter Alles, was sie braucht?“ fragte er bei jeder Gelegenheit. „„Geht meinem Sohne nichts ab?““ fragte sie ohne Unterlaß. — „Ach!“ seufzte er, „wenn Gott nur sie zuerst zu sich nähme!“ „„Ach!““ flehte sie mit gefalteten Händen, „„wenn Gott nur ihn zuerst auflöste!““ — Ein benachbarter Pfarrer brachte ihm ein Stück Backwerk von Zucker, ohne daß sie etwas davon wußte, und auch ihr eines, ohne daß er

etwas davon wußte. Kaum war der fremde Pfarrer fort, da schickte der kranke Sohn der Mutter von dem Seinigen hinauf, und die kranke Mutter schickte dem Sohn von dem ihrigen herab. — Die Leiden der Mutter waren groß; sie trug aber alle mit unbeschreiblicher Geduld. „„Mein Haupttrost,““ sagte sie, „„den ich in die Ewigkeit mitnehme, ist der, daß mir Gott die Gnade schenkte, meine Kinder ihm zu erziehen. Gott hat mit mir,““ setzte sie hinzu, „„recht brüderlich getheilt: halb sind meine Kinder schon im Himmel, halb noch auf Erden. Die erste Hälfte meiner Kinder im Himmel werde ich bald wieder sehen, die zweite Hälfte auf Erden wird mir auch zu seiner Zeit dahin folgen.““ — Das Bild des Gekreuzigten kam nie aus ihren Augen. „„An diesem Sterbekreuze müssen meine Kinder auch sterben!““ Und zwei Töchter sagten nach dem Tode der Mutter: „„Dieses Kreuz ist jetzt unser größter Schatz!““ — Einen anderen Trost gab ihr der Gedanke an ihren seligen Mann. Sie erzählte mit sichtbarer Freude von ihm. „„So lange wir beisammen lebten,““ sagte sie, „„haben wir miteinander nie gezankt!““ Als sie ihren herannahenden Tod fühlte, richtete sie nicht erst die Angelegenheiten ihrer Seele in Ordnung, denn sie waren es schon, und empfing die heiligen Sterbesakramente mit innigster Rührung.

Es war immer der sehnlichste Wunsch und das herzlichste Gebet ihres Sohnes, des Pfarrers, daß Gott sein Leben nur so lange fristen möchte, bis er seine Mutter im Himmel versorgt wüßte.

Nun dieser Wunsch und dieses Gebet wurde auf eine Art erfüllt, die uns Allen auffiel. Denn sieh'! als man mit der Glocke das Zeichen gab, daß man jetzt auch dem Pfarrer, ihrem Sohne, die Sterbesakramente reichen werde, griff die Mutter in die letzten Züge. Ich war mit Chorrock und Stola schon in der Sakristei, da kam die jüngere Tochter mit weinenden Augen und rief: „„Eilen Sie doch, die Mutter liegt in den letzten Zügen!““ Ich eilte an ihr Sterbebette, und einige Augenblicke nachher entschlief sie in meiner Gegenwart sanft in dem Herrn. —

Kaum war sie verschieden, so kehrte ich wieder zurück in die Kirche, wo die Pfarrgemeinde noch versammelt war und betete. „„Die Krankheit eures Seelsorgers,““ sagte ich, „„ist sehr gefährlich. Er wird nun die heiligen Sterbesakramente empfangen. Darum bittet er seine lieben Pfarrkinder, sie möchten das Hochwürdige Gut begleiten und für ihn beten.““ Bei diesen Worten erhob sich ein allgemeines Schluchzen, alle Augen waren voll Thränen. Da sah ich recht, wie lieb sie ihn hatten. — Als ich ins Zimmer trat, faltete er anbetend die Hände. Sein blasses Angesicht leuchtete vor

himmlischen Empfindungen, wie das Angesicht eines Heiligen. Seine zwei Schwestern lagen auf den Knieen gleich anbetenden Engeln. Es herrschte eine feierliche Stille. — Er winkte, daß sich die Anwesenden einige Augenblicke entfernen möchten; und nun fragte er mich kindlich: „Bin ich aber auch vorbereitet genug, Jesum Christum zu empfangen?“ Ich antwortete: „„Jesus ist die lautere Liebe; ein Herz voll Glauben an ihn, wie das Ihrige ist, kann er nicht verschmähen.““ — Die zwei Schwestern kamen wieder herein und ich reichte ihrem sterbenden Bruder die heilige Wegzehrung und stärkte ihn mit dem heiligen Oele auf den letzten Kampf. — Abends 9 Uhr brachte der Schreiner den Sarg für den Leichnam der Mutter. Die Hammerschläge hallten schrecklich durch die Stille der Nacht und schlugen uns ins Ohr wie Donnerschläge. Wir bebten und weinten. Er allein blieb ruhig und heiter, und zeigte nicht den geringsten Schrecken. Des andern Morgens, am Tage vor seinem Tode, sagte er zu mir: „Gehen Sie auf den Gottesacker, nnd suchen Sie einen Platz für zwei Gräber, das eine für meine Mutter, das andere für mich. Wir wollen miteinander begraben werden.“ Der Todtengräber ging mit mir auf dem Kirchhof herum. „„Das ist eine traurige Arbeit,““ sagte der gute Mann unterwegs. „„Noch trauriger ist es, einen so guten Herrn zu verlieren: Gott sucht uns hart heim.““ —

Dieser Tag war sehr unruhig, weil man die Mutter zu Grabe trug. Nur der Pfarrer blieb ruhig und bereitete sich durch stilles Thränengebet zum Tode. —

Die Nacht darauf — die letzte vor seinem Tode — schlief er zur Verwunderung seiner Schwester sehr sanft. Endlich brach der 11. Dezember, der Tag seines Todes, an. Als ich Morgens zu ihm ins Zimmer trat, sagte er heiter und fröhlich: „Nun hoffe ich, vielleicht heute noch, Jesum, den Liebenswürdigsten zu sehen! Es kann nicht lange mehr dauern!“ Darauf sagte er zu einer seiner Schwestern, sie sollte das Testament vorlesen; „denn,“ setzte er hinzu, „ihr sollt wissen, was ihr zu thun habt.“ Die Schwester fing an, konnte aber vor Weinen nicht weiter lesen. Da mußte ich es thun. Das Testament, das er selbst ohne Zittern und mit lächelndem Angesicht geschrieben hatte, war einfach, redlich, ohne Prunk, wie er selbst. „Ich will auf dem Kirchhofe begraben werden. Vier Männer von der Gemeine sollen mich tragen, drei Priester beim Gottesdienste Messe lesen. Meine zwei Schwestern sind Haupterben. Zu Exekutoren des Testaments ernenne ich den Herrn Kammerer in Neuburg und den Herrn Pfarrer in Düssenhausen.“

Gegen elf Uhr Mittags fiel er in eine Ohnmacht. Ich glaubte,

er sterbe: allein er kam wieder zu sich. „O Sie," sagte er, wie aus einem schweren Traume erwachend, freundlich und liebreich, „essen Sie doch!" — Nach einer kleinen Weile rief er: „Ich vertraue auf Jesus; Er ist die Liebe, was soll ich fürchten?" — Gegen drei Uhr klopfte man an die Thür; und siehe, zum allgemeinen Erstaunen trat sein Bruder herein. Dieser kam nur auf einen Besuch und dachte nicht, daß er seinen Bruder auf dem Sterbebette antreffen sollte, und brach in einen Strom von Thränen aus. „Grüß dich Gott!" sagte der Pfarrer mit einer freundlichen Stimme, „grüß dich Gott, Bruder Aloys!" — Um drei Viertel auf vier Uhr sah er mich auf einmal starr an; die Augen brachen, ich nahm ihn bei der Hand, sie war eiskalt: „„O Jesu!"" rief ich nun seinem Geiste zu. — Nach einigen Minuten schlief er sanft ein. — —

441. Empfangene Gnade und die Gegengabe.

Die furchtbare Pest, das Antonius-Feuer" oder auch „Höllen-Feuer" genannt, eine Art Rothlauf, welcher jeden damit befallenen Körpertheil dörrte und schwärzte, so daß er wie verbrannt aussah und zuletzt in gänzliche Fäulniß überging, herrschte im elften und zwölften Jahrhundert besonders in allen Provinzen von Frankreich und richtete große Verheerungen an. —

Gaston, ein reicher Edelmann der Dauphiné, und sein Sohn Girondus, beide von dieser schmerzhaften Krankheit befallen, nahmen ihre Zuflucht zu der Fürsprache des ehrwürdigen Patriarchen der Mönche, des heiligen Antonius, dessen Reliquien in der Kirche von Saint Didier-la Motte, des Sprengels von Vienne, verehrt wurden, und beide fanden die erflehte Genesung. — Gaston war noch nicht von dem Krankenbette erstiegen, und es erschien dem Schlafenden St. Antonius selbst, um ihm mitzutheilen: „daß sein Gebet Gnade bei Gott gefunden; daß er aber, für die erlangte Genesung seine Dankbarkeit am Gründlichsten beweisen könne durch die Stiftung eines Hospitals, dessen Priester sich der Pflege der von derselben Krankheit Heimgesuchten widmen würden. Um den frommen Träumer noch mehr zu der Ausführung dieses guten Werkes zu ermuntern, reichte ihm der Heilige den zu der Form eines griechischen T (Tau) geschnitzten Stab (die Form des Stabes, den Antonius als Einsiedler zu tragen pflegte), worauf er, der Greis, sich stützte, und dann befahl, das dürre Holz dem Boden einzusenken. Augenblicklich erwuchs der Stab zu einem mächtigen Baum, der, weit seine Aeste und Zweige ausbreitend, die reichsten und schönsten Früchte trug; zugleich trat aus den Wolken eine Hand hervor, den

Baum zu segnen. — Den lieblichen Sinn des Traumgesichts auffassend, stiftete Gaston im Jahre 1095 die „Hospital-Brüderschaft des heiligen Antonius,“ die, im Laufe der Zeiten groß geworden durch das Vertrauen der Völker zu ihrem Schutzheiligen, als dem bewährten Fürbitter gegen die Seuche, zu einem förmlichen Orden, dem der „Antoniter,“ erwachsen ist. —

Dieser Orden erhielt auf der Kirchenversammlung zu Clermont, im Jahre 1096, vom Papste Urban II. die kirchliche Bestätigung, und wurde 1298 vom Papste Bonifacius VIII. zum selbständigen Orden erhoben nach den Chorherrn-Regeln des heiligen Augustinus, mit der Bestimmung: daß der Großmeister „Abt“ heißen, zu Saint Didier-la Motte seinen Sitz haben und General aller Klöster des Ordens sein sollte. Die Prioren der Klöster nannten sich Komthuren, später Präceptoren, und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieser Antoniter, auch Antonianer oder Antonierherren, wie man sie nun als Kanonici nannte, war schwarz und mit einem, der Form eines T, dem Stabe des Heiligen sich näherndem Kreuze von blauem Schmelz auf der Brust ausgezeichnet. — Ihr Präceptor zu Lichtenburg im sächsischen Kurkreise in Deutschland war, vor der sogenannten Reformation, sogar Kanzler der Universität Wittenberg, und auch nachher zählten sie noch bis in das achtzehnte Jahrhundert, größtentheils in Frankreich, 30 Klöster. — Mit den Malthesern im Jahre 1770 verschmolzen, hörte der selbstständige Antoniter-Orden auf. —

442. Das Kreuzlein einer Gottbegnadigten.

Im Jahre 1634 wüthete die Pest in der Stadt Luxemburg in erschreckendster Weise und schonte auch nicht die „Congregation Unserer Lieben Frau“ daselbst. Fünf Schwestern waren bereits in kurzer Zeit als Opfer der Seuche gefallen; eine sechste, Mutter Ignatia, lag schwer erkrankt darnieder, ward aber in wundersamer Weise gerettet.

In Spanien lebte damals eine Klosterfrau, Namens Luise von Carrion; durch ganz Europa ging der Ruf ihrer Heiligkeit. Wunderbares erzählte man von ihr. Seit fünf und zwanzig Jahren, hieß es, habe sie keine andere Nahrung mehr zu sich genommen, als die heilige Kommunion, welche sie täglich empfing. Nach dem Genusse ihres Heilandes ward sie stets entzückt, angesichts einer Menge Pilger, die zu ihr hinströmten, um Augenzeuge solch' merkwürdigen Zustandes zu sein. Obgleich Schwester Luise schon über achtzig Jahre zählte, leuchtete ihr Antlitz während dieser Entzückungen im anmuthigsten Rosenschimmer; gleich einer holden Jungfrau von

sechzehn Jahren blühte sie dann, und mehr engelhaft als menschlich war ihr ganzes Aeußere. Im Geiste verkehrte sie mit andern, weit von ihr entfernten Dienerinnen Gottes, besonders mit der gleichzeitig lebenden und gleich heiligen und wunderbaren Marina von Eskobar. Viele, auch hochgestellte Personen, Könige selbst, empfingen von Luise Kreuze und andere Gegenstände der Andacht, die man in großen Ehren hielt. — Ein solches Kreuz ward von der frommen Gräfin von Schomburg, Gemahlin des Kaiserlichen Gesandten am spanischen Hofe, einer vornehmen Dame zu Luxemburg zugeschickt, welche ihrerseits das kostbare Kleinod einer Schwester der Congregation Unserer Lieben Frau verehrte. — Mutter Ignatia fühlt sich in ihren furchtbaren Schmerzen, da bereits Alle an ihrer Genesung verzweifeln und man schon ihr Grab gräbt, innerlich angeregt, als letztes Rettungsmittel jenes Kreuzchen zu gebrauchen, legt sich dasselbe, in völliger Ergebung in den Willen des gekreuzigten Heilandes auf die Brust, während sie noch die Fürsprache der würdigen Gottesdienerin Luise bei ihm anruft, und spricht zugleich das Gelöbniß aus: „mit der Erlaubniß der Obern dieses Kreuzchen in Silber einfassen zu lassen." Sie sinkt in einen sanften Schlaf, und nach einer kurzen Pause, wo sie erwacht, fühlt sie sich von allen Schmerzen befreit und erschien gänzlich geheilt. — Groß war die Freude der Schwestern und der Mutter Ignatia Dank für die von Gott erhaltene Wohlthat.

Später, im Jahre 1654, hat Ignatia, vor den vom Erzbischof eigens geschickten Commissaren auf's Neue ihre wundersame Heilung betheuert. — Wie hoch man seitdem das Andenken an die ehrwürdige Luise von Carrion in der Congregation achtete und ihren Namen feierte, läßt sich leicht denken. — Und auch das Kreuzlein von ihr empfing die angelobte Fassung in Silber. —

443. Das Geleit des Viaticums.

Im Jahre 1717 bestimmte der Kurfürst von Bayern Max Emmanuel alljährlich Einhundert Gulden in die beiden Pfarrkirchen St. Peter und Unsere Liebe Frau in München — zur Vermehrung der Andacht — um sechs Ministranten eigens dafür zu bezahlen: daß sie den Priester mit dem Hochwürdigsten Gute, wenn es zu den Kranken getragen wird, mit weißen brennenden Fackeln begleiten. —

444. Die milde Stiftung für Sterbende.

Der Kurfürst von Bayern Ferdinand Maria und seine Gemahlin Adelheide von Savoyen hatten seit vielen Jahren

in kinderloser Ehe gelebt, und sie thaten deßhalb ein Gelübde: daß sie Gott zum Dank ein Kloster bauen wollten, wenn er ihnen einen Erben schenkte. Der Allmächtige erhörte ihr Gebet, sie wurden mit einem Sohne beglückt und erbauten darauf in frommer, dankbarer Gesinnung in der Nähe des fürstlichen Schlosses mit großen Kosten eine Kirche und ein Kloster, in welches sie Mönche aus dem Orden des heiligen Kajetan — genannt „die Theatiner" — aus Italien nach München beriefen.

In die neuerbaute Theatiner-Kirche machte die Kurfürstin unter andern auch eine milde Stiftung zum Troste der Sterbenden.

Sobald Jemand so gefährlich erkranke, daß er dem Ansehen gemäß „zu dem letzten Sterbestündlein und in die Züge" gerathen sei — gerade zu dieser Zeit aber die Menschen der Anfechtung der höllischen Geister am Meisten unterworfen und deshalb um so mehr göttlicher Hilfe und Beistandes bedürftig seien: so solle deswegen, sobald bei den Theatinern angemeldet wurde, daß eine Person gefährlich erkrankt sei, von den Vätern durch Anschlagen der Glocken ein Zeichen gegeben werden der christlichen Gemeinde, „daß Einer ihrer Mitchristen in Todesnöthen liege, und daß dieselben eine Stunde lang Gott inbrünstig um Beistand für den Kranken anflehen." — Sollte sich ein solcher Fall zur Nachtzeit ereignen und das Volk also nicht in der Kirche erscheinen können, so sollen die Theatiner die Andacht verrichten und zugleich eine heilige Messe für den seligen und glücklichen Hinübergang des Kranken lesen. —

445—451. Blicke in verschiedene Sterbe-Kammern.

1. Der Tod eines Abtes.

Am 3. Januar im Jahre 482 mußte der heilige Severin, der Apostel der Noriker, sich wegen heftigen Seitenstechens auf das Krankenbett legen, und vier Tage darnach verlangte er die heiligen Sterbesakramente. Als die Schmerzen immer größer wurden, ließ er um Mitternacht alle Brüder, die mit ihm im Kloster waren, zu sich rufen und sprach zu ihnen: „Es ist euch Allen bekannt, meine lieben Söhne! daß der Patriarch Jakob, da er seinem Tode nahe war, seine Söhne zu sich rief, und jedem sein künftiges Schicksal mit prophetischem Geiste offenbarte. Ich sündiger Mensch maße mir einen solchen Vorzug nicht an; aber Eines, das sich mit der Demuth wohl verträgt, kann ich doch nicht verschweigen. Ermahnen möchte ich euch, meine Brüder! daß ihr alles Irdische verachten, und nur nach dem himmlischen Vaterlande trachten möchtet. Zu Gott habe ich

das Vertrauen, daß ich ewigen Lohn wegen euch im Himmel empfangen werde; denn ich sehe mit Freuden, wie ihr im Geiste zugenommen habt, die Gerechtigkeit liebet, die Gefangenen aus christlicher Liebe unterstützet, die Keuschheit hochachtet und die Demuth über Alles schätzet. Die Tugenden, so viel ich schwacher Mensch einzusehen vermag, lobe und preise ich. Aber betet, meine Brüder, daß Jenes, was die Menschen für gut halten, auch eben so vor Gott möge angesehen werden; denn Gott sieht nicht, wie ein Mensch; er erforscht die Herzen und kommt allen Gedanken zuvor. Betet anhaltend, damit der Herr euer Herz erleuchte und öffne, um es einsehen zu können, wie viele Hilfe der Heiligen euch umgiebt, und welche Kraft und Stärke Gott den Gläubigen verleiht. Thuet Buße, lasset es euch nicht schwer fallen, eure Sünden zu beweinen, und bedenket, wie Gott durch Bußthränen wieder versöhnt wird, und eine trauernde Seele und ein zerschlagenes Herz als Opfer annimmt! — Seid endlich, o meine Brüder! von Herzen demüthig, ruhig im Gemüthe; meidet jede Sünde, und seid allezeit eingedenk der göttlichen Gebote. Doch, was halte ich euch mehr auf? Es ist weiter nichts mehr übrig, als daß ich euch mit den letzten Worten des Apostels tröste, welcher sagt: „„Nun befehle ich euch Gott und dem Worte Seiner Gnade, welcher mächtig ist, euch zu erhalten, und euch die Erbschaft zu geben in Seinem Heiligthume. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!““ —

Darauf verschied er im Frieden des Herrn. —

2. Der Tod eines deutschen Herzogs.

Nach vielen und schwerbedrängenden Ereignissen, die Unglück um Unglück brachten, saß der Greis Heinrich der Löwe einsam und verlassen in seiner Burg zu Braunschweig, wie auf den Trümmern alter Größe. Keine Gemahlin, kein Sohn, keine Tochter war bei ihm, kein munterer Enkel verschönte seine späten Tage. Wenige lebten noch, welche die Erinnerung der alten, bessern Zeit, an der das Alter so gern sich labt, mit ihm zu theilen hatten. Er ergab sich in sein Geschick, und empfahl sich ganz allein der Barmherzigkeit Gottes.

In diesen stillen Stunden nahm er seine frühere Lieblingsbeschäftigung wieder vor, nämlich die Verzierung und Verschönerung seiner Kirchen.*) Den Dom zu Braunschweig, welchen er dem

---

*) Heinrich hatte am 13. Januar 1172 eine Reise nach Palästina angetreten. Die reichen Schenkungen, die er den heiligen Orten machte, waren nur ein schwacher Abglanz Dessen, was dort Himmlisch=Erhebendes seine Seele

heiligen Johannes dem Täufer und dem heiligen Martyrer Blasius zu Ehren gegründet hatte, schenkte er ein Bildniß des Gekreuzigten und andere Gebilde von hoher Kunst und Schönheit, und auch ein goldenes Kreuz, mit Edelsteinen reich besetzt, von 1500 Mark Silber an Werth. Zierliche Fußböden und Fenster erhöhten die Pracht des Ganzen. Zum Besten derselben Kirche und anderer ließ er auch die reichen und kostbaren Stoffe, die er aus dem Orient mitgebracht hatte, zu Meß- und andern Gewändern verarbeiten. — Die Armen hat er zu allen Zeiten reichlich beschenkt. Auch entzog er sich den Geschäften der Regierung nie. Täglich saß er zu Gericht, wo ihm die wichtigsten Streitsachen vorgetragen und von ihm mit seiner gewöhnlichen Klugheit und Umsicht entschieden, und noch andere Angelegenheiten des Landes mit väterlicher Sorgfalt abgehandelt wurden. —

Unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen war ihm der Winter des Jahres 1195 hingegangen. Schon längere Zeit hatte er eine merkliche Abnahme seiner Kräfte gespürt; aber in der Mitternacht vor dem hochheiligen Osterfeste (zwischen dem 1. und 2. April) überfiel ihn plötzlich ein ungewöhnlich heftiger Schmerz. Er blieb auch ohne alle Erleichterung — denn alle Arznei verschmähte er — bis zum Tage seines Todes. Doch auch jetzt noch setzte er seine frommen und milden Werke fort.

Immer mehr fühlte aber der Herzog die Abnahme seiner Kräfte, und sandte nach seinem Sohne Heinrich, der sich damals in der Pfalz am Rhein aufhielt, und nach seinem Beichtvater, dem Bischofe Isfried von Ratzeburg. Isfried erschien und stand mit Gebet und geistlichem Zuspruch seinem alten Fürsten und Wohlthäter treulich bei, hörte seine von reichlichen Thränen begleitete Beichte und gab ihm darauf am 2. August das heilige Abendmahl und die heilige Oelung. Auch sein Sohn Heinrich scheint ihn noch lebend angetroffen zu haben. So duldete er unter gar großen Schmerzen (er litt an der rothen Ruhr), aber ohne Seufzen und Jammern noch vier Tage. Nur den Ausruf vernahm man mehrere Male: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ — Am 6. August 1195 — an einem Sonntag — starb er, nur von Einem seiner Kinder, aber von einer zahlreichen Geistlichkeit umgeben.

---

empfand. Große Summen schenkte er dem heiligen Grabe und der Kirche über demselben. Die Kapelle, die das heilige Kreuz bewahrt, schmückte er mit unvergleichlicher Arbeit von musivischer Kunst, und ihre Thore bekleidete er mit dem reinsten Silber, das sein Harzgebirg ihm lieferte. Zur Stiftung von drei ewigen Ampeln, die am heiligen Grabe brennen sollten, bestimmte er die jährlichen Einkünfte vom Ertrage eines Hauses, das er zu diesem Zwecke neben der Kirche gekauft hatte. Auch den beiden Ritter-Orden zu Jerusalem gab er Geschenke, Waffen und tausend Mark Silber. —

Zwischen Schaaren von Weinenden wurde er in das St. Blasius-Münster getragen und vor dem Kreuze, das er selbst errichtet hatte, mitten in der Kirche zu seiner Gemahlin Mathilde in die Gruft gesenkt. —

Wie Herzog Heinrich diese Welt gesegnete, befand er sich im sechs und sechzigsten Jahre seines Alters. —

3. Der Tod eines Ordens-Stifters.

Der selige Alexius Falconieri (einer aus den sieben seligen Stiftern des „Ordens der Diener Mariä") lag in dem Kloster zu Caffagio auf einem Strohsacke und fühlte sein Ende herannahen. — Er verlangte die hochheiligen Sterbesakramente und empfing sie mit solcher Andacht und Liebesgluth, daß alle Umstehenden davon tief ergriffen wurden.

Dann sprach er noch Worte der Ermahnung an seine Ordensbrüder, empfahl ihnen besonders die Tugend der Demuth und der englischen Reinigkeit, dann aber auch die fromme Betrachtung der Schmerzen Mariens: die nicht nur in einem gefühlvollen Herzens-Affekte, sondern vorzüglich im Hasse und in der Vermeidung der Sünde bestehen soll, welche ja die traurige Ursache dieser Schmerzen ist, und schloß mit der Aufforderung, auch andere Personen, sie mögen in der Welt, oder im Kloster sich befinden, zur Verehrung der schmerzhaften Mutter zu ermahnen. Darauf hob er seine Augen gen Himmel, und begann nach seiner Gewohnheit hundert Ave-Maria zu beten.

Während dieses Gebetes sah er Schaaren von Engeln in Gestalt der Tauben um sein armseliges Lager fliegen, und bald darauf erschien ihm Jesus selbst mit einem Kranze der schönsten Blumen, um ihn zu krönen, und in den Himmel einzuführen.

Als er die Ave-Maria gebetet, umfloß himmlische Klarheit sein Angesicht, und er sprach zu den Mitbrüdern, und dem Volke, das, den Seligen sterben zu sehen, gekommen war: „Knieet nieder, meine Brüder, knieet nieder! Sehet ihr denn nicht meinen Erlöser Jesum Christum, der meine Schläfe mit dem schönsten Blumenkranze schmückt? O betet ihn an in Demuth, denn auch euch wird er mit dem ewigen Lohne krönen, wenn ihr, als fromme Diener der seligsten Jungfrau, ihr in der Reinigkeit und Demuth des Herzens nachfolgen werdet!" —

Darauf hauchte er im 77. Jahre seines Ordenslebens nach 110 Jahren des Alters, seine Seele aus, die von den Engeln in den Himmel getragen, und von dem Könige der Herrlichkeit aufgenommen wurde, den 17. Februar 1310. —

Ungemein groß war der Zudrang des Volkes, seine entseelte Hülle noch zu sehen, und sich seiner Fürbitte bei Gott anzuempfehlen. — Man mußte ihn mehrere Tage hindurch, um dem Wunsche des Volkes zu entsprechen, in der Kirche ausgesetzt lassen; dann aber wurde der heilige Leib auf den Senariberg geführt, und unter den Hochaltar neben den Leibern seiner sechs seligen Mitgefährten beigesetzt. — Sein Fest fällt auf den 17. Februar. —

4. Der Tod eines ehemaligen Kloster-Geistlichen.

Willibald Nittermaier bekam, als er in den Prediger-Orden getreten war, den Klosternamen Apollinaris, und ward für die Folge als Pater Apollinaris bekannt. Im Jahre 1745 zu Eichstädt geboren und im Jahre 1768 in jenen Orden getreten, brachte er manche Jahre in Klöstern desselben Ordens außer seiner Vaterstadt zu, seit 1787 aber blieb er beständig in seinem Kloster dieser Stadt bis zu desselben Aufhebung im Jahre 1806, in welchem Jahre er in den Weltpriesterstand treten mußte. Unermüdet in der Seelensorge, zählte er nun wie vormals im Kloster viele geistliche Pflegekinder, bis er sein gottseliges Leben im Jahre 1820 beschloß. Der allgemein verehrte Bischof Michael von Sailer, damals noch Professor zu Landshut, nennt in einem Schreiben aus dem Jahre 1821 den Pater Apollinar „eine Stütze der Gottseligkeit," und sagt gleichfalls: „Er war die lebendige Religion selbst in Demuth und beständiger Selbstverläugnung. Gott dienend, führte er die Menschen zu Gott zurück, indem er in seinen Sitten Christum vorbildete, und Gott im Geiste und im Leibe trug." —

Zwei Jahre vor seinem Hinscheiden sagte Apollinar einem seiner Vertrauten, daß ihm der Herr im heiligen Meßopfer, (es war das Fest der Erhöhung des heiligen Kreuzes), die Worte gesagt habe: „Bereite dich, ich komme bald!" — Er sagte jenem Freunde auf dessen zwei oder drei Wochen vor seinem Ende gestellte Frage: ob ihm der Herr bei den öfter wiederholten Todesschwächen die Stunde seiner Auflösung nicht angedeutet habe? Dieses: „Ich werde die Ankunft desselben auf Erden nicht mehr sehen." Apollinar starb auch vor dem Eintritte der heiligen Adventzeit.*) Man kann schließen, wie sehr sich Apollinar — solcher Gnade gewürdigt — mit den Gedanken des Todes, des Weges zur Vereinigung mit Christus, fortan beschäftigt habe. — Der heilige Vincenz von Paul, von Apollinar besonders verehrt, hat viele Jahre und unmittelbar

*) An die Adventzeit eben nicht denkend, verstand der Fragende damals die Worte nicht: „Adventum ejus non videbo amplius in terris."

vor seinem im Jahre 1660 in seinem fünf und achtzigsten Altersjahre erfolgten Lebensende große körperliche Leiden mit kindlicher Hingebung in den göttlichen Willen ertragen, und ist allen ähnlich Leidenden ein herzerhebendes Beispiel geworden; in dieser Stimmung trug auch dieser fromme Priester die Krankheiten, welche öfter wiederkehrten, bis endlich dauernde Uebel und schwere Leiden sich festsetzten. — Noch in den Fastnachtstagen 1820 saß er in seinem Wohnzimmer von 2 Uhr Nachmittags bis Abends 8 Uhr, seiner körperlichen Beschwerden ungeachtet, zur Beichte, bis er endlich unterlag und zu Bette gebracht werden mußte. Bis zum Freitag nach dem Aschermittwoch kam er sichtbar dem Tode nahe, aber in der darauf folgenden Nacht, nach zuvor empfangenen heiligen Sakramenten, rief er auf einmal: „Auf! wir wollen beten.“ Er betete mit einem Freunde und stand am Morgen wie sonst in Tagen der Gesundheit wieder auf. In dieser seiner in der That letzten Krankheit ergaben sich solche Uebergänge von der nächsten Erwartung der Auflösung zu einem Zustande von Gesundheit noch einige Mal in ungleichen Zwischenräumen, immer an Samstagen, die er von jeher der Verehrung der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes widmete. Aber ungefähr 14 Tage vor seinem Tode bemächtigte sich seiner Seele eine Todesangst. Der Allmächtige hatte ihm sogar gnadenvolle Eröffnungen zur Bereithaltung zu einem guten Tode gegeben, plötzlich jedoch sollte eine Versuchung kommen, nach Job 7, 18, der da ausruft: „Du, o Herr, suchst den Menschen heim am frühen Morgen und prüfest ihn jeden Augenblick!“ Apollinar erfaßte alsbald das rechte Mittel, wodurch wir Gottes Kraft in unsern Schwachheiten auf uns herabziehen nach den Trostworten des Herrn an den Apostel Paulus: „Es genügt dir meine Gnade, denn die Kraft wird in der Schwachheit vollkommen!“ 2 Chor. 12, 9. Herz und Augen erhob der Fromme zum Himmel, rufend: „Allmächtiger Erbarmer, ganz, wie ich bin, ohne Ausnahme werfe ich mich in Deine Arme!“ Und augenblicklich war alle Beängstigung vorüber, seine Seele ward mit der heiligsten Ruhe erfüllt. Dieß erzählte er einem Vertrauten mit dem Ausdrucke: „Heute habe ich den Tod auch überwunden!“ — Nochmal mit den heiligen Sakramenten versehen, gab dann der Mann Gottes am 26. des Monats November (vor der Adventzeit, nach der ihm geschehenen Offenbarung) seinen Geist in die Hände seines Schöpfers, ruhig im seligsten Frieden. —

Seine geistlichen Söhne und Töchter setzten ihm ein Denkmal in der Kapelle des Gottesackers zur Westen zu Eichstädt, in welchem er begraben liegt. Dem Alter und der Jugend aber sei er ein

erbauliches Muster für Leben und Tod! Segen seinem Andenken, daß es noch fürder gute Früchte bringen möge! Und uns Alle möge der Friede Gottes bis zur Stunde unserer Auflösung geleiten! —

5. Der Tod eines Kurfürsten.

Am 8. Dezember 1777 fühlte sich der Kurfürst von Bayern Max Joseph plötzlich unwohl. Er versuchte zwar am andern Morgen einer Hirschjagd beizuwohnen, aber der Unfall, der einen seiner Kutscher auf der Fahrt zur Jagd traf, erschütterte ihn so sehr, daß er nach Hause zurückkehren und sich zu Bette legen mußte. Eine Hofdame war von den Kinderpocken befallen worden; da Max Joseph sie noch nicht überstanden hatte, so fürchtete er, auch von ihnen heimgesucht zu werden. Es zeigte sich ein rother Ausschlag am Körper, welchen der Leibarzt anfänglich für die Masern erklärte; es zeigte sich aber bald, daß es wirklich die Pocken in ihrer bösartigsten Gestalt waren. Max fühlte selbst sein nahes Ende, und es schmerzte ihn tief, sein treues Volk verlassen zu müssen. Aber er bereitete sich auch mit christlicher Ergebung zum Tode vor. — In München wie in ganz Bayern erregte die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Kurfürsten die größte Bestürzung, und es zeigte sich da in merkwürdiger Weise, wie innig Max Joseph von seinem Volke geliebt wurde. In München drängte sich das Volk in dichten Schaaren um die Straßenecken, an welchen täglich zweimal die Nachricht von dem Befinden des hohen Kranken angeschlagen war; dann sendete eine Ortschaft der andern diese Nachricht durch eigene Boten zu. Die Kirchen waren voll von Betenden, durch die Straßen der Städte zogen Bittgänge. Selbst Juden kamen zu katholischen Priestern und baten sie, Messen für die Wiederherstellung des guten Max zu lesen. Wo in einer Familie ein Fest gefeiert werden sollte, wurde es unterlassen, wie wenn der Hausvater krank darnieder läge. — Als die Pocken verschwunden waren, hoffte man die Rettung des theuren Lebens, und die allgemeine Klage ging in herzlichen Jubel über. Straubing und andere Städte feierten schon öffentliche Dank- und Freudenfeste in den Kirchen. Der Magistrat ließ zwei Medaillen, eine zu 30, eine zu 20 Dukaten prägen, als Geschenk für die zwei Aerzte des Kurfürsten. Der Kurfürst selbst faßte frische Hoffnung. Aber plötzlich entzündeten sich die von den Pocken hinterlassenen Wunden; es traten heftiger Durst, Verstopfung, innere Hitze, alle Vorboten des Brandes ein. Da kehrte auch die Bestürzung des Volkes zurück; man hielt wieder öffentliche Bittgänge, und in München wurde das Bild des heiligen Landespatrons Benno aus der Frauenkirche geholt und durch die Straßen getragen. Das Bild der

Mutter Gottes im Herzogspital brachte man zu dem hohen Kranken selbst; er streckte ihm die Arme entgegen und flehte Maria, das Heil der Kranken, wenn nicht um Genesung, doch um ihre Fürbitte zu einem seligen Ende an. Am Morgen des 30. Dezembers sprach er zu seinem Beichtvater: „Ich träumte, daß ich heute sterbe, und so wird es auch geschehen. Allein ich fürchte den Tod nicht; ich habe mich dem Herrn über Leben und Tod schon längst aufgeopfert; Seine Wille geschehe, mein Herz ist bereit!" Am Abend dieses Tages starb er in den Armen seiner Gemahlin, die während der ganzen Krankheit nicht von seinem Bette gewichen war und ihn mit der aufopferndsten Liebe gepflegt hatte, mit den Worten: „Lebe wohl, Liebe! lebe wohl, mein schönes Land! Meine lieben Unterthanen! ihr liegt mir sehr am Herzen, betet für mich, auch ich will für euch Segen von Gott erflehen!" Der dumpfe Ton der Sterbeglocke verkündete den treuen Münchnern die Trauerbotschaft. — So herzlich war noch nie ein Fürst von Bayern betrauert worden. —

6. Der Tod eines Bischofs.

Joseph Ludwig Colmar, Bischof von Mainz, hat den Ruhm eines wahrhaft apostolischen Mannes. Wie das Leben dieses Gerechten, so war auch sein Tod. Er sank unter der Last seiner apostolischen Arbeiten nieder, ruhig, freudig, wie der, welcher sagen konnte: „Mein Leben ist mir selbst nicht zu theuer, wenn ich nur meinen Lauf vollende!" Der Grund zu seiner Krankheit wurde bei einem Krankenbesuche gelegt, wo er den Leidenden im Bette emporgehoben und sich geraume Zeit den Wirkungen einer afficirten Luft preisgegeben hatte. Indessen achtete er sein Unwohlsein gering und verrichtete noch an dem Feste der unbefleckten Empfängniß der seligsten Jungfrau Maria in der Kirche des bischöflichen Seminars den Gottesdienst. Aber schon am folgenden Tage fühlte er sich ernstlich krank. Das Uebel wuchs mit bedenklicher Schnelle und der Bischof verlangte die heiligen Sterbsakramente. Wie belebte ihn da — so erzählt ein Augenzeuge — seine inbrünstige Liebe zu Jesus! Die Kräfte, die ihm die Krankheit geraubt hatte, gab ihm die Andacht wieder. Er erhob vertrauensvoll sein Haupt, sah auf seinen Erlöser hin, und sprach aus der Fülle seines Herzens: „Ich hielt mich immer fest an dem Glauben der heiligen Römischen Kirche; in diesem Glauben will ich mit Gottes Gnade sterben! Von Herzen verzeihe ich allen Denen, die mich beleidigt haben; und bitte Alle, die sich von mir beleidigt glauben, mir zu verzeihen! Ich bin weit entfernt, alle meine Handlungen zu rechtfertigen. Ich war Mensch und konnte leicht Fehltritte thun in so schweren und mannigfaltigen Verhält-

nissen: aber ich suchte aufrichtig das Gute, nie that ich absichtlich Jemanden Unrecht. Mein Gewissen giebt mir dieses Zeugniß." — So empfing er den Leib des Herrn, das Unterpfand eines besseren Lebens, das Geheimniß der Liebe, das sich bald auflösen sollte in himmlische Anschauung und ewige Liebe. Dieser Augenblick war nicht mehr weit entfernt, und schon der folgende Tag sollte der letzte seines irdischen Lebens sein. Was ihm immer zunächst am Herzen lag, beschäftigte ihn auch in seiner letzten Stunde — seine geliebte Heerde. Sterbend sammelte er noch seine letzten Kräfte, hob langsam eine sinkende Hand auf, sprach noch mit halberloschener Stimme Worte aus; und diese waren — der letzte Segen über seine Diözese — am 15. Dezember 1818. Der edle Glaubenskampf war ausgekämpft, und der glorreiche Sieger ging hin, das ewige Leben zu ergreifen, wozu er berufen war, und wofür er ein edles Bekenntniß vor vielen Zeugen abgelegt hatte. 1. Tim. 6, 12. —

7. Der Tod eines Herzogs von Parma.

Am 26. März 1854, des Abends $5^3/_4$ Uhr, kehrte der Herzog von Parma Carl III. von Bourbon von einem Spaziergange zu Fuße in seinen Palast zurück in Begleitung eines Adjutanten. Es war Sonntag, und die Bürger befanden sich zahlreich auf den Straßen. Am Ecke der Straße St. Lucia rannte plötzlich ein Unbekannter an ihn, stieß ihm einen Dolch in den Unterleib, ließ denselben in der Wunde stecken, und entfloh. Der Fürst stürzte zur Erde; der Adjutant hob ihn auf, zog den Dolch aus der Wunde, und führte den Herzog in den nahen Palast. Die Untersuchung der Wunde zeigte, daß das Messer drei Finger tief in die Bauchhöhle gedrungen war und das Netz und den Magen verletzt hatte. Man glaubte anfangs, die Wunde sei nicht tödtlich; aber bald traten heftige Blutergüsse ein, die sich innerhalb vier Stunden sechsmal erneuerten. Deßungeachtet gab man die Hoffnung nicht auf bis zum Morgen des folgenden Tages. Von da an aber nahmen die Schmerzen und die Schwäche des Fürsten zu, und er starb Abends 5 Uhr am 27. März, drei und zwanzig und eine halbe Stunde nach dem Attentate, unter großen Schmerzen.

Diese Trauernachricht wurde schnell durch Couriere und telegraphische Depeschen überallhin verbreitet. Weniger bekannt aber dürfte sein, mit welch christlicher Frömmigkeit der Fürst seinen Tod annahm. Gleich vom Anfange an gab er sich keiner unnützen Selbsttäuschung hin. Ehe noch die Aerzte die Wunde für tödtlich erklärten, verlangte er die heiligen Sakramente, er beichtete zweimal und empfing mit innigster Andacht die Kommunion und die letzte Oelung.

Als er hörte, daß keine Hoffnung mehr für sein Leben sei, sprach er: „Der Wille Gottes geschehe!“ Er rief seinen Hof und seine Diener an sein Sterbebette, und bat Alle um Verzeihung. Seinen Kindern legte er Gehorsam gegen ihre Mutter ans Herz und gab ihnen gute Lehren. Er segnete sie, und entließ sie, ohne sie mehr sehen zu wollen, weil ihre Gegenwart ihm das Herz brach. Mehrmal betete er das Vater unser mit lauter Stimme, und betonte mit tiefer Rührung die Worte: „Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ Seinem Mörder verzieh er aus ganzem Herzen zu wiederholten Malen; und verfügte in seinem Testamente, daß demselben, wenn er ergriffen werden sollte, keine andere Strafe, als die Verbannung zu Theil werden solle. In den Händen hielt er das Crucifix bis zum letzten Augenblicke und küßte die Wunden der Füße mit solcher Andacht, daß er alle Anwesenden erbaute und rührte. Er betheuerte unzählige Male, daß er den Tod als Strafe für seine Sünden annehme. Er starb in den Armen seiner Gemahlin, der Herzogin, die ihm mit großer Standhaftigkeit bis zum Tode beistand. Ein Fürst, der in der Blüthe seiner Jahre, — er zählte erst 31 — durch die Hand eines Meuchlers stirbt, ist fürwahr ein erhabenes Schauspiel und ein Beweis, welche Kraft unsere heilige Religion dem menschlichen Herzen in den schwierigsten Umständen einflößt. —

452—455. Ehrwürdige Sterbebilder.

1. Schwester Monika.

(Auszug aus dem Leben derselben von Hubert Weber.)

Margaretha von Busbach, später Wittwe des Melchior von Wiltheim, beide aus Luxemburg, wurde daselbst die Gründerin der „Congregation Unserer Lieben Frau“ und lebte in derselben als **Schwester Monika** unausgesetzt in wahrer, weil gottinnigster, Frömmigkeit.

Da sie bereits 69 Jahre zählte, schickte Gott der Herr ihr eine lange, höchst schmerzliche Krankheit, die Brustwassersucht. — Das Krankenbett sollte für sie die letzte Schule der erhabensten Tugenden werden, ein Garten, worin sie die wohlriechendsten Blumen pflückte, nämlich — Purpurrosen leidender Liebe, Veilchen der Demuth, Nelken der Ergebung, Wohlgedanken an das Leiden ihres Herrn und Heilandes, Myrrhen der Abtödtung, welche sie zu einem lieblichen Strauße sammelte und dankbar dem himmlischen Bräutigam entgegentrug.

Ja, Monika, von Gottes Hand schwer getroffen, sah jetzt, freudig

und an innerem Troste reich, zu dem Bildnisse hin, das beständig zur Seite ihres Lagers stand. Der Gekreuzigte, der da in Schmerz und Verlassenheit schwebte, war ja auch getroffen, und unendlich mehr als sie, und nicht seiner, sondern ihrer Sünden wegen; freiwillig wollte er ja auf dem Wege der Schmerzen sein Leben verbluten, um ihr auf dem nämlichen Wege das Leben zu bringen.

Mehrere erleuchtete Gottesgelehrte, gestützt auf die Worte der hochheiligen Väter, halten dafür, daß der göttliche Heiland, im selben Augenblicke, wo er die göttliche Natur mit der menschlichen vereinte, sich durch ein Gelübde verband, dem Befehle seines himmlischen Vaters: die Welt durch seinen Tod zu erlösen — treu nachzukommen, und somit alle künftigen Leiden und die ganze Kreuzesschmach bereits weihte, und mit den Worten des Psalmisten: „Dem Herrn will ich meine Gelübde erfüllen!“ auf Golgatha dasselbe vollführte. Aus Liebe zu diesem gekreuzigten Bräutigam, im heißen Durste nach Aehnlichkeit mit ihm, versprach Monika durch ein ausdrückliches Gelübde ihrem Gott, bis zum Tode ihre Krankheit in Geduld zu ertragen, wie lange sie auch dauern möge, alle Schmerzen, Entbehrungen, Unbequemlichkeiten und andere Uebelstände aus seiner gütigen Hand annehmend, nach seinem gänzlichen Wohlgefallen sich richtend, ohne selbst von ihm ihre Genesung oder das Ende ihrer Krankheit erbitten zu wollen. —

Und wie hat Monika ihr Gelübde gehalten?

Im Kampfe mit den schneidendsten Schmerzen erregte sie das Mitleid der sie Umstehenden. Man rieth ihr, um Linderung derselben, an den heiligen Apostel Thomas sich zu wenden. Sie bat darum ihre Tochter, die Oberin des Klosters, ihren Sohn Christoph schriftlich zu beauftragen, zu Ehren dieses Apostels für sie die heilige Messe zu lesen. Jedoch, nach einer Weile, da es ihr in den Sinn kam, es könne solches der gänzlichen Hingebung an Gottes heiligen Willen, die sie gelobt, widerstreben, sprach sie zur Oberin: „Ich bitte, ehrwürdige Mutter, thun Sie meinem Sohne keine Meldung davon! Ich begehre nicht von meinen Schmerzen befreit zu werden; leiden will ich, so lang es Gott gefällt; es gereicht mir zum großen Troste, mit meinem gekreuzigten Heilande leiden zu können.“ Und seither wollte sie durchaus Gott nicht mehr um Abwendung ihrer Peinen bitten, noch Andern Solches erlauben; sie überließ sich ganz der göttlichen Vorsehung.

Man machte Monika traurig, wenn man in ihrer Gegenwart Hoffnung auf Genesung aussprach. Die Krankenwärterin bemerkte deßhalb allen Schwestern und den Personen von Außen, die zu ihr gelassen wurden, nie von Genesung oder Heilmitteln mit ihr zu spre-

chen. Aus ihrem Munde kam nicht die geringste Klage über Nahrung oder Behandlung; kein unwilliger Blick, keine unzufriedene Geberde waren an ihr zu bemerken; das allein bedauerte sie, daß sie nicht genug leide, daß man zu besorgt um sie sei; sie wußte ihrer Wärterin nicht genugsam ihren Dank auszudrücken für all' die Liebe und Zärtlichkeit, die man für sie habe.

Ihre Schmerzen mehrten sich von Tag zu Tag, und man wollte bemerken, daß sie um die Feste der seligsten Jungfrau fast unausstehlich wurden. Sie gestand es selbst, daß, wenn in solchen Augenblicken die Kräfte zum Aufstehen ihr nicht gemangelt, die Gewalt der Pein sie aus dem Bette und aus dem Hause getrieben hätte, und dennoch blieb Monika ruhig und pries Gott. Aeußerte in solchen Augenblicken grausiger Pein Jemand Mitleid mit ihr, so sprach gewöhnlich ihr Mund die Worte des Psalms: „Dieß ist meine Ruhe ewiglich!" zum lauten Bekenntnisse, daß ihre Kreuz-verlangende Seele endlich die Quelle gefunden, an der sie ihren Durst löschen konnte. Etlichemal entschlüpfte ihr, wenn der grimmige Schmerz sie kaum Herr über sich selbst sein ließ, das Wort: „O mein Gott!" aber gleich verdemüthigte sie sich, und auch daraus geistlichen Nutzen schöpfend, sprach sie lächelnd: „Ihr meint, was Wunder Geduld ich habe; sehet ihr nun, wie ich mich stelle und schreie!"

Es war nichts rührender, als Monika's Blick zum Kreuze, wenn sie mitten im Feuer der heftigsten Qualen lag. O wie wehmüthig und sehnsüchtig fielen diese Augen, in denen der herbste Schmerz sich abspiegelte, auf den gekreuzigten Jesus! Man sah deutlich, wie die Klage im Munde erstickte und sie zu lispeln schien: „Du Heiligster und Unschuldigster hast aber noch mehr gelitten, als deine schuldige Magd! dir danke ich, daß du mich würdigest, mit dir leiden zu können."

Was Andere um sie litten, schnitt Monika mehr ins Herz, als die eigenen Leiden; und der Balsam, den sie labend und heilend in die Wunden der um sie Leidenden schüttete, war die stete Ermahnung, doch Jesus zu betrachten, der für uns Todesangst gelitten. —

Acht und zwanzig volle Monate dauerten diese Schmerzen ununterbrochen fort, und ließen der Kranken weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Nur zweimal in dieser ganzen Zeit, wo die Wärterin länger als gewöhnlich ausgeblieben war, brach sie in die sanfte Klage aus: „Mein Gott! wo waren Sie doch so lange geblieben?" Allein Monika, die auch den Schatten der Ungeduld fürchtete, erkannte gleich ihren Fehler, und mit gefaltenen Händen bat sie die Schwester um Vergebung, klagte sich der Undankbarkeit an; und damit noch nicht zufrieden, ließ sie von der Oberin sich auf der Stelle eine

Buße erbitten und verlangte, man solle öffentlich in der Versammlung der Schwestern, zu ihrer Beschämung, ihre Ungeduld bekannt machen.

Oft bediente sich Monika auf ihrem Schmerzenslager der Worte des Apostels: „Gern will ich mich meiner Schwachheiten rühmen, damit in mir wohne die Kraft Christi!“ Die Augen zum Himmel gewandt, sprach sie auch nicht selten die Empfindungen ihrer Seele mit den Worten des heiligen Augustinus aus: „Herr, hier brenne, hier schneide, nur verschone meiner in der Ewigkeit!“ oder mit der heiligen Theresia: „Herr, entweder leiden oder sterben! Ich fürchte nicht zu sterben und ich begehre nicht zu leben, als nur zu dulden aus Liebe zu meinem Erlöser!“ —

Während der langen Monate, wo sie bettlägerig war, und nicht anders als auf dem Rücken liegen und sich kaum bewegen konnte, geschah es oft, daß bei strenger Winterzeit ihr Leib, von der Krankheit und der kargen Nahrung abgemagert, empfindlich an Kälte litt und ihre Füße wie erfroren waren; allein sie beklagte sich nicht und verlor auch nicht ein Wort darüber. Die Krankenschwester bemerkte es und fragte sie, warum sie doch darüber schweige; ihre Antwort war: „Man muß diesen Würmersack nicht so hätscheln!“ Hatte sie des Nachts vor Schmerz nicht geschlafen, so that sie sich Gewalt an, des Tags auch nicht zu schlafen, um die Regel nicht zu überschreiten. Mangelte ihr das Nothwendige, so freute sie sich. Keine andere Nahrung wollte sie, als die gewöhnliche Nahrung ihrer Mitschwestern. Bei der großen Theilnahme, welche die ganze Stadt an ihrer Krankheit bewies, beeilten sich gute Freundinnen, ihr wohlbereitete Speisen zuzuschicken; allein Monika, wohl einsehend, daß dieselben nicht aus der armen Klosterküche kamen, wies sie mit herzlichem Danke von sich, mit der Betheuerung, so was eröffne der Erlauung und Erschlaffung die Thore, und ihren etwa frühern Tod sehe sie als einen geringern Schaden an, als die Einführung übler Gewohnheiten. Die Martyrin der Buße, die unzertrennliche Freundin des Kreuzes wollte nie, obschon der Durst sie oft fast verzehrte, außer der gewöhnlichen Mahlzeit trinken; ihre Entschuldigung, wenn man in sie drang, daß sie sich doch erquicken möchte, war: „Die Regel verbietet außer der Mahlzeit zu trinken.“

So war Monika auf ihrem Schmerzenlager, in Geduld und Abtödtung, wahrhaft ein Schauspiel geworden für Engel und Menschen. Ja die heiligen Engel umstanden ihr Bett, und wenn sie, in Liebe zu ihrem von den Menschen verlassenen Jesus, mit ihm die Hilfe und Erquickung der Menschen abwies, standen die Engel bereit, sie zu bedienen und zu laben.

Davon nur Ein Beispiel:

Eines Tages, wo sie besonders von Durst gequält war, brachte es ihre Wärterin mit vielem Bitten dahin, daß sie doch wenigstens einen kleinen Behälter mit Bier neben ihr Bett stelle, für den Fall, daß sie in der Nacht zu trinken genöthigt sei. Gen Mitternacht plagte sie der Durst gewaltig; dennoch konnte sie nicht eins mit sich werden, ob sie trinken oder sich den Trunk versagen solle; dreimal hatte sie schon die Hand ausgestreckt, den Becher zu fassen, zog sie aber jedesmal wieder leer zurück. Während dieses Kampfes zwischen Natur und Gnade, stieß sie zufällig den Becher um, daß das Bier verschüttet wurde; und Monika hob freudig Herz und Hände zu Gott empor und rief aus: „Gepriesen seist du, o Herr, daß du so gerechter Weise meine Unmäßigkeit und sinnliche Lust bestraft hast! O, wie hast du wohl daran gethan, wie hab' ich es verdient!“ Und da sie also freudigen Herzens Gott dem Herrn dieses Opfer gebracht, siehe, da schweben zwei Engel in himmlischer Schönheit zu ihr nieder, reichen ihr, ein jeder einen goldnen Becher zum Trinken hin, und Monika trinkt in vollen Zügen diesen Himmelstrank; sie versicherte, nie noch sei so was Süßes auf ihre Lippen gekommen. Nach dieser Erscheinung erwachte Monika wie aus einem sanften Schlafe, fühlte sich ganz erquickt, und an Körper und Geist wie verjüngt.

Die einzige Erquickung, die Monika zuließ und die ihr vielen Trost brachte, war das Absingen geistlicher Lieder. In der Oktave des heiligen Aloysius und des heiligen Ignatius bereitete man neben ihrem Bette einen Altar mit dem Bildnisse dieser Heiligen. Zu wiederholten Malen des Tages kamen dann die Schwestern mit den Pensionären, die sich vor der Thüre hielten, und sangen denselben zu Ehren heilige Hymnen; und ungemein war die Freude Monika's, daß ihre lieben Patrone so zart verehrt wurden. Man hatte auf ihr Verlangen die vierzehn Stationsbilder vor ihr Krankenlager an die Wand befestigt, daß sie dieselben schauen konnte; und so machte sie täglich im Geiste, in Begleitung ihres Bräutigams, den heiligen Kreuzweg. —

2. Nach beinahe acht und zwanzig Monaten der grimmigsten Schmerzen schritt das Ende der Prüfzeit für Monika heran. Das Uebel verärgerte sich zusehends, und mit jedem Augenblicke mehrten sich die Schmerzen. Monika bat dringlich die Anwesenden, sich zu entfernen und die Nachtruhe zu genießen; — ungestört wollte sie, wie sie dessen bei solch' heftigen Schmerzensanfällen gewohnt war, in innern Anmuthungen und Herzenserhebungen mit dem Bräutigam ihrer Seele sich unterhalten. Sie ruhte etwas in der

Nacht; und als am Morgen, gegen vier Uhr, die Oberin zu ihr kam, vernahm diese den freudigen Ausruf: „O welch ein Glück ist mir in dieser Nacht widerfahren!“ Sie wollte dadurch ihre freudige Stimmung und dankbaren Gefühle ausdrücken, daß es ihr gegönnt sei in einem Orden zu sterben, gestärkt mit allen hochheiligen Sakramenten und vom Gebete ihrer Mitschwestern unterstützt; — denn nach dem löblichen Brauch der Congregation wechseln sich, wenn eine Schwester die heilige Oelung empfangen hat, bis zu ihrer Sterbstunde, die Mitschwestern vor dem hochheiligen Sakramente ab, damit von je Zweien unaufhörlich für die Sterbenskranke gebetet werde.

Monika unterhielt sich nun mit der Oberin, ihrer Tochter, in geistigen Gesprächen, empfahl ihr ganz besonders die Andacht zur heiligen Mutter Anna, ermuthigte sie, in dieser Zeit des Elendes und der Kriege, ihr Vertrauen stets auf die heilige Mutter Gottes zu setzen, welche die Patronin der Congregation sei und auch in zeitlichen Nöthen ihre Töchter gewiß nicht verlasse, — man solle nur immer in Bedrängniß zu ihrem mütterlichen Herzen sich wenden; sie fügte hinzu: „Ich glaube, Gott will nicht, daß die Häuser unserer Congregation Reichthum besitzen.“ Sie legte ihr unter Anderm, mit aller Demuth jedoch, ans Herz, das Haus stets in Liebe zu leiten. „Sorgen Sie dafür,“ sprach Monika, „daß das Band der liebevollen Eintracht, das bisher in diesem Hause so lebendig war, auch stets bewahrt bleibe: es wäre weit besser, an zeitlichen Gütern großen Verlust zu leiden, als daß die Liebe und Eintracht in einer religiösen Genossenschaft, auch nur im Entferntesten, verletzt werden sollten.“ So lag Monika in ihrer letzten Lebensstunde das Wohl dieses ihr so lieben Hauses noch am Herzen.

Andere Schwestern kamen hinzu, und da man bemerkte, daß die Kranke gewaltigen Durst leide, reichte eine ihr zu trinken; allein, hinblickend zum durstenden Jesus am Kreuze, verlangte sie mit ihm dursten zu können. Da sie jedoch aus Gehorsam zu trinken sich genöthigt sah, sprach sie: „Nun wohl, so will ich drei Tropfen Wasser nehmen zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit!“ welche sie besonders an den Sonntagen verehrte. Darauf bat sie, man solle ihr den Gegenstand der gemeinschaftlichen Betrachtung von jenem Tage vorlesen. Es war das Evangelium des 15. Sonntags nach Pfingsten, wo Jesus den todten Jüngling von Naim zum Leben erweckte und ihn seiner betrübten Mutter zurückgab. Der Haupttext der Betrachtung lautete: „Weine nicht!“ Als spreche Gott sie ihr zu, so nahm Monika diese Worte hin. Sie faltete ihre Hände und hielt ihre Betrachtung, als wäre sie bei bester Gesundheit. Und so sehr war sie in die Unterredung mit Demjenigen, der ihr diese trostvollen

Worte zusprach, vertieft, und hatte dermaßen ihre Augen auf den gekreuzigten Jesus, ihren Blutbräutigam, hingewandt, daß sie nichts mehr um sich her wahrnahm, die sie Umstehenden nicht bemerkte, selbst ihre beiden Nichten von Busbach nicht, die aus besonderer Erlaubniß zu ihr gekommen waren, Zeugen ihres Sterbens zu sein. Monika antwortete auch nicht ein Wort, wenn man ihr nicht von Gott und geistlichen Dingen sprach, oder in kurzen Schußgebetchen ihr zuredete; — ihr Geist wollte nichts mehr mit den Geschöpfen hienieden zu schaffen haben. —

Ungefähr drei Stunden vor ihrem Tode fragte man Monika, was sie thue: „Ich halte meine Betrachtungsstunde!" war ihre Antwort. Man fragte sie weiter, welche Stunde es denn jetzt sei: „Es ist zwölf Uhr!" sagte sie. Sie konnte aber die Uhr nicht schlagen hören; aus der lang angewohnten Vertheilung der Tagesstunden in ihre verschiedenen Andachten konnte sie dieses also nur so genau wissen. — Welche bewundernswerthe Festigkeit in der Beobachtung der Ordnung! und wenn die Ordnung zu Gott führt, wie wird dann Monika Ihm jetzt so nahe gewesen sein, da man von ihr wohl sagen konnte, was die Kirche von dem großen heiligen Martinus in seinem Offizium sagt: „Daß, während seine Augen und Hände zum Himmel erhoben waren, sein durch Nichts zu besiegender Geist in der Betrachtung nimmer erschlaffte."

Man fragte Monika, ob sie ihren Beichtvater nicht bei sich wünsche; ganz ruhig und gelassen antwortete sie: „Das ist nicht nöthig! ich will ihn übrigens auch nicht belästigen, da er heute, an einem Sonntage, viel mit Beichthören beschäftigt sein wird." Welch ein Seelenfrieden! welch eine Ruhe des Gewissens! In dem Augenblicke, wo auch die Gerechten um Hilfe rufen, ist Monika in heiliger Betrachtung vertieft, in der Unterredung mit ihrem Heilande begriffen. Sie hat Alles geregelt mit den Menschen; sie kümmert sich nicht weiter um menschlichen Trost. So ist es denn wahr, was ihr in frühern Offenbarungen gemeldet wurde, sie werde eines ruhigen und sanften Todes sterben.

Ungefähr drei Viertelstunden vor ihrem Hinscheiden kam ihr Beichtvater, in Begleitung ihres Sohnes, zu ihr. Sie fanden Monika sprachlos, dem Todeskampfe nahe. Ihr Sohn rief ihr laut ins Ohr: „Meine Mutter! ich, Ihr Sohn bin hier, um die letzte Pflicht eines treuen Kindes an Ihnen zu erfüllen; geben Sie mir ein Zeichen von Reue und sprechet: Jesus Maria!" Niemand glaubte, daß Monika diese Worte noch verstehe; und wie staunte man, als sie ihre Hände ruhig faltete und eine letzte Kraftanstrengung machte, jene ihr stets so lieben Worte noch einmal zu lispeln,

während ein heiteres Lächeln, gleich Lichtstrahlen, um ihre Lippen spielte. Es übermannte sie dann das Röcheln; ihre Augen brachen, der Pulsschlag war kaum mehr fühlbar; und unter den Sterbegebeten der heiligen Kirche gab sie sanft ihren Geist in die Hände ihres Schöpfers zurück.

Es war am Sonntage während der Oktave von Mariä Geburt, der 10. September des Jahres 1651, gegen drei Uhr des Nachmittags, als Monika dem Herrn entschlief. Sie war in ihrem 72sten Lebensjahre, und im 20sten als Ordensschwester. —

3. Die Kunde ihres Scheidens durchklang zuerst das ganze Kloster der Congregation. Ungemein betrübt war das Herz aller Schwestern über den Verlust, den sie an Monika erlitten. Sie, die das Kloster größtentheils mit ihren Mitteln angeworben hatte, war auch im geistigen Leben die Leuchte des ganzen Hauses gewesen — ein Muster aller Tugend; ein lauter Prediger durch ihr ganzes Lebensbeispiel, in gesunden und in kranken Tagen; ein Vorbild klösterlichen Sinnes und klösterlicher Zucht den Mitschwestern, und allen kommenden Geschlechtern und Zeiten. Daher ein lautes Weheklagen, ein schmerzliches Trauern. Nicht dem Loose der verstorbenen Schwester Monika galt dieses Weheklagen; — sie genoß ja nun der so lang ersehnten Anschauung ihres Gottes; sie umklammerte ja jetz ihren lieben Heiland, um ihn nimmermehr zu entlassen; ihr Ort war nun im Frieden und ihr Aufenthalt im heiligen Sion; — die betrübten Schwestern schickten ihr vielmehr heiße Wünsche nach, bald ihr dorthin folgen zu können.

Schnell hatte sich die Trauerkunde auch durch die ganze Stadt Luxemburg verbreitet. Dieselbe kam gewiß nicht unverhofft; und dennoch entstand eine Aufregung, eine Theilnahme, als wäre in jedem Hause ein Todter. „Schwester Monika ist nicht mehr!“ hallte es von Ohr zu Ohr. „Das Kloster hat seinen Schutzengel, die Stadt ihre größte Wohlthäterin verloren! Will der Herr uns strafen, oder bedürfen wir in diesen schweren Prüfzeiten der Fürsprecher, daß der Herr die heiligsten Seelen unserer Mitte entreißt und zu sich nimmt!“ so hieß es allgemein; denn noch war das Andenken an eine verstorbene Klausnerin, Monika's Freundin, so frisch — waren doch kaum zwei Wochen verflossen, daß man sie zu Grabe getragen hatte. —

Das Tugendbeispiel, das durch das ganze Leben Monika's der Mitwelt gegeben ward, trat jetzt lebendiger vor Aller Augen. Alle wußten sie zu preisen, ein Jeder einen besondern Zug aus ihrem Leben zu erzählen, eine Wohlthat zu verkünden, die durch sie ihm zu Theil geworden. Es erzählten die Eltern ihren Kindern das fromme Benehmen dieser einstens so hohen Dame, die Alles hinge-

opfert hat, um in Armuth, in Niedrigkeit nur Jesum, den Gekreuzigten, zu kennen und zu lieben.

Durch das ganze Land erscholl die Todesnachricht, ja weit über die Grenzen des Landes hinaus, — so weit der Wohlgeruch ihrer großen Lebensheiligkeit gedrungen war. Die Schwestern der Congregation richteten gleich, im selben Monat, ein Schreiben an sämmtliche Häuser des Ordens, um, mit der Kunde des Todes, in kurzen Zügen das Erbauliche aus dem Leben Monika's ihnen mitzutheilen.*)

Und was war das für ein Drängen von Hohen und Niedern zu der kostbaren Leiche! Wie glücklich, auch nur ein Stückchen ihrer Kleider, oder was ihr sonst gehörte, zu erlangen! Die Schwestern ließen Monika's Herz ihrer entseelten Leibeshülle entnehmen; und während man für diese die letzte Ruhestätte bereitete, ward jenes, als unschätzbare Reliquie, einbalsamirt, um es als Gegenstand ihrer Verehrung und als Unterpfand der fortgesetzten Zuneigung und Liebe der Verstorbenen zu der Congregation, in ihrer Mitte aufzubewahren.**) Bei ihrer Beerdigung war die ganze Stadt auf den Füßen. Die Welt- und Klostergeistlichen legten durch ihre Gegenwart Zeugniß ab von der Hochachtung, die sie gegen die Verstorbene trugen. Der Gouverneur und seine Gemahlin, die Edlen und Großen der Stadt wohnten der Feier bei. Ein lautsprechendes Gefühl, daß man eine Heilige zu Grabe geleite, bemächtigte sich der andächtigen Menge; und lieber hätte man: „Bitt' für uns!" der Verstorbenen zugerufen, als: „Herr, gieb ihr die ewige Ruhe!" gebetet.

Nur mit Mühe konnten sich die Gläubigen von dem Grabe trennen, das die Ueberreste der seligen Monika aufgenommen; und viele Personen, die ihr näher standen und sie näher gekannt, beteten noch bis zum dunkeln Abend an demselben. Daß man an der Heiligkeit Monika's nicht zweifelte, beweist der Umstand, daß man in besondern Anliegen die Verstorbene um ihre Fürsprache anrief, ihr zu Ehren Novänen verrichtete, und so von Gott, durch die Verwendung seiner lieben Magd, Gnaden erflehte. Noch um das Jahr 1669 fand man fortwährend auf ihrem Grabe eine Anzahl brennender Kerzen, die gute Seelen da aufstellten, um für bereits auf Monika's

---

*) Dieses Schreiben, zwei Bogen stark, befindet sich im Archiv der Congregation U. L. F. in Luxemburg. Unterschrieben sind die Oberin der Congregation Marie Gert. v. Wiltheim; weiter die Schwestern: Angela v. Lescale, Ludwine Zander, Marie Cec. Dahem, Marie Magd. Kanckendall.

**) Noch heute wird dieses Herz, als kostbarste Reliquie von Monika, die die Schwestern so gerne als ihre geistliche Mutter ansehen, sorgsamst in dem Kloster der Congregation aufbewahrt.

Verwendung erlangte Gnaden zu danken oder neue durch sie zu erflehen. —

Sie war jedenfalls unter ihren Mitmenschen ein Gefäß der Auserwählung, — ein Heiligthum, in dem Gott seine Gnaden so reichlich aufgehäuft, wie man dieß nur selten bei Sterblichen antrifft. Nicht umsonst ließ Gott dieses Licht leuchten der ganzen Stadt Luxemburg, zunächst dem Kloster der Congregation: man sollte ihre guten Werke sehen, und den Vater preisen, der im Himmel ist. Gott ist wunderbar in seinen Heiligen! Wehe aber den Ortschaften, die blind sind vor den Gnadenwundern, die Gottes rechter Finger — der heilige Geist in solch auserwählten Seelen wirket, und für Ihn deßhalb keinen Preis und Lobspruch haben!

An Monika hat sich das Wort bewahrheitet: „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöhet werden!" Sie hatte nichts unterlassen, vor den Menschen sich gleichsam zu vernichten; und Gott, der unendlich gerechte Vergelter, erhebt sie, da sie ihre Augen für dieses Leben schließet, aus der Verborgenheit, aus dem Staube; und während er seine Vielgeliebte, seine Braut mit den Armen der ewigen Herrlichkeit umschlingt, verherrlicht er sie selbst hienieden. — Die Heiligkeit ist stets von einem Lichte umflossen, das nimmer ausgelöscht werden kann, weil es von Gott selbst herkommt. Zwar suchen es die Heiligen, während ihres irdischen Wandels, selbst sorgfältigst zu verbergen; aber, kaum haben sie für dieses Leben die Augen geschlossen, so fängt es in erhöhtem Glanze zu leuchten an. Ja da, wo für die andern Menschen das Sonnenlicht für immer sich senket im düstern Grabe, geht es für die Heiligen erst eigentlich auf, — und ihr Andenken wird unsterblich sein. —

2. Georg Michael Wittmann, Bischof von Regensburg.

(Auszug aus der biographischen Skizze von Michael Sintzel.)

1. Georg Michael Wittmann, der seit dem Jahre 1803 Regens des bischöflichen Clerical-Seminars zu Regensburg und seit 1804 auch Dompfarrer daselbst gewesen, wurde, nachdem er bei seiner innigsten Liebe zur Demuth, Armuth*) und Bußfertigkeit

*) All das Seinige gehörte den Armen; höchst dürftig war seine Einrichtung, Kleidung und Lebensart; er verwendete für sich nur das Allernothwendigste und Unentbehrlichste. — Sein Nebenzimmer war eine Vorrathskammer von Kleidungsstücken für arme Kinder; in reiferem Alter brachte er sie bei christlichen Leuten in Dienste oder bei rechtschaffenen Meistern in die Lehre, zahlte das Lehrgeld, und unterließ nicht, sich fleißig nach ihrem Betragen zu erkundigen; die Schul- und Waisenkinder führte er selbst an gewissen Tagen in das Freie oder in eine nah' gelegene Kapelle, und erquickte sie — nach verrichtetem gemeinschaftlichen Gebete — mit Speise und Trank.

überaus segensreich gewirkt, am 28. Juni zum Weihbischof, unter dem Titel „Bischof von Miletopolis" ernannt.*)

Fünf Monate danach belohnte ihn auch Seine Päpstliche Heiligkeit mit der hohen Würde eines Domprobstes; und der vielgeliebte und verehrte Hochwürdigste Bischof Johann Michael von Sailer vertraute Ihm sogleich nach Besteigung des Bischöflichen Stuhles von Regensburg mit innigster Rührung und trostvoller Zuversicht**) das so wichtige und bedeutungsvolle Amt eines General-Vikars des Bisthums an, wodurch unserm Hochseligen nun die Leitung und Sorge der ganzen Diözese oblag.

Mit welch bewunderungswürdiger Einsicht und Fertigkeit, mit welch rastlosem Eifer hat er nun auch dieses sein neues schwieriges und verantwortliches Amt geführt! — Wie sehr lag ihm das Wohl und Seelenheil der Priester und Gläubigen des Bisthums am Herzen, — als einem wahren Vater der ihm untergebenen Hirten und Schafe einer so zahlreichen Heerde! Mit außerordentlicher Anstrengung und erstaunlicher Aufopferung durchreiste er in kurzer Zeit mehrere Theile des Bisthums, theils um vielen Tausenden das heilige Sakrament der Firmung auszuspenden, theils um die Pfarreien, ihre Einrichtung und Kirchen mit größter Genauigkeit zu untersuchen, um jedem mindesten Mangel oder Gebrechen abzuhelfen, und Alles stets in Ordnung und bestem Zustande zum Heile der Seelen zu erhalten; fast jede Minute dieser Amts-Reisen verwendete er aufs Genaueste, und begnügte sich dabei manchen Tag mit einer Mahlzeit von Kartoffeln, Brod und Wasser. — Er regierte die Diözese mit liebevollster Sorgfalt, wachte für die Reinheit des heiligen katholischen Glaubens mit zartester Gewissenhaftigkeit, vertheidigte und bewahrte die Rechte und Gesetze seiner Kirche mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, mit eiserner Festigkeit, — als eine wahre, unbewegliche Säule des Hauses Gottes auf Erden. — Er

---

*) Seine neue hohe Würde änderte nichts an seiner tiefsten Bescheidenheit; er trug den Talar immer bis in das Grab; seine Bischöfliche Würde war äußerlich nur durch das Brustkreuz bemerkbar.

Er war ein Feind des Frackes, besonders bei Geistlichen, und bemerkte: daß unsere Voreltern, die eine, den ganzen Körper bedeckende Kleidung hatten, eine solche leichtfertige Kleidung, welche die ganze Gestalt des Körpers enthüllt, nicht hätten ertragen können; — auch sah er seine Schulknaben nicht gern im Frack am Kommunion-Tische.

**) Ein sprechender Beweis davon sind die Worte Hochdesselben in seiner vorletzten schweren Krankheit: „Jetzt kann ich ruhig sterben, da ich die Sorge für mein Bisthum in die Hände des ehrwürdigen Wittmann niedergelegt habe!" —

war wirklich ein besonderes, wunderbares Werkzeug, ein auserwähltes Gefäß Gottes zum Heile seiner Kirche! — —

Im Jahre 1832 schickte ihm der Herr eine schwere und höchst schmerzhafte Krankheit, die ihn schon damals dem Tode ganz nahe führte; aber das allgemeine und einstimmige inbrünstige Gebet zum allmächtigen und allbarmherzigen Herrn des Lebens und Todes, und die erprobte Wissenschaft und der unermüdete Fleiß der beiden Aerzte schenkten uns unsern innigstgeliebten und unvergeßlichen Vater wieder; aber leider! nur mehr auf ganz kurze Zeit — auf Ein einziges Jahr. — Wie groß und allgemein war in jener Todesgefahr die Theilnahme und Betrübniß der ganzen Stadt und Diözese; wie groß und allgemein die sichtbare Freude und der herzliche Jubel Aller, die ihn wieder gerettet und gesund sahen oder hörten!

Dieser Jubel und der Dank gegen Gott wurde bald auf das Höchste gesteigert, als nach dem am 20. Mai 1832 erfolgten Ableben des damaligen, oben erwähnten Bischofs von Regensburg, des in und außer Deutschland bekannten und hochgeschätzten Johann Michael von Sailer, Seine Königliche Majestät unser allergnädigster Landesvater Ludwig I., stets mit väterlicher Liebe, Achtung und werkthätiger Wachsamkeit für das Beste der heiligen katholischen Kirche besorgt, den Hochwürdigsten Georg Michael Wittmann in der hohen Domkirche — am Grabe „seines Sailer," (wie Höchstderselbe Diesen immer zu nennen pflegte), am 1. Juli des nämlichen Jahres zum Nachfolger desselben, zum Bischofe des Bisthums Regensburg Allerhöchst persönlich, und auf die rührendste, feierlichste Weise, im Beisein der hohen geistlichen und weltlichen Behörden, aus Königlichem Vertrauen ernannte, mit den Worten: „Sie, Herr Weihbischof! sind Sailer's Freund gewesen; Sie sollen sein Nachfolger sein; ich weiß keinen Würdigern!" —

Nun war der allgemeine, sehnlichste Wunsch der Stadt und der Diözese vollkommen erfüllt. — Unser Vater war nun ernannter Bischof von Regensburg. —

Am Schlusse des Jahres 1832, am 21. Dezember, schenkte ihm der Herr noch eine seltene Gnade, ein besonders freudenreiches Fest, nämlich das Fest seines fünfzigjährigen Priester-Jubiläums, das er aber in ruhiger Andacht und Dankbarkeit gegen Gott zu feiern wünschte; weßwegen er sich auch alle öffentliche Feier ernstlich verbat. Nur eine stille, rührende Feier konnte und wollte er nicht verhindern: Nämlich Seine Königliche Majestät geruhten den verdienstvollsten Jubelpriester mit dem Ehrenkreuze des Königlich Bayerischen Ludwigs-Ordens unter allerhöchster Anerkennung seiner vieljährigen und ausgezeichneten

Verdienste allergnädigst zu belohnen und zu befehlen, daß ihm selbes auf das Feierlichste überreicht werde. — Dieß geschah auch in einem geräumigen Lokale des Bischöflichen Clerikal-Seminars auf die entsprechendste und herzlichste Weise. — Das hohe Domkapital übergab seinem geliebtesten Vorstande ein ergebenstes Glückwünschungs-Schreiben nebst einem schönen Pektoral und bischöflichen Ringe. Auch die Alumnen des Clerikal-Seminars statteten ihrem Vater ihren schuldigsten Glückwunsch und Dank auf zwar einfache, aber rührende Weise ab. — Die ganze Stadt und Diözese nahm stillen, doch innigsten und freudevollsten Antheil an diesem so merkwürdigen Feste. —

2. Aber ach! wie bald wurde die allgemeine Freude in allgemeine tiefste Trauer, in den wehmüthigsten Schmerz verwandelt! — Unser Vater erlebte die Präconisation als Bischof von Regensburg von dem Oberhaupte der Kirche nicht mehr. — Nachdem der Hochwürdigste am Freitag den 22. Februar 1833 in der Stiftskirche zu Obermünster noch die erste der Fastenpredigten (in welchen er die sieben Tod- oder Hauptsünden abzuhandeln versprach) mit letzter Anstrengung aller Kräfte gehalten hatte,*) legte ihn am Morgen des folgenden Tages nach kaum vollendetem heiligen Meßopfer eine höchst qualvolle, gleich anfangs sehr gefährliche, ja tödtliche Krankheit des Unterleibes, welche er schon einige Wochen verborgen hatte, und die wahrscheinlich noch Folge der Krankheit des vorigen Jahres war, auf das schmerzhafteste Krankenlager. Wie ein Blitzstrahl durchkreuzte diese Trauerkunde sogleich die ganze Stadt und Umgegend. Die beiden Aerzte des hohen Kranken wurden gerufen, und fanden das Uebel ganz bedenklich. — Sie boten zwar alle ihre gründlichen und erprobten medizinischen Kenntnisse und allen möglichen Fleiß und Eifer auf, den hohen geliebten Kranken vom Tode zu retten, wofür diese verehrungswürdigen Männer von der ganzen Stadt und Diözese schuldigen Dank verdienen. — Allein Alles war vergebens. — Gottes liebevolle, unerforschliche Weisheit hatte im Himmel Anderes beschlossen! — Die Krankheit des Hochwürdigsten dauerte nur 12 Tage; aber sie war eine ununterbrochene Kette immerwährender, außerordentlicher Leiden und Schmerzen, die er mit bewunderungswürdiger Geduld, mit der christlichen Demuth, Ergebung und Standhaftigkeit eines wahrhaft heiligen Martyrers

---

*) „Man bemerkte ängstlich seinen schweren peinlichen Gang und die ungewöhnliche Anstrengung seiner Kräfte. Er predigte von der Hoffart, und erklärte, wie sie eigentlich darin bestehe, daß wir Menschen, wir elende Sünder, keine armen Sünder sein wollen. Wie eine Stimme aus der Geisterwelt tönte sein durchdringendes Wort!“

trug — aus Liebe zu seinem Jesus, und um ihm bis zum Tode ähnlich zu bleiben und nachzufolgen, — den Kreuzweg ganz zu vollenden. — O wie erbauend, lehrreich und rührend war der Anblick dieses leidenden Jüngers Christi, — auf seinem ärmlichen Lager! — Kein Laut der Ungeduld oder Kleinmuth kam aus seinem ganz Gott ergebenen Herzen und Munde, obschon fast sein ganzer Körper gleich dem Heilande voll Wunden von den verschiedenen angewandten ärztlichen Mitteln war; er ließ Alles mit sich machen; nahm und gebrauchte willig jede Arznei. — In seinen so heftigen Schmerzen hörte ich ihn, gegen das Crucifix gewendet, die vertrauensvoll bittenden Worte ruhig wiederholen: „O mein Jesus! Du hast sie aufgelegt; hilf sie mir tragen!" — Gott schickte ihm dieses letzte, schwere Kreuz, um die Krone seiner Tugenden und Verdienste recht glänzend und vollkommen machen, um ihm einen recht hohen und freudevollen Platz im Reiche der Seligkeit anweisen zu können. — Wie willig und gern nahm und trug es auch der treue Diener, eingedenk der Worte seines Herrn: „Wer bis ans Ende ausharrt, wird selig werden!" Mit größter, innigster Andacht empfing er gleich anfangs die heiligen Sterbesakramente, und dann alle Tage seiner Krankheit die hochheilige Kommunion.

Unbeschreiblich war die allgemeine, wahrhaft herzliche Theilnahme von Allen, jeden Standes und Alters, jeder Confession; unbeschreiblich der gerechte Schmerz und die ängstliche Bekümmerniß fast zu jeder Stunde um das Befinden des Hochwürdigsten Leidenden; — Tag und Nacht wurde überall, in Kirchen und zu Hause, gebetet und geseufzt zur Allbarmherzigkeit des himmlischen Vaters — mit heißester Inbrunst, mit festestem Vertrauen.

Allein Gott wollte das allgemeine, vertrauungsvolle Gebet dießmal nicht mehr erhören; unabänderlich war sein Rathschluß und Wille festgesetzt. — Es ist schon in der vorigen Krankheit der sehnlichste Wunsch des Hochseligen gewesen, zu sterben und zu seinem Jesus heimzugehen in die ewige Ruhe und Freude. — Dießmal wurde sein wiederholter Wunsch erfüllt, von der so verantwortlichen und schweren Bürde eines Oberhirten befreit zu bleiben; *) weßhalb

*) Schon gleich am Anfange seiner Krankheit ließ er den Königlichen Regierungs-Präsidenten Herrn Eduard von Schenk zu sich bitten, und erklärte ihm seine Verzichtleistung auf den Bischöflichen Stuhl mit dem Ansuchen, diese seine Erklärung an Seine Königliche Majestät gelangen zu lassen. — Herr von Schenk erzählt die Sache selbst in seinem „Beitrag zur Biographie des Bischofs Wittmann" (Regensburg bei Fr. Pustet 1838) also: „Ich fand den frommen Greis in seiner ärmlichen Stube auf hartem Lager, am Boden liegend, zu den Füßen eines Crucifixes. Er entfernte seine Wärter, raffte sich

er nichts von einer Besserung und Genesung hören noch glauben wollte.*) Er war ganz bereitet und voll getroster und freudiger

empor und sagte zu mir: „„Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um eine mir höchst wichtige Erklärung in Ihre Hände nieder zu legen. Sie wissen, daß ich nur mit Widerstreben die Gnade des Königs, als er mich zum Bischof von Regensburg ernannte, angenommen habe. Ich fühlte mich für dieses Amt zu alt, zu gebrechlich; ich finde mich jetzt dessen ganz unwürdig und unfähig. Doch hat der heilige Vater bereits entschieden, und demnächst wird meine Präconisirung in Rom erfolgen. Gott weiß, ob ich sie erleben werde; mein Leben steht in seiner Hand! Für jeden Fall aber bitte ich Sie, meine förmliche und unwiderrufliche Verzichtleistung auf den mir vom Könige zugedachten Bischöflichen Stuhl zu Protokoll nehmen und an Seine Majestät gelangen zu lassen. Ich werde nie, ich kann niemals Bischof von Regensburg werden. Diese Diöcese erheischt dringend einen noch rüstigen, an Geist und Körper kräftigen Mann zum Oberhirten. Ich bin dieß nicht mehr.““ — Ich brauche kaum beizufügen, daß ich ihn von diesem Gedanken abzuwenden, denselben nur als das Erzeugniß seines hoffentlich bald vorübergehenden Unwohlseins darzustellen und seiner Demuth meine Ueberzeugung von seiner höchsten Würdigkeit zu jenem Kirchenamte entgegen zu stellen suchte. Er aber beharrte auf seiner Erklärung, bezeichnete mir sogar die Männer, die er für den Bischofsstuhl von Regensburg, dann für die Leitung des Clerikal-Seminars als die geeignetsten erachtete, und ich mußte ihm versprechen, von seiner Erklärung des Königs Majestät in Kenntniß zu setzen.

Nach zweien Tagen besuchte ich ihn wieder; seine Krankheit hatte sich seitdem sehr verschlimmert, und die Aerzte zweifelten an seinem Aufkommen. Doch fand ich ihn, ungeachtet seiner körperlichen Leiden, noch kräftigen Geistes und Willens; seinem nahen Hingang entgegensehend, sagte er mir, daß er sich zuvor noch aufraffen wolle, um einigen jungen Clerikern die Weihen zu ertheilen, indem dieselben nach seinem Tode vielleicht zu lange darauf warten müßten. Seine Aerzte und Freunde aber hielten ihn natürlich davon zurück. — Als er mit mir allein war, äußerte er: „„Es bedarf nun meines Verzichtes auf das Bisthum Regensburg nicht mehr; Gott selbst nimmt mir diese schwere Gewissensbürde ab, ich werde nur noch wenige Tage mehr zu leben haben.““ — Er erhob sich dann von seinem Lager, schlug die Hände wie zum Gebet zusammen, und sprach mit lauter, feierlicher Stimme: „„Nein, mein Herr und Heiland Jesus Christus, Du hast es nicht dulden können, daß ein so gebrechlicher und elender Mensch, wie ich, Bischof werde in einem der größten Sprengel Deiner Kirche! Du nimmst mich von der Erde hinweg, ehe diese Last mir auferlegt wird, die ich nicht tragen kann! Dein Name sei gepriesen!““ — Er sprach dann noch Mehreres mit mir und gab mir seinen Segen. Ich verließ ihn und sah ihn nicht mehr wieder. Wenige Tage darauf starb er, und sein letztes Wort war: „„Ich sterbe unter dem Kreuze!““ — denn er hatte seine Lagerstätte am Boden unter dem Crucifix nicht verlassen.“ —

***) Der Kelch seiner Beschwerden, Leiden und Verdienste war schon voll.**

Hoffnung auf die Ewigkeit, mit wahrem Bußgeiste, in der tiefsten Demuth eines Christen, fest vertrauend auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit, und mit dem heiligen Paulus rufend: „Ich wünsche aufgelöst zu werden, um bei Christus zu sein!" daher er auch in seinem ersten Todeskampfe einem der umstehenden Tieftrauernden auf seine liebreiche Frage, wie es ihm gehe, die trostvollen Worte erwiederte: „Recht gut, mein Jesus ist bei mir!"

Tief ergreifend und erschütternd war der Augenblick, als er von allen ihn Besuchenden väterlichen Abschied nahm, und seinen geliebten Alumnen und der ganzen ihm anvertrauten Diöcese seinen bischöflichen Segen mit sterbender, hochgeweihter Hand spendete. — Thränen des höchsten Schmerzes glänzten in den Augen aller Anwesenden, zeugend von der schuldigsten Verehrung und innigsten Liebe gegen ihren scheidenden Vater. — Ach, welch' ein Anblick! Hierauf sprach er: „Ich beschließe jetzt mein armseliges Leben, Gott nimmt mich zu Sich; ich hoffe auf seine Barmherzigkeit."

Es nahte endlich nach vorhergegangenem täglichen, unbedeutenden Wechsel der Krankheit, und nachdem er schon zweimal, vor fünf und sechs Tagen, einen förmlichen, schweren und schmerzhaften Todeskampf ausgestanden hatte, die letzte Stunde seines irdischen, verdienstvollen Lebens, die Stunde seiner Erlösung und Ruhe von seinen unzähligen Arbeiten und unbeschreiblichen Leiden; es kam der große Feier-Morgen und Vergeltungstag, wo der himmlische Vater seine heilige Seele abholte von der Erde — zu sich in seinen Himmel, in seine ewige Glückseligkeit, in das Land des ewigen Friedens, der ewigen Freude.

Der Herr ließ unserm Seligen bis zum letzten Athemzuge seinen vollkommenen Verstand, damit er immer mit Geist und Herz bei seinem Jesus sein und bleiben konnte. Den Tag vor seinem Tode, beiläufig vor 10 Uhr Vormittags, hörte er nicht auf, die Umstehenden zu bitten und anzuflehen, ihn auf den Boden zu legen und ein Crucifix vor ihn hinzustellen, um sein Angesicht, wie seine Gedanken, gegen dasselbe gerichtet zu halten. Dieß geschah auch. Und so lag er volle achtzehn Stunden, bis zu seinem Tode nämlich, auf dem Boden unter dem Crucifixe; da er als Christ unter dem Kreuze sterben wollte. — O wenn wir während seiner ganzen Krankheit besonders in diesen letzten Stunden in sein Herz hätten blicken, und seine Gedanken und Gefühle der Buße und des Vertrauens, der Liebe und heiligen Sehnsucht und dergl. lesen und erfahren können!

Er entschlief am 8. März 1833, Morgens 3/4 4 Uhr, nach überstandenen harten Leiden an Lähmung ganz ruhig und sanft, wie sein

ganzes Leben sanft und ruhig war, — nach seinem Wunsche an einem Freitage, am Feste des heiligen Johannes von Gott. *) — Sein Tod war nichts anders, als ein süßer Schlummer, von welchem seine heilige Seele erwachte in dem Orte der ewigen Belohnung, Verklärung und Herrlichkeit; er war nur das Heimgehen ins wahre Vaterland.

So starb er als ein Opfer für Gott, als ein Licht, das sich selbst verzehrte — als ein wahrer Heiliger. **)

Sein verklärt glänzendes Angesicht gab auch nach dem Tode noch Zeugniß von der Schönheit und Reinheit der milden, tugendreichen und heiligen Seele, die den Körper bewohnt hatte.

Gleich einem Donnerschlage traf die ganze Stadt und Diöcese diese Todesnachricht, welche in wenigen Stunden darnach der düstere Schall der Todtenglocke von der hohen Domkirche verkündete. — Wer könnte schildern die allgemeine Betrübniß und die tiefste Trauer der ganzen Stadt, der ganzen Diöcese, ja Aller weithin, die ihn kannten oder Etwas von ihm hörten? Wer sollte auch nicht über den Verlust eines solchen Mannes trauern? Wo ist ein Mann, der alle Eigenschaften eines Heiligen so in sich vereinigt, und damit solche Gelehrsamkeit und Wissenschaft verbindet? — Er konnte vor seinem Tode mit dem Heilande rufen: „Es ist vollbracht!“ und mit dem heiligen Paulus: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, die Krone der Vergeltung wartet meiner!“

In unzähliger Menge strömten die Menschen aus allen Classen von nahe und ferne zu der würdig bereiteten und gezierten Stätte im Bischöflichen Clerikal-Seminar, wo sein ehrwürdiger Leichnam im Bischöflichen Ornate öffentlich ausgesetzt war. Alles wollte seinen geistlichen Vater nochmal sehen, wenigstens seine irdische Hülle; ***) viele heilige Meßopfer wurden für seine abgeschiedene Seele dargebracht, viel wurde an diesem heiligen Orte gebetet. — Wer konnte ohne Rührung und Thränen den entseelten Leichnam betrachten und von ihm scheiden?!

3. Am 11. März, Nachmittags 3 Uhr, wurde nach feierlich abge-

*) Dem er durch würdige Nachfolge während seines ganzen Lebens, besonders in den steten Werken der Nächstenliebe und Barmherzigkeit so ähnlich wurde. — Er starb arm, wie er gelebt hatte.

**) Die Stimme des Volkes nennt ihn einen „Heiligen,“ und Alle, die ihn kannten, sagen: „Er war ein Mann aus den ersten apostolischen Zeiten der Kirche, ein Priester nach dem Herzen Gottes.“

***) Alles wünschte auch ein Andenken von seinem geistlichen Vater, um es wie eine Heiligen-Reliquie in Ehren aufzubewahren.

haltenem Todten=Officium die hohe Leiche vom Seminar=Gebäude aus,*) in stillem, trauervollem Zuge durch die Straßen der Stadt, die seine Füße so oft segenbringend betreten hatten, in die hohe Domkirche zur Grabesstätte getragen, und dort von seiner Bischöflichen Gnaden, dem Hochwürdigsten Bischofe von Passau, Herrn Carl Riccabona, der auch eine kurze, aber rührende und inhaltreiche Anrede hielt, zur Ruhe bestattet.

Der Leichenzug wurde von der hohen und niedern Geistlichkeit von hier und der Umgegend, und von einer großen Anzahl Civil- und Militär=Beamten, an deren Spitze Seine Excellenz der Herr Staatsrath und Regierungs=Präsident Eduard von Schenk sich befand, begleitet. Zahllos und unübersehbar war die Volksmenge, die in allen Straßen versammelt war, um ihren Hochwürdigsten, geliebtesten und verehrtesten Vater zu Grabe tragen zu sehen und mit nassen Augen den Sarg noch einmal zu begrüßen, der seine irdische Gestalt umschloß. Ungeachtet der unzähligen Menge blieb doch Alles in schöner Ordnung und Ruhe, was wir der sorgfältigen und eifrigen hohen Polizei=Anordnung zu verdanken hatten. Wenige Augen werden trocken, und fast kein Gemüth der Anwesenden ohne Theilnahme und Rührung geblieben sein. — Man erblickte überall Thränen in den Augen**) als Beweise der innersten Trauer und Wehmuth. — Solches Begräbniß wird Regensburg nicht leicht wieder sehen. Der Leichenzug glich einem Triumphzuge der heiligen Kirche über den Sieg ihres tapfern und standhaften Kämpfers unter der Fahne Christi, und war ein Abbild des Triumphzuges der Engel und Heiligen, welche die edle Seele desselben in den Himmel zum Throne der allerheiligsten Dreifaltigkeit hinan führten.

Besonders rührend und ergreifend war der Anblick, als die versammelte Volksmenge nach dem Begräbniß zu dem Grabe des Seligen sich drängte, und nur mit Gewalt von demselben entfernt werden konnte, da die Arbeiter die Bedeckung des Grabes selben Abend noch vollenden mußten. Am folgenden Tage, den 12. März, wurde der erste Trauergottesdienst vom Hochwürdigsten Herrn Bischofe von Passau gefeiert, Tags darauf der Siebente, und am 2. April der Dreißigste, wobei Herr Dombechant Melchior Diepenbrock eine meisterhafte Trauerrede hielt. —

Vater Wittmann ist nun nicht mehr unter uns! — —

---

*) Dem Hause, wo der Selige als Hausvater so lange und so oft aus- und einging, und das ihm so lieb und heimisch war, daß er darin auch sterben wollte.

**) Vielleicht so viele, als er in seinem Leben getrocknet hatte!

Regensburg verlor an ihm einen Vater der Armen, einen Engel der unschuldigen Kinder, einen Tröster der Betrübten, ein glänzendes Vorbild aller Tugenden; die ganze Kirche einen ganz apostolischen Oberhirten, einen unerschütterlichen Vertheidiger ihrer Rechte, einen weithin leuchtenden Stern eines wahrhaft christlichen Wandels und wahrhaft priesterlichen Lebens.

Zu seinem ehrwürdigen Grabe werden viele Anliegen und Leiden frommer Christen getragen, viele Gebete verrichtet, und der Selige um seine Fürbitte angefleht werden. *) Viele Thränen werden dort noch fließen, obschon wir auch Ursache haben, uns da von Herzen zu freuen über die Ruhe und Seligkeit des Verklärten, die er lange und hart genug verdienen mußte. — Lernen wir an diesem Grabe christlich, bußfertig und fromm leben, christlich leiden, christlich sterben, — um einst mit unserm Hochseligen wieder vereinigt zu werden im Himmel bei seinem und unserm Jesus in ewiger Freude.

3. Der letzte deutsche Kaiser Franz II.

1. Kaiser Franz, der letzte deutsche Kaiser und der erste Kaiser von Oesterreich, fühlte sich am 25. Februar 1835 unwohl, und gerade während einer Unterredung mit dem Grafen Collowrat überfiel ihn Mittags Schwindel und Frost. Aehnliche Symptome zeigten sich beinahe in jedem Jahre um diese Zeit, und zwar von entzündlicher Natur. Man dachte Anfangs an keine Gefahr. Doch schon am 26. Februar empfing der Kaiser die heiligen Sterbesakramente. Am 1. März verschwand alle Hoffnung auf ein Wiedergenesen. Aber man kann sagen, daß sich des Kaisers Leben, dessen Grundsatz nach seinen eigenen Worten gewesen: „Ich kenne keinen andern Ehrgeiz, als Gott und dem Gewissen zu gehorchen und der Pflicht gemäß zu handeln!“ auch im Tode noch abspiegelte. Mit der größten Ruhe sagte er schon um die Mittagsstunde zu dem hochwürdigsten Herrn Burgpfarrer und Bischof von Semendria Dr. Michael Wagner: „Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht!“ Sorgfältig ordnete er noch alle Angelegenheiten des Staats und der Familie; eine fromme Hingebung in den Willen Gottes verließ ihn keinen Augenblick, und alle Anwesenden waren von seiner Andacht

---

*) Es ist auch wirklich sein Grab immer von Betenden umgeben; und der Fremde, der Regensburgs Dom besucht, braucht nicht nach Wittman's Grab zu fragen; er darf nur jener Grabesstätte zugehen, wo er Andächtige knieen sieht. — Es wurde ihm am 2. September 1837 auch durch Beiträge des Diöcesanklerus und der Bisthumsangehörigen ein würdiges Denkmal, von K. Eberhard's Meisterhand, im Dome gesetzt, ihn als Leiche darstellend, über ihm das Bild des Gekreuzigten, unter dem er gestorben.

und seinem Athmen in Gott tief gerührt und erschüttert. — Die letzten Kräfte sammelnd, ließ er am Abend seine Durchlauchtigsten Söhne, Enkel und Brüder, alle Glieder seines hocherhabenen Familienkreises an sein Lager kommen; mit der Pietät und Würde der Patriarchen legte er ihnen die Hand aufs Haupt, und mit Worten voll der Salbung ertheilte er ihnen den Segen, wohl wissend, daß, nach dem Zeugnisse des weisen Sirach, der Segen des Vaters das Haus der Kinder befestige. — Bekannt sind auch die Worte, die der Kaiser mit sterbender Hand zitternd auf ein Blatt Papier geschrieben: „Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen; ich hoffe, ich werde vor dem Throne Gottes für sie beten können. Der Armee danke ich für ihre treuen Dienste; ihre Tapferkeit erhielt die Monarchie!“ — Er starb in der ersten Stunde des zweiten März, an demselben Tag, an dem er drei und vierzig Jahre vorher die Regierung angetreten hatte. —

2. Ueber die Beerdigung des Kaisers schreibt Dr. Sebastian Brunner:

Es war ein eigenthümliches Gefühl, als um sechs Uhr Morgens die große Glocke von St. Stephan aus ihren luftigen Höhen der Residenz den Tod des letzten deutschen und ersten österreichischen Kaisers verkündete.

Beim Leichenbegängniß waren sämmtliche Alumnen theils bei den Kapuzinern, wo die Kaisergruft ist, theils bei den verschiedenen Pfarren, welche als solche den Zug begleiteten, als Assistenten beschäftigt. Ich wurde zu den PP. Kapuzinern beordert, und mir dort vom gegenwärtigen Fürsterzbischof von Olmütz, dem Landgrafen Fürstenberg, der im Jahre 1835 Alumnus des vierten Jahrganges war, das Tragen des Kreuzes mit einer schwarzen Dalmatik vor den zur Einsegnung herbeigekommenen Bischöfen und Prälaten zugewiesen.

Ich erwähne dieses Umstandes deßwegen, weil ich hierdurch Zeuge einer ergreifenden Scene wurde, einer Scene, die sich selten ereignet, und die, wenn sie sich ereignet, Wenige zu sehen bekommen.

Nachdem die Einsegnung an der kaiserlichen Leiche in der Kapuzinerkirche vom Erzbischof in Gegenwart des ganzen Hofes geschehen war, faßten, einem alten Herkommen gemäß, die Väter des Kapuzinerordens den Sarg (aus Holz mit schwarzem Sammt überzogen, goldenen Borten an den Rändern und goldenen Wappen an den Seitenflächen; die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie haben rothsammtene Särge) und trugen denselben in jene Halle der Gruft, die sich vor dem großen Sarkophag Franz I. und Maria Theresia's, und vor den unscheinbaren Särgen ihrer Söhne, der Kaiser Joseph II. und Leopold II. befindet. Nur einige der höchsten Hofchargen, die

Prälaten mit ihrer Assistenz, und die Kapuziner haben bei Einsegnungen in dieses Grabgewölbe Zutritt. Ich stand mit dem Kreuze gerade vor dem Sarg neben dem Oberhofmeister des seligen Kaisers. Die Einsegnung wurde hier vom Erzbischof vorgenommen. Dann überreichte der Oberhofmeister dem Guardian der Kapuziner einen Schlüssel zum Sarg, einen behält der Oberhofmeister und einen dritten ein anderes Hofamt. Der Sarg wurde aufgeschlossen, der Deckel, in Messingbändern zum Aufmachen gerichtet, auf die eine Seite geschlagen. Die inneren Sargflächen waren mit weißem Seidenstoff ausgelegt. Das Antlitz des seligen Kaisers wies schwarze Flecken; die Hände lagen übereinander auf der Brust; ein Arzt streute duftende Kräuter von den Füßen an bis zum Haupt über die Leiche. Der Kapuzinerguardian wurde gefragt, ob er die Leiche des höchstseligen Kaisers Franz in diesem Sarg erkenne. Er antwortete mit: „Ja!" dann wurde der Sarg mit den erwähnten Schlüsseln für immer zugeschlossen. Die Einlage des hölzernen Sarges in den metallenen Sarkophag, der immer erst angefertigt werden muß, erfolgte einige Wochen später.

Als der Sargdeckel aufgeschlagen wurde, da wichen alle Umstehenden scheu einen Schritt zurück, für einen Augenblick herrschte eine feierliche Stille; dem Oberhofmeister, der neben mir stand, rollten Thränen über die Wangen, es war der letzte Scheidegruß an seinen kaiserlichen Herrn. — Hier gab es Gelegenheit, über irdische Größe und irdisches Leben und Streben heilsame Betrachtungen anzustellen. So ein Kaiser von Oesterreich ist doch keine Kleinigkeit. Und da lag er vor uns, trotz des Balsamirens der Leiche doch schon die ersten Spuren der Verwesung in seinem ehrwürdigen Antlitz tragend. In was für einer großen Zeit lebte dieser Mann! Was für Freud' und Leid bewegte im buntesten Wechsel sein Herz! Und nun kaum acht Tage, daß er noch herrschte in seiner Hofburg über vierzig Millionen Menschen, ist er Staub und Asche, der Organismus seines Leibes zerstört und der Geist vor Gottes Richterstuhl berufen. Wer es vermag, solche Scenen, die doch gewiß etwas Großartiges haben, sich ins Gedächtniß zu bringen, der muß sich in manchem kleinen irdischen Streben nach einer eitlen Ehre lächerlich vorkommen. Mehr als ein Kaiser kann doch ein armer Sterblicher auf dem irdischen Lebensgebiet nicht sein, und ach, wie wenig ist ein Kaiser wiederum, wenn die Zeit seiner Herrschaft abgelaufen! Ein solcher Anblick stellt uns unsere kleinen Lebensplane in ihrer Jämmerlichkeit dar, und senkt uns Demüthigung ins Herz. Wenn das Ende eines der Größten unter den Großen der Sterblichen also ist, was ist es dann erst mit den kleinen irdischen Größen? Doch genug der Betrachtung! —

4. Johann Georg Müller, Professor der Baukunst.

(Aus: Dichter- und Künstlerleben von Ernst Förster.)

Johann Georg Müller, geboren am 15. September 1822 in dem friedlichen Pfarrdorfe Mosnang, Bezirk Alt-Toggenburg des Kantons St. Gallen, und zu Gottesfurcht und rastloser Thätigkeit von wahrhaft frommen und arbeitsamen Eltern erzogen, zeichnete sich frühe schon aus durch seine gemüthlichen Dichtungen und später durch sein vielbewundertes Genie im Bauwesen. Den herrlichen Plan, den er zu dem Baue der Altlerchenfelder-Kirche in Wien entworfen und der auch zur Ausführung von der Behörde angenommen wurde, verschaffte ihm (indem ihn noch ganz besonders das herzliche Wohlwollen und die frohe Anerkennung des durch seine vielen Bauwerke im Kaiserstaat zu großem Ruhm und Ansehen gekommenen und bereits hochbejahrten Hofbaurathes Nobili, seines Landsmannes aus dem Kanton Tessin, an entscheidender Stelle empfohlen hatte) die im Januar 1849 neu errichtete Professur der Baukunst an der Kaiserlichen Ingenieur-Akademie in Wien; ein Amt, das Müller trotz seiner schon sinkenden körperlichen Kräfte mit unendlicher Freudigkeit antrat und mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltete.

Eine große, herzstärkende Freude und Beruhigung wurde ihm zu Theil, als zwei seiner geliebten Schwestern *) zu ihm kamen und seine Pflege und häusliche Sorge übernahmen. Ungeachtet aller Pflege und Schonung nahm indessen das Brustübel seinen raschen Fortgang, und Müller sah nun deutlich die ihn umgebende Gefahr. Aber sein Leben war ihm nicht zu theuer für seinen Beruf, und so baute und lehrte er ohne Unterbrechung fort, bis gegen Ende des Monats März ein strenges und unbeugsames Gebot des Arztes ihn, zu seinem unaussprechlichen Schmerz (wenigstens für ein halbes Jahr) von seiner Arbeit schied und ihn zu dem Entschluß bestimmte, für diese Zeit der Heilung nach der Schweiz zurückzukehren.

---

*) Wie tief religiös J. G. Müller's Sinn gewesen und welche hingebende Liebe er den Seinigen bewahrte, beweist in kurzen Zügen — beim Tode seiner Schwester Therese — eine Aufzeichnung in sein Tagebuch. Mit erstickendem Schmerz schrieb er zu ihrem Namen:

„Das Grab ist die Pforte des Himmels, nicht nur für die Gehenden, nein, auch für die Zurückbleibenden."

Und dann:

„Bei vielen Gräbern ist eines,
Hat einen Rosenstrauch,
So schön, wie das ist keines;
Ach! keines so traurig auch!" —

Allein auch für die Ausführung dieses Entschlusses war es bereits zu spät: die Unmöglichkeit der Reise trat klar hervor.

Auf die Nachricht hiervon begab sich sein Bruder Johann Baptist sogleich nach Wien — ach! zur Erfüllung der traurigsten Liebespflicht. Angekommen am 16. April fand er den geliebten Bruder schon in das letzte Stadium der Krankheit eingetreten, da man kaum den Muth hat, das wehmüthige Glück des Beisammenseins noch nach Tagen zu zählen. Unsäglich war die Freude des armen Kranken, der letzte heitere Blick in diese Welt, die ihn mit so vielen Gütern des Glücks umstellt, und jedes, sobald er danach verlangte — versagt hatte; doppelt unaussprechlich für ihn, da seine Stimme schon ganz leise und klanglos geworden. Und dennoch sprach er noch von seinen Pflichten beim Bau und bei der Akademie, die er nicht verlassen dürfe, ohne einen bestimmten Abschluß des Begonnenen erreicht zu haben. — Der Bruder übernahm nun, unterstützt von dem würdigen Pfarrer in Altlerchenfeld, Herrn J. Adler, der dem Künstler mit warmer, achtungsvoller Liebe zugethan war, die geschäftliche Beendigung der Kirchenbau-Angelegenheit, da der Kranke das Bett nicht mehr verlassen konnte. — In treuer Theilnahme kamen die Freunde zu ihm, sein Landsmann, Herr Specker-Gonzenbach, in dessen Familie er während seines ganzen Wiener Aufenthalts die liebevollste Aufnahme gefunden, der Bildhauer Gasser, und mit steigender Herzlichkeit der ehrwürdige Hofbaurath Nobili, der ihn mit dem k. k. Feldmarschall-Lieutenant von Stregen, dem Vorsteher der k. k. Ingenieur-Akademie, noch am letzten Sonntag seines Lebens mit einem Besuch erfreute. — Im Nebenzimmer beschäftigte sich ein Zeichner noch mit Projekten an der Ausführung des von Müller entworfenen Planes für die St. Laurenzen-Kirche in St. Gallen, zu dem der Kranke wohl noch einige Mal hinüberwankte, oder von dem er sich die Reißbretter ans Bett bringen ließ; denn es erschien ihm eigensüchtig, seine Kräfte zu schonen, wo es einen edlen und gemeinnützigen Zweck zu erreichen galt. Ja, als am 20. April die Frühlingssonne milde Strahlen auf sein Krankenlager warf, mußte ihn, auf sein inständiges Bitten, sein Bruder nach der Ingenieur-Akademie begleiten, wo er mit kaum hörbarer Stimme seinen Zöglingen anderthalb Stunden lang Unterricht ertheilte, um dann mit inniger Freude zwar über seine Schüler, aber auch in äußerster Erschöpfung nach dem Krankenbett zurückzukehren. Dessen ungeachtet wollte er, selbst bei regnerischem Wetter, am folgenden Tag den Besuch der Akademie wiederholen, was die besorgten Geschwister nur mit großer Anstrengung verhindern konnten.

Neben dieser fast schwärmerischen nach Außen gekehrten Pflicht-

treue erfüllte doch die ruhigste Ergebung in den Willen Gottes seine Seele. „Mein Bruder ist hergekommen," sagte Müller zu dem Herrn Adler, der ihn am Abend dieses Tages besuchte, „mich von hier abzuholen, und gern gehe ich für einige Monate zu meiner Herstellung in die Schweiz, um nachher desto rüstiger den Kirchenbau zu Ende zu führen — wenn Gott es zuläßt! Nun, Hochwürdiger! ich wünsche, daß Sie mich auf die Reise vorbereiten, sei es denn nach der irdischen, oder, wenn Gott es will, nach der ewigen Heimath!" — Den Altlerchenfelder Kirchenbau hatte er bereits, wie schmerzlich es ihm auch gefallen, in andere Hände geben müssen. Herr Franz Sitte, der erste Zeichner für die Detail-Pläne, besaß in dieser Hinsicht sein ganzes Vertrauen; und zu seinen Gunsten hatte Müller noch durch seinen Bruder ein Schreiben an die Bau-Direktion aufsetzen lassen, mit der Erklärung: daß derselbe durch fortwährenden Verkehr mit ihm am meisten in seine Idee und seine Pläne sich eingearbeitet habe, und unterschrieb dasselbe mit schon erkaltender Hand und unsicherem Auge. — Es war sein letzter Namenszug! —

Der nächstfolgende Tag war ein Sonntag und der Kranke, der nun wohl die letzte Hoffnung auf eine Stärkung des Körpers aufgegeben hatte, verlangte nach der letzten Stärkung der Seele und empfing mit großer Andacht, im Beisein seiner tief-ergriffenen und mit ihm betenden Geschwister, die heilige Wegzehrung aus der Hand des würdigen Pfarrers der Josephstadt.

Aber wie noch immer fand das niedergebrannte Licht einen Schimmer von Nahrung für die erlöschende Flamme, und so sah er noch die Wiederkehr des nächsten Morgens und ein zweiter Tag reihte sich an den ersten; ja selbst die auf den 23. April fallende Feier seines Namenstages ward ihm und den liebenden Geschwistern zu wehmuthvoller Freude geschenkt. Tief rührten die Liebesgaben der Geschwister den Kranken; sie nahmen so zu sagen dem letzten Lebewohl die Bitterkeit; aber sie lenkten auch seine Blicke auf sein Leben zurück, und er fing an zu zählen, wie oft der festliche Tag ihm wiedergekehrt sei. Das Auge gen Himmel gewendet, mit gefalteten Händen sagte er: „Sechsundzwanzig Mal! Ja, ich habe viel, zu viel gearbeitet! Und nun bin ich todtmüde!" Aber dieser Schmerzenslaut seiner Seele hatte den bereits entschlummerten Künstlergeist wachgerufen und mit ihm tauchten noch einmal seine architektonischen Bestrebungen, Pläne und Hoffnungen aus der Tiefe des schon halbverlassenen Erdendaseins empor. „O, wenn ich nur die Gewißheit haben könnte," sagte er, „daß meine Kirche nach meinem Plane unverkürzt und unverstümmelt ausgeführt werden wird! Und auch die Herstel-

lung der St. Laurenzen-Kirche nach meinen Plänen liegt mir sehr am Herzen. Ach, und wenn ich gar hoffen dürfte, daß meine Entwürfe für die Florentiner Dom-Façade nach Florenz kommen könnten — wie beruhigt wollte ich von ihnen scheiden!" *)

Die nachfolgenden milden Tage machten es noch einmal möglich, den Kranken an die freie Luft, in den Prader, zu bringen. Darnach mußte er sich darauf beschränken, von dem Armsessel am offenen Fenster das belebte Grün des Joseph-Glacis von ferne zu sehen und seine Blicke und Gedanken nach den oben im anmuthigsten Himmelsblau ziehenden Frühlingswolken zu schicken.

Mit dem Mai kamen seine letzten Stunden. Er hatte schon mehrere Tage vorher mit schmerzlichem Lächeln das Glück solcher Kranken, wie er war, gepriesen, nämlich: „Hier sanft und ohne Ahnung des Todes einzuschlafen und unverhofft drüben zu erwachen." — Und nun, als sich die Augenlider senkten zum letzten Schlummer, sagte er, zu den Geschwistern gewendet: „Wie gut ist's doch, sich in jeder Stunde an Den wenden zu können, der zu uns gesagt hat: Ich bin der Herr, dein Arzt! Ich sehe euch so betrübt — trauert nicht!"

Dieß waren seine letzten Worte.

Noch ehe die Sonne des 2. Mai aufgegangen, war Müller für immer verstummt; aber über sein Antlitz lag eine selige Ruhe ausgebreitet, wie sie seine von dem Feuer der Phantasie erregte und von dem Drange nach Thätigkeit in aufreibender Bewegung gehaltene Seele im Leben nie gezeigt hatte. —

Nur wenige Monate hatte er für die Gemeinde Altlerchenfeld wirksam sein können; dennoch erkannte diese dankbar die weitreichende Bedeutung seiner Thätigkeit für sie, die ihn zu dem Ihrigen gemacht hatte, und erbat sich den verehrten Todten von der Josephstadt, der er, seiner Wohnstätte nach, angehörte. Freitag den 5. Mai, Abends fünf Uhr, standen die Künstler Wiens in der Altlerchenfelder Kirche weinend um seinen Sarg, den sie mit frischem Lorbeer geschmückt — mit einem Kranz für den Dichter — und unter Thränen sang der würdige Pfarrer Adler das „Requiescat!" und der als Dichter und Schriftsteller rühmlichst in den weitesten Kreisen bekannte Dr. Sebastian Brunner, ein warmer und treubewährter Freund des Hingeschiedenen, hielt die Trauer-Rede. —

---

456. Der beklagte Tod eines treuen Dieners.

Ein Freund suchte den berühmten Meister Michel Angelo Buonarotti, den der tiefste Schmerz ob des Todes seines treuen

*) Die zwei ersten Baupläne wurden zur Ausführung angenommen.

Dieners sichtbar niederbeugte, in einer theilnehmenden Zuschrift zu trösten und aufzurichten. Und Michel Angelo erwiederte ihm:

„Lieber Freund Georgio!

Mein Schreiben wird schlecht ausfallen, aber dennoch antworte ich Ihnen. Bekannt ist Ihnen der Tod meines Dieners Urbino, der für mich eine große und göttliche Wohlthat und zugleich ein großes Unglück ist; Wohlthat, weil dieser rechtschaffene Mensch, der mich in seinem Leben verpflegte, mich durch sein Sterben nicht nur christlich sterben, sondern auch mich — „„nach dem Tode verlangen““ — gelehrt hat. Er ist sechsundzwanzig Jahre hindurch bei mir gewesen. Er war ein treuer und seltener Diener; und nachdem ich ihn reichlich versorgt hatte und nun dachte, an ihm auch eine Stütze und einen Trost im Alter zu haben, verliere ich ihn, ohne Hoffnung, ihn wieder zu finden, außer im künftigen Leben! Sein Verhalten bei seinem herannahenden Ende verbürgt mir seine Seligkeit. Ihm that's nicht leid, daß er zu leiden aufhören, sondern, daß er mich mit meinen Schwächlichkeiten unter bösen und betrügerischen Leuten zurücklassen sollte. Der größte Theil von mir ist ihm schon nachgefolgt, und Alles, was mir noch erübrigt, ist Plage und Schmerz.“ —

Es ist dieses Wort ein wahrhaft stets frisch duftender Blumenkranz des Dankes, den die Hand des so berühmten Meisters auf das Grab des treuen Dieners niederlegte. — Wie hehr ist eine solche Grabschrift! —

---

457. Hochachtung gegen einen frommen Klosterbruder.

Jakobus Philippus Bertoni, der fromme Priester von Faenza, brachte im stillen Ordens-Leben seine Tage mit Studien, Gebet und Betrachtungen zu. Sein Leben war deßhalb, und auch ob der schweren Abtödtungen, die er sich täglich selbst auflegte, ein durch und durch heiligmäßiges geworden.

Man merkte aber schon frühzeitig, daß eine zehrende Krankheit ihn dem Tode näher brachte; allein, wenn man ihn fragte, wie er sich befinde, antwortete er immer: „Wie Gott will, **gut!**“ Nie hörte man einen Klagelaut aus seinem Munde. Während seiner Krankheit legte er sich auch nicht zu Bette, sondern war immer auf den Füßen, um seinen frommen Uebungen nachgehen zu können. Noch am Tage vor seinem seligen Hinscheiden hatte er die heilige Messe gelesen, und war mit den Mitbrüdern beim Chorgebete.

Der Pater Simon Mattiola, ein Bürgerssohn von Faenza, ein sehr bescheidener, rechtlicher Mann, genoß seine besondere Freundschaft, und hatte auch dieselbe Zelle mehrere Jahre mit ihm gemein.

Diesen rief er einige Tage, bevor er die Erde verließ, zu sich, und theilte ihm im Vertrauen mit, wie er während des Aussetzens beim Chorgebete gewürdigt worden sei: die schrecklichen Peinen der Verdammten in der Hölle, die großen Leiden der armen Seelen im Fegfeuer, aber auch die seligen Freuden der Auserwählten im Himmel in einem Gesichte zu sehen.

Am Abende vor seinem Tode ging er noch zu allen Mitbrüdern, bat sie demüthig um Verzeihung, wenn er sie sollte je beleidigt haben, und ersuchte sie am morgigen Tage für die Ruhe seiner Seele zu beten, die bald von der Erde abscheiden werde. Tags darauf wollte er noch zur Feier des heiligen Meßopfers sich vorbereiten, allein die zunehmende Krankheit, und das Verbot des Pater Clemens, den er wie seinen Vater ehrte, hinderten ihn daran. Er mußte sich zu Bette legen. Es dauerte aber nur kurze Zeit, während welcher er die betreffenden Tagzeiten las, und in der Hand das Bild des Gekreuzigten hielt, das er gar oft küßte. Indessen bemerkte man, daß er immer schwächer wurde. Da legte er das Brevier bei Seite, neigte das Haupt, und erzitterte ein wenig. Als dieses der Pater Simon, der in der Zelle auf- und abging, bemerkte, eilte er herzu, und hatte kaum die Seelaussegnungs-Gebete vollendet, als der Selige, im Alter von 39 Jahren, schon die Erde mit dem Himmel vertauscht hatte, in der neunten Stunde des heiligen Dreifaltigkeitsfestes am 24. Mai 1483. —

Nach seinem Hinscheiden wuschen die Brüder der Gewohnheit gemäß seinen Leib, und fanden ihn zur größten Verwunderung ganz schön und rein, während er im Leben doch mit vielen Geschwüren und Beulen behaftet war. Jetzt war alle Spur davon verschwunden. Als sie ihn aber begraben wollten, und ein Pater dem Dahingeschiedenen eine Leichenrede hielt, in welcher er rühmlich der Tugenden des Seligen erwähnte, rief alles Volk einstimmig, man dürfe den heiligen Mann nicht begraben. Es waren freilich vorher Kranke, die zu dem Leichnam des Seligen gebracht wurden, wunderbar geheilt worden.

Es blieb daher sein Leib mehrere Tage auf der Bahre, auf allgemeinen Wunsch, ausgesetzt, bis Galeot, Fürst von Faenza aus dem Geschlechte Manfredi, durch den Ruf der Heiligkeit des seligen Jakob Philipp angezogen, kam, ihn zu sehen. Nachdem er sich von der vollkommenen Wahrheit des Rufes überzeugt hatte, befahl er, den heiligen Leib am Altare seiner eigenen Kapelle beizusetzen. — Jakobus Philippus glänzte so sehr mit Wunderwerken, daß die ganze Stadt Faenza bezeugte, es gebe keinen Betrübten, der, seine Zuflucht zum seligen Jakob nehmend, nicht Trost und Hilfe gefunden hätte. In den Jahrbüchern des Serviten-Ordens sind 62 auf seine

Fürbitte geschehene wunderbare Heilungen angeführt, deren Wahrhaftigkeit auf glaubwürdigen Zeugnissen beruht.

Jährlich hielt man zu Faenza am 25. Mai große Feierlichkeit bei seinem Grabe, und theilte zu seiner Ehre geweihtes Brod unter das Volk aus.

Am 24. August desselben Jahres, in welchem der Selige starb, wurde sein noch lebender Vater, Misserino, mit seiner ganzen Familie vom Senate von Faenza unter die Zahl der adelichen Bürger der Stadt aufgenommen; und da er nur geringes Vermögen besaß, von allen Steuern und Auflagen, zu welchen andere Bürger verbunden waren, befreit, wodurch sich das Geschlecht der Bertoni bald zu den Angesehensten und Vermöglichsten des Landes erhob. Das thaten die Bürger aus Dankbarkeit für die zahllosen Wohlthaten, die ihnen durch die Fürbitten des seligen Jakobus Philippus zuflossen.

Selbst Galeot, der, wie wir gehört, den Leib des Seligen in seine Familienkapelle begraben, trat alle seine Rechte auf diese Kapelle freiwillig und mit großmüthiger Freigebigkeit der Familie Bertoni ab, und beschenkte sie damit.

Im Jahre 1594 ließen die Nachkömmlinge der Bertoni, ihrem seligen Vorfahrer zu Ehren, einen marmornen Sarg bereiten, seine heiligen Gebeine darin aufzubewahren. Als man nun seine frühere Ruhestätte eröffnete, da fand man jene Blumen, die ihm schon vor mehr denn hundert Jahren die Liebe seiner frommen Verehrer in den Sarg mitgegeben hatte, noch so frisch und wohlriechend, als wenn sie erst Tags zuvor wären hineingelegt worden, was wohl beweisen mag, daß sein Lebenswandel ein steter Wohlgeruch vor dem Herrn war.

Niemals erstarb die Verehrung, die man dem seligen Jakobus Philippus Bertoni zollte, daher sie auch Papst Clemens XIII. bestätigte, und dem ganzen Serviten-Orden, sowie auch dem Bisthume von Faenza erlaubte, alljährlich am 28. Mai das Fest des Seligen mit heiligem Meßopfer und Tagzeiten feierlich zu begehen. —

458—460. Hochachtung gegen Familien-Reliquien.

Ein Reisender berichtet im Jahre 1857 aus Paris:

Der Napoleonismus als System in Frankreich kann nicht großartiger aufgefaßt und zur Ausrundung gebracht werden, als es durch den Kaiser Napoleon III. geschieht, der es offenbar für eine seiner wichtigsten Regierungs-Arbeiten ansieht, den Napoleon-Cultus mehr und mehr zum Mittelpunkt aller National-Interessen zu machen und zugleich mit allen napoleonischen Erinnerungen und Reliquien

auch in das soziale Leben der Franzosen immer tiefer einzudringen. Der Kaiser entwickelt darin eine planmäßige Energie und Geschäftigkeit, die, im Hinblick auf seine übrigen unablässigen Arbeiten und Vorbereitungen, in das größte Erstaunen setzen muß. Bald wird ganz Frankreich mit napoleonischen Denkmälern, Jahres- und Erinnerungstagen bedeckt sein, um die Franzosen auf jedem Schritt und Tritt daran zu gemahnen, daß sie von der napoleonischen Familie vollständig durchwachsen sind und keinen Strich Erde mehr haben, in den sich nicht die napoleonische Kaiser-Dynastie mit ihren Namen und ihren Symbolen tief eingeschnitten hätte.

Der Kaiser trägt sonach eine heilige Sorge für die Verehrung der Reliquien aus seiner Familie.

1. Unter den napoleonischen Denkmälern und Stiftungen, mit denen Napoleon III. beschäftigt ist, nimmt das schöne und so eben vollendete Monument, welches der Kaiser in der alten Kirche zu Rueil seiner Mutter Hortense, weiland Königin von Holland, hat errichten lassen, eine der ersten Stellen ein. Die künstlerische Ausführung ist von Barre, der ein einfaches, aber ungemein ansprechendes und empfindungsvolles Werk geschaffen hat. Diese, durch ein bemerkenswerthes altes Portal ausgezeichnete Kirche, welche die Gräbmäler der Kaiserin Josephine und ihrer Tochter Hortense umschließt, wurde einst von dem Cardinal Richelieu, dem das Schloß von Rueil gehörte, wiederhergestellt. Jetzt aber hat das alte, interessante Gebäude auf Kosten der Civilliste eine neue und umfassende Restauration empfangen, welche durch die Architekten Lacroix und Maguin mit vielem Geschmack und im Geiste des ursprünglichen Baustyls vollzogen worden ist. Das neue Denkmal, das der Kaiser seiner Mutter Hortense geweiht hat, stellt in weißem Marmor die unglückliche Königin auf ihren Knieen liegend dar mit dem Ausdrucke sinniger und frommer Hingebung in den Willen Gottes, der ein wesentlicher Charakterzug ihres Lebens gewesen. — Diesem Monumente gegenüber, erhebt sich das von Cartellier ausgeführte Grabmal der Kaiserin Josephine*), auf dem man die schöne Kaiserin

---

*) In der zu Frankfurt am Main erscheinenden Zeitung „Deutschland" schreibt ein Berichterstatter unterm 9. Mai 1858 aus Paris: In der Kirche von Rueil befinden sich die Grabmäler der Kaiserin Josephine, ihres Oheims Robert Margarethe Tascher de la Pagerie, ehemals Gouverneur von La Martinique, und ihrer Tochter, der Königin Hortense, der Mutter des Kaisers Napoleon III. — Wenn es auf Reichthum des Materials und selbst auf vollendete Technik allein ankäme, so wäre das Monument Josephinen's, der ersten Gemahlin Napoleon's I., ein Meisterwerk. Es besteht aus einem unverhältnißmäßig hohen Rundbogen auf vier schmächtigen Säulen, die von

in knieender Stellung, mit einem Gebetbuch in der Hand erblickt. Ihre Kinder Eugène und Hortense haben ihr, wie die einfache wortkarge Inschrift sagt, im Jahre 1825 dies Monument errichten lassen. Die Kirche von Rueil ist durch diese rührenden und vielbedeutenden Gräber eine Hauptstätte des napoleonischen Dienstes geworden. Einige Minuten vom Schlosse Malmaison gelegen, wo Josephine ihren letzten Lieblingsaufenthalt in stiller, erinnerungsvoller Einsamkeit fand, war diese Kirche der Zufluchtsort für ein verstoßenes, auf die bittersten Schmerzen der Entsagung angewiesenes Herz geworden. Der Kaiser hat nunmehr eine jährlich wiederkehrende Seelen-Messe zur Erinnerung an Josephine und Hortense angeordnet, die am 6. Oktober 1857 zum ersten Male zu Rueil abgehalten wurde. Da Rueil so nahe bei Paris liegt, hatte sich ein ziemlich ansehnliches Publikum zu dieser Feier eingefunden, der auch viele alte Diener des Kaisers Napoleon I. und Josephinen's und noch eine alte Ehrendame der Königin Hortense beiwohnten. Der Anblick dieser Diener hatte etwas ungemein Rührendes. —

2. Der Kaiser Napoleon III. sorgt ganz besonders auch für die Verehrung seiner Familie durch die Aufsammlung von Reliquien aus derselben. So begründete er das „Napoleons-Museum" im Louvre zu Paris. Dasselbe, auch der „Kaiser-Saal" genannt, bildet eine Abtheilung der erst seit dem Jahre 1855 eröffneten Galerie

---

einem schwerfälligen Sockel aufsteigen. In diesem ruhen die irdischen Ueberreste der unglücklichen Josephine. Auf der Vorderseite des Postaments liest man die Inschrift: „Joséphine, Eugène et Hortense 1825." Ihres kaiserlichen Titels geschieht keine Erwähnung. Dem Bildhauer war sogar untersagt, „Madame Bonaparte," wie die Royalisten sagten, mit irgend einem Attribute der souveränen Macht darzustellen. Der Künstler wußte den Kamm so geschickt anzubringen, daß er fast wie ein Diadem aussieht. Wozu diese Abzeichen einer vergänglichen und vergangenen Größe? Warum das prachtvolle Hofcostüm, in welchem sie kniend und betend dargestellt ist? Es ist eine Apotheose und kein Grabmal. Wie ganz anders hatten die Künstler, denen man die Mausoleen in Saint Denis verdankt, ihre Aufgabe aufgefaßt; auch hier erscheinen die Souveräne und ihre Familien im Glanze der höchsten Macht — aber etwas tiefer liegen sie aufs Sterbebett ausgestreckt, nackt und aller Abzeichen ihrer Würde beraubt! Sonst bietet das Monument — von Gil-Dubuc — gelungene Parthien dar: die Aehnlichkeit ist frappant, das Ganze ist aus weißem Marmor und über 20 Fuß hoch. — Die Kirche ist mit Beibehaltung des Mittelschiffes von Grund aus in Quadersteinen neu aufgebaut worden. — Ueber die Gräber ist ein eigener Wächter gesetzt worden, der die reiche kaiserliche Livrée trägt und den Reisenden die Merkwürdigkeiten der Kirche zeigt. — Schließlich bemerken wir noch, daß die Herzogin von Aiguillon, Nichte des Cardinals Richelieu, in Rueil das Kloster des filles de la croix stiftete, welches 1793 größtentheils zerstört wurde. —

des Louvre, welche unter dem Namen des „Salle des Souverains" eine Anzahl von Reliquien der Könige Frankreichs, von Chilperich und Dagobert an bis auf Napoleon I. umfaßt. Auch hier fällt vor Allem das Bestreben in die Augen, die Kleinodien des Napoleonismus unmittelbar an die der früheren Herrscher-Dynastien Frankreichs anzuknüpfen und dadurch gewissermaßen die legitime Reihe der französischen Souveraine als eine ununterbrochene darzustellen.

Das Museum der Souveraine zuerst durchschreitend, und diese prachtvolle Stätte mit allen ihren historischen Namen und Beziehungen musternd und beurtheilend, glaubt man sich auf einer Industrie-Ausstellung der königlichen Würden zu befinden, die in ihren bunten oft glänzenden Bestandtheilen ein seltsames Gegenstück bieten zu den ernsten marmornen Gräbern zu St. Denis. — Einfach ist der Sessel des Königs Dagobert, auf dem es sich ungemein hart gesessen haben muß, ebenso die eiserne Krone Hunald's, zu deren einziger Verzierung noch einige krummgebogene Nägel ausreichten; ungemein reichgeschmückt aber und prachtvoll der Degen und der Krönungssattel des Königs Ludwigs XVI. Daneben sieht man aber auch den Schraubstock stehen, dessen sich der unglückliche Ludwig XVI., welchen es in seiner ächten Volksgesinnung zugleich trieb, der Mann der Arbeit zu sein, in seinen dem Schmieden und dem Ciseliren geweihten Nebenstunden einst bedient hatte. — In dem Schlosse zu Fontainebleau wird noch in dem in seinem alten Zustande gebliebenen Zimmer der Königin Maria Antoinette an dem einen der Fenster eine Fensterstange gezeigt, welche Ludwig XVI. selbst geschmiedet und äußerst sauber ciselirt hat. Diese Fensterstange ist von blauem Stahl und geschmackvoller Vergoldung, und macht im Gedenken an ihren Urheber einen wundersamen Eindruck. Dieser gute König hatte offenbar das größte Talent dazu, ein geschickter und ehrlicher Handwerker zu sein, und der königliche Schraubstock, den das Louvre in seinem Museum aufbewahrt, ist keineswegs blos eine Nipp-Sache gewesen, sondern er verräth den starken Gebrauch, der von ihm gemacht worden. — Nicht weit davon erblickt man einen Schuh seiner Gemahlin, der schönen Maria Antoinette, von schwarzem Seidenzeug, vorn spitz zugehend und mit hohen Hacken; dieser einzelne Schuh, zu dem der andere zugehörige wie auf der Flucht verloren worden, weckt schauerliche und höchst finstere Empfindungen in dem Betrachter. Er erinnert an die tumultuarische Aufhebung einer ganzen Existenz, die früher in diesem Schuh einherschritt. Der Schuh ist in dieser seiner wehmuthsvollen Vereinzelung eine Reliquie des zerfallenen und geopferten Königthums, wie es kaum eine andere von so rührender Gewalt geben kann. — Nach einer Reliquie des

entthronten Königs Louis Philipp sieht man sich vergebens in diesem Museum der französischen Könige um. Wenn zu dem Schuh Maria Antoinette's der Regenschirm Louis Philipp's, mit welchem der Bürgerkönig bei Nacht und Nebel am 24. Februar im Jahre 1848 aus dem Tuilerien-Schlosse entfloh, hinzugefügt würde, so wäre es wahrlich schwer, in diesem Saale der Souveraine vor Wehmuth auszuhalten, denn die erschütterndsten Symbole der französischen Herrschergeschichte wären dann darin aufgehäuft! —

3. Aber das Museum bricht bei diesem vereinzelten tragischen Schuh, als dem letzten Zeichen der alten Legitimität, plötzlich ab, und begiebt sich nun in den Napoleonischen Kaiser-Saal, in welchem Napoleon III. diese merkwürdige Sammlung von Gegenständen, die meist dem großen Kaiser gehörten und zum Theil in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens von ihm benutzt oder getragen worden, ausgestellt hat. Man merkt es hier sogleich beim ersten Umblick, daß sich hier eine ganz andere Welt der Herrschaft eröffnet, in der die alte Legitimität, die in dem andern Saal bis zu Ende gekommen, auf einer sehr veränderten Grundlage wieder aufgenommen wurde. Die neue Legitimität der Säbels umgiebt uns hier mit ihren glänzendsten und anspruchvollsten Triumphzeichen. — Zuerst empfangen uns die prachtvollen orientalischen Sättel, deren sich Napoleon in den ägyptischen Feldzügen bediente und die von Gold und Purpur strahlen. Man sieht den jungen Helden auf diesen Sätteln in die Schlachten reiten, in deren ungeheuern Entscheidungen er zuerst die Glorie des Weltruhms an seine Schläfe fesselte. — Neben dieser Pracht des Kriegers steht aber ein sehr schlechtes Feldbett und ein einfacher Feld-Schreibtisch, die zugleich den Krieger zeigen, der in seiner Herrlichkeit als Feldherr nicht minder jede harte Entbehrung des gemeinen Soldaten sich aufzuerlegen weiß. — Dann erblickt man die ganze historische Garderobe, welche die verschiedenen großen Epochen Napoleons I. vor unsere Augen führt. Die Uniform, welche Napoleon als erster Consul getragen, hängt neben der prachtvollen Tunica von weißem Atlas und reichen Goldbesätzen, die der Kaiser öfter zu tragen pflegte, und neben der Krone Carls des Großen, der Krone der Universal-Monarchie, die Napoleon I., als er die Weihe des Imperators empfing, auf sein Haupt gesetzt hatte. Ein Purpurmantel mit den prachtvollsten Goldstickereien und dem großen Kaiser-Stern geschmückt, gehört, nebst mehreren anderen umherhängenden Galla-Uniformen, der imperatorischen Herrlichkeit an. Ein Hut, welchen Napoleon in der Campagne von 1814 getragen, blickt uns schon etwas windschief an, und macht den Uebergang zu dem schwarzen unheimlichen Hut, der nicht weit davon

hängt, und den, nach dem dabei befindlichen Etiquette, Napoleon bei seiner Ankunft auf St. Helena auf dem Kopfe hatte. Dieser Hut ist schwarz und etwas größer, als die gewöhnlichen Napoleonshüte, wodurch er eine unglückliche Form zu haben scheint, welche eigenthümlich auf die Empfindnng zurückwirkt. Ueberhaupt macht die Toilette von St. Helena, die hier noch mit einigen andern Stücken vertreten ist, den ungünstigsten Eindruck auf das Gemüth des Beschauers. So zeigt uns namentlich ein gewöhnlicher schwarzer Bourgeois-Hut, welchen der Kaiser auf seiner Insel getragen, den in der Verlassenheit allmählich herunterkommenden Helden, der, nachdem er von den höchsten Höhen der Macht verstoßen, nur mit seinem Riesen-Sturz in die Mitte des Werkeltaglebens hinabfällt, seine regelmäßigen Spaziergänge nach Tische zur Förderung seiner Verdauung machen muß, und den welterobernden Dämon in seiner Brust nach und nach zu einer milden, freundseligen, in ein Bürger-Rettungsinstitut einschläfert. — Dort auf einem Kissen erblickt man das Schnupftuch Napoleons, das er auf seinem Todbette gehabt, mit dem N. und der Krone in der Ecke gezeichnet. Man bemerkt auf diesem Schweißtuch einige dunkle Tropfen, die dem Todeskampf des sterbenden Imperators angehören und die schwere Stunde bezeichnen, in welcher der Angstschweiß der Creatur von der Stirn des Helden geflossen ist. Diese dunkeln, etwas schmutzigen Tropfen auf dem Schweißtuch des Kaisers sind das Letzte, was von seiner Erscheinung übrig geblieben. — Nicht weit von diesem Schweißtuch fesselt uns ein junges, frisches Bildniß, das uns plötzlich in die erste Jugendzeit Napoleons zurückversetzt, und ein sehr schönes Portrait des jungen, sechzehnjährigen Napoleon in einer Kreidezeichnung darstellt. Man erkennt an diesem durchaus antiken Kopf, mit dem schlicht herunterhängenden, kurzen Haar, das über die Stirn herabgeht, recht die ursprüngliche, großartige Natur-Begabung, die es auf einen Helden von seltenster Art abgesehen hatte. Diese kühnen, wie aus Erz gegossenen, die dämonische Unaufhaltsamkeit des Helden andeutenden Lineamente sind schon die spannende Vorrede zu dem Heldenbuche, das bald seine majestätischen Blätter, auf denen die Geschichte der Welt umgeschrieben werden sollte, aufschloß. — Als eine andere merkwürdige Reliquie erscheint das schöne, auf Pergament gedruckte Exemplar des Code Napoleon, welches in einem ungemein prächtigen Einbande dort aufgestellt ist. Die Glorie des Gesetzgebers wetteifert mit der des Kriegshelden, um den napoleonischen Namen unsterblich zu machen! — Daneben liegen auch einige mathematische Bücher, deren äußere Beschaffenheit beweist, daß sie von ihrem ehemaligen Besitzer stark gebraucht worden sind. — Ein Exemplar von Ossian's Gedichten,

die eine Lieblingslectüre Napoleons bildeten, deutet auf das chaotische Natur-Element, das in seinem Geiste wühlte und zugleich mit der praktischen, legislativen und mathematischen Schärfe und Rechenkunst desselben auf eine wunderbare Weise sich verband. — Wie wenig aber die großartige Natur Napoleons auf dessen Sohn sich forterbte, scheint im Kaiser-Saale dadurch angedeutet werden zu sollen, daß man von dem „Könige von Rom“ nichts weiter als eine Kinderklapper erblickt, die dort ebenfalls mit dem Anspruch einer Napoleonischen Reliquie aufgehangen worden. Auch ein kleines Kinder-Jäckchen sieht man, welches der Fils de l'homme einst getragen, und das die zierlichen, unschuldigen Formen der Kindheit mit rührender Naivität vor Augen stellt. Diese Reliquien, nur aus der Kinderzeit, wollen mit Wehmuth hinweisen auf das nicht zur eigentlichen Reife gediehene Dasein des Herzogs von Reichstadt! —

Das Napoleon-Museum wird seit einiger Zeit sehr stark von dem Publikum besucht, das man hier nicht selten in gedrängten Schaaren antrifft. Darunter sieht man auch viele Leute aus der Provinz und vom Lande, welche diese Napoleonischen Gegenstände fast wie Kirchen-Reliquien mit einem frommen Staunen und Bewundern betrachten. —

---

461. „Wir wollen Ihn begrüßen!“

(Aus: Katholische Liebe und Treue von Dr. Ferdinand Herbst.)

Die Sonne war prachtvoll aufgegangen; rosiger Duft übergoß nach und nach das ganze Thal; und aus dem Dufte stieg eine Lerche himmelan und sang ihr hehres Morgenlied zum Preise des Allerhöchsten. — Heiteren Sinnes lauschte ich dem süßen Lied, als eine andere singende Stimme fern durch die Bäume ertönte; sie kam mir immer näher und klang immer deutlicher; auch sie schwang sich hellen Tones wirbelnd himmelan und schien mit der Lerche zu wetteifern.

Es war die klare Stimme eines Kindes von der zitternden eines Alten begleitet. Jetzt boten die Bäume mir Durchsicht auf den Pfad, den sie gingen; ich erkannte sie ohne von ihnen gesehen zu werden; es war der blinde Alte aus der Hütte im Mühlengrund und sein Enkel. Heute war Sonntag, der erste Sonntag im Maimonat; sie hatten ihre besten Sonntagskleider an, die von ihrem Fleiße und ihrem guten Willen, mehr aber noch von ihrer Dürftigkeit Zeugniß gaben. Der lange blaue Rock des Alten, mit den altmodischen, großen Knöpfen und dem seltsamen Schnitt war abgetragen und abgeschossen, aber gebürstet und sorgsam geflickt. In der rechten Hand trug er einen schwarzgebrannten Stock und einen Rosenkranz, mit der linken ließ er sich

von dem Enkel führen, der baarfuß und baarhaupt neben ihm herging und einen Strauß von Maiblumen und wilden Heckenröslein in der Hand trug. Vor ihnen her sprang ein kleiner Hund, der den Vögeln nachlief. Das Kind sang, von dem Vater begleitet:

„Nun kömmt der liebe Tag herbei,
Dafür mein Gott gepriesen sei,
Der treu gewacht in dieser Nacht,
Und uns die Sonne hell gebracht.“

Unweit der alten Eiche, wo ich saß, hielt das Hündchen des Blinden vor einem offenen Wald-Kapellchen unter einer Linde still. Es schien zu wissen, daß sie nicht an der Kapelle vorübergehen würden. Sie hielten auch in der That eine Weile dort an, und es dünkte mir, als ob sie leise beteten. Dann ruhten sie eine Weile aus; das Kind spielte mit dem Hündchen; der Alte aber ließ sein erblindetes Angesicht von den Strahlen der Morgensonne erwärmen.

Jetzt standen sie auf. Ehe sie aber weiter gingen, suchte der Alte noch einen kleinen ledernen Beutel hervor; er war sehr dünn, und obschon nicht viel darin sein konnte, so war er doch mit einer langen rothen Schnur fest zugebunden, damit nichts herausfallen möchte. Das Kind wickelte ihn auf und nahm einen kupfernen Kreuzer heraus und ließ ihn in den Opferstock der armen Wald-Kapelle fallen. Nun gingen sie weiter und der Knabe sang wieder:

„Mein Herz und Sinn sei Gott geweiht
Und Gott mein Führer allezeit,
Damit ich unschuldvoll und rein,
Dem Höchsten diene ganz allein.“

Als sie an meiner Eiche vorüberkamen, sprang der Hund des Blinden bellend auf mich zu: da sah mich der Knabe und sprach: „Gelobt sei Jesus Christus!“ ich erwiederte: „„In Ewigkeit!““ und der Alte fügte mit einer Stimme, die Ergebung und Friede ausdrückte, das „Amen“ hinzu. Sie wollten weiter, ich aber stand auf und begann: „„Ihr seid ja früh auf dem Wege, alter Konrad! weit und breit ist noch kein Mensch zu sehen.“ Der Alte erwiederte: „Wir wollen drüben im Dorfe in die Frühmesse, und da haben wir einen weiten Weg, und vorher wollten wir auch noch unsern Vetter, den guten **Hans Jürgel** begrüßen, dort bei der Kapelle.“

„„Wen wollet ihr begrüßen? Ich sah ja Niemand.““

„Freilich habt Ihr Niemand gesehen; ich wollte sagen: wir haben ein Vaterunser für den Vetter selig beten wollen, der mir manches Stück Brod in der theuern Zeit geschenkt.“

„„Wer war denn der Vetter Hans Jürgel?““

„Ei, habt Ihr denn nichts von ihm gehört? sonst wußte doch Jeder von ihm zu erzählen, so ein guter Mensch ist er gewesen; nun werden ihrer immer weniger, die es erlebt, wie die Franzosen im Lande gehaust, und die den Napoleon gesehen, und die den guten Hans Jürgel, den braven Soldaten, gekannt; es ist aber auch schon lange her, daß er dort unter der Linde starb, als er aus Rußland heimkam.“

„„Er war also unter den Soldaten, Euer Vetter?““

„Ja freilich war er das, und er ist ein rechter Soldat gewesen, und er ist auch freiwillig mit den Franzosen in den Krieg gezogen, und eines schönen Todes ist er auch gestorben, der gute Hans Jürgel! der mich so oft in die Sonne hinausgeführt, ehe mein Enkel auf der Welt war; ich sehe ihn noch heute, wie er dort unter der Linde lag; er sah aus wie ein braver Soldat, der einen harten Sieg glücklich erfochten und nun von seinem General ein Ehrenzeichen bekömmt, weil er die Batterie erobert.“

„„Euer Vetter hatte also wohl Lust an dem Soldatenleben und wollte sein Glück im Kriege machen?““

„Das gerade nicht; denn er war von Kindesbeinen an ein friedfertiger, stiller Mensch, der die Schlägereien am Kirchweihtage und im Wirthshause nie liebte.“

„„Und doch ist er freiwillig mit den Franzosen gezogen?““

„Ja wohl! aber hört, ich will Euch lieber seine ganze Geschichte erzählen, damit Ihr nicht so viel zu fragen braucht. — Seht, es waren ihrer fünf Brüder. Drei davon nahm der Napoleon; Gott tröste sie, sie sind nimmer heimgekehrt! Nun waren ihrer noch Zwei übrig; die mußten spielen; es traf den Aeltern. Der aber führte das kleine Gut und war nach dem Tode des Vaters und der Brüder der Mutter unentbehrlich. Da sagte der Hans Jürgel: er wolle für den Bruder einstehen, und er hatte keine Ruhe und ließ es sich nicht ausreden und sich nicht halten; am andern Morgen in der Frühe hatte er schon sein Bündel geschnürt und fort war er. In Italien und bei den Pyramiden*) in Aegypten und in dem nördlichen Spanien ist er mit den Franzosen gewesen. Und überall hat er sich brav gehalten, wie Alle erzählten. Für seine Wunden, die er empfing, gab ihm der Kaiser auch ein Ehrenzeichen und machten sie ihn zum Unteroffizier. Seiner Mutter schickte er auch von Zeit zu Zeit von seinem Ersparten und gab ihr Nachricht, wenn

*) Pyramiden sind riesenhafte Bauwerke der ägyptischen Könige, als Denkmale alter Herrschergröße einzig in ihrer Art.

ein Kamerad heimkehrte. Sie hatte es auch recht nöthig; denn der ältere Bruder starb mittlerweile, da zerfiel das kleine Gut; und dann die viele Einquartierung! das kostete ihr den letzten Kreuzer, und sie mußte ihren silbernen Rosenkranz, das Einzige, was sie noch von ihrer Mutter selig hatte, verkaufen. Und da sie nichts mehr geben konnte, da steckte ihr das betrunkene französische Kriegsgesindel, das voll Uebermuth war, das Haus über dem Kopf in Brand. Nun mußte sie selber betteln gehen, die den Armen so viel gegeben! Zuletzt hieß es gar noch: nach Rußland in den Winter hinein! Der Kaiser gab nicht nach, bis sein Glück in den Flammen von Moskau in Rauch aufging; da wurde freilich rückwärts Marsch! getrommelt, und der Hans Jürgel mußte auch mit den Tausenden und Tausenden der alten Grenadiere den Heimweg in der tödtlichen Kälte des Winters über die großen Schneefelder und die gefrorenen Flüsse durch Feindes Land sich elend suchen. Was sie da ausgestanden, die armen Leute, das kann kein Mensch sagen. Erfroren an Händen und Füßen und halb verhungert kam der Vetter nach unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren glücklich ins Vaterland und zurück dort unten an den Fluß. Es war ein Samstag Abend, da sprach er drüben im Dorfe beim Fischer, seinem Pathen, zu, der ihm eine warme Suppe machte, und ein Glas guten Alten vorsetzte. Es war die erste Nacht, die er seit langem wieder sorgenlos schlief.

Am andern Morgen, am Sonntag in der Frühe — es war das Palmen-Fest — da ging er zur Beichte und Kommunion, um mit reinem und ruhigem Herzen in das elterliche Haus nach so vielen Jahren heimzukehren. Das ganze Dorf wurde von seiner Andacht erbaut und wünschte ihm Glück wegen seiner Heimkehr, und der Pfarrer schenkte ihm einen alten Holländer Dukaten für seine Mutter. Der Fischer, sein Pathe, wollte ihn nicht gleich fortlassen, weil er noch so schwach war und so bleich aussah; er hätte gern gehabt, daß er noch einen Tag ausgeruht hätte. Aber der gute Hans Jürgel ließ sich nicht halten, er sprach: „„Meine Mutter erwartet mich schon so lange, sie ist alt und gebrechlich und hat mich so nöthig, sie hat schon so oft um mich geweint; als ein guter Soldat muß ich an meinen Posten.““ So sprach der Hans Jürgel, und der Fischer mochte wollen oder nicht, er mußte ihn über den Fluß führen. Die letzte Kraft nahm der arme Mensch zusammen und ging den Berg muthig hinan, um am Abend seiner Mutter helfen zu können und ihr den Dukaten zu bringen. Oben auf der Höhe aber brach ein wüthiger Schneesturm los, der ihm mit Macht die Flocken ins Gesicht warf, und schneidend blies der Wind ihm durch den abgetragenen Soldatenmantel. Der Sturm wurde immer wilder, er

aber immer matter und schwächer; die alten Wunden brachen ihm auf; er konnte nicht mehr weiter. Da setzte er sich dort auf den Stein unter der alten Linde und lehnte sich an den Baum, und so schlief er ein.

Auf dem Steine saß er noch am andern Morgen mit gefalteten Händen, und so fand ihn seine alte Mutter mit dem Rosenkranz, den sie ihm als Kind geschenkt; der Friede lag auf seinem Angesicht; er hatte ja als braver Soldat seine Schuldigkeit gethan; um seiner Mutter zu helfen, war er gestorben; und so hat der Tod den braven Hans Jürgel auf seinem Posten gefunden, und Gott wird ihm dafür schon seine Löhnung und ein Ehrenkreuzlein gegeben haben, gewiß ein besseres und ein ehrenreicheres und werthvolleres, als ihm alle Kaiser und Könige der Welt hätten geben können; glücklich, wer wie er gestorben!"

Hier hielt der blinde Alte eine Weile ein und fuhr dann fort: „Das tröstete auch seine alte Mutter, und sie ließ an die Stelle, wo sie ihn gefunden, aus Almosen, die ein Jeder gerne gab, eine Kapelle erbauen mit unserem Herrn am Kreuze und der schmerzhaften Mutter unten am Kreuze zu seinen Füßen. Alle Freitage geht sie hin für die Seele ihres Sohnes und seiner Brüder zu beten; an seinem Sterbtage und an dem Tage Aller Seelen zündet sie vor dem Kreuze auch eine Lampe an und ziert es mit Laub und Blumen. — Das ist die Geschichte unsers Vetters, des guten Hans Jürgel, für den wir das Vaterunser gebetet. — Aber die Sonne scheint schon warm herüber, wir müssen jetzt weiter, darum behüt' Euch Gott!"

Sie gingen weiter, und das Kind stimmte, den Berg hinabsteigend, wieder seinen Gesang mit dem Alten an:

„Wir bitten dich, verlaß uns nicht,
Des Lebens Trost und Sonnenlicht!
Und führe du mit deinem Rath
Gedanke, Wort und jede That!
Das Dunkel flieht, es stirbt die Nacht,
Die Sonne deiner Gnade lacht.
Wir danken dir zu jeder Stund,
Sei hochgelobt mit Herz und Mund!"

Zu dem Gesange wirbelte die Lerche und nun begann auch das Glöcklein in der Dorfkirche mit hellem Rufe das Volk zur Frühmesse einzuladen, und das Thal auf und ab wurden die Nachbar-Glocken laut. Das ganze Gefild schien mir da wie in sonntäglichem Festgewande sich des Klanges der Glocken zu freuen; es lag vor mir wie in anbetender Feier; ein Geist des Friedens und der Ruhe war

darüber ausgebreitet, kein Geräusch knechtlicher Arbeit störte diese Andachtsfeier; Alles pries und sang das Lob des Schöpfers: die Maiglöckchen, die im Thaue glänzten, die duftenden Veilchen unter den frisch begrünten Hecken, die Aeste der Eiche, die im Morgenwinde rauschten, der Fluß, der wie ein Strom blitzender Edelsteine durch das Thal sich hinschlängelte, das fleckenlose Blau des lichterfüllten Morgenhimmels mit der jungen Sonne — Alles stimmte ein in den großen Lobgesang; allein nichts rührte so sehr mein Herz und stimmte es so sehr zur Andacht, als die Stimme des Blinden, der mit gerührtem Herzen durch diese blühende Landschaft zur Kirche hinwandelte und Gott für alle die Herrlichkeit dankte, die sein Auge nicht sah.

Auch ich schloß meine Augen, um nur seine Stimme zu hören, die so friedevoll, so liebevoll mir in die Seele klang; ich dachte an eine andere Frühlingsau mit anderen, schöneren Blumen, die nie welken, und einer andern, lichteren Sonne, die nie untergeht, wo sich der brave Soldat von seinen Wunden und seinen Kämpfen ausruht. Als ich die Augen dann wieder öffnete und um mich blickend den duftenden und blühenden Mai gewahrte und den singenden Blinden mit seinem armen Enkel, da sprach ich zu mir selbst: „„Gott bessere uns! Wie so blind und gefühllos sind wir doch! Wir, die wir deine Herrlichkeit und die Wunder deiner Schöpfung sehen, wir gehen kalt und stumm an ihnen vorüber, und der Blinde und der Arme singen dein Lob! Gott bessere uns!““ wiederholte ich und ging langsam hinter den Beiden her zu dem sonntäglichen Gottesdienste in der Kirche des Thales.

Erwecke aus dem Todesschlaf
Die Herzen kalt und stumm und feig;
Und wer gestritten treu und brav,
Dem schenke, Herr, den Palmenzweig! —

462. Die Rose vom Grabe.

(Aus: Nachtschatten der Zeit und des Lebens von M. G. Saphir.)

Ein Wanderer erzählt:

Es war im Jahre 1829, als ich auf einer Reise von München nach Berlin einen Tag in Augsburg verweilte. Es war der Tag des Festes der Gräber. Die Herbstsonne erwärmte die zum Winterschlaf sich anschickenden Fluren und die Natur spendete noch einen freundlichen Abschiedsblick den Spaziergängern zu. Die Menge wandelte nach dem Kirchhofe, und auch ich schloß mich dem Zuge an.

Der Kirchhof war sehr besucht. Die Gräber alle waren mit Blumen und Jasmin, mit Rosen und Cypressen frisch bepflanzt.

An jedem Grabe saß oder kniete oder lehnte ein trauerndes, weinendes Wesen; Thränen der Erinnerung benetzten den kalten Stein, und die Thauzähre der Wehmuth fiel in den offenen Kelch der Blumen nieder. — In einer sonderbar bewegten Stimmung durchwandelte ich den Kirchhof. Das Andenken an theure Todte, an ferne Lieben, an eingesargte Freuden, zogen wie Geisterruf aus den Kinderjahren zu mir her. Es war mir schauerlich und doch wonnig, wohl und doch weh zu Muthe. Ich dachte: wenn du nun selbst da eingesargst würdest, so gäbe es keine freundliche Hand, die deinen Todtenhügel mit Blumen bekränzte, kein liebendes Auge schenkte dir eine wohlthuende Thräne, kein treues Herz brächte dir am Feste der Gräber einen Zweig des freundlichen Andenkens und des Gebets!

In solchen düstern Gedanken vertieft, gerieth ich an ein frisch aufgeworfenes Grab. Man hatte hier eben vor einer Stunde ein Mädchen von sechzehn Jahren, eine Braut, eingesargt. Die Eltern und der Bräutigam standen weinend um das Grab, und die Freundinnen schmückten das junge Grab mit Rosen und Blumen und grünen Gewächsen. Voll Schwermuth neigte ich mich nieder, brach eine halbaufgeblühte Rosenknospe vom Grabe ab und zog in trüber Stimmung weiter.

Als ich mich dem Ausgange des Kirchhofs näherte, fiel mir eine Tafel in die Augen, auf welcher folgende Worte standen:

„Ehret das Eigenthum der Todten;
Die Blumen sind das Eigenthum der Todten!“

Diese einfachen Worte machten einen lebhaften Eindruck auf mein Gemüth; unwillkürlich fiel mein Blick auf die Rose in meiner Hand, und mit einem leisen Schauer mußte ich mir selbst den Vorwurf machen, die Zierde eines kaum geschlossenen Grabes muthwillig abgepflückt zu haben. Schon war ich im Begriff zurückzugehen und die Rose wieder auf das Grab niederzulegen, allein eine gewisse falsche Schaam vor mir selbst hielt mich davon zurück, — und so verließ ich denn mit der Rose in der Hand den Kirchhof.

Die Sonne war schon zu Ruhe gegangen, ich durchirrte noch eine Zeitlang im Dämmerlichte die schönen Anlagen, welche die Stadt Augsburg umgürten, und kam etwas spät in meinen Gasthof zum weißen Lamm zurück.

Ich setzte die halb geöffnete Rosenknospe in ein Glas Wasser auf meinen Lesetisch, rückte diesen an mein Bette, und las noch im Bette bis ungefähr gegen Mitternacht, wo ich das Licht austhat und in jenen Zustand des Halbwachens versetzt wurde, in welchem die Sinne zwischen Schlaf und Wachen schwankend, wie matte Abend-

vögel immer mehr erdwärts fliegen und nur kaum noch im leisen Flügelschlag sich regen.

Da füllte sich mein Zimmer plötzlich mit einem sanften Lichte, ohne daß ich sehen konnte, woher es ausging; die Thüre meines Zimmers öffnete sich geräuschlos, und eine blasse, geisterartige Gestalt, mit weißen Grabgewändern, die Todtenkrone auf dem Haupte, schwebte langsam durch sie herein. Das bleiche aber noch immer schöne und verklärte Antlitz eines lieblichen Mädchens, sah aus regungslosen Augen starr auf mein Bett und bewegte sich mit vorgehaltener Hand zu mir heran.

„Warum hast du die Todten beraubt?" fragte mich die Erscheinung mit dumpfer, klagender Stimme, und dabei starrte das lichtlose Auge unverwandt nach der Rose im Glase; „warum hast du mir die Rose genommen, welche treue Liebe auf meine irdische Decke gepflanzt?"

Mir stockten alle Pulse; ich saß halbaufgerichtet im Bette, und konnte kaum athmen. Näher an meinen Schreibtisch heran schwebte die Erscheinung. Sie streckte die Hand aus, nahm die Rose aus dem Glase, hielt sie mit der einen Hand mir hin, winkte mit der andern Hand und sprach:

„Komm' und gieb selbst den Todten deinen Raub zurück! Folge mir und pflanze mir die theuere Rose wieder auf die geheiligte Stelle!"

Dabei hielt sie die Rose immer mit der einen Hand hin und mit der andern winkte sie unaufhörlich. Wie mit magischer Gewalt hing mein Auge an der Rose, deren Blätter sich aufzuthun schienen, um mich zu rufen. Ich erhob mich aus dem Bette; immer im schauerlichen Zauber von der Rose angeweht, zog sie mich unwiderstehlich nach sich fort durch die öden, mondscheinbeleuchteten Straßen durch das Thor hinaus, und ich zog, immer meinen Blick wundersam an die Rose geheftet, mit fort. Endlich nahten wir dem Kirchhofe. Die Thüre öffnete sich geräuschlos, wir gingen hinein. An der Thüre erhob die Erscheinung die weiße Hand und zeigte auf die Tafel, und las ich die Worte mit Flammenzügen:

„Ehret das Eigenthum der Todten;
Die Blumen sind das Eigenthum der Todten!"

Weiter über Gräber und Leichensteine wandelte die Gestalt, und ich immer nach, festgezaubert an der Grabesrose.

Da kamen wir an das frische Grab des sechzehnjährigen Mädchens; — es war aufgemacht. Die Hand der Gestalt senkte sich und zeigte mit dem Finger nach der Stelle, wo am Rosenstocke die

Knospe fehlte. „Grab-Räuber," rief sie dumpf auf, „bringe mir die Rose meines Bräutigams nach!" Damit reichte sie mir die Rose hin, die ich regungslos nahm; sie aber ging hinab ins Grab, sah mich mit starren Augen an und legte sich in den Sarg. „Meine Rose!" tönte es noch einmal, und ich fühlte mich mit der Rose hinabgezogen. — — Ich schauerte in diesem Augenblicke zusammen und erwachte. — Mein erster Blick fiel auf das Glas, in welchem die Rose gestanden. — Die Rose war verschwunden! — —

463. Das Denkmal Rudolph's von Schwaben.

(Aus: Die Thüringische Eisenbahn von Adolph Bock.)

Bemerkenswerth ist im Dome zu Merseburg das gegenwärtig am Eingange des Chors befindliche Denkmal des Gegenkönigs Rudolph's von Schwaben, welcher in der Schlacht an der Elster im Jahre 1080 vom Kaiser Heinrich IV. geschlagen wurde. In jener Schlacht wurde ihm die rechte Hand abgehauen (man zeigt sie noch) und er starb bald darauf an seinen Wunden zu Merseburg, in dem Schlosse seines Anhängers, des Bischofs Werner. — Volle fünf Fuß hoch, besteht das Monument aus einer Bronce-Platte mit dem Bildnisse Rudolph's in wenig erhabenem Relief. Nase und Stirn haben, da die Platte am Boden lag, von den Fußtritten der Andächtigen beträchtlich gelitten. Der Krone fehlt die berühmte Inschrift: „Petrà dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho." Dessen ungeachtet darf man aus der Vertiefung der Krone, in welcher Edelsteine angebracht gewesen sein müssen, auf den hohen Stand des Todten schließen. Außerdem deuten die Form des Scepters sowie der Reichsapfel, an welchem der Querkreis noch fehlt, auf hohes Alter hin. Die dem Sinne nach nicht mehr zu erklärenden Schriftzeichen sowie der byzantinische Styl, in welchem das Ganze gehalten ist, lassen nicht zweifeln, daß das Denkmal wirklich dem unglücklichen Rudolph gilt, und daß es sehr bald nach des Fürsten Tod angefertigt wurde.

Auf diese Weise ist es eins der ältesten plastischen Monumente Sachsens. —

464. Der Weihbrunnen von Erzguß auf dem Kirchhofe zu München.

(Aus: Die Donau-Länder.)

Das Leichenfeld zu München, eines der schönsten in Süd-Deutschland, hat die Kunst zum heitern, wahrhaften Friedhof, das

Saatfeld für jenen großen Ostermorgen zum lieblichsten Garten gestaltet. — Am Nachmittage des Allerheiligenfestes und an dem so wehmüthigen Allerseelentage muß man den Münchener Gottesacker besuchen, wenn man auch die religiöse Richtung des Münchener Volkslebens kennen lernen will. Da öffnet sich das Jenseits; da ist jeder Gedanke an Trennung verschwunden und dem Tode der Stachel genommen; da wird auf den Gräbern in freudiger Vorahnung das Fest des ewigen Lebens begangen und die Schmerzens-Thränen der Ueberlebenden um ihre Todten sind schon Freuden-Thränen, dem Wiedersehen geweint, das der heilige Glaube an den Osterfürsten Jesus Christus so nahe rückt!

Das schönste Monument aber, das diesen Ort des Friedens schmückt, ist der im reinen deutschen Styl ausgeführte Weihbrunnen von Erzguß, der: „Den im Jahre 1705 am heiligen Christtage den 25. Dezember im Kampfe für Fürst und Vaterland gefallenen oberländer Bauern,“ errichtet und am Allerheiligenfeste 1831 enthüllt und eingesegnet wurde.

Dieser Weihbrunnen zeigt der Erinnerung die durch das blutige Weihnachtsfest von 1705 dem bayerischen Volke hoch theuer gewordene Stätte von Sendling, wo die heldenmüthigen Bauern des Oberlandes gegen des Kaisers Uebermacht fielen.

„Lieber bayerisch sterben, als kaiserlich verderben!“ war in jenen Tagen der Knechtschaft Bayerns, da das Land als eine eroberte Provinz Oesterreichs galt, jedes Vaterlandfreundes Morgen- und Abendgebet. — Das Volk stand an der Schwarza und an der Vils, am Inn und an der Isar auf, die unerträgliche Knechtschaft zu zerbrechen; Sebastian Plinganser, Meindel, Franz Dalmey, Xaver Oertel, Christian Jäger führten die ersten todesmuthigen Schaaren. — Doch Verrätherei vernichtete das große Befreiungswerk! Indessen das Hauptheer der Befreier vom Inn her, gen München zog, rückten 3000 Schützen aus den Thälern des Hochlandes, von Miesbach und Tegernsee, von Tölp, aus der Jachenau, von Wallersee und Kochelsee an der Isar herab, auf die Wiese beim Kloster Schöftlarn. Dort wurden die Fahnen ausgetheilt. In München harrten die Freunde des Vaterlandes schon auf das Zeichen zum Aufbruch. Der Verrath des Pflegkommissärs zu Starnberg, Johann Joseph Oettlinger, verhinderte die Vereinigung des hochländischen Heeres, und der entscheidende Schlag fiel um zwei Tage zu früh.

Am Morgen des heiligen Abends traf ein Rittmeister mit 80 Dragonern im Fürstenrieder Holz die Vorhut der Landesverthei-

theidiger, die durch die Wälder gen Sendling zogen; Sendling selbst wurde von den Bauern besetzt und die Straße verschanzt. In der Au standen die Zimmerleute schon zur Hilfe bereit. Bald hatten die Bauern den rothen Thurm und die andern Werke, welche die Isarbrücke decken sollten, erstürmt. Der starke Schmiedbalthes von Kochel, einundsechzigjährig, ein Riese von acht Schuh und drei Zoll, riß das halbe Thor aus den Angeln. Schon war die Brücke unter dem Feldgeschrei: „Die Kinder erretten!" *) erobert, der kaiserliche Oberfeldwachtmeister Kriechbaum von der Besatzung Münchens abgeschnitten; — doch durch Oettlinger's Verrath gingen den Befreiern sechs Stunden des Morgens verloren, Kriechbaum und Wendt, der kaiserliche Oberst, entdeckend, daß die Brücke unbesetzt, gewannen neuen Muth, machten beim Sendlinger- und beim Isaranger-Thor Ausfälle, und trieben die tapfern Bauern zwischen zwei Feuern bis in ihre Verhaue bei Sendling zurück. Da hielten sie Stand; doch das feindliche Fußvolk erstürmte die Verhaue und nun entstand ein gräßlich Gemetzel, Mann an Mann. Der Kirchhof wurde den Landesvertheidigern zum letzten Asyl, dessen Mauer zur Brustwehr. Ihr Führer, Gautier, schlug sich mit ungefähr 500 bis gegen das Fürstenrieder Gehölz durch, auf dem Zuge endete eine feindliche Kugel das Leben des kriegserfahrenen, heldenmüthigen Mannes. Auf dem Kirchhof aber fiel indessen Mann an Mann, bis zum letzten Athemzug für des Vaterlandes Befreiung kämpfend. 34 Zimmerleute aus der Au sanken neben einander. Als den **Letzten** nennt die Sage den alten bayerischen Riesen-Grenadier, den starken Schmiedbalthes von Kochel, der schon am rechten Isar-Ufer 18 Oesterreicher mit seiner Stachelkeule niederschlug. Neben ihm sanken zwei junge Söhne, es fiel sein Vetter, der schöne, junge Zimmermann Reifenstuhl von Gmünd, wackere Männer von Egern und Tegernsee, von Lenggries und Warngau. — Wohl mag das Erstaunen des Feindes über diese Erscheinung aus der alten Fabelzeit des starken Schmiedbalthes Leben etwas länger gefristet haben! Endlich streckte der zweite Lanzenstoß eines Husaren diesen Pförtner gewaltigerer Tage auf den blutgetränkten und zerfleischten vaterländischen Boden hin. — —

Ueber 1500 Todte lagen auf dem Wahlplatze; über 600 Verwundete brachten die Sieger nach München. — —

---

*) Die Furcht, daß die Kinder des Kurfürsten nach Oesterreich geschleppt würden, lag diesem Ausruf zu Grunde.

Auf der äußern Kirchenwand zu Untersendling hat Wilhelm Lindenschmitt die Todesweihe des treuen Fahnenträgers, des **Schmiedbalthes**, mit seinen Genossen al fresco dargestellt.

465. Das Denkmal für spanischen Patriotismus.

(Aus: Reise nach Spanien von Alfred Freiherrn von Wolzogen.)

— — Die östliche Seite der Stadt Madrid wird zum Theil von dem stattlichen Gebäude der Gemälde=Gallerie eingeschlossen, an das sich rechts auf einer Anhöhe das Schloß „Buen retiro" anreiht; — vor diesem letzteren erhebt sich auf dem dicht an den Prado stoßenden Campo de la Lealtad (Loyalitäts=Feld) ein im Ganzen 81 Fuß hohes Granit=Monument, welches zum Andenken an die am 2. Mai 1808 für die Unabhängigkeit der Nation gegen Napoleon'sche Perfidie und Tyrannei gefallenen Opfer errichtet worden ist.

Ein 21 Fuß langer Sarkophag ruht, mit Marmor=Basreliefs und Inschriften geschmückt, auf einem 10 Fuß hohen, achteckigen Sockel; ein zweiter, der indessen nur $3^1/_2$ Fuß hoch ist, trägt an seinen Ecken über dem Sarkophage auf 15 Fuß hohem Piedestal vier Fuß hohe Bildsäulen von weißem Sandstein, welche den Patriotismus, die Beharrlichkeit, die Tapferkeit und die Tugend darstellen, während in der Mitte dieses zweiten Sockels ein $52^1/_2$ Fuß hoher Granit=Obelisk emporragt.

Die Geschichte dieses Monuments ist thränenreich.

Das edle spanische Volk mußte sich auf diesem Platze von den französischen Unterdrückern, den Mürat'schen Truppen, dafür hinschlachten lassen: daß es der gewaltsamen Fortschleppung der Infanten Don Carlos und Don Francisco heroischen Widerstand geleistet, welche Napoleon dem schon vorher ins Bayonner Netz gegangenen alten König Carl IV. und dem Kronprinzen Ferdinand (VII.) zuzugesellen beschlossen hatte.

Wohl verdienen die hier ruhenden Todten die schöne Inschrift:

„Honor eterno al patriotismo!"
(„Ewiger Ruhm der Vaterlandsliebe!")

466. Die Abendglocke.

(Aus: Jugendblätter für christliche Belehrung und Unterhaltung von Isabella Braun.)

Graf Franz Pocci erzählt:

1. Es war ein wunderschöner Sommerabend, als ich auf meiner Fußwanderung durch einen Buchenwald schritt. Die scheidende Sonne legte zum letzten Gruße goldene Streiflichter zwischen den schlanken

Stämmen auf den Weg nieder, in zitterndem Schimmer glänzte ein See aus der Tiefe herauf, Vöglein schossen hin und wieder, ihren Nestern zufliegend — bald schwieg ihr Sang, da es zu dämmern anfing, hingegen ertönte aus dem unweit gelegenen Dorfe die Abendglocke in hellem Klange herüber.

Als ich um eine Waldecke kam, erblickte ich einen alten Bauer, die Holzaxt auf der Schulter, wie er eben das Hütlein abnahm, vor einem schlichten Holzkreuze stehend seinen Abendsegen betete und sich dabei ein paar Thränen aus den Augen wischte. So schien es mir. Ich ließ ihn sein Gebet enden und trat erst zu ihm, als er wieder seinen Hut aufsetzend weiter ging. Da sprach ich, ihn einholend, ein: „Gelobt sei Jesus Christus!" das er mit dem: „„In Ewigkeit! Amen."" still erwiederte. „Ihr kommt wohl aus Eurem Holz?" redete ich ihn an. „„Wohl, wohl,"" antwortete er mir; „„hab' mir ein paar junge Stämme umgehau'n; hätt' wohl nit Noth gethan — denn jetzt soll man kein Holz umhau'n, — brauch's aber zu meiner Dachung, die mir der Sturm neulich ein bisl verarbeitet hat."" — „Ja," sagte ich, „der Sturm ist oft ein wilder Bursch, der arg haust auf der Welt." — „„Sturm außen, Sturm innen, sagt lieber,"" bemerkte der Alte lächelnd. „„In dem Leben kann's nit ausbleiben. So oder so. Und damit uns der Windstoß nit umwirft, heißt's eben am lieben Herrgott halten."" — „Mag wohl immer das Beste sein," entgegnete ich; „und wenn der Bauer auch ein paar feste Arme hat, bedarf er doch noch immer des Helfers da oben!" — „„Ja wohl — 's thät zu allen Zeiten Noth; aber die alte Frömmigkeit,"" fuhr er fort, „„will allgemach die Welt verlassen, wie's mir scheint, und sich in den lieben Himmel zurückzieh'n. Giebt gar manches Haus, aus dem sie schon ausgewandert ist. Mein Gott — 's ist ein Elend! Die Leut' wollen nicht mehr beten. Sie meinen, mit der Arbeit wär's auch schon genug und der Mensch könnte sich allein helfen. Das ist so die neue Lehre, die die Bursche aus der Stadt bringen, wann sie bei den Soldaten waren oder sonst wo im Dienst und ihre Andachten im Wirthshaus zu halten gelernt haben. Ich bin noch aus der alten Schul', trag' auch noch meine Lederhosen und blaue Strümpf'. Die halten aus; und so halt' ich's auch mit dem alten Bauernglauben. Von dem Neumodischen will ich nichts wissen."" — „D'rum habt Ihr auch so andächtig Euer Ave gebetet," sprach ich, „wie ich Euch eben dort am Waldkreuz angetroffen und habt gar ein Bischen geweint dazu." — „„Ei,"" erwiederte mein Begleiter verwundert, „„das habt Ihr auch gesehn? Nun, warum sollt' ich's läugnen, daß mir wieder einmal die Augen übergegangen sind,

wie die alte „„Margareth““ in den Wald herein hab' klingen hören.““

Bei diesen Worten mußte es dem Alten wieder weich ums Herz geworden sein, denn er fuhr mit dem Aermel über die Augen hin. —

„„Vor zwanzig Jahren hat's grad' so vom Thurm herüber gehallt! — Das Glockengeläute mahnt auch wohl an so Manches! — Wißt, gnädiger Herr! die „„Margareth““ das ist halt die Glock' in unserm Dorf. Haben ja viele Glocken Namen und werden getauft vom Bischof. Und die da drüben heißt eben „„Margaretha““ — könnt's selbst drauf lesen und ist die Glock' schon mehr als dreihundert Jahr alt.““ Der Alte war weich geworden. Sein ganzes Benehmen, seine Redeweise ließen mich in ihm einen Bauer von gutem, gemüthlichem Schlag erkennen.

Mittlerweile ward es dunkler; ich schlug ihm vor, gegen Erkenntlichkeit mir den Weg zu dem mir gewählten Ziele meiner Wanderung zu zeigen, da ich dessen unkundig sei. Es war noch ein Stündchen zurückzulegen. Gern ließ er sich herbei; „„es sei gar gut plaudern mit mir,““ meinte er, „„und er versäume ja nichts zu Haus; zur Nachtsupp' käm' er immer noch früh genug.““ Allmählich ward unser Gespräch immer vertraulicher. Wer den Landleuten mit einem gewissen Wohlwollen entgegenkömmt, wer sich auf Das, was ihnen nahe und werth ist, mit Theilnahme einläßt, der wird ihrerseits zumeist vertrauende Offenherzigkeit finden. So war es auch hier der Fall. Dem Alten ging das Herz auf und ich erfuhr dann während meines Ganges im Halbdunkel gar bald, warum ihn der Klang der Abendglocke so wehmüthig gestimmt hatte. Das Landvolk hat eine eigenthümliche Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung; was erzählt wird, tritt immer als ein klares Bild vor Augen; da auch kleine Nebenumstände nicht vergessen werden, die dem Bilde die Wärme des Colorits geben. Was aber mein Begleiter erzählte, ist Folgendes:

2. „„Gerade zwanzig Jahre sind's, daß ich mit meinem Nachbar, dem Rainbauer, im Streit gewesen und daß der Bescheid vom Gericht kam, ich hätt' den Prozeß gewonnen. Es ist wegen einem Stück Feld hergegangen, das er gegen mich beansprucht hat; waren etwa nur fünfzehn Schuh in der Breite und ein Strich an die dreißig lang; ist auch nicht einmal viel darauf gewachsen, denn der Boden war gar sperr und hab' ihm erst seither mit fleißig Dungen aufgeholfen. Aber der Rainbauer war immer ein eigensinniger Mann und ein feindseliger Nachbar und kam der ganze Handel daher, daß bei einem Tausch zwischen unsern Vätern nicht recht gemessen worden. Kurz: Recht ist Recht. Er hatt' angefangen —

ich war meines Rechts gewiß; und wie gesagt: das Gericht hat mir's wieder zugesprochen. Der Rainbauer war aber auch — Gott hab' ihn selig! — ein stolzer hochmüthiger Bauer. 'S war um so eine Zeit, als die Geschrift vom Gericht an uns gekommen ist, und wie sie der Schullehrer uns Zwei'n vorliest (denn alle Zwei haben wirs Lesen nit gelernt), daß denn die Sache mir zu Gunsten ausgesprochen war, thut der Rainbauer einen Schnalzer mit den Fingern und lacht hell auf und sagt: „‚Ich mach' mir auch Nichts d'raus und auf den Fleck Acker geht's mir auch nicht zusammen!‘“ Hat ihn aber der Prozeß über fünfhundert Gulden gekost't und dazu hat er meine Köſten auch bezahlen müssen. Darum war's wohl nit zu verwundern, wenn er mir grüngiftig ward. Kehrt sich auch gleich auf dem Absatz um, pfeift seinem Sohn, dem Martin, und ruft ihm zu: „‚Martl, komm', gehn wir in's Wirthshaus; gerad' heut' — ein paar Maaß leidet's noch dem Rainbauern!‘“ Der Meinige, mein Sohn Joseph — Gott tröst' ihn! war ein gutes Blut und hat mir und den Meinigen, so lang er gelebt, keine Minute Verdruß gemacht — Gott tröst' ihn, den Joseph! Kurz, der Rainbauer und sein Sohn kommen ins Wirthshaus und setzen sich gleich zu dem Joseph an den Tisch. So haben mir die Andern erzählt, die gerad' auch drüben waren. Ich aber hab' zu Haus gedengelt. Dauert nicht lang, so hör' ich Streiten und Schelten herüber — der Wirth ist mein anderer Nachbar; 's wird aber bald wieder still. Wieder eine Weile — kommt der Joseph heim und sagt mir: „Vater, der Rainbauer und sein Sohn, die haben Euch geschimpft wegen Eurem Prozeß; ich hab's aber nit gelitten und hab' dem Buben Eine hinters Ohr geschrieben!“ Mir auch recht — sag' ich drauf — und dengl' weiter. Darauf sagt der Joseph: „Ich muß noch ins Holz hinaus, meinen Rechen holen, den ich an einen Baum gehängt hab'; könnt' uns gestohlen werden!“ Das war so um Abendzeit. Wie mein Dengeln gar war, geh' ich zur Bäurin in die Stube und fange an mit dem Gesind' unsere Milchsupp' zu essen. Sind etwa noch ein halb Stündl beisammen und hat meine Tochter, die Mariann, ein Stück aus der Heiligenlegend' vorgelesen, da hör' ich durch den Hof was hereinlaufen; 's war der Jagdgehilf' — der Majer. Der stürmt in die Stuben herein: „‚Geschwind, geschwind! nehmt's den Bader mit; Euer Joseph liegt im Wald und ist gestochen!‘“ Wir fahren auf, der Knecht zum Bader; ich und mein Weib stürzen mit dem Majer fort. Da war's schon hübsch dämmrig geworden, wie wir ins Holz kommen. Mein Gott im Himmel! — liegt mein Joseph da unter der großen Buche und ächzt und wimmert elend! Wir auf ihn

hin — **da** hat's gerade das Ave Maria geläut't wie heute. „O mein Vater und meine liebe Mutter“ — jammert er — „mit mir ist's aus — ich bin gestochen ins Herz hinein!“ Meine Agath hat sich gar nicht mehr verwußt; ich hab' mich zu ihm hingekniet — aber er hat mir nur noch die Hand gegeben und es war bald vorbei mit ihm. Beim letzten Glockenklang hat er einen Seufzer gethan und ist umgesunken aufs Gras — und ich und mein Weib auf ihn, als müßten wir mit ihm sterben. Bald darauf ist der Bader gekommen mit dem Verbandung und der Pfarrer mit dem heiligen Sakrament. Aber es war zu spät und haben ihn dann heimgetragen. Es war ein rechtes Elend und die Bäurin wär' mir schier närrisch geworden vor Jammer. — Ich hab' mich freilich zusammengenommen und hab' mir halt gedacht: die Menschen haben's gethan und der liebe Herrgott hab's zugelassen. Wer's aber gethan hat — das hat Niemand erfahren. Und ist Tags darauf das Gericht gekommen und war oft und viel Verhör; 's war aber keine Zeugschaft da und der Kriminal-Prozeß war bald aus. Dauert nicht lang, so hat aber der ewige Richter seinen Spruch gethan; denn der alte Reinbauer und sein Sohn — der Martin — sind alle zwei beim Holzfahren unter den Wagen gekommen, waren ihnen die Pferd' durchgegangen und ist der Martin gleich todt geblieben, weil ein Rad ihm 's Brustbein eingedrückt hat, und der Alte hat sich die beiden Füße gebrochen und ist auch bald darauf gestorben. Was er vor seinem End' dem Pfarrer in der heiligen Beicht' gesagt haben mag, das geht mich nichts an, und wie sie ihn hinausgetragen haben, **da** hat's wieder das Ave Maria geläut't, wie heute, da Ihr mich im Holz beten habt sehen, gerad' an dem Fleck, wo er verschieden ist.““ — —

Dieß war die Erzählung des alten Bauern, und wie die zu Ende war, waren wir gerade angelangt. Ich drückte ihm die Hand und sagte: „Jetzt begreif' ich freilich, daß die „„Margaretha““ für Euch einen gar traurigen Klang hat!“ — „„Ja wohl, einen traurigen Klang!““ erwiederte der Alte in wehmüthigem Tone und schritt rasch fort, bevor ich ihm noch meinen Dank für sein Geleit ausdrücken konnte. —

---

467. Der Kirchhof zu Pisa.

1. Zur Zeit seiner blühenden Macht, als Pisa auf allen Meeren gefürchtet, durch seinen ausgedehnten Handel reich war und durch seine weise Regierung Bewunderung erregte, stand eines Tages die ganze Bevölkerung auf dem Hafen-Damme an der Mündung

des Arno in der heftigsten Bewegung. Es war nämlich gemeldet worden, die orientalische Flotte der Stadt sei im Anzuge.

Der Erzbischof auf seinem, in tausendfacher Verzierung prangenden Bucentaur, hinter ihm die Barken des gesammten Clerus, zog einer endlosen Reihe festlich ausgeschmückter und mit den angesehensten Einwohnern der Stadt angefüllter Nachen voran. Die starken Drei-Ruderer nahten sich aus der hohen See in schöner Ordnung dem Hafen, an ihrer Spitze das Admiral-Schiff, auf dessen Hintertheil das ruhmgekrönte Banner der Republik aufgepflanzt war.

Nun wird man denken, jene Fahrzeuge kehrten nach der Zerstörung feindlicher Geschwader siegreich zur Vaterstadt heim, beladen mit der Beute bezwungener Nationen, mit Centnern Gold, Silber und Edelgestein?! — Allein diese ganze jubelnde Volksmenge, die jener glücklichen Flotte entgegen geht, sieht dieselbe nicht sobald im Hafen in schöner Aufstellung geankert, als sie niederknieet, mit tief geneigtem Haupte still betet und sich erst bei'm Schall der auf den Befehl des Erzbischofs schmetternden Trompeten wieder erhebt, welcher mit seinem Clerus folgenden Vers anstimmt:

„Sola digna tu fuisti
Ferre mundi victimam;
Quam sacer cruor perunxit
Fusus agni corpore.

Du nur warst der würd'ge Altar
Für des Weltalls Opferlamm,
Und als Arche aus dem Schiffbruch
Lenkst zum Hafen du die Welt,
Weil das heil'ge Blut dich salbte,
Das dem reinsten Leib entquoll!"

Jene Flotte kam nämlich nicht mit einer reichen Beute an Gold, Silber und köstlichen Juwelen, sondern mit heiliger Erde vom Kalvarienberge zurück; diese Erde, für die Pisaner das werthvollste Kleinod, in Palästina zu holen, war der Zweck ihrer Fahrt gewesen, und mit ihr wollte man den Gottesacker anfüllen, wo die sterblichen Ueberreste der entseelten Bewohner der Stadt dereinst ruhen sollten.

Neben der herrlichen Basilika di Boschetto lag der geräumige, mit den schönsten Bauwerken, Bogen und Säulen verzierte, von den angesehensten Malern jener Zeit durch ihre Kunst verherrlichte Friedhof; allein dieß edle Gebäude, das in den Augen der Lebendigen so groß und prächtig erschien, war für die Todten nicht heilig genug, wenn sie ihre von so vielen Seereisen und Kriegen müden Glieder nicht unter jene Erde legen konnten, welche die Liebe und Barmherzigkeit des Welterlösers mit seinem kostbaren Blute benetzt hatte. Es genügte jenen tief christlichen Männern nicht, mit ihrer unsterblichen Seele sich zu Christus zu erheben,

dessen Opfertod am Kreuz ihr die Thore des Himmels aufgeschlossen; auch ihr Leib, durch die heiligen Sakramente geweiht, sollte an dem unaussprechlichen Gnadengeschenke Theil haben und mit einer Erde bedeckt werden, die mit dem göttlichen Blute getränkt war. —

2. Von diesem Kirchhofe sagt Dr. Sebastian Brunner, der denselben im Jahre 1856 besucht hat, das Folgende:

Der „Campo santo" von Pisa ist der vielgenannteste Gottesacker der Christenheit. Er sieht im Innern aus wie ein Klosterhof mit Arkaden; auch ruht das, wie bei Basiliken blosgelegte Cedern-Gebälk der Dachung auf 62 Spitzbogen. Ach! es ist ein gar stilles Kloster, seine Bewohner sind so ruhig in ihren Zellen und haben der Welt für immer entsagt. Da giebt es weder Zank noch Neid, die Güter dieser Erde haben hier durchaus keinen Werth; die da eingezogen sind, und Profeß gemacht, ließen in der That Alles in der Welt zurück — und nicht einmal einen stillen Wunsch haben sie mitgenommen!

Die Erde des Friedhofs wurde von Kaufleuten aus dem gelobten Lande hierhergebracht. Hier ruhen unter den kostbaren Denkmälern gelehrte Pisaner, Feldherren und andere, mitunter nur für die Republik und die Stadtgeschichte Pisa's renommirte Leute, deren Namen man eben zum ersten Male liest, wenn man hier unter diesen Grabschriften wandelt. Der Bau wurde vollendet 1283. Ueber die Gemälde der innern Wände, über die Skulpturen sind Werke herausgegeben. Es läuft eine praktische, anschauliche Kunstgeschichte von mehreren Jahrhunderten an den Wänden herum.

Der Anblick hat etwas Großartiges; das ist ganz natürlich! Der Grasgrund in der Mitte und die schönsten und größten Cypressen, die Dir in ganz Italien begegnen mögen, sind wohl die beste Farben-Unterlage für die kunstreichen gothischen Hallen. Es ist das die schönste Bildergallerie zur Ehre von hingegangenen Menschen, ein reiches Todten-Album, in welchem Künstler vieler Jahrhunderte sich eingeschrieben, mittelst den Farben die Einen, mittelst Hammer und Meißel die Andern, und mittelst des entzückenden Baurißes der kunstreiche Buchbinder des steinernen Albums, der alte Baumeister, der es hergestellt, und in den vielen leeren Feldern eben so viele Blätter dargeboten zu Fresken, und in dem Steinboden Räume für Denkmäler aus Erz und Marmor.

Auch Monumente aus der Etruskerzeit und aus den ersten christlichen Jahrhunderten finden sich hier.

Der „Campo santo" dürfte wohl Eines der schönsten Museen auf dem Grund von Todtengebeinen genannt werden. Wie Du in den weiten Raum den blauen lichten Himmel hereinschauen siehst —

so deutet hier die Kunst in dem wahren Verständniß ihrer himmlischen Aufgabe — auf jenes Leben hin, und weiß alle Beziehungen zum Jenseits aus der Weltgeschichte Dir darzustellen und zu erklären. Da siehst Du den Triumph über den Tod — Christi Auferstehung und Himmelfahrt, das Weltgericht, das Leben der Einsiedler, das Leben des heiligen Ranierus, Schutzpatrons von Pisa, die Geschichten der Bücher Mosis u. s. w. und Hunderte von Werken in Marmor aus allen Kunst-Perioden. —

468. Die Grabschrift eines berühmten Tonsetzers.

(Aufgezeichnet im Jahre 1844.)

Christoph von Gluck, einer der berühmtesten Componisten, stammte von einer angesehenen Familie in der Oberpfalz, wo er in dem Dorfe Weidenwangen an der böhmischen Grenze 1714 geboren wurde. Er vollendete zu Wien. —

Gluck's, des allgemein bewunderten Tonsetzers, Gebeine ruhen auf dem Kirchhofe von Matzleinsdorf bei Wien, auf der rechten Seite, beiläufig in der Mitte an der Mauer. Der Grabstein ist ganz unten in der Mauer, fast vom Grase bedeckt, zersprungen und beinah' verwittert. Mit lateinischen Buchstaben stehen darauf die Worte:

„Hier ruht
ein rechtschaffener deutscher Mann,
ein eifriger Christ, ein treuer Gatte
Christoph Ritter Gluck,
der erhab'nen Tonkunst
großer Meister.
Er starb am 15. November 1787.“ —

469. Die Beinhäuser zu Charmey.

Eine gar schöne Lage hat die kleine zierliche Kirche zu Charmey in der Schweiz auf dem Rand eines Hügels, wo man eine wunderliebliche Mischung von Felswänden, Thalgründen, Berghalden überblickt. Nirgends wird der Maler eine vollständigere und ausgedehntere Stufenleiter von grünen Tönen, ein so frisches, duftendes Bild finden, das da von dem leisesten Lufthauche, von der dünnsten Wolke belebt und gewandelt wird.

Charmey ist aber nicht nur eine herrliche, sondern auch eine glückliche Gegend; wohlhabend, sittlich und gläubig. Das Volk selbst ist kräftig und anmuthig, und ein Schriftsteller, der protestantische Pfarrer Bridel, sagt: „Ich schreibe die Schönheit dieses

Volkes im Allgemeinen zwei Ursachen zu; einmal, weil man hier beinah' gar keinen Kaffee trinkt, dann, weil man an beinah' Einhundert und fünfzig Fasttagen nur von Milch und Gemüse lebt. So bleiben die Leute während voller fünf Monate im Jahre von jenem gesalzenen Fleische frei, welches, wie der übermäßige Kaffeegenuß, in den protestantischen Alpenländern so viel dazu beiträgt, daß die Haut trocken und bleifarbig wird, und die Züge sich verzerren und frühzeitig altern. Keine andere Gegend in der Schweiz hat so alte Leute jedes Geschlechts; man findet eine große Zahl von Personen zwischen achtzig und neunzig Jahren, und selbst solche, die dieses Alter weit überschritten haben, sind nicht selten!" —

Gar Vieles spricht unter den Sitten und Gebräuchen dieses unverdorbenen katholischen Völkleins gemüthlich zum Herzen; vorzüglich auch die Kirche und der Gottesacker mit seinen kleinen Beinhäusern, in welche die Gebeine der Todten, dem Grab entnommen, aufgestellt werden, so daß jeder Vorübergehende hier das theure Haupt seiner Eltern, Geschwister, Kinder oder sonstigen Angehörigen begrüßen kann.

Nichts ist geeigneter, eine tiefe und ernste Rührung hervorzubringen, als dieser Gebrauch: nämlich das Wenige, was der Tod vom gestorbenen Menschen übrig läßt, dem Blicke der Lebenden darzubieten.

„Seid nicht eitel!" rufen diese Schädelreihen aus ihren engen Zellen dem Vorüberwandelnden zu; „vergesset nicht im Uebermuth eurer Schönheit, eurer Kraft und eures Reichthums den Herrn, euren Gott; denn sehet, was aus der Schönheit, der Kraft und dem Reichthum wird! Säet auf den Geist, und nicht auf das Fleisch, damit ihr dereinst vom Geiste das ewig-selige Leben erntet!"

Und wieder ruft der klägliche Anblick dem Vorüberwandelnden zu: „Gedenk' auch Unserer in deinem Gebete!" Und Viele scheinen diesem Rufe zu horchen und auch zu folgen, denn fast zu jeder Stunde des Tages und oft noch in spätester Abendzeit knieen dort einzelne stille Beter und feiern mit Andacht ein liebevolles gottgefälliges Memento der armen Seelen. —

Alles zur größeren Ehre Gottes!

Hungari, Anton,

Katholischer Anekdoten-Schatz zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stä
nde

Bd.: 6

Frankfurt am Main 1858

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11113216-6